Rassendynamik von Ostasien

China und Japan, Tai und Kmer von der Urzeit bis heute

VON

EGON FREIHERR VON EICKSTEDT

Universitätsprofessor Dr. Dr. h. c., Direktor des Anthropologischen und des Ethnologischen Instituts in Breslau. Leiter der Breslauer Fernost-Expedition 1937—1939 und der Deutschen Indien-Expedition 1926—1929

WALTER DE GRUYTER & CO., BERLIN W 35

vormals G. J. Göschen'sche Verlagshandlung · J. Guttentag, Verlagsbuchhandlung · Georg Reimer · Karl J. Trübner · Veit & Comp.

1944

Archiv-Nr. 34 65 44

Printed in Germany

Druck von Walter de Gruyter & Co · Berlin W 35

INHALT

I. Vorwort VIII

II. Ur-Ost und Ur-China

1. Wege der Rassendynamik 1
2. Die Zeugen des Urmenschen 16
3. Das Hirtenkriegertum der Steppen 33
4. Norden, Skythen und Hunnenproblem 43

III. Druckzentrum im Werden

1. Die Rolle des Südens 68
2. Im Dämmern der Geschichte 81
3. Die Entstehung der chinesischen Kultur 91
4. Das Aufbrechen der siniden Dynamik 105

IV. Der Block der Südbarbaren

1. Die Einschmelzung der Ur-Tai 115
2. Miao-Barbaren von Norden 130
3. Yao-Barbaren im Süden 148
4. Herren und Sklaven der Lolo 162

V. Tai der westlichen Stromlinie

1. Rassentypen in Fernost 179
2. Die Vorläufer von Nan²-dschau⁴ 188
3. Das Ausschwärmen der Verdrängten 199
4. Tailänder und Tairassen 229

VI. Tai der östlichen Stromlinie

1. Südchinesische Küstenstaaten 244
2. Die Entstehung der Tonkinesen 251
3. Rätsel um Annam 267
4. Der Untergang von Tchampa 279

VII. Das Urwaldreich als Gegenspieler

1. Vorgeschichte von Indochina und Indonesien 288
2. Das Werden der Kmer 311
3. Glanz und Ende von Angkor 318
4. Die Zertrümmerung der Waldstämme 338

VIII. Formen asiatischer Expansion

1. Kolonisationsrythmen in Altasien 365
2. Der Mechanismus des Vordringens 389
3. Die indische Dynamik: ein west-östlicher Vergleich. . . . 393
4. Die chinesische Auswanderung 451

IX. Japan im Ausgriff

1. Die koreanische Brücke 476
2. Urrassen und Urräume 481
3. Der Aufstieg von Stamm zu Staat 497
4. Die japanische Ausbreitung 512

X. Zusammenfassung 525

Anhang

1. Bemerkungen zur Umschreibung ostasiatischer Sprachen . . 542
2. Namen von Rassen und Fächern im Chinesischen 545
3. Die Dynastien im chinesischen Raum 552
4. Die 18 Provinzen des eigentlichen China (mit Karte) . . 554
5. Die Reisen des Verfassers in Süd- und Ostasien (Karte) . . 556
6. Merkmalsmessungen bei rassentypischen Bevölkerungen in Ost- und Südasien 558
7. Schrifttum zur Rassen- und Völkerdynamik von Ostasien . 562
a) Urzeit, Zentralasien, Hunnenproblem 562
b) Altchina und das Entstehen der chinesischen Kultur . 572
c) Die Südbarbaren: Bai-I, Lolo, Miao und Yao . . . 578
d) Taireiche und Taiwanderungen 584
e) Annam und Tchampa 590
f) Angkor, Kmer und die Waldstämme 595
g) Die chinesische Kolonisation 604
h) Indische Rassengeschichte 610
i) Japan und Korea 617
8. Schrifttum zur Rassentypologie von Ostasien 624
α) Allgemeines 624
β) Zentralasien 626
γ) China 629
δ) Südostasien 634
ε) Japan 639
9. Kurzes Stichwortverzeichnis 644

I. VORWORT

Dieses kleine Buch ist ein erster Versuch, die Menschheitsgeschichte von Ostasien vom anthropologischen Standpunkt aus zu sehen. Es richtet sich dabei zunächst an alle diejenigen, denen an einer näheren Kenntnis des Ostens überhaupt gelegen ist. Im besonderen wendet es sich dann an Orientalisten, Historiker, Geographen und Ethnologen und nicht zuletzt die Anthropologen bzw. die an einer biologischen Menschforschung interessierten weiteren Kreise. Zu seinen Quellen, seinem Inhalt und seinen Zielen brauchen nur einige Worte vorausgeschickt zu werden.

Es ist zunächst aus Beobachtungen und Ergebnissen von anthropologischen Forschungsreisen erwachsen, die der Verfasser in Ost- und Südasien ausführen konnte. Sie brachten die vielfachen Durchquerungen entlegener dämmernder Urwälder, manche Märsche über lichtdurchflutete Savannen und den Besuch zahlreicher historisch bemerkenswerter Gegenden und Stätten mit sich, und dies während vieler Jahre und wiederholt. So wurden dem Verfasser im Forschen nach Typenaufbau und Stammesschichtung die rauchigen Hütten der Miao oder Toda, die Windschirme der Wedda oder der Negrito der drei verbliebenen Gruppen, wurden die weltfernen Dörfer von Tai, Schan, Lao oder Gond und vielen anderen Stämmen gleich vertraut, wie im Untersuchen von Bevölkerungsaufbau und Gesellschaftsgliederung die schönen Kolonialstädte von Indochina, Insulinde, Birma oder Ceylon und die verkehrsdurchbrausten Metropolen von China, Malaya oder Indien. Hier kann dies Buch aus unmittelbarstem Erleben, ja oft aus einem von tiefer Sympathie getragenen Miterleben in der materiellen und ideellen Welt des Fernen Ostens schöpfen.

Die zweite Quelle bilden die Berichte und Feststellungen von Vorgängern in älteren und ältesten Zeiten. Das sind die anthropologischen und geographischen Reisenden, die seit Marco Polo dem Venezianer und François Bernier dem Südfranzosen den Ostenbe suchten, und sind die Orientalisten, die seit Sï[1]-ma[3]Tjiän[1]*) bis Otto Franke oder seit Megasthenes bis Vincent Smith immer helleres Licht in die Ereignisabläufe der chinesischen und indischen Geschichte brachten. Dazu kommt das Material aus den umfangreichen chinesischen Geschichtswerken selbst, soweit es im Westen bereits zugänglich wurde. Es ist noch bei weitem nicht hinreichend ausgewertet für die Fragen einer biologischen Geschichte und die Deutung der Ursachen der lebhaften Völkerdynamik im Osten. Umso geratener erschien es, wenigstens das wichtigste aus dem verwendeten und recht verstreuten Schrifttum sowohl von historischer als anthropologisch-typologischer Seite zu sammeln und in einem literarischen Anhang gesichtet und gesiebt vorzulegen. Denn das mag vielleicht denen von Nutzen sein, die sich weiterhin mit den einschlägigen Fragen beschäftigen wollen.

Sodann der Inhalt. Er umfaßt alle Länder des Ostens und alle historisch oder prähistorisch noch erreichbaren Zeiten, will aber nicht eine pragmatische Darstellung von Staat nach Staat bringen, sondern versuchen, die inneren biologischen Zusammenhänge in den geschichtlichen Ereignissen aufzudecken, von denen dann die Schicksale der Völker in ihren großen Zügen bedingt sind. Das Datenmaterial ist daher nur Rahmenmaterial. Die Analyse und Darlegung der treibenden Kräfte der großen Bewegungen aber füllen die Bühne eines dramatischen Geschehens, das sich mit unbeirrbarer Folgerichtigkeit bis auf unsere Tage fortsetzt. Seine wissenschaftliche Unterbauung, auch ein gewisses stimmungsnäheres Verständnis, sollen dabei durch die Anfügung der jeweiligen chinesischen Zeichen gefördert werden. Sind diese doch angesichts

*) Für die Umschreibung ostasiatischer Namen vergleiche man Anhang 1.

der zwar zahlreichen, aber unzulänglichen Umschreibungsweisen für den europäischen wie ostasiatischen Forscher gleicherweise zu einer genaueren Arbeit und Identifizierung unerläßlich. Der Fernerstehende aber mag sich an dem ästhetischen Reiz dieses ebenso merkwürdigen wie ungemein wirkungskräftigen Kulturfaktors des Ostens erfreuen, dessen Kenntnis mit dem immer nachdrücklicheren Eingreifen des Ostens in das Weltgeschehen in Bälde sowieso zunehmen wird und muß.

Der gesamte Stoff unserer Darlegungen ist allerdings recht weit ausgebreitet in Raum und Zeit, und der Leser wird selbst beurteilen müssen, ob es dem Verfasser gelungen ist, diese umfassende Materie in Klarheit und Kürze und doch gleichzeitig in lesbarem Stil vorzutragen. Jedenfalls war dies sein Bestreben, um dessentwillen nicht nur manches Kapitel mehrfach geschrieben, sondern auch ein kleiner Satz (mitunter erstmaliger) Karten und viele Bilder beigefügt wurden. Sie sind zu einem großen Teil den Sammlungen des Verfassers entnommen und sollen das unmittelbare Verständnis erleichtern. In und mit ihnen schwingt die Seele des Ostens, die der Verfasser seinen Lesern näherbringen möchte.

Schließlich die Ziele. Sie sind einerseits geschichtswissenschaftlicher, andererseits wissenschaftsgeschichtlicher Art. So möchten sie einerseits die biologische Schau in der großen anthropologischen Nachbardisziplin, der Geschichte fördern, indem sie unter Betonung und Darlegung der methodischen Wege zu zeigen versuchen, wie rein anthropodynamische Faktoren den Gang der historischen Abläufe mitbestimmen, ja oft entscheidend vorbestimmen und daher bei ihrer Erfassung und Deutung eine recht erhebliche Rolle spielen können. Das ist an sich nicht überraschend. Denn Träger und Initiator aller historischen Ereignisse ist der Mensch, dessen Wesen — nach kennzeichnenden Gruppen der räumlichen Verteilung, des leibseelischen Baus und der typologischen Zusammensetzung verschieden — eben auch verschiedene

Wirkungen und Abläufe auslösen muß. Erstaunlich könnte vielmehr nur erscheinen, daß diese Selbstverständlichkeit nicht schon längst zu einer historischen Menschforschung geführt hat. Doch man wird sich daran erinnern, daß historische und biologische Neigungen aus gerade den typologischen Unterschieden der Menschen heraus nur selten gemeinsam auftreten und daher die letzteren auch nur selten in der historischen Wissenschaftsentwicklung eine größere Rolle gespielt haben. Aber davon bleibt ihre Bedeutung an sich unberührt. Sie mag daher auch als entschuldigende Begründung dafür dienen, daß es diesmal ein Anthropologe ist, der die Hand in freundnachbarlicher Bereitschaft zur Historie hinüberreicht.

Andererseits ist auch die wissenschaftsgeschichtliche Stellung der Anthropologie, der Rassen- und Völkerbiologie selbst, merkwürdig genug. Die abendländische Wissenschaft kennt wohl eine Pflanzenforschung und eine Tierforschung, aber der dritten Biologie, der Menschforschung, ist es immer noch nicht gelungen, sich zu der Stellung durchzuringen, die ihr nach ihrer wissenschaftlichen, praktischen und ethischen Wichtigkeit zukommt. Denn schwerlich wird irgend jemand bestreiten können, daß der Mensch für den Menschen ein wichtiges und wesentliches Objekt darstellt, daß seine wirkliche wissenschaftliche Erkenntnis auch unmittelbaren praktischen Nutzen in sich trägt und daß seine sittlichen und kulturellen Leistungen der Maßstab aller Kultur und Größe überhaupt darstellen. So liegt das Ziel dieses Buches zu einem Teil auch mit darin, die Wissenschaftswürdigkeit, ja Kulturwichtigkeit einer größeren Menschforschung zu zeigen, die als vollgültiges akademisches Fach unzerbrochen und methodisch gesichert an die Seite ihrer beiden Schwesterbiologien treten muß, wenn anders die abendländische Geistesgeschichte den ganzen Kreis wissenschaftswürdiger und wissenschaftsmöglicher Kategorien überhaupt schließen will.

Hatte das Lehrbuch der „Forschung am Menschen" zur Aufgabe, das Material der drei anthropologischen Grundwissenschaften

(Morphologie, Physiologie, Psychologie) nebst ihrer Entwicklung und Methodik darzulegen, gab die „Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit" den Anlaß, die biologische und räumliche Verankerung alles Menschlichen zu zeigen, so soll das vorliegende Buch an fernen und gefühlsfrei zu erörternden Problemen auf seine biologische und historische Verankerung hinweisen. Läßt sich doch die dreigegliederte, körperlich-funktionell-seelische Ganzheit des Menschen nicht ohne die nachdrückliche Berücksichtigung der beiden Entwicklungskoordinaten alles Lebendigen, ohne Raum (Geographie) und Zeit (Geschichte), erfassen. Dann fehlt zur Abrundung des Inhalts der vergleichenden menschlichen Biologie nur noch die Völkerbiologie (Bevölkerungsbiologie oder auch unlogischerweise „Bevölkerungspolitik"), die seit längerem in Vorbereitung steht. Inzwischen führt die „Zeitschrift für Rassenkunde und die vergleichende Forschung am Menschen" Material und Ziele im lebendigen Zusammenhang mit der Wissenschaftsentwicklung weiter.

So soll dieses kleine Buch also hinausgehen und von Wesen und Wirken der Rassen und Völker in Fernost berichten. Es möge dabei Kenntnis und Verständnis von West zu Ost und Ost zu West fördern und möge Brücken schlagen von der Menschforschung zur Geschichtsforschung. Und es soll dabei auch zu seinem Teil für die Ziele der heute entstehenden größeren Anthropologie zeugen: die Rassen- und Völkerbiologie als ungebrochenes Fach zum Einsatz für Wissenschaft, Volk und Kultur zu bringen und einer ganzheitlichen Menschforschung die Stellung vorzubereiten, die ihr zu Nutz und Frommen von Wissenschaft und Geistesleben in der abendländischen und morgenländischen Gemeinschaftsgestaltung zukommt.

v. E.

II. UR-OST UND UR-CHINA

1. Wege der Rassendynamik

Von außen gesehen wären in dem nachfolgenden Aufriß nur die großen säkularen Bewegungen der Ostmenschheit aufzudecken und zu schildern: zunächst das Entstehen eines der wirkungsvollsten Unruhezentren in Zentralasien und eines der stärksten anthropologischen Druckzentren der Menschheit, dessen Urzelle am Hoangho lag. Dann einerseits die Vorstöße und Überschichtungen des letzteren gegen einen großräumigen und bergreichen yünnanischen Südwesten, wo die rassischen Züge verrinnen, aber die sprachlichen Wellen weiter nach dem Süden vorgleiten und schließlich sein Weiterquellen andererseits im schmaleren und kürzeren Südosten an buchtenreichen annamitischen Küsten, wo mit konzentrierter Kraft die Menschen wie Sprachen und Kulturen gleicherweise bis abermals in den südlichsten Süden getragen werden.

Hier prallen die dynamischen Ströme von West und Ost im Raum der alten Kmer aufeinander, hier brandeten Kampf und Vernichtung schon in Urzeiten auf und findet langsam im Lauf der Jahrtausende ein rassischer Ausgleich statt. Denn wo die Landräume enden, wo die hinterindische Sackgasse am Südmeer endet, schließen sich die von West und Ost hereinlaufenden Arme einer lebendigen Klammer und greifen vernichtend in die älteren rassischen Schichtungen ein. Und gleichzeitig gleiten die Ringe des zentralen Drucks gegen einen halbeuropiden Westen und Norden und auf die japanische Inselkette hinüber.

Aber so große Anteilnahme die vielgestaltige Folge dieser weltweit reichenden Ereignisse wecken mag, so viel wichtiger sind doch ihre tieferen Ursachen.

Von innen her gesehen rollen hier lebendige dynamische Kräfte von ungeheurer Wucht und ganz offenbar auch dauernd fortwirkender Gesetzmäßigkeit ab. Diese sind es, die — historisch Schritt um Schritt verfolgbar — mit eiserner Konsequenz und Jahrhundert um Jahrhundert erst die Wanderungen, Kriege und Eroberungen entfesseln und Völker und Kulturen beeinflussen oder zerstören, und die sich in unserer Kolonialzeit, ja schließlich eben erst in den letzten Jahren in uns allen bekannten Ereignissen äußern. Gerade heute steht in gigantischem Weltringen wieder einmal alles auf des Messers Schneide. Wie immer aber in unseren Tagen auch technische Faktoren die seit alters wirkenden biologischen Abläufe beeinflussen mögen — sie können ihre Grundzüge nicht ändern, die sich im Krieg und Frieden gleicherweise und rastlos auswirken.

Denn diese letzten Ursachen sind an menschliche Wesensäußerungen gebunden. Das aber heißt, daß hier die ganze Skala der Charakter- und Verhaltensunterschiede von biologischen Formengruppen oder kulturell-zeitmäßig mitbestimmten Einzelnen lebendig wird, die ganze Fülle der regionalen Rassen, nationalen Rassenverbindungen und körperbaulichen, hormonalen oder sozialen Typeneinheiten. Sie stehen überall und dauernd greifbar vor uns, können beobachtet, gemessen, getestet werden. Daß dies nur wenig und selten geschah, daß sich die abendländische Wissenschaft nur zögernd der Forschung am Menschen näherte, wird einmal als eine ihrer größten Merkwürdigkeiten und Versäumnisse angesehen werden. Denn — und das ist im Grunde genommen eine Selbstverständlichkeit — nur wenn man den Menschen selbst in seiner gruppengebundenen Eigenart verstanden hat, kann man erst die Wirkungen erfassen, die er eben auf Grund dieser Eigenart auszuüben und auszulösen in der Lage ist.

So gewinnt der anthropologische Gesichtspunkt eine entscheidende historische und soziologische Bedeutung. Wir werden also die körperliche Form zu beachten haben, an deren Leiblichkeit die Verhaltensweisen unausweichlich geknüpft sind, und wir werden

die großen regionalen Formenkreise oder Rassen von den weiteren abstammungsmäßigen und seelischen Wirkungskreisen der Völker und Kulturen auf das sorglichste zu trennen haben.

Dabei sind einige klärende Vorbemerkungen nicht zu umgehen. Sie beziehen sich auf einige biologische Grundfragen. Rassen sind uns Regionaltypen von größerer oder geringerer, aber immer erblicher, leiblicher und seelischer Ähnlichkeit. Völker sind uns Nationalverbände vieler, aber verwandter solcher rassischer Typen. Rasse ist Formtypus, Volk ist Blutsverwandtschaft. Dabei schöpft „Volk" jedoch aus zwei Quellen seine wirkenden Kräfte, die jenen unablässigen Wechsel hervorrufen, der alles Leben kennzeichnet. Das ist zum ersten die Rasse bzw. sind die Rassen, die immer wieder von neuem aus dem Volk heraus geboren werden, und die auf Grund ihrer dauernden, in jeder Generation von neuem auftretenden körperlichen und seelischen Eigenschaften die gleichen Wirksamkeiten zu entfalten streben. Aber es ist in zweiter Linie auch die Kultur, die aus den Rassen — aber schon als Ergebnis ihrer gegenseitigen psychischen Durchdringung in der Volksgemeinschaft — geschaffen wird, und die alsbald mit Modeströmungen und Massensuggestionen eigene und wechselnde lebendige Kräfte entfaltet.

So sind die Lebensäußerungen eines Volkes zu einem gegebenen Zeitpunkt immer das Ergebnis von beiden: der über lange Generationenreihen hin gleichbleibenden rassischen Strebungen und der selbst innerhalb ein und derselben Generation in nahezu unberechenbarer Weise wechselnden und rückwirkenden Kulturströmungen.

Damit ist auch klar, was wir unter Rassendynamik verstehen. Sie ist die Auswirkung der tieferen bewegenden Lebenskräfte in den großen biologischen Formenverbänden. Das sind einmal die Rassen, die regional weitverbreiteten Erbformkreise von Trägern ähnlicher, wenn auch variabler Merkmalsverbindungen leiblich-seelischer Art. Aber es sind dann auch unmittelbar anschließend die Bevölke-

rungen, denn diese stellen ja nichts anderes dar, als die Zusammenfügungen von verwandten solchen Rassentypen, wie sie in den größeren kulturverbundenen Heirats- oder Fortpflanzungsgemeinschaften der Völker in Erscheinung treten (vgl. hierzu Tafel Ia—b).

Völker sind also die Träger der rassischen Dynamik, Rassen die tiefere Ursache der lebendigen Wirkungsformen der Völker, und Rassendynamik wird damit zum Ausdruck der Lebenskräfte organischer Verbände in den langen Zeiten und in den großen Räumen.

Solche Lebenskräfte können sich einmal in der ganz rohen, rein vegetativen Form der Geburtenmasse und des Geburtenüberschusses äußern, die an sich biologische Druckkräfte zu entfalten in der Lage sind und in gewissem Grade immer Voraussetzung bleiben, um Fähigkeiten und Neigungen einer biologischen Gemeinschaft überhaupt zum Ausdruck zu bringen. Aber viel entscheidendere Lebenskräfte äußern sich gerade beim Menschen sehr oft mehr in der Qualität als in der Quantität. Das qualitative Moment ruht dabei in den wirkensfähigen seelischen Anlagen, die als solche unweigerlich aus rassischen Quellen entspringen und ihres Einsatzes harren. Sie sind das typisch menschliche Moment der Biodynamik. Denn über Masse verfügt auch das Tier, nicht über Geist. Nicht selten wird dessen Einsatz bei den Menschen aber erst durch die kulturelle Lage ausgelöst. Hier springt das historische Moment ein.

Das alles wäre demnach im Folgenden für Fernost zu untersuchen: die Massenbewegungen und die Massenzunahmen, das Vorstoßen und Rückfluten, die Rolle des psychischen und kulturellen Moments beim Entstehen von Sprengzellen und Druckzentren — und zwar seit der Urzeit und über die frühhistorischen und geschichtlichen Epochen bis zur Neuzeit.

Vor uns liegt dabei allerdings nur der Sachbestand des Heute. Alles Andere und Weitere, das ganze Wiederaufbauen einer ver-

klungenen Rassendynamik, sind Rückschlüsse wie alle Historie. Aus Funden und Folgerungen, Abwägen, Indizienbeweisen und Quellenforschungen ergibt sich das Einst. Damit wird es oft möglich sein, Entstehung und Werden gleichartiger, ja geradezu gesetzmäßiger Abläufe in den Schicksalen von Rassen, Völkern und Kulturen zu erkennen, was gewiß ein unbestreitbares theoretisches Interesse besitzt. Es werden aber damit auch für die Gegenwart Ursachen und Ziele erschlossen, die große Geschehen unserer eigenen Zeit erhellen, ihre Wurzeln aufdecken, ja gewisse Schlüsse auf weitere Abläufe erlauben. So reicht das Studium rassendynamischer Fragen, wie tief es auch, ja gerade weil es so tief zurück an die Wurzeln des bio-historischen Geschehens greift, umgekehrt über unsere eigene Zeit hinaus in zukünftige Entwicklungen.

Die Methode — und das sei als letztes einleitend gestreift — kann dabei gewiß nicht einseitig sein. Zuerst erhebt sich die Frage des Raums, denn vom Raum hängen alle Möglichkeiten ab — wo er nicht Fruchtbarkeit spendet, können Fruchtbarkeit und dynamischer Druck sich nicht entfalten, wo er nicht die Tore und Straßen geschaffen hat, können sie auch keine Benutzung finden. An erster Stelle steht also die Geographie bzw. Paläogeographie. Dann unmittelbar, und verständlich genug, folgt die Untersuchung der kulturellen Hinterlassenschaft der Völker dieser oder jener Zentren oder Straßen. Das ist Bereich der prähistorischen Archäologie. Aber ihr kostbares Material ist immer lückenhaft und läßt selten das umfassende Rückerschließen der älteren Zustände zu, wie es in der Paläogeographie möglich ist, und zudem entsprechen Kulturschichten und Kulturkreise keineswegs auch immer bestimmten Stämmen oder Völkern, geschweige denn Rassen. Der Weg von Beil und Topf zu Rasse und Volk ist mühselig genug.

In jüngeren Zeiten allerdings springt helfend die Linguistik ein, die mit der Analyse von Begriffen, Wortschatz und Grammatik auch Beeinflussungen, Durchdringungen und Überschichtungen mehr

oder minder wahrscheinlich machen kann, und die auch gelegentlich unmittelbare Verbindungen zwischen der materiellen Kultur und ihren Trägern herstellen mag. Und schließlich bietet in den jüngsten Epochen die Historie selbst genug der Hinweise aus dem reichen und immer realer werdenden Schatz ihres gesicherten Wissens über die Träger von Wandlungen und Ereignissen.

Aber das Wichtigste sind dafür doch die Reste bzw. der derzeitige Zustand dieser Träger selbst, die Anthropologie der Urzeit und die Bevölkerungsbiologie der Jetztzeit. Die letztere ist an Gesetze gebunden, die immer waren, so lange es Menschen gab, und die Beobachtung des Verhaltens heutiger Menschenballungen oder heutiger vereinzelt kämpfender Reststämme erschließt die Frühzeit. Und die Paläanthropologie bietet die greifbaren knöchernen Überreste vergangener Menschengeschlechter in ihrem Heimatboden und gibt durch den Vergleich der Formen von einst und heute unwiderlegbare Hinweise auf Beharrung oder Dynamik.

Damit schließt sich der Kreis der Grundverfahren, aus denen die Rassendynamik ihre Folgerungen zieht.

* * *

Was hier gleichzeitig erschwert und fesselt, Probleme aufwirft und durch Kombination der beteiligten Faktoren mit mehr oder minder großer Sicherheit auch wieder löst, ist der oft ungeheure Wechsel im Fluß der Erscheinungen. Wie die Menschen und Menschengruppen und ihre sozialen und völkischen Aufbauformen kommen und gehen, so auch die materiellen Kulturen und die Sprachen, ja in den langen Zeiten ändern sich selbst die Klimate, und Wälder, Steppen oder Siedlungszonen können wachsen oder sich zusammenziehen oder in breiten Gürteln verschieben. Aus dem vorsichtigen Wägen und Verbinden von räumlichen und wirtschaftlichen Möglichkeiten einerseits und kulturellen, sprachlichen und historischen Gegebenheiten andererseits heben sich dann die Linien des Werdens der großen Menschengruppen, der regionalen Rassentypen und der völkischen Fortpflanzungskreise ab.

So entsteht die Rassendynamik und ein anthropologischer Wissenschaftszweig, der ihr gewidmet ist, die Rassengeschichte der Menschheit.

Es ist dabei nicht ohne Wichtigkeit, sich bewußt zu bleiben, daß menschliche Rassendynamik im Grunde genommen nur Teil einer jeweiligen umfassenderen Biodynamik bildet (v. Eickstedt '34, 106ff.). Steht doch der Mensch keineswegs außerhalb der großen natürlichen Lebensgemeinschaften, die auf Grund natürlicher und naturgesetzlicher Bindungen Einheiten des Lebens wie des Kampfes und der Verteidigung darstellen. Allerdings macht ein spezifisch menschliches Element, nämlich die Kultur, von der Natur unabhängig, wenigstens in gewissem Grade und unter bestimmten Voraussetzungen. Aber das gilt um so weniger, zu je tieferen Kulturen und in je ältere Zeiten wir gelangen. Um so stärker wird dann der Einfluß des Lebensraumes, der allen seinen Lebewesen die Lebensmöglichkeiten vorschreibt: die Wirtschaftsart nach der Beschaffenheit der Böden, die Verteidigung oder das Vordrängen auf Wegen, die der Boden offen läßt, die Größe der Kopfzahl nach seiner Tragfähigkeit. Denn wo üppiger und geeigneter Pflanzenwuchs Jahr um Jahr aufsprießt, ist die Tierwelt vielgestaltig und kopfreich, wo viel Wild durch lichte Wälder streift oder intensive Bodenbestellung möglich ist, können auch Mengen oder selbst Massen menschlicher Bevölkerungen entstehen — und damit Druckzentren, die Überschüsse abgeben, Leerland besetzen, die Nachbarn bedrängen oder in weitem Sprung Kolonien suchen und gründen. Nur wo viel Wild über Steppen oder Savannen streift, kann ein Jägertotemismus als Lebensanschauung aufkommen, nur dort Hackbau und Mutterrecht, wo Hackbaupflanzen gedeihen, nur dort Kümmerkulturen, wo auch die Natur versagt.

Solcherweise entstehen die großen und dauernden Druckzentren der reichen Alluvialböden, die explosiven, gelegentlichen Druckzentren der Steppen, die urewigen Pässe der Wanderungen über die Berge und die gelegentlich und stoßweise arbeitenden Sa-

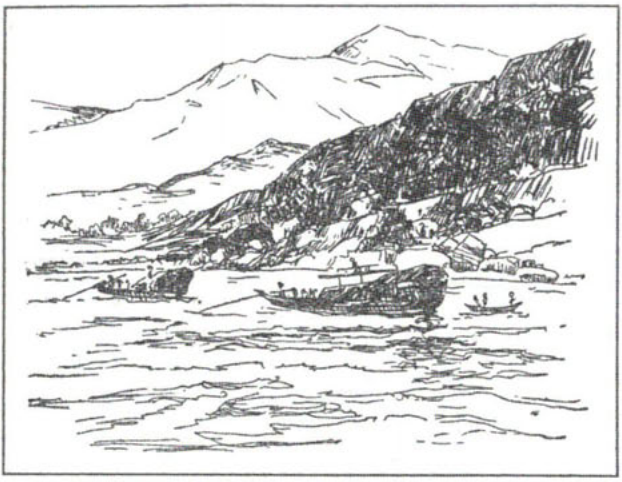


Abb. 1. Das Unter-Yangtsetal mit reisbaufähigen Ebenen und mäßigen Höhen bildet eine von Chinas dynamischen, verkehrsfreundlichen Landschaften (F. Ayscough '34).

vannenstraßen und schließlich die ausgesprochenen Rückzugslinien und Rückzugsgebiete. Das sind Wälder, ja Urwälder, sind Sümpfe, Berghöhen und tropische Hänge, die zu Zufluchtsgebieten von Altrassen und Völkersplittern werden, die im Lebenskampf zusammengebrochen sind und ihren Lebensunterhalt wohl oder übel dort suchen müssen, wo es ihre letzte Anpassungskraft noch eben gestattet (vgl. Abb. 1—2, Tafel 35—37 und Karte 4).

Zwei Arten von biodynamischen Druckzentren haben wir also vor uns: jene dauernden Druckzentren, mit geballten Menschenmengen auf mehr-minder engem Raum, der gewöhnlich Alluvialboden darstellt, und die temporären Druckzentren in weiten und kargen, aber immer noch indirekt, d. h. durch Viehzucht ertragfähig gestalteten Räumen, die gewöhnlich Steppen sind. Für beides liefert Ostasien mit Lößland und Wüstensteppen ausgezeichnete Beispiele.

Abb. 2. Yünnan mit Bergketten und zerbrochenen Tafellandschaften bildet eine von Chinas adynamischen, verkehrsfeindlichen Provinzen (Der Paß des zweischneidigen Schwerts: F. Ayscough '34).

Von hier bieten sich als Kanäle der Weiterleitung des Druckes zunächst natürlich die topographischen Möglichkeiten dar, die Pässe, Ströme oder Niederungen, dann aber und viel wichtiger — wenn auch meist weniger beachtet, — die wirtschaftlichen Gegebenheiten. Gewiß können nur dort, wo Landbrücken, Ströme und Straßen ein Entweichen ermöglichen oder Kolonisieren begünstigen, auch Verschiebungen oder Vorquellungen stattfinden, gewiß kann sich nur dort die ganze umfangreiche Strategie aus dem unbewußten Lebenstrieb benachteiligter Stämme oder Völker entwickeln, wo schützende Wälder und Sümpfe, Berghorste oder Wüsten und Regenzonen den natürlichen Apparat dafür liefern. Aber das alles gibt nur erst die äußeren Umrisse.

Wichtiger ist die Wirtschaft. Seit sich im Spätpaläolithikum aus universal-primitivem Nahrungserwerb zunächst hier Sammler und dort Wildbeuter mehr-minder trennten und allmählich die höheren Sammler- und höheren Jägerkulturen entstanden, seit dann tropischer und nördlicher Hackbau oder Viehzucht als weitere Spezialisationen und schließlich besondere wirtschaftliche Anpassungen für Berg und Tal und fetten oder kargen Boden entstanden und immer schärfer umrissene Kultur- und Wirtschaftsformen auftraten, seit dem Beginn wirtschaftlicher Kulturdifferenzierung überhaupt also, sind die gegebenen Stammeseinheiten auf das stärkste mit ihrem Wirtschaftsraum verbunden. Gerade auf den mittleren Stufen, denen sowohl die noch mehr-minder weltverbreitete Primitivität wie auch die gleichfalls weltverbreitete Höchstkultur fehlen, wird die Bindung an den Wirtschaftsraum geradezu zur Fesselung. Sind doch Behausung und Geräte, Denken, Handeln, Lebensweise gänzlich von dem Material abhängig, das die landschaftliche Einheit der Heimat bietet. Und deshalb sind auch nur diejenigen natürlichen Straßen wirklich gangbar, die den wirtschaftlichen Möglichkeiten entsprechen. Auch dafür bietet Fernost, wie wir sehen werden, ausgezeichnete Beispiele, für die Abb. 3 und Tafel 2—3 zunächst Hinweise geben mögen.

Endlich kommt neben dem Raumrelief und der Wirtschaftsform aber auch noch das innere dynamische Element einer menschlichen Gruppe in Frage. Das ist die Charakterprägung ihrer tragenden Rasse. Ganz anders nutzen die einen gegebene Möglichkeiten, ganz anders die anderen, und daß dem so ist, liegt an den inneren erblichen Neigungen und Fähigkeiten, die jeweils für ganze Gruppen zu verschiedenen unbewußten Gewohnheitshandlungen und Gewohnheitsauffassungen führen. Sie festigen sich für jeweils gewisse Zeiten in bestimmten Sitten und Weltanschauungen, die ihrerseits dann auf die Haltung der Gruppe zurückwirken. Dann kann aus der explosiven Aktivität viehzüchtender Rassen ein jahrhundertelanges Hindämmern von Eigenschaften werden, die latent

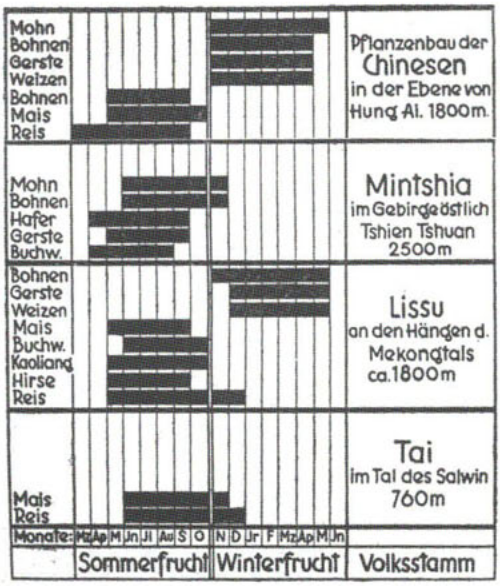
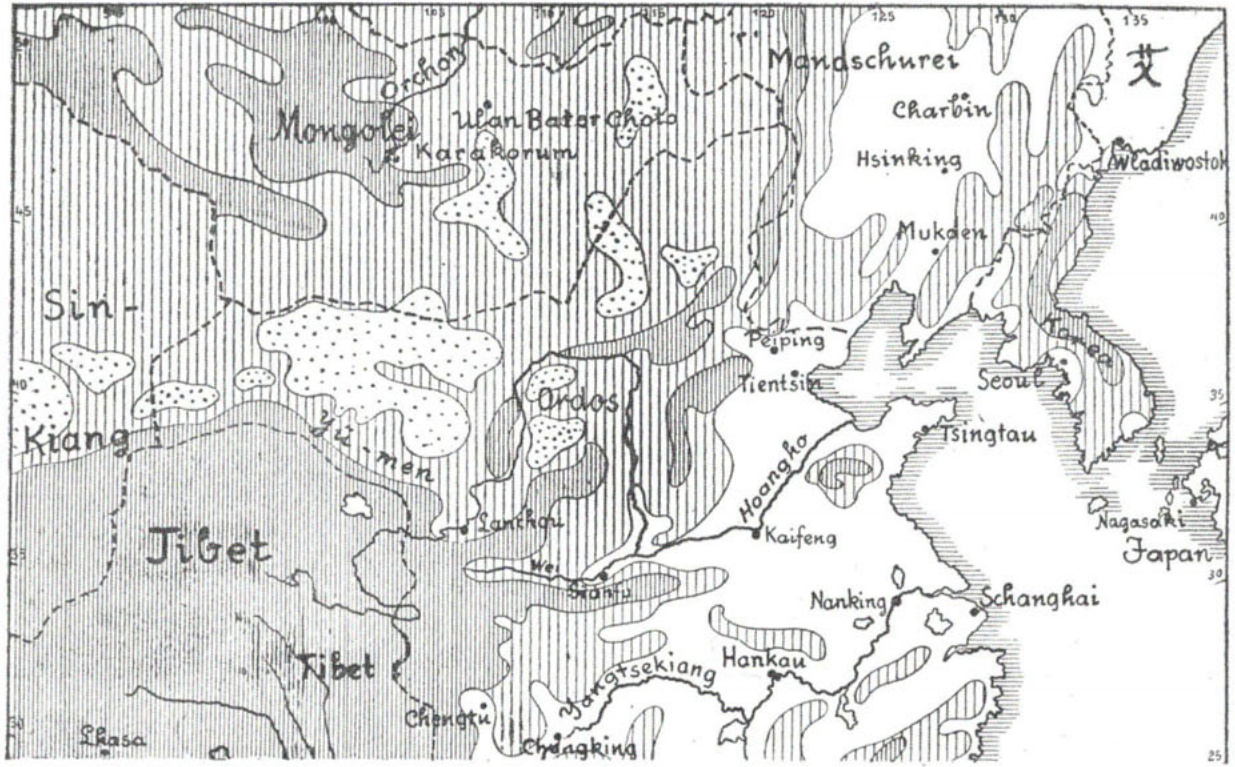


Abb. 3. Der Pflanzenbau bindet die Völker an ihre Wirtschaftsböden: verschiedene Anbauzeiten und Anbauvölker nach Tal, Hang und Höhe in West-Yünnan (W. Credner '35).

nach wie vor vorhanden sind und nur der Weckung harren, oder können friedliche Stimmungen oder genießerische Lebensfreude ein ebenso umfangreiches wie selbstverständliches Ausmaß annehmen, das in Notzeiten zur schweren Gefahr wird.

So sind es also drei Faktoren, die die Auswirkungen des Druckes eines biodynamischen Druckzentrums bestimmen: Raumgegebenheiten, Wirtschaftsart und Rassencharakter.

Diese drei Faktoren sind aber in sehr wechselndem Ausmaß an der Entstehung von Völkerbewegungen beteiligt, und zwar ebenso wechselnd nach Rasse wie Zeit, d. h. nach Impuls wie Weckung. Es stehen kriegerische Steppenvölker und reproduktionskräftige Ackervölker dauernd unter einer latenten Bevölkerungsspannung,


Orchon
Mongolei
Ulan Bator Choto
Karakorum
Mandschurei
Charbin
Hsinking
Wladiwostok
Mukden
Sin-
Kiang
Peiping
Tientsin
Seoul
Korea
Ordos
Yu-men
Tsingtau
Hoangho
Lanchau
Kaifeng
Nagasaki
Japan
Tibet
Wei
Sianfu
Nanking
Schanghai
Hankau
Yangtsekiang
Chengtu
Lhasa
Chungking
Changsha

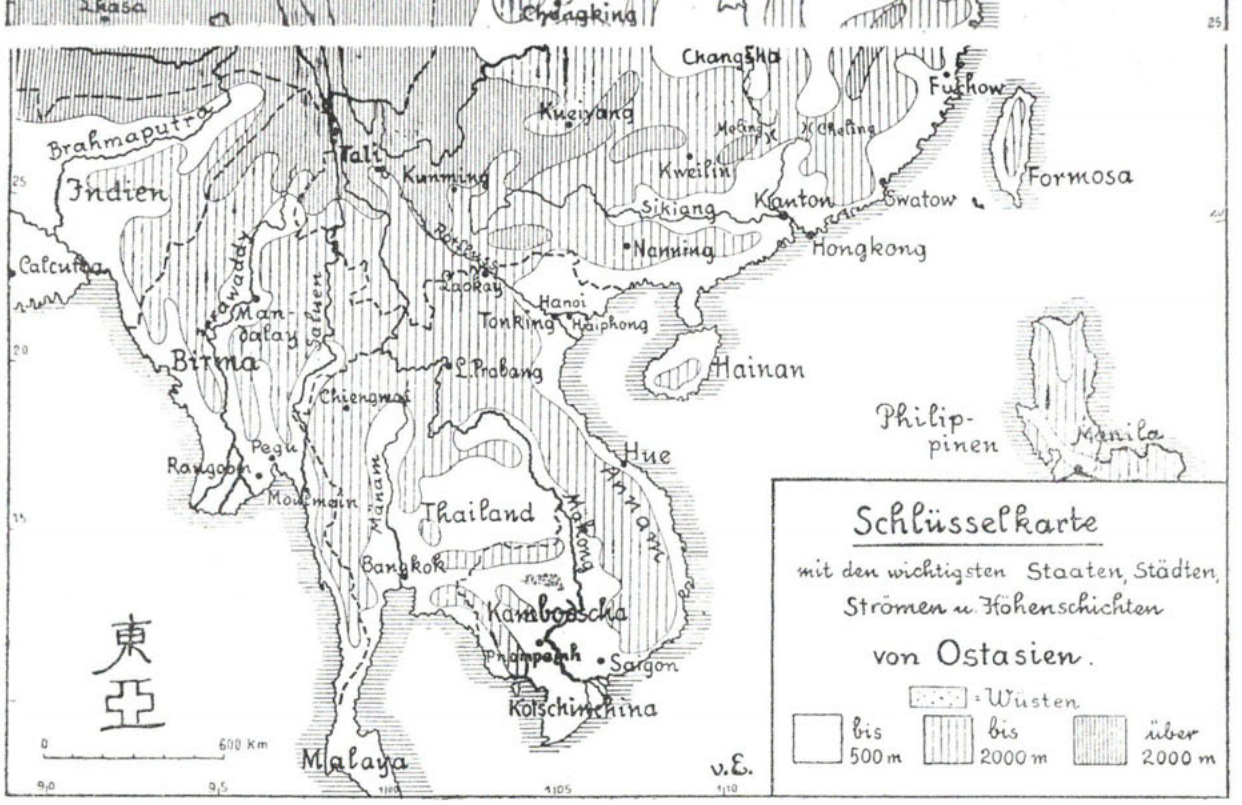


Abb. 4. Die Bühne der ostasiatischen Rassendynamik: die großen Gebirge, Pässe und Ebenen. Die gleichen Flußlinien und Stadtpunkte kehren auf späteren Karten zur Orientierung wieder. Beachte die zentralen Hochlandsteppen der tungiden Rasse, das Bollwerk des Altai und den toten Winkel von Tibet, sowie die randlich gelagerten Reisbauebenen der kopfreichen nördlichen Siniden und der kopfarmen südlichen Palämongoliden. — Für die Provinzialgrenzen vergleiche die Karte im Anhang 4.

die erst durch äußere Ereignisse oder innere Willensbildung zur Explosion gebracht wird. Aber selbst raumdynamisch ungünstig gestellte Völker sind in der Lage, durch das dritte Moment, durch Willensbildung allein, kraftvolle Bewegungen bei historisch günstigen Zeitlagen zu entfalten.

Ursachen und Charakter der Bewegungen von Menschengruppen sind also ebenso aus biologischen wie historischen Gründen verschieden, und neben einer Bewegungsdynamik der Steppenvölker und Massendynamik der Ackervölker steht noch die rein psychologisch geformte Willensdynamik der Expansionsvölker.

Und auf der anderen Seite wird der Widerstand keineswegs nur durch die jeweiligen Gegendynamiken, also feindliche Steppen-, Acker- oder Expansionsvölker gebildet, sondern auch und oft dauernd erfolgreich von den Beharrungsvölkern. Dann treten Berge und Wälder als Gegenspieler von Steppe und Acker im Kreis der raumdynamischen Faktoren auf. Aber wieder auch ist das rein psychologische Moment mit der Erscheinung der ausgesprochenen Fluchtvölker zu beachten, die, sei es aus rassischer Anlage oder Willensbildung bzw. richtiger Willenszusammenbruch, zu aktiver Gegenwehr nicht mehr fähig sind. Das letztere, das psychologische Moment, gilt überhaupt und in weitaus erster Linie für alle aussterbenden Völker. Trotz noch vorhandener günstiger wirtschaftlicher Möglichkeiten wird der Untergang unvermeidlich, weil der Wille zu ihrer Nutzung fehlt und mit der Hoffnungslosigkeit ein ungewolltes und unaufhaltsames Sinken der Nachkommenschaft eintritt, das die quantitative Voraussetzung für jeden Widerstand nimmt. Das Aussterben von Völkern oder besser Stämmen — denn Völker sterben nicht aus, sondern wandeln und schichten sich um — ist also in erster Linie eine psychologische Erscheinung.

So stehen auf der Seite der Abwehrdynamik wieder drei Gruppen: die aktiven Bergvölker, die stationären Waldvölker und die passiven Fluchtvölker. Bietet, wie wir sehen werden, für die Aus-

griffdynamik der Norden von Asien ausgezeichnete Beispiele, so für die Abwehrdynamik sein Süden.

Dabei darf, wie bereits bemerkt, besonders für die älteren Zeiten, die Tiefkulturen, nicht übersehen werden, daß nicht nur der Mensch vom Bodenertrag oder dem Wildreichtum des Heimatbodens abhängt, und zwar ebenso nach Menge wie Verhalten, sozialem Aufbau und Religion, sondern auch seinerseits das Wild von der Pflanzenbedeckung abhängt. Denn nur bestimmte Pflanzen werden von den Pflanzenfressern gefressen, seien es nun Käfer oder Nager, und nur bestimmte Tierarten sind den Raubtieren willkommene Beute, seien es Vögel oder Säuger. Sie alle, den primitiven Menschen mit eingeschlossen, leben also in einer großen Lebensgemeinschaft, in der die einen auf die anderen und alle zusammen auf die wirtschaftliche Ausstattung ihrer Heimatlandschaft angewiesen sind. Daher eben ist jede menschliche Rassendynamik, und in je ältere Zeiten wir kommen, desto stärker, Teil einer Biodynamik.

Nun wechselten aber Klima und Raumausstattung recht oft und einschneidend. Das gilt nicht unbedingt in den wenigen Jahrhunderten, die wir historisch übersehen, wohl aber schon in den Jahrtausenden, hie und da Jahrzehntausenden, die wir prähistorisch gesichert überschauen können. Und diese Wechsel waren keineswegs selten, sondern wiederholten sich und waren oft ungemein scharf ausgeprägt. Sie haben in Kältezeiten die Klimagürtel in globaler Breitenausdehnung auf die südlichen Zonen gepreßt und dort Feuchtigkeitsperioden aufkommen lassen, die die Lebensmöglichkeiten von Grund auf änderten und große und herrschende Formenverbände in die Flucht schlugen, anderen und bis dahin zurückgedrängten Rassen zu behäbigem Leben verhalfen. Bis alles sich wieder änderte — langsam, schrittweise, aber unweigerlich, unvermeidbar und schicksalhaft.

Es ist also die Biodynamik keineswegs nur eine Frage des Raumes als solchem — das gilt nur in kurzen Fristen. Die Frage der Lebens-

gemeinschaften und ihrer Lebensmöglichkeiten ist vielmehr auch eine Klimafrage, d. h. letzten Endes eine Frage der solaren Energie. Biodynamik ist Sonnenschicksal.

Fassen wir zusammen. Rassendynamik ergibt sich aus zwei Gründen: dem Bevölkerungspotential nach Menge und Charakter als inneren biologischen Faktoren, und den Raummöglichkeiten nach Umfang und Wechsel als äußeren biologischen Faktoren. Zwischen diesen ursächlichen Polen entwickelt sich das beispiellos bunte und vielgestaltige Bild vor- und frühhistorischer Vorgänge der menschlichen Biologie.

2. *Die Zeugen des Urmenschen*

Soweit Methode und Voraussetzungen. Es fragt sich nunmehr, wie sich beide in unserem kardinalen Beispiel der Rassendynamik in Fernost anwenden lassen. Als erstes mögen die ältesten Überreste des Menschen selbst und seiner Kultur sprechen. So spärlich dieses ungemein kostbare und seltene Material vertreten ist, so eindeutig sind doch bereits seine Aussagen.

Das zeitlich älteste Material wird von dem sog. Sinanthropus pekinensis gestellt, der uns bereits in einer ganzen Bevölkerung von rund 40 Individuen vorliegt (Black '28, '30, '33, N. N. '34, Weidenreich '36, '37 a—c, Weinert '31, '37). Sein Skelettmaterial, das besonders aus Schädeln besteht, wurde in den Lößwänden unfern des Dörfchens Dschou^{1}-kou^{3}-diän^{4}*, etwa 40 km südwestlich von Peiping** gefunden (vgl. Abb. 5—6 und Karte 20). Es dürfte einer Zwischeneiszeit entstammen, und zwar wahrscheinlich einer verhältnismäßig

* In Wadeumschrift Chou K'ou Tien 周口店 = Umgebung-Mund-Herberge, in deutscher Übersetzung also „Herberge am Paß". Das ist insofern ein durchaus sinngemäßer Name, als sich hier tatsächlich ein Zugang zu den Lößplateaus findet, vor dem früher offenbar eine Herberge gestanden hat und an die sich erst mit zunehmendem Kohlengrubenbetrieb der letzten Jahrzehnte auch ein Dörfchen schloß: Abb. 5.

** Be^{3}-ping^{2} 北平 = Norden-Friede.

frühen, die bereits einige Jahrhunderttausende von unserer Jetztzeit entfernt liegt. Das ist insofern interessant, als sehr ähnlich geartete frühmenschliche Funde aus Europa, Ostafrika und Java, nämlich der sog. Heidelberger Frühmensch, der Afrikanthropus und der berühmte Pithecanthropus von Trinil möglicherweise um ein „weniges" — das ist natürlich relativ zu verstehen — jünger sind, da sie in das große mittlere Interglazial fallen dürften.

Allen diesen Frühmenschenformen* sind die kleine Hirnkapsel mit der fliehenden Stirn und der gewaltige Kauapparat mit dem fliehenden Kinn gemeinsam. Dazu treten brutal-breite, schirmartig über beiden Augen liegende Stirnbögen, äffisch breite Kieferäste, niedriges abgeknicktes Hinterhaupt und viele andere tierisch-primitive Merkmale, die darauf hindeuten, daß hier eine uralte, den ganzen Erdball umziehende Entwicklungsschicht zwischen tierhaften und rein menschlichen Entwicklungsstadien vorliegt (Abb. 7). Innerhalb dieser Stufe sind die Sinanthropusfunde aber um ein weniges weiter fortgeschritten als die vermutlich jüngeren Funde der Pithecanthropus-Bevölkerung, denn einige Sinanthropusschädel nähern sich schon sehr stark der nächsthöheren Schicht der Urmenschen, d. h. des Neanderthalers. Wir sehen also, daß schon damals die Nordformen stärker und rascher in progressiver Richtung entwickelt sind als die Südformen in Java, was angesichts der stärkeren Biodynamik der nördlichen Breiten durchaus den theoretischen Erwartungen entspricht. Tropengebiet war stets Rückzugsgebiet mit langsamer Formenentwicklung.

---

* Pithecanthropus erectus pekinensis Black 1929: chinesischer Frühmensch,
„ „ heidelbergensis Schoetensack 1908: europäischer Frühmensch,
„ „ njarassensis Reck 1936: afrikanischer Frühmensch,
„ „ erectus Dubois 1894: javanischer Frühmensch.

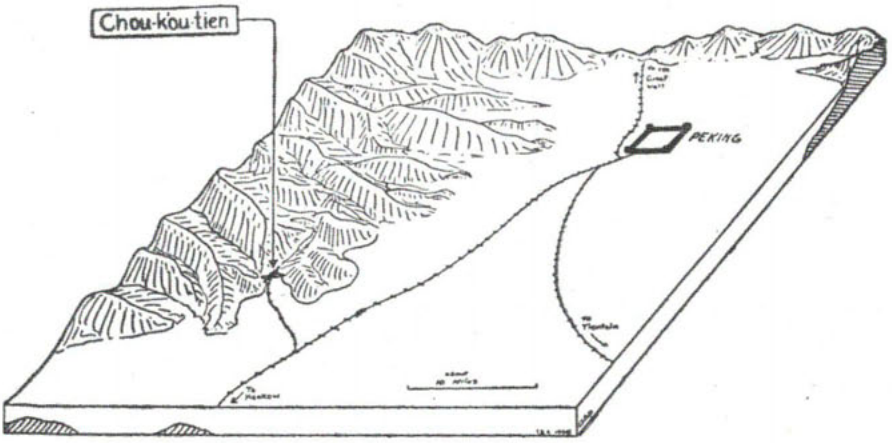


Abb. 5. Die Sinanthropus-Fundstelle Dschou-kou-diän 40 km sw. von Peiping am Fuß des Abfalls des mongolischen Plateaus (G. B. Barbour bei J. G. Andersson '34).

Im übrigen zeigen Sinanthropus und Pithecanthropus wohl gewisse als rassisch zu deutende Unterschiede in der Stirnbildung, aber keine wesentlichen Hinweise auf eine rassische Differenzierung im Sinne der heutigen großen Rassenkreise. Wenigstens sind Zahnform und das Auftreten eines Torus mandibularis am Unterkiefer ein zu geringes Indiz, um daraufhin bereits den Sinanthropus in den mongoliden Rassenkreis oder gar zur siniden Rasse selbst stellen zu können (Weinert '37, Weidenreich '35). Wohl aber dürfte er in dessen Vorfahrenreihe zu stellen sein. Und nicht unwichtig ist es auch, daß der Sinanthropus bereits eine richtige Kultur besaß, nämlich steinerne Handspitzen und Knochensplisse als Werkzeuge benutzte und das Feuer zum Wärmen und Nahrungszubereiten zu verwenden wußte (Black '31, Licent '25).

Weniger sympathisch berührt dagegen, daß die uns vorliegenden Schädel der allergrößten Wahrscheinlichkeit nach gewaltsam vom lebenden Körper abgetrennt, in die (in spätdiluvialer Zeit wieder

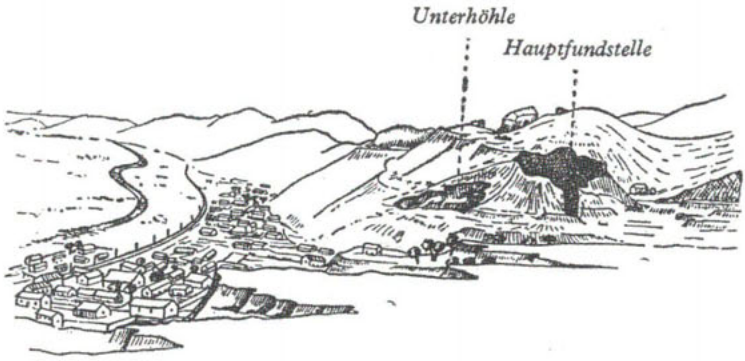


Abb. 6. Die Ober- und Unterhöhle in den Lößhügeln von Dschou-k ou-diän. (G. B. Barbour bei J. G. Andersson '34).

ausgefüllten) Lößhöhlen geschleppt und dort vermutlich zur Gewinnung des schmackhaften Hirns mit Werkzeugen bearbeitet wurden. Denn bei den meisten Funden fehlen die Körperknochen, die Schädelkapsel zeigt Spuren gewaltsamer Depressionsbrüche und die Schädelbasis ist künstlich geöffnet worden (Weidenreich '37).

Nachdem sich der Vorhang über diesem Drama wieder geschlossen hat, bleibt der chinesische Boden für viele Jahrhunderttausende ohne Antwort auf unsere Fragen. Allerdings hat man auch wenig systematisch gegraben. Es kann kaum einem Zweifel unterliegen, daß er noch ungeahnte Schätze in Menge birgt. Aber gerade das Kostbarste des Kostbaren, die knöchernen Überreste der Menschen selbst, die die Kulturen schufen, wurden allzu oft gegenüber den kulturellen Resten vernachlässigt. Ein so außerordentliches Interesse der Chinese schon immer diesen kulturellen Überresten des Altertums entgegengebracht hat, so neu ist doch seine Anteilnahme auch an seinen eigenen unmittelbaren Vorfahren.

Immerhin ist der zeitlich nächste Fund — schon 1934 gemacht, aber noch nicht vollständig bearbeitet (Weidenreich '39) — von großer Bedeutung für uns. Es sind inzwischen Kältezeiten ge-

kommen und Wärmezeiten wieder abgeklungen und die Klimagürtel wiederholt südwärts gezogen und haben abermals mit Wäldern und südlicher Fauna und Flora gegen die lößbedeckten Ebenen der nordchinesischen Bergränder vorgegriffen. Der Höhepunkt der letzten Eiszeit ist überschritten und zum Beginn unserer eigenen geologischen Periode haben sich wieder Menschen bei Dschou[1]-kou[3]-diän[4] angesiedelt. Ihre Kulturhinterlassenschaft ähnelt den Aurignacien- und Magdalenienschichten in Europa. Das alles weist auf ein Alter von rund etwa 25000 Jahren hin. Es handelt sich um eine Familie von sieben Personen, Männer, Frauen und Kinder, die anscheinend in einer über jenen Sinanthropushöhlen gelegenen sog. „Oberhöhle" Zuflucht gesucht haben und dann dort trotzdem — die chinesische Urgeschichte beginnt blutig — in ihrer damaligen „Herberge am Paß" ermordet wurden.

Wichtig ist uns vor allem die Form der Schädel. Diese Menschen zeigen noch starke Überaugenwülste und fliehende Stirn, aber das alles ist gegenüber dem Sinanthropus weitgehend abgeklungen, so daß man nicht mehr von der gleichen Schicht sprechen kann. Es liegen vielmehr schon neanderthaliforme bzw. australiforme Schädel vor, also mindestens die nächsthöhere, wahrscheinlich sogar schon die übernächste Stufe, die der Altmenschen. Besonders interessant aber ist, daß sie mit hochliegendem Scheitel, niedriger Nase, vorprellenden Wangenbeinen und leichter Alveolarprognathie bereits einen deutlich mongoliden Eindruck machen. Sie sind bereits ein früher Homo sapiens asiaticus.

Die nächste und dritte Fundserie führt uns schon an die Periode der Entstehung der chinesischen Kultur heran. Im Zusammenhang mit Überresten neolithischer Zivilisation unfern Yang[3]-schau[2] Tsun[1]* in Honan** wurden Knochen in großer Zahl gehoben,

* Yang[3]-schau[2] Tsun[1] 仰韶村, d. h. Ehrfurcht-Harmonisch-Dorf; vgl. Karte 20 u. Abb. 23—24.

** 河南 Ho[2]-nan[2] = Fluß-Süd, d. h. die Provinz südlich des Hoangho; vgl. die Karte im Anhang.

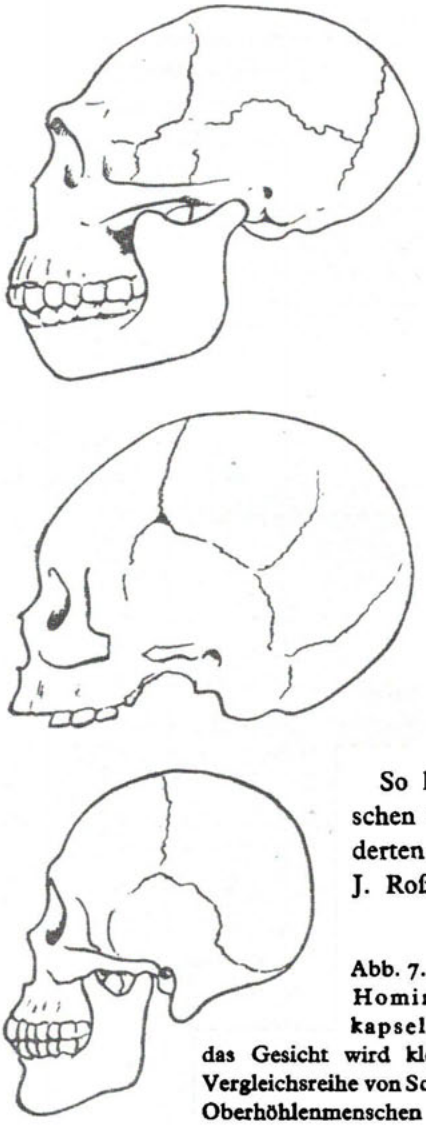
Überreste von mindestens 50 Personen (Black '25). Sie dürften mit leidlicher Sicherheit in das 3. vorchristliche Jahrtausend zu stellen sein. Wieder liegen nur Bruchstücke vor, die zweifellose Anzeichen gewaltsamer Einwirkungen zeigen, und die Vermutung, daß hier absichtlich getötete Opfer kultischer Handlungen in einer Grube zusammengeworfen wurden, ist kaum von der Hand zu weisen. Andere und weitere Fundserien sind — nun endlich — friedlicherer Art. Es handelt sich um Bestattungen, bei denen die trauernden Hinterbliebenen Rötel und Ocker über die Toten gestreut haben.

Im Typus aber sind jetzt überall die primitiven Merkmale verschwunden, und die Einzelausprägungen liegen eindeutig in mongolider Spezialisierungsrichtung, also auf den Homo sapiens asiaticus hin (wie ihn Linné 1758, 21 und nicht etwa erst Giuffrida-Ruggeri 1921 bezeichnete). Mehr noch: Davidson Black beschreibt den Typus als kennzeichnend „nördlich chinesisch". Es handelt sich also bereits um den Typus der wohlbekannten nordsiniden Rasse (Varietas Homo sapiens sinicus Bory 1825, 300: subvarietas borealis Liu 1937, 138). Die Spezialisierung hat schon den gleichen Grad erreicht, wie er noch heute besteht (vgl. Abb. 7).

Die geschilderten drei Fundserien zeigen also die allmähliche und stufenweise Herausbildung und immer stärkere Differenzierung des kennzeichnenden menschlichen Typus in China, ja Nordchina, den Typus der nordsiniden Rasse. Der chinesische Mensch bestand also lange, schier unendlich lange vor dem Vorhandensein einer typisch chinesischen Kultur.

Von irgendeiner Einwanderung der Siniden nach China (Conrady, Kingsmill, v. Richthofen, v. Rosthorn, Terrien aus Nordwesten, Forke und Wieger aus Süden) kann also gar keine Rede sein. Wenn Geographen und Historiker früher derartiges annahmen und dabei besonders die nordwestlichen Pässe und Passagen nach China hinein im Auge hatten, besonders die Yü⁴-mën²* Passage,

* Yü⁴-mën² 玉門 = Edelstein-Pforte.



(Karte 4, 10 u. a.), so liegen einfach Verwechslungen von Kulturströmen mit Menschenwanderungen vor. Kulturen schoben sich allerdings von Zeit zu Zeit nach China herein, und daß gelegentlich damit auch fremdes Blut miteindrang, kann nicht bezweifelt werden. Aber es war zahlenmäßig zu gering, um den Typus in entscheidender Weise abzuändern.

Der Chinese ist also autochthon, Urbewohner, die sinide Rasse nicht ein Produkt vager Weiten und hypothetischer Urheimaten, sondern der eigenen Scholle.

So haben es auch die chinesischen Historiker in allen Jahrhunderten gewollt, so auch F. Hirth, J. Roß, H. Cordier, H. Giles,

Abb. 7. In der Entwicklung der Hominiden wird die Schädelkapsel größer, die Stirn hebt sich, das Gesicht wird kleiner, das Kinn stärker: eine Vergleichsreihe von Schädeln eines Sinanthropus, eines Oberhöhlenmenschen und eines heutigen Chinesen.

H. G. Creel, was gegen die Blütenlese wilder Phantasien steht, die Williams '18 über die Herkunft der Chinesen und verwandter Völker zusammenstellte (vgl. a. Cordier '15, Erkes '16). Man fragt sich auch, warum denn — wie manche wollten — jede Rasse und später jedes Volk aus einer anderen Gegend in seine derzeitige Heimat eingewandert sein soll. Etwa nur um das Paradies der Orientalen zu retten? Schon vor Jahrhunderttausenden war doch offensichtlich die Frühmenschenstufe vom Schlag des Sinanthropus, Pithecanthropus, Afrikanthropus und Heidelbergers über die ganze Erde verbreitet, wenn auch natürlich nur in bestimmten Lebensräumen, die genügend Nahrung und Schutz boten, und seit mindestens der letzten Eiszeit waren Menschen überhaupt überall dort vertreten, wo ihr keineswegs mehr unbeträchtlicher Kulturstand mit feingearbeiteten Faustkeilen und Klingen Jagd, Fischerei und Sammelwirtschaft erlaubte. Das war in weiten Gebieten besonders in den gemäßigten Zonen, aber auch bis tief hinein in tropische Hochplateaus und Wälder schon möglich.

Dann allerdings setzten schubweise und aus mannigfachen Anlässen Verschiebungen ein, oder auch Verdrängungen, und schließlich in jüngsten Zeiten richtige Wanderungen, gewaltsame Verpflanzungen und andere bevölkerungspolitische Katastrophen, und gleichzeitig wirkte sich die siebende aktivierende Kraft der eurasiatischen Nordzonen gegen die randlichen tropischen Rückzugsgebiete aus, die zu allen Zeiten die langsamere Entwicklung und die geringere Widerstandskraft zeigten.

Was wissen wir davon in China? Ausgangspunkt kann hier wie überall nur die Frage des Lebensraumes sein. Denn, wie gesagt, wo überhaupt geeigneter Nährraum vorhanden war, da zog sich auch der Frühmensch hin. Es wäre ganz abwegig anzunehmen, daß die Hominiden anders als alle andere Lebewelt geeigneten Lebensraum je hätten brach liegen lassen. Warum auch? Wo Wasser, Parkland, Wild und Früchte waren, lebte auch der Frühmensch.

Eben diesen Lebensraum aber hat die Eiszeit (v. Eickstedt '34,

Obrutschew '26, '30, Woldstedt '29) in China erheblich eingeschränkt, denn es drangen von Norden langsam und stetig und immer mehr zunehmend Kältewellen herein, die Gletscher über die Berge und Firnflächen über die Hochebenen legten, und immer kürzer und kälter wurden die Sommer, immer kälter und dunkler die Tage. Mit dem ersterbenden Pflanzenwuchs und den versiegenden Flüssen, mit der verkümmernden und erstarrenden Landschaft mußten auch diejenigen weichen, die von und in dieser landschaftlichen Einheit gelebt hatten, die Tiere und Menschen. Sie wanderten nicht, sie wurden verschoben, in breitem zirkumglobalem Gürtel verschoben. Sie rückten gegen die Randgebiete vor, die Ränder der weichenden Monsun- und Regenwälder, machten älteren Formen den Lebensraum strittig, drückten sie in die Wälder, besetzten neuen Lebensraum. So entbrannte auf dem enger und enger werdenden Land zwischen Bergen und Firnen einerseits und dem Meer und großen und immer regenreicheren Südwäldern andererseits ein Kampf auf Leben und Tod.

So wurden durch Kampf und Auslese die Nordformen die Stärkeren, Härteren und Klügeren, wurden zu kennzeichnend menschlich entwickelten, zu „progressiven" Formen. Die Primitiven aber wurden in die Wälder, auf Inseln oder Kümmerböden, in Sümpfe oder auf Berge, kurz in die typischen Rückzugsgebiete und vor allem gegen den Süden verdrängt.

Das galt überall. Dynamik, Auslese, Entwicklung schritten mit den gewaltigen eiszeitlichen Klimapulsationen rund um den Erdball weiter. Wie steht es in China im besonderem? Machen wir uns kurz die Möglichkeiten klar, die der Raum hier bot.

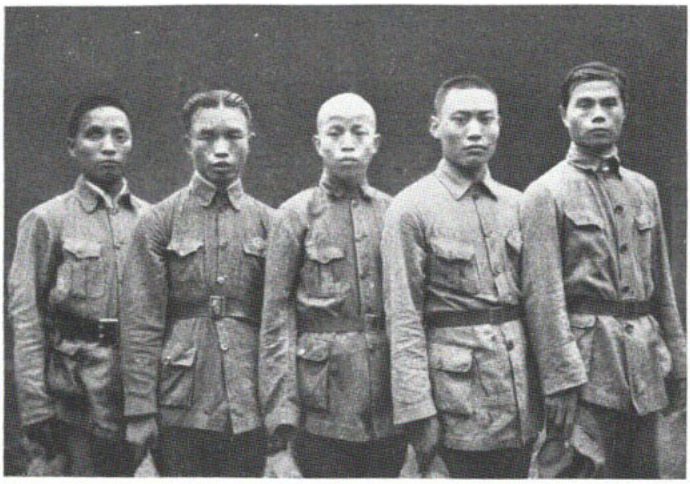
Schon in den warmen Zwischeneiszeiten lebte, wie wir wissen, die Frühmenschheit des Sinanthropus an den lößbedeckten Hängen und inmitten der freundlichen Wälder des damaligen Hopeh, Schensi und Schansi*, von wo wir ihre Kulturhinterlassenschaften

* Ho^2-be^3 河北 = Fluß-Nord, d. h. nördlich des Hoangho Shan^3-hsi^1 陕西 = Paß-Westen, d. h. westlich des Tungkuanpasses, Shan^1-hsi^1 山西 = Berg-West, d. h. die Provinz westlich der (Taihangshan-)Berge (vgl. die Karte im Anhang).

Taf. 1. Die Tungiden: Der völkerdynamische Motor Asiens.
Damding-Zurun, General und Fürst der Mongolen (H. Consten '19).

Taf. 2. Mensch und Raum des asiatischen Unruhezentrums.
a) Hochtungider Typus eines Kalmück-Torguten (Slg. v. Eickstedt).
b) Mongolische Reiter der Zentralmongolei (D. Carruthers '14).

Taf. 3. Mensch und Raum des asiatischen Druckzentrums. a) Nordsinider Typus eines chinesischen Großkaufmanns aus der mongolischen Diaspora (H. Consten '19). b) Dörfliche Massensiedlung in der Provinz Kuangtung (Graf Castell '38).



Taf. 4. Merkmalsvariabilität im gleichen Regionaltypus. a) Kriegsfreiwillige aus Chengtu (Phot. v. Eickstedt). b) Studentinnen aus Shanghai (Bl. I. Z. '34). Beide Gruppen von vorwiegend mittelsinider Rasse.

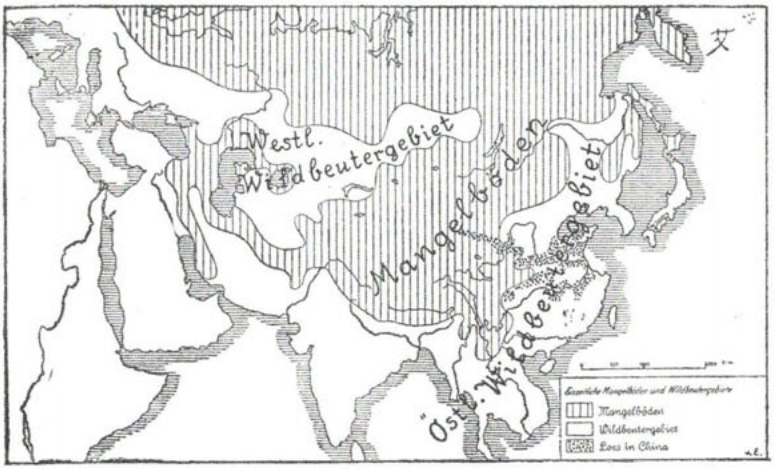


Abb. 8. Eiszeitliche Mangelböden scheiden eine westliche Menschheit von einer östlichen: so entstehen die beiden großen Rassenkreise der Nordhalbkugel, der europide und der mongolide.

kennen (Karte 8, 4 u. 20). Denn mit den Wärmegürteln schoben sich auch die Wälder nordwärts, wo unfern der Küste genügend Niederschlag vorhanden war, und zwischen Wald und Lößflecken, auch zwischen den kahleren nördlichen Bergsteppen und einer warmen, fischreichen See eine ungemein ansprechende und geeignete Landschaft sich ausbreitete. Von eben dort haben wir die Beweise der Sinanthropusbevölkerung. Mit den Eiszeiten aber wich der Wald, traten Versteppung, Schneestürme, Elendsland, Kümmerzeiten auf. Und weiter nördlich bedeckten Eismassen die großen zentralasiatischen Gebirge. Ja, vom Himalaya und Kunlun über Tienschan und Altai* bis zum Stanowoi- und Jablonoigebirge, die schon ganz in unendlichen zirkumpolaren Firnkappen versanken, dehnte sich ein eisiger Riegel quer durch das größte Landgebiet der Erde, quer

* Hsi^3-ma^3-la^1-ya^4-schan^1 喜馬拉亞山, Kun^1-lun^2 崑崙, Tiän^1-schan^1 天山 = Himmel-Berg, Djin^1-schan^1 金山 = Gold-Berg.

durch den eurasiatischen Kontinent, dessen vielzerfaserten Westzipfel wir Europa nennen. Dieser samt seinem ganzen Hinterland, also dem heutigen Sibirien, war von dem Osten so gut wie ganz abgetrennt, und zwar für viele Jahrzehntausende. Das bedeutet einen völligen Abschluß der Lebewelt hier und da, also einen völligen Abschluß auch der europäischen Menschen im Westen mit — ja nicht zu vergessen — ihrem Hinterland und der eigentlich asiatischen Menschen im Osten (vgl. Karte 8).

Mischungen unter den Angehörigen der Grenzhorden waren nicht mehr möglich. Wenn neue Merkmale auftraten als Ergebnis mutierender Kräfte des Erbplasmas, also der inneren Entwicklungskapazität der menschlichen Art, dann waren sie in Ost und West voneinander abgesperrt. Wenn die Entwicklung in Europa auf ein reliefreiches Gesicht, Haarreichtum, große Augen ausging, so blieb das isoliert vom Osten, und umgekehrt. Und so sehen wir denn auch: zwar noch nicht der Sinanthropus, wohl aber die Oberhöhlenleute von Dschou^{1}-kou^{3}-diän^{4} zeigen die mongoliden Merkmale der Flachgesichtigkeit und Hochköpfigkeit, und wir können danach auch zuverlässig annehmen, daß sie bereits mehr-minder die mongolide Augenspaltenform besessen haben.

Sofort nach der Eiszeit und unmittelbar nach der langen Absperrung findet sich also das, was wir erwarten — die in ihrer Abkapselung selbständig herausgebildete bodenständige, eigenartige Rasse des Ostens.

Dann kam das Abschmelzen. Ungeheure Gletscherwässer rauschten durch die Bergtore in die Ebenen, überschwemmten die Alluvialböden, trugen Geröll, Steine, schließlich Löß (Barbour '26, Kanter '22, v. Richthofen '77, Schmitthenner '19) in die Ebenen hinaus und schütteten mit Brackwasser, Sümpfen und endlich Festland das Hoangho- und Yangtse-Delta* auf und das

* Huang^{2}-ho^{2} 黃河, der Gelbe Fluß; Yang^{2}-dsï^{3}-djiang^{1} 揚子江 = Fluß der (alten Provinz) Yang, auch der lange Strom oder Tschang^{2}-djiang^{1} 長江.

Meer um die einstige Insel Shantung* zu. So schufen sie mit Zerstörungen und Ablagerungen allmählich neuen, immer weiteren und immer kostbareren Lebensraum. Er entstand für die Nachfahren der Oberhöhlenleute.

Wie in den Bergländern und Ebenen des Ostens, des heutigen China, neuer weiter und fruchtbarer Lebensraum erwuchs, so aber auch gleichzeitig und erst recht auf den zentralen und nördlichen Hochplateaus der heutigen Mongolei. Gletscher schmolzen, Firnfelder versteppten, in Niederungen entstanden Seen von meerähnlichem Ausmaß, flossen ab und versteppten gleichfalls, während Wälder und offene Savannen in den südlichen Landschaften entstanden.

Dieser neue Lebensraum war sogar über rund ein Jahrzehntausend größer und günstiger als irgendein anderer in Fernost überhaupt. Er birgt noch heute unübersehbare Mengen von prähistorischem Steininventar (Andrews '26, '33, Graham '35, Menghin '40, Nelson '27, Teilhard '26). Die sog. „Dünenbewohner" an den Seen der heutigen Mongolei müssen also nach Millionen gezählt haben. Sie sind mit Sicherheit bereits aus dem Mousterien, also der Zeit der Neanderthalerstufe belegt und noch bis ins Neolithikum mit Mörsern, Pfeilspitzen und Messern zu verfolgen. Damals lebten in der Mongolei also unverhältnismäßig mehr Menschen als heute. Erst die Zunahme der Trockenheit vertrieb sie, so wie wir dies auch von den Bewohnern der einst wasserreichen Sahara wissen (v. Eickstedt '43).

Hier in der südlichen und östlichen Randmongolei und im Übergangsgebiet zu den sich allmählich entsumpfenden Alluvialebenen des Hoangho müssen wir daher auch die engere Urheimat des Nordchinesentums suchen. Das ist auch die Gegend von Dschou[1]-kou[3]-diän[4], und von hier schoben sich die Proto-Siniden immer mehr in die Ebenen hinaus, und zwar in dem Maße, in dem die sumpfigen Ufer des Hoangho besiedelbar wurden. Auch die Zeit

* Schan[1]-dung[1] 山東 = Berg-Ost, d. h. Provinz östlich vom Berge, nämlich vom Taishan.

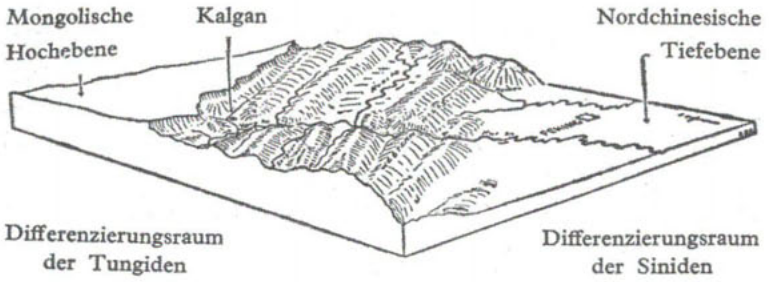


Abb. 9. Modell der Lage der Hochsteppen des mongolischen Nomadentums zu den Tiefebenen der chinesischen Ackerbauern: ein Beispiel wirtschaftsgebundener rassischer Zuchtkreise (G. B. Barbour bei J. G. Andersson '34) — vgl. Karte 10.

dürfte annähernd mit derjenigen der Funde aus der Oberhöhle von der Dschou[1]-kou[3]-diän[4] zusammenfallen.

In ihrem Rücken aber nahmen Austrocknung und Versteppung unaufhaltsam zu. Die Klimagürtel glitten wieder nach Norden zurück, bis sich — schon Jahrtausende vor Beginn unserer Zeitrechnung — auf steppenhaften Hochflächen auch wieder die Wüsten zu bilden begannen. Der Lebensraum wurde ungünstig. Einfache Sammelwirtschaft und Jagd genügten jetzt für den Lebensunterhalt nicht mehr. Das flüchtige Wild der Steppe und die karge Frucht der Gräser verboten alsbald überhaupt eine dichtere Besiedlung.

Dann aber wurde die großartige Erfindung der Viehzucht gemacht, und in wachsendem Maße standen wieder riesige Lebensräume zur Verfügung. Sie waren durch eben ihre eigene Wirtschaftsweise gegen die östlichen Landschaften durchaus abgeschlossen: hier viehzüchterisch-nomadisierende Menschen unter kaltem und rauhem Kontinentalklima, dort erst sammelnde Wildbeuter, dann Hackbauern in wärmeren und milderen, schon meernahen Klimaten. Sitte und Recht folgten notwendigerweise der Wirtschaftsart, und so schlossen sich zwei große Lebensräume biologisch gegeneinander ab und wurden zu rassischen Zuchträumen (vgl. Abb. 9).

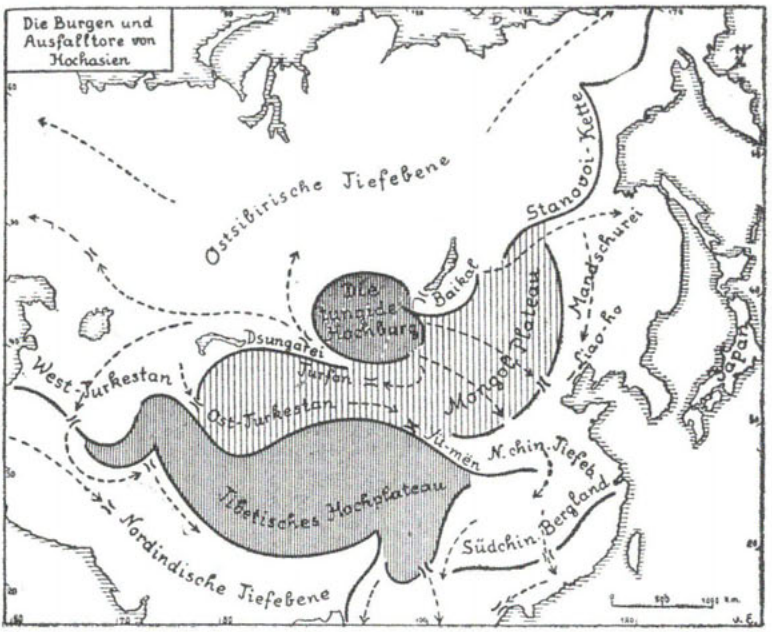


Abb. 10. Rassengeopolitische Übersichtskarte der Zentren und Druckrichtungen der ostasiatischen Rassendynamik. Beachte die Pforten: Dsungarei und Yü-mën, Baikal- und Liao-ho-Pforte und die Kanäle gegen Süden und Westen.

Die bodenständige, eigenartige Großrasse des Ostens begann damit in zwei Untergruppen zu zerfallen: die Tungiden der mongolischen Steppen und die Siniden der chinesischen Tiefländer (Abb. 9—10) (vgl. S. 181 ff.). Die ersteren tragen die kennzeichnenden Merkmale des mongoliden Rassenkreises in ihrer höchsten Ausprägung, die letzteren wurden zur kopfreichsten Rasse der ganzen Erde.

Mit dem Abschmelzen der Frostböden, Firnwüsten und Gletscher öffneten sich aber auch die Tore zwischen West und Ost, also zwischen hier Europa — und nicht zu vergessen: seinem natürlichen Hinterland — und drüben dem eigentlichen, dem öst-

lichen Asien. Das sind die berühmten „Passagen" — die dsungarische Pforte, auch die des Yü⁴-mën²-Tores, weiter nördlich die Baikalpforte, durch die auch heute die transsibirische Bahn braust, das breite Liau⁴-ho²-Tor* am Gelben Meer, das schon v. Richthofen so nachdrücklich würdigte ('82 II, 49ff., vgl. Karte 4 u. 10). Jetzt waren Verbindungen und Verkehr zwischen West und Ost und Süd und Nord möglich geworden, und es wäre nicht einzusehen, warum sie nicht hätten ausgenutzt werden sollen. Auch die Tundren zogen ja immer mehr nordwärts ab. Und wie die Gletscherseen und Sümpfe sich verengten, öffneten sich an ihrer Statt die Steppen, auf denen Riesenstraußе über enorme Weiten liefen (Andersson '29, '34). Erst viel später begannen dann kleinere und alsbald auch die größeren Wüstenbildungen in der Gegend der heutigen Gobi.

Nun konnten Europide nach Osten, Mongolide nach Westen vorgreifen, und natürlich taten sie es, wenn sie es konnten. Sie trugen Sprache, Kulturgut und Blut hinüber und herüber. Die einzelnen Gruppen besetzten, was ihnen an nützlichen Wirtschaftsgebieten zunächst lag.

Mongolide also schoben sich gegen Altai und Baikal und die sibirischen Ebenen vor, Europide hinauf und herein in die südlichen Bergländer und dabei das östliche Turkestan, das durch den alten Tarim-Gletschersee vorläufig noch gegen das tungide Gebiet der Gobi abgeriegelt war. Hier war ein mächtiges Ausfallstor für die Europiden geschaffen, das, wie wir noch sehen werden, viele rassisch merkwürdige Erscheinungen in Zentralasien und bis tief nach China hinein erklärt. Im Norden aber mußten die Vorstöße der Mongoliden den alten sibirischen Lebensraum der Europiden bedrängen und spalten, und wie ihr rassischer Nordsaum mit der osteuropiden Rasse nach dem Westen auswich, so mit den Ainu in den Osten, in die ostsibirischen Bergländer und schließlich auf die östliche Inselwelt (vgl. S. 484).

* Liau⁴-ho². 遼河, wörtlich Fern-Fluß, bzw. der Khitan-Dynastie Liau⁴ (vgl. Anhang 3).

Indem sich die einzelnen Rassen und Wirtschaftsgruppen miteinander berührten, in Grenzräumen sich gegenseitig verdrängten und vielfach ineinander überflossen, erneuerten sie einen uralten Kontaktsaum, der auch in früheren Zwischeneiszeiten möglich und daher auch vorhanden gewesen war. Dabei war die Sprache der Westlinge, der europiden Rassen aus dem Westen und — vergessen wir das auch hier wieder nicht — ihrem sibirischen Hinterland selbstverständlich urnordeuropäisch, oder, wie wir diesen Sprachgürtel später nach seinem Hereinquellen in den südlichen Gebirgsgürtel nennen: indogermanisch. Südwestsibirien stellt also durchaus alten europiden Boden dar (vgl. Karte 8 u. 10).

Es wäre ja auch ungemein merkwürdig und ein Widersinn der Lebensforschung wie Weltgeschichte gleicherweise, wenn — wie Dürre '41 will — der gute, fruchtbare, warme und zugängliche turano-sibirische Lebensraum von den nördlichen Ureuropiden leer und unbesetzt gelassen worden wäre, wenn diese stattdessen aber das elende, winzige glaziale Mitteleuropa krampfhaft gehalten hätten. Das wäre dann eine urnordische Rasse gewesen, die in ihren primitivsten Lebensinstinkten und ihrer Intelligenz so verkümmert gewesen wäre, daß sie nicht in der Lage war, das zu tun, was alle übrige Lebewelt tat, nämlich vor dem Eis nach Osten und Süden auszuweichen. Daß dessen Grenzen im Süden um ein weniges anders lagen in der letzten und vorletzten Eiszeit, hat natürlich mit den beidmaligen biologischen Wirkungen als solchen nichts Entscheidendes zu tun. Der Hinweis des Geologen Grahmann ('36) — der einen Druckfehler gegen allen Sinn und übrigen Tatsachenzusammenhang mißdeutet — kann also keineswegs als Beweis für die besondere Lebensunfähigkeit der Nordischen gelten.

Beide Male war vielmehr der turano-sibirische Lebensraum nach Osten offen, und wenn alle Lebewelt — Säuger, Vögel und Käfer (Krumbiegel '37, Kühn '35, Stresemann '19, Rensch '34, Woldstedt '29) — auswich, so werden das wohl auch die Urnordischen haben zuwege bringen können. Die langköpfigen, reliefgesichtigen

Vorzeitschädel Sibiriens beweisen zudem ihr Vorhandensein (Debetz '30, Goroschtschenko '00, Mänchen-Helfen '34, Zaborowski '98). Man wird die nordische Kümmertheorie also ad acta legen können.

Damit ergibt sich folgendes Bild: im Norden Westeurasiens nordische Rasse und Indogermanen, und zwar natürlich in der vollen Breite des möglichen Lebensraumes und im ganzen Steppengürtel. Von hier aus setzt auch mit dem Dämmern der Geschichte in ganzer Breite von Ost nach West, also von Mitteleuropa bis Turan, ihre Aktivität ein. Sie richtet sich gegen die südlich anschließende Lebenszone, gegen die mittel- und südeuropäischen Bergländer. Das war japhetitisches Sprachgebiet. Seine Überreste hielten sich noch bis in die historischen Zeiten hinein in Griechenland und Italien, und hielten sich im Kaukasus und den Pyrenäen (Basken) und in mancherlei Bergnamen der Alpen und Pyrenäen bis heute (Braun '22). Aber nie griff dieses Japhetitische, nie griffen Mediterrane und Dinarier gegen den fernen Osten vor.

Dagegen quollen die europiden depigmentierten Blonden aus den turanischen Steppen mit ihrem Urindogermanisch schon im späteren Postglazial herauf und herein nach Ostturkestan, setzten sich dort fest und begannen alsbald als Mittler zwischen Ost und West eine erhebliche Rolle zu spielen, in der sie sich als die indogermanischen Tocharer* der Kaschgarei im aufdämmernden Licht der Geschichte des ersten vor- und nachchristlichen Jahrtausends bewegen. Andere blonde und indogermanische Völker, wie die Skythen, Wu^{1}-sun^{1}**, Yüä^{4}-schï^{4}*** und manche Tributärvölker der Hsiung^{1}-nu^{2}† sind ihnen gefolgt (vgl. Karte 10 u. 14).

---

* Da^{4}-hsia^{3} 大夏 (phonetische Übertragung ohne eigentlichen Sinn).

** Wu^{1}-sun^{1} (O-sun) 烏孫 (d. h. wörtlich Krähen-Enkel).

*** Yüä^{4}-schï^{4} 月氏 (auch Goa-si, Üe-tsë, Yüe-chi usw.).

† Hsiung^{1}-nu^{2} 匈奴 (daher auch heute Hsiung^{1}-ya^{2}-li^{4} 匈牙利 = Ungarn).

Ihre natürlichen Gegenspieler sind die Nachkommen der Urtungiden der Mongolei, also die eigentlich mongolischen Völker (Andersson '23, Nelson '26, Shirokogoroff '26, Torii '14). Die Verdrängungen und Verschiebungen, die Kämpfe, Verflechtungen und Überlagerungen der Urzeit kommen aber auch hier in den historischen Epochen keineswegs zur Ruhe, denn es sind gleiche Wirtschaftsräume und gleiche strategische Möglichkeiten, die in den Steppen diesseits und jenseits des tieno-altaischen Bergriegels liegen. Jahrtausendealt ist daher das Streben der turanischen Europiden, gegen die eigentlichen Mongolen vorzubrechen, jahrtausendealt das Streben der tungiden Mongolen, die europiden und alsbald nur noch halb-europiden Stämme und Völker der dsungarischen Grenzzonen und von Ostturkestan wieder hinauszudrängen. So ist hier alles in einer strudelnden Bewegung, die europide Völkerfetzen mitunter, wie wir noch sehen werden, bis nach China, ja Südchina hinunter abschleudert und mongolide in wachsendem Maße in die turanischen Gebiete und kirgisisches Volkstum führt. Dieses birgt die letzten Nachkommen der blonden Skythen Zentralasiens (vgl. S. 46ff.). Andere blonde Reste halten sich in den südlichen Randgebieten.

Überall hier liegt ureuropider Boden, zwar Schritt um Schritt mongolisiert, aber doch ureuropid, den krampfhaft zu verleugnen biologisch und historisch gleich kurzsichtig wäre.

3. Das Hirtenkriegertum der Steppen

So sieht die Entstehung der rassischen Bewegungen Zentralasiens von Westen gesehen aus. Aber auch die östlichen Hochländer hatten sich im fortschreitenden Postglazial mit den nomadisch-viehzüchtenden Menschen des Ostens, mit den Tungiden, so weit gesättigt, wie es die Intensität der Wirtschaftsweise zuließ. Unter mannigfachen Klimaschwankungen weitete sich der Steppengürtel immer mehr. Dann aber entstanden auch Halbwüsten und Wüsten,

denen die Wirtschaftsweise der Viehzüchter — anders als die der ostturkestanischen, tocharischen Bauern und Städter — nicht mehr gewachsen war, und Klimaschwankungen und Dürrezeiten ließen das an sich schon so bewegliche Nomadentum nicht zur Ruhe kommen.

Damit entstand hier, und hier zuerst, ein anthropodynamisches Unruhezentrum. Es ist das Gegenstück des turanischen Unruhezentrums auf der europiden Seite. Wie jenes sich gegen das japhetitische Südeuropa und Vorderasien richtete, so das ostasiatische Unruhezentrum gegen China.

Mußten doch die reichen und dichtbesiedelten Fluren der Hirsebauern im Süden oft als einzige Rettung aus Hungersnot und Raumnot erscheinen, mußten sie als Dorado und Land des Glücks erscheinen, wenn Notzeiten hereinbrachen. So setzten aus diesem tungiden Unruhezentrum jedes Mal mit um so größerer Stärke Völkerbewegungen ein, wenn Dürrezeiten den Viehstand und die Lebensmöglichkeiten einschränkten (v. Eickstedt '34, Huntington '07, v. Rosthorn '23, Stein '25, '33).

Aber unablässig war auch sonst der kriegerische Geist der Steppen wachsam auf jedes Schwächezeichen im Gefüge der Kleinstaaten der Hirsebauern, später der Teilreiche der Chinesen und schließlich des chinesischen Kaiserreiches. Man unterschätze nicht das rein psychologische Moment (vgl. z. B. Dschingiskhan: Haenisch '41). Drängte dann die Not, zeigten sich Schwächen und fand sich ein kriegerisches Genie, wie Mou^4-dun^4, Attila oder Dschingiskhan, dann geriet die Steppe in Bewegung, die Horden und Banner sammelten sich, ballten sich, stürzten auf der Linie geringsten Widerstandes vor. Lag diese nicht gegen den Süden, so mußte wohl auch der Westen oder Norden herhalten und es wurden die blühenden urindogermanischen Kulturen Mittelsibiriens um Minnusinsk berannt, deren schier unerschöpflichen Reichtum selbst jahrhundertelange systematische Plünderung der Gräberhügel nicht ganz hat verwischen können (Czaplicka '18, Mänchen-

Helfen '34, v. Merhardt '26, Minns '13, Zaborowski '98). Oder es wurden die Reiche der Skythen und Tocharer berannt, also das heutige Turkestan und Südrußland, und nach manchen prähistorischen Einbrüchen, die das Vorstürzen mongoliden Nomadenkriegertums bis in das Herz Europas, bis vor (das heutige) Görlitz und Budapest, ahnen läßt, folgten in den historischen Zeiten Hunnen, Awaren oder Mongolen bis Chalons, Augsburg und Liegnitz.

Daß derartig weltweite Bewegungen überhaupt möglich waren, und noch dazu in ungemein kurzen Fristen, liegt an nichts anderem als dem breiten Steppengürtel, der sich östlich und westlich des sino-altaischen Bergriegels über kontinentale Weiten hin ausbreitet (Karte 11 u. 98).

Das ist eine Völkerstraße, wie sie sich kein zweites Mal auf der Erde findet. Ihre Vernähung im Bergriegelgebiet ist eng genug, um sie als einheitlich erscheinen zu lassen. So ziehen mit nur geringen Unterbrechungen die transeurasischen Steppen von den Toren Wiens bis zu den Toren Peipings. Anthropodynamisch gesehen ist damit also eine ganz unmittelbare Verbindungsmöglichkeit zwischen Ost und West gegeben. Von diesem breiten Korridor aber gehen gegen Süden wie Kammern mit Türen die einzelnen Kulturreiche der Antike von Griechenland und dem Orient über Indien bis China ab. Daher sind auch die alten großen Kulturen, und zwar ausnahmslos, vom Steppengürtel und seinen beiden aktiven Elementen aus, den Indogermanen im Westen und Mongolen im Osten, auf das stärkste beeinflußt worden. Dies geschah vor allem gegen Ende des Jahrtausends der Völkerkatastrophen, des 3. Jahrtausends mit seinen Trockenperioden und machtvollen Ausbrüchen gegen den Süden.

Das war der Beginn der Weltgeschichte, und zwar genau so im Osten wie im Westen.

Wie dieser weiträumige Steppenkorridor aber zu Völkerverschiebungen und Kriegszügen diente, wie er im Gefolge politischer Ballungen und kriegerischer Verwicklungen europide Rassen-

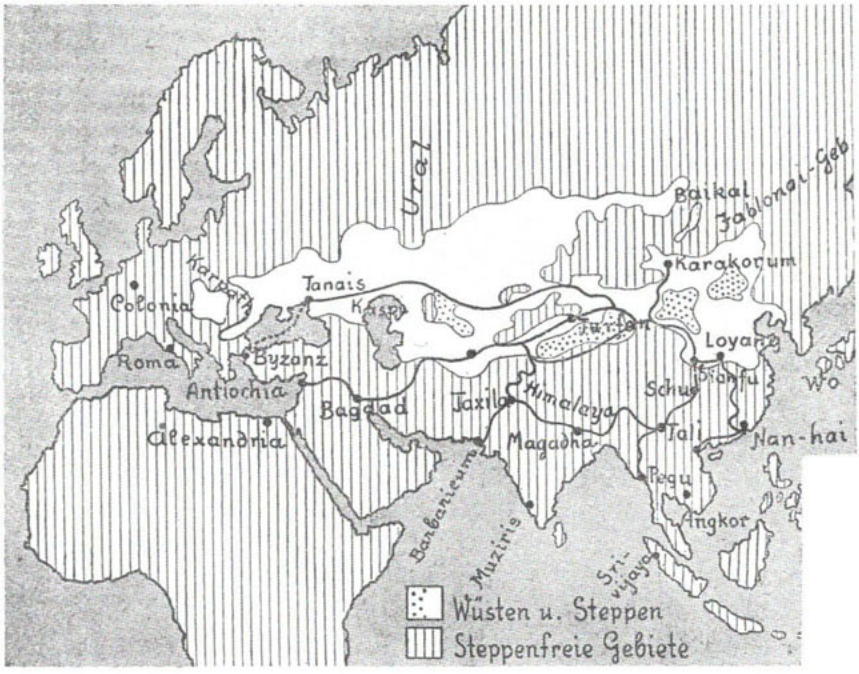


Abb. 11. Die Straßen des transkontinentalen Steppenkorridors im Altertum. Sie geben erst dem westlichen, dann dem östlichen nomadischen Hirtenkriegertum Zugang zu allen ackerbauenden Südkulturreichen. Die Linien bezeichnen die alten Hauptverkehrswege des transeurasischen Verkehrs, die „Seidenstraßen". Die saharo-arabische Steppenzone blieb unberücksichtigt.

elemente bis tief nach China und echt mongolide bis tief nach Europa und in Massen bis nach Ungarn (Szekfü '18) führte, so diente er auch in friedlichen Zeiten dem Handel. Uralt sind die Straßen von West nach Ost, die das Kulturgut indogermanischer oder auch südlicher, etwa mesopotamischer Völker gegen den Osten sickern ließen, auch Streitwagen, Streitaxt, Tiergeflechte, Gedankengut und Mythen nach China oder umgekehrt Bronzen und

Seide in den Westen brachten. Hochberühmt war schon lange vor Beginn unserer Zeitrechnung die Seidenstraße. An ihrem Angelpunkt aber saßen oben in Ost-Turkestan als kluge und geschickte Mittler die indogermanischen Tocharer (Bishop '32, Haloun '26, '37, Hennig '35, Herrmann '10, '22, '36, '38, Marquart '01).

Es ist in der älteren Zeit nicht immer leicht, kriegerische Berührungen und Überschichtungen von solchem friedlichen Austausch von Kulturgut zu unterscheiden. Für China sind es die beiden großen Öffnungen im Norden, die Yü^4-mën^2-Passage und das Liau^4-ho^2-Tor (Karte 10), die in beiden Hinsichten als Einfallspforten dienen. Über sie drang zweifellos ebenso indogermanisches und mongolisches Kulturgut wie mongolisches, aber kaum auch indogermanisches Führertum ein. Diese Straßen und Querverbindungen über offene weite Länder mit einer kriegerischen und ungemein beweglichen Hirtenbevölkerung mußten darüber hinaus für China auch von allergrößter dynamischer Bedeutung werden. Konnte doch die dort in fruchtbaren Stromebenen sich mehrende Bauernbevölkerung nicht nach Osten weitersickern, denn dort lag weiter Ozean. Sie konnte sich auch nicht nach Westen ausbreiten, denn dort lagen himmelhohe Berge. Es gab also topographisch freien Raum nur nach Norden oder Süden, und das dynamische Verhalten des Nordens mußte daher entscheidend werden für die Richtung, die die chinesische und mithin die gesamte ostasiatische Völkerdynamik nahm.

Damit gewinnt die Osthälfte des transeurasischen Steppengürtels eine entscheidende Bedeutung für uns. Von der Mongolei und dem turaniden Unruhezentrum und seiner Rassengeschichte hängt alles weitere ab. Wir werden damit gleichzeitig unmittelbar an eines der fesselndsten Probleme der Weltgeschichte herangeführt: an die Hunnenfrage.

Zwar sind verständlicherweise die Nachrichten noch dürftig, die aus ältester historischer Zeit im Osten, also dem 2. vorchristlichen Jahrtausend und der sog. Schang^1-Dynastie* (1766—1122)

* Schang^1 商.

über die nördlichen Völker vorliegen. Gab es damals doch im Lößland China nur erst einige Kleinreiche im Norden, die sich um die Schang[1] zusammenschlossen, und in den Steppen der Mongolei unabhängige einzelne „Banner", die kaum schon größere Zusammenschlüsse aufwiesen. Von beiden Seiten kannten sich also nur Grenzgruppen, von einem allgemeineren Überblick konnte keine Rede sein.

So unterschieden die Schang[1]-Leute auch alle Nichtchinesen einfach summarisch als die „Barbaren der vier Himmelsgegenden". Im Süden saßen die Man*, also Taivölker**, Monkmerier, Yao*** u. a., im Osten, also Schantung und dem übrigen Ostchina, die I[2]†, im Westen die Jung[2]†† oder Tibeter und im Norden — der uns an dieser Stelle vor allem angeht — die Di[2]††† (Plath '74). Diese Bezeichnungen waren alle, wie Plath sich ausdrückt, Ekelnamen, was auch in den Schriftzeichen zum Ausdruck kam. So bedeutet das Zeichen für Di[2] soviel wie Feuerhunde (Radikale 86 und 94). Phonetisch aber mögen sie Versuche darstellen, häufiger gehörte Stammesnamen in chinesischen Zeichen wiederzugeben, wobei dann — wie auch später noch sehr oft — ein solches einmal angenommenes Wort für ganze große Gruppen ähnlicher (oder mitunter auch sprachlich oder ethnisch keineswegs ähnlicher) Stämme in (meist, aber nicht immer) der gleichen Gegend verwandt wurde. Daher ist auch die Vermutung von de Groot ('21, 15) nicht unwahrscheinlich, daß sich der Name dieser nördlichen Di[2] schon von Türk ableitet. Saßen doch in Kansu, das sich auch politisch wiederholt an Turkestan anlehnte, noch in historischen Zeiten des öfteren Türk-

---

* Man[2]-dsï[3] 蠻子, Man[2]-djia[1] 蠻家, d. h. Nachkommen bzw. Stamm streitsüchtigen Ungeziefers.

** Dai[3] 歹 oder besser Tai[4] 泰.

*** Yau[3] 傜 oder 猺.

† I[2] 夷, soviel wie Großbogenleute.

†† Jung[2] 戎 soviel wie Lanzenkämpfer.

††† Di[2] 狄 soviel wie Feuerhunde.

stämme oder türkisierte Indogermanen wie die Kleinen Yüä⁴-schï⁴. Unter diesen waren — wie bei allen mit den Sibiriern in Beziehungen stehenden Türken — europide und sogar gelegentlich blonde — feuerhaarige? — Elemente nicht selten.

Dann allerdings könnten diese Di² keineswegs mit den mongolisch-sprechenden, flachgesichtig-tungiden Mongolen im engeren Sinn identifiziert werden. Tatsächlich berichtet auch die älteste Überlieferung des weiteren: sie wohnen in Höhlen. Das waren auch keine Nomaden. Es dürfte sich mithin einfach um die Bewohner der nördlichen gebirgigen Grenzmarken des erst werdenden „Reiches der neun Provinzen" gehandelt haben. Damals gab es also weder das große China, das eine spätere romantisierende konfuzianische Überlieferung des 6. vorchristlichen Jahrhunderts haben will, noch eine unmittelbare Berührung der Chinesen mit den eigentlichen nördlichen Tungiden (über deren Typus vgl. S. 181 bis 182).

Trotzdem stehen Einfälle aus dem Norden, nicht nur aus Kansu*, sondern auch dem Ordosgebiet schon vor und während der Schang¹-zeit (1766—1122) außer Frage. Beide Gebiete liegen erst am Rand der mongolischen Bewegungen. Aus der Zeit vor den Schang¹ berichten die beiden Sï¹-ma³** (die um die Wende des 2. vorchristlichen Jahrhunderts lebenden Historiker der beiden vorchristlichen Jahrtausende) bereits von dem mythischen Kaiser Huang²-di⁴***, daß „er im Norden die Hsün¹-yü⁴† zurückschlug", und aus der Zeit der Schang¹ selbst sind uns neben zahlreichen historischen Einzelangaben auch bewegte Klagelieder über die Raubeinfälle der Nordbarbaren erhalten, die im 12. vorchristlichen Jahrhundert im Schï¹-djing¹††, dem „Buch der Lieder" (v. Strauß '80) gesammelt wurden:

---

* Gan¹-su⁴ 甘肅.

** Sï¹-ma³ Tjiän¹ und Sï-ma³ Tan² 司馬遷, 司馬談, Sohn und Vater vgl. a. S. 29.

*** Huang²-di⁴ 黃帝.

† Hsün¹-yü⁴ 獯鬻.

†† Schï¹-djing¹ (Shi King) 詩經.

Abb. 12. Der Altherzog Dan-fu, Ahn des Kaiserhauses der Dschou. Überlieferte chinesische Darstellung (Li Ung Bing '14). Beachte die urwüchsig-patriarchalische Langbärtigkeit.

„Uns blieb nicht Haus, nicht Hausgenossen,
Dieweil die Hien-yün sich ergossen
Und Ruh und Rast war ausgeschlossen
Dieweil die Hien-yün sich ergossen."

Diese Nomaden werden bereits um 1850 v. u. Z. als Gun[4]- oder Hun[1]-Barbaren* bezeichnet, und mit ihrem Namen wie Herkunftsgebiet nähern wir uns dem eigentlichen Zentrum der mongolischen Unruhe. Dieses liegt in den Steppengebieten der Gobi, dem Kernland der tungiden Rasse. Starke historische Beachtung hat besonders ihre (oder ihrer Nachfolger) schwere Niederlage 1169 durch den Marschall Nan[2]-dschung[4]** im Nordland gefunden (Chavannes '95, de Groot '21, Herrmann '22, 131), noch stärkere ihr Überfall 1129 auf Dan[3]-fu[4]***, den „Altherzog"† der Grenzmark Dschou[1]††, der dann seinen berühmten und vielbesungenen Rückzug antrat.

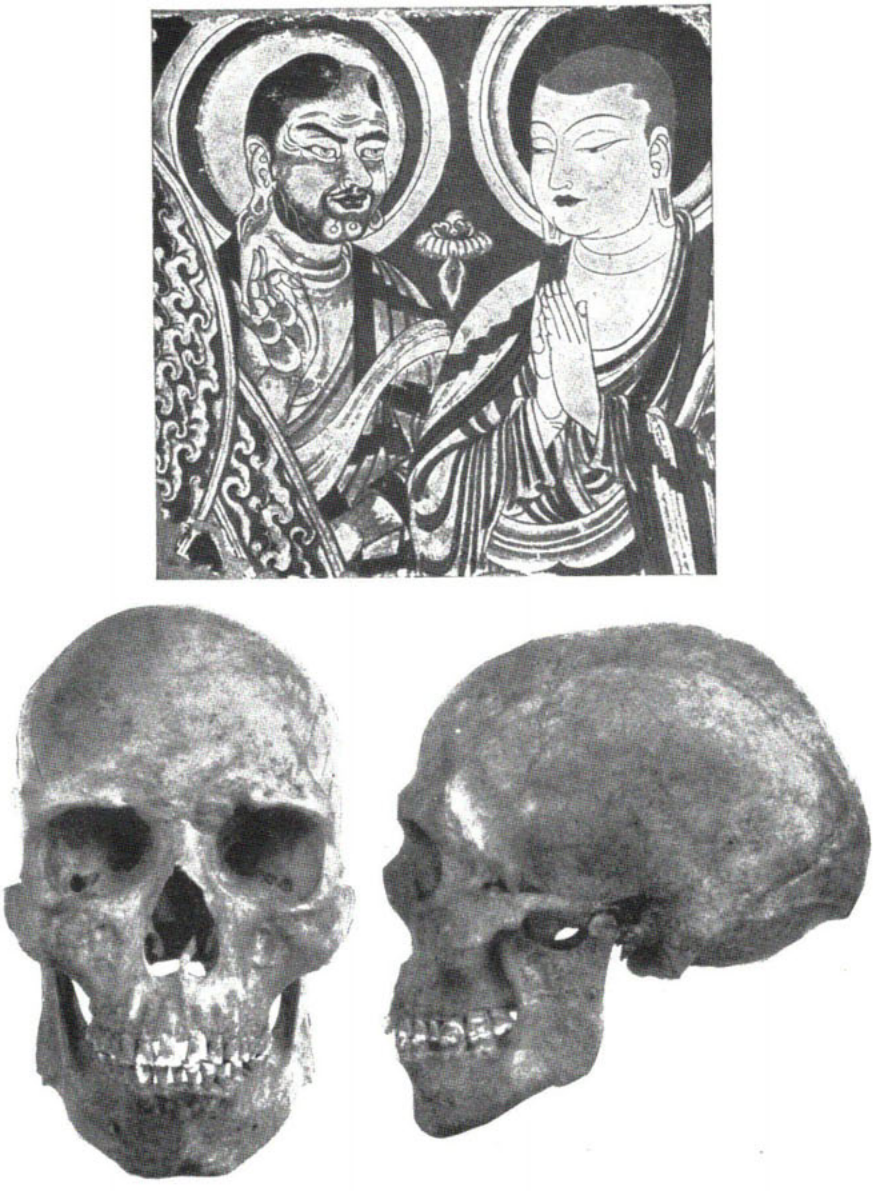
* Hun[1] 昆 (phonetische Wiedergabe, doch auch mit der Nebenbedeutung „ältere Brüder" oder „Gewürm").

** Nan[2]-dschung[4] 南仲.

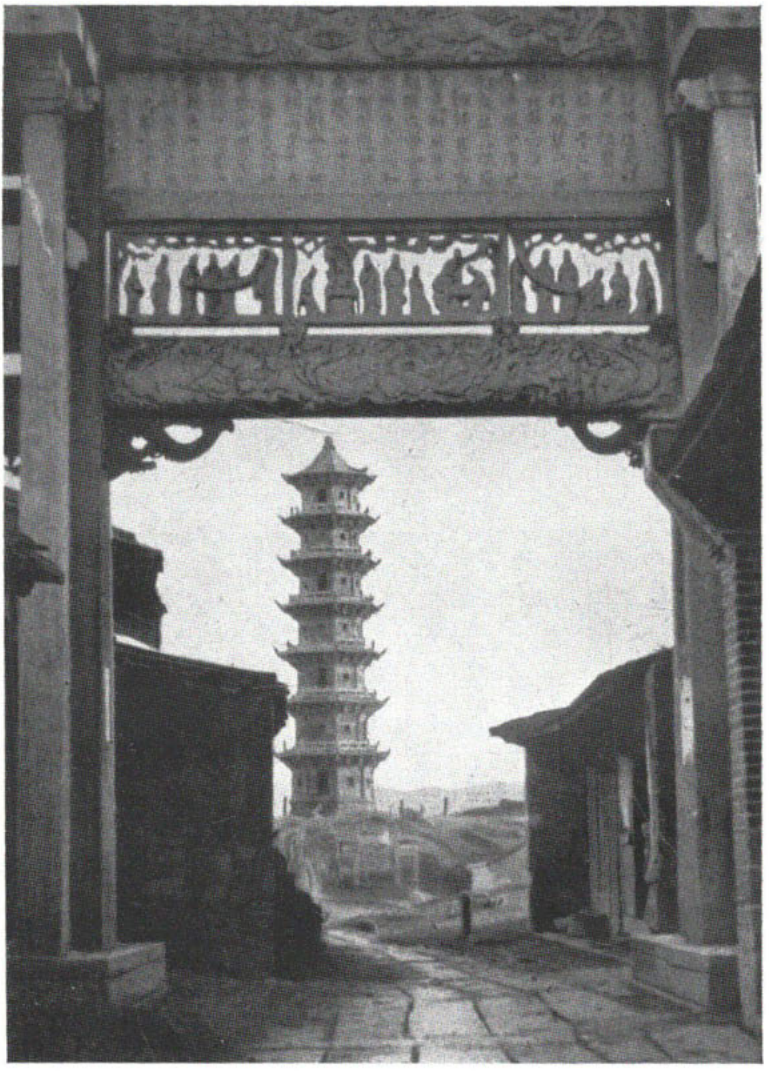
*** Dan[3]-fu[4] 亶父 (= aufrichtiger Vater).

† Gu[3]-gung[1] 古公.

†† Dschou[1] 周, vgl. a. die Dynastien-Übersicht im Anhang.



Taf. 5. Die Blonden Zentralasiens.
a) Blond-blauäugiger, europider Tocharer und sinider buddhistischer Mönch auf einem Wandgemälde in Turfan (A. v. le Coq '26). b) europid-nordrassischer Schädel aus Miran in Südost-Turkestan (C. E. Hjortsjö u. A. Walander '42).



Taf. 8. Das chinesische Kulturzentrum.
Stadttor mit durchbrochenem Fries, gepflasterte Straße und Pagode in Zentralchina (E. Boerschmann '31).

Dabei war dieser Altherzog — vgl. Abb. 12 — selbst noch ein halber Nomade und gehörte offensichtlich einer früheren Hunnenwelle an, die sich in der Grenzmark festgesetzt hatte. Erst sein Großvater hatte nämlich den Schritt vom Hirtenkriegertum zur Seßhaftigkeit getan. Von diesem heißt es: „Obwohl der Herzog Liu²* im Land der Jung² und Di² war, hielt er die Beschäftigungen des Ackerns und Säens hoch" (Chavannes '95, I, 212). Von ihm selbst aber sagt Sï-ma³ Tjiän¹ nach dem Rückzug ganz eindeutig: „Dann gab der Altherzog die Sitten der Jung² und Di² überhaupt auf, baute einen Wall und eine Mauer, auch Häuser und Hallen, und so war eine Stadt als besonderer Platz geschaffen" (Chavannes '95, I, 215).

Sein Enkel aber — der berühmte Wen²-Wang²** — warf mit Hilfe einer Barbarenkonföderation die alt-chinesische bzw. richtiger: längst chinesierte Dynastie der Schang¹ über den Haufen und begründete die hochbedeutsame Dschou¹-Dynastie. Deren Zusammenhang mit dem tungiden Unruhezentrum ist also deutlich genug, und die historischen Überlieferungen und Darstellungen bei Sï¹-ma³ Tjiän¹ geben ein ausgezeichnetes Beispiel dafür, wie sich mit Annahme des Ackerbaues in wenigen Generationen eine Seßhaftigkeit und mit der Verbindung von einer zahlreichen und verhältnismäßig wohlhabenden Bevölkerung mit hirtenkriegerischem Geist eine starke Grenzmacht bildet, die alsbald entscheidend in die Geschichte des Reiches selbst eingreift. Vom Typus ist allerdings nirgends die Rede: er bot den Chinesen nichts Auffallendes, am wenigstens den Nordchinesen.

Aber auch noch zur Zeit der Dschou¹, die in Kürze völlig sinisiert werden, bedrängen deren Vettern aus den Steppen, die Stämme der Tjiang¹*** und Kun¹†, noch unablässig die Ackerbauern

---

* Liu² 劉.

** Wën²-Wang² 文王, d. h. der Gelehrte König.

*** Tjiang¹ (Chiang, Ch'iang, Kiang) 羌.

† 昆, auch 犬 Tjüan³ = Hunde oder 昆侖, = kun¹ lun², davon später 崑崙. = Kun¹-lun²-Gebirge weiter westlich (Herrmann '22, 137).

in Kansu und im Weital* (Herrmann '22, 131). Diese müssen z. B. 989, 900 und 771 schwerste Niederlagen einstecken, die die Dschou[1] schließlich abermals veranlassen, die gefährdete westliche Hauptstadt weiter inland zu verlegen, „um sich den Einfällen der Barbaren zu entziehen" (Sī[1]-ma[3] Tjiän[1]: Chavannes '95, I, 284).

Dann allerdings scheint diese Fraktion der tungiden Mongolen erledigt zu sein, ihr Name verschwindet, und in ihrem Rücken tauchen nun die Hu[2]** auf, die rassendynamisch ihre Stelle einnehmen. Deren Kernland liegt aber gar nicht mehr im nahen Ordosgebiet, sondern schon in der nördlichen Mongolei um das spätere Karakorum. Die ganz wenigen erhaltenen Worte von ihnen dürften mongolisch sein (Grousset '29, vgl. Bloch und Lejeune '15, Schmidt '26), wenn auch von einem dem Alttürkischen noch nahe stehenden Altmongolisch (v. Almasy '02, Barthold '29, '34, '35, Shiratori '23). Jetzt haben wir also auch den größeren Stammesverband der eigentlichen Mongolei vor uns.

In ihm können auch schon eigentliche Türken — also der westlichste, randliche Teil der mongoliden Turkmongolen — bereits eine Rolle gespielt haben, wie es in jüngeren Zeiten zweifellos der Fall war. Aber diese Leute ausschließlich als Türken anzusehen, wie Radloff ('84), Chavannes ('95, 03) und gelegentlich auch neuere Autoren taten, erscheint wohl doch gewagt. Sowohl Sprache wie Heimat deuten auf Mongolen. Im übrigen aber ist völlig klar: der rassische Typus war in jedem Falle vorwiegend der tungide, also der Kerntypus des mongoliden Rassenkreises, bei den Türksprechern weniger, bei den Mongolsprechern mehr.

Seit dem Jahre 318 v. u. Z. tritt für sie dann an die Stelle des Namens Hu[2] — auch Hsün[1]-yü[4], Hsian[3]-yün[3] oder Hsün[1]-hsiän[3]*** (Herrmann '22) — der berüchtigte Name Hsiung[1]-nu[2]. Nur ihr Ostflügel in der Altmandschurei wird auch noch später als Dung[1]-

* We[4] 渭.

** Hu[2] 胡.

*** Hsün[1]-yü[4] 獯鬻, Hsiän[3]-yün[3] 獫狁, Hsün[1]-hsiän[3] 獯獫.

hu²* oder Östliche Hu² bezeichnet, woher unsere Namen tungusisches Volk und tungide Rasse stammen. Die Identität dieser turkmongolischen Hsiung¹-nu² mit den von den Indern als Hunna, den klassischen Schriftstellern als Hunni oder Hunoi und den mittelhochdeutsch sprechenden Europäern noch als Chiunnen bezeichneten Volk (Deguignes 1758, Hirth '99, '08, Nemeti '10, Parker '24, McGovern '39) steht aber außer Frage, wir brauchen darauf nicht mehr näher einzugehen.

Der Kern und die Herrenschicht der unter dem Namen Hunnen gegen China anrennenden Steppenvölker dürfte also tungider Rasse und mongolischer Herkunft gewesen sein. Diese waren auch die treibende Kraft des östlichen Unruhezentrums im Steppengürtel. Es fragt sich aber, wie weit das auch für die jüngeren Zeiten und für Europa gilt.

4. Norden, Skythen und Hunnenproblem

Merkwürdigerweise geben die chinesischen Quellen erst sehr spät auch Einzelheiten über die Hunnen und über ihre nördlichen und nordwestlichen Nachbarn überhaupt. Zwar wußte man schon um die Wende des 1. Jahrtausends zur frühen Dschou¹-Zeit einiges von jenen nordwestlichen Völkern, die in Turkestan — das in dieser älteren, vortürkischen Zeit mit Grousset ('39) und McGovern ('39) vielleicht noch besser als Kaschgarei bezeichnet wird — eine so bedeutsame Rolle als Mittler des Kulturgutes zwischen Ost und West spielten.

Aber das versank später alles in einer chinesischen Weltrand-Fabelgeographie, die nur dumpf etwas von einem Lande Da⁴-hsia³ (Ta-hia) im fernen Nordwesten ahnte. Das war — soviel auch darum gestritten wurde — so gut wie sicher das indogermanische Tochara mit seinen vielen Kleinstaaten in den kaschgarischen, also ostturkestanischen Oasen. Aber dann waren es eben die Hu² oder

* Dung¹-hu² 東胡.

später Hsiung[1]-nu[2], die den Weg nach Westen verlegten. Eigentlich erfuhr man von diesen Ländern überhaupt erst, als sich der große Hunnenherrscher Mau[4]-dun[4]* (209-174), der schon in der Gegend des Orchon südlich vom Baikalsee als Schan[2]-yü[2]** oder Großkönig residierte (Barthold '29, Herrmann '35, Oxenham '98, Soulié '11, Yanai '41), und der durchaus ein würdiger Vorgänger von Attila und Dschingis-khan war, dem chinesischen Kaiser gegenüber der Niederwerfung vieler großer und mächtiger Reiche und Völker im Westen rühmte. Er zählt sie alle auf.

Das führte dann unter anderem zu der abenteuerlichen Gesandtschaft von Dschang[1]-tjiän[1]***, die im Jahre 138 v. u. Z. mit 100 Personen nach den Westländern aufbrach. Dabei handelte es sich um den Versuch, mit dem größten Gegner der Hunnen, den Yüä[4]-schï[4] in Verbindung zu treten, um die Hunnen in die Klammer zu nehmen, daneben aber auch Handelsbeziehungen anzuknüpfen. Waren doch die meisten sog. Gesandtschaften von China nach unserem Sprachgebrauch überhaupt Handelsdelegationen und die Tribute oder sog. Geschenke oft einfach nur Handel zwischen privilegierten Gruppen.

Dschang[1]-tjiän[1] wurde allerdings prompt von den Hsiung[1]-nu[2] gefangengenommen, verheiratete sich dann bei ihnen, hatte Kinder, blieb Jahre und aber Jahre, bis die Aufmerksamkeit der Hunnen nachließ und er entweichen konnte. So kam er tatsächlich im Jahre 128 v. u. Z. in dem gesuchten Lande der Großen Yüä[4]-schï[4] an. Inzwischen aber waren die Yüä[4]-schï[4] längst von den Hsiung[1]-nu[2] gründlich besiegt worden, hatten sich mit ihrem Schicksal abgefunden und lebten gar nicht mehr in Ostturkestan, sondern in Westturkestan. Hier konnte Dschang[1]-tjiän[1] die von Griechenland beeinflußten Kulturen und Staaten des Orients kennenlernen, von denen man in China keine Ahnung mehr hatte. Auf dem Rückweg

* Mau[4]-dun[4] 冒頓.
** Schan[2]-yü[2] 單于.
*** Dschang[1]-tjiän[1] 張騫.

Abb. 13a. Könige der indogermanischen Saken und Yüä-schī in Indien: die nordrassischen und armeniden Typen von Heraus und Kadphises II. Beide kurz nach Beginn unserer Zeitrechnung. Das sind keine „Mongolen". (Nach zeitgenössischen Münzen bei v. Ujfalvy '00).

wurde er allerdings abermals gefangen. Bei hunnischen Thronwirren gelang es ihm 126, nochmals zu entfliehen, und so langte er schließlich nach 13 Jahren wieder bei seinem kaiserlichen Auftraggeber mit Hunnenfrau und Halbhunnenkindern und dem letzten verbliebenen Gefolgsmann an. Sein Bericht ist uns erhalten. Ihn ernstlich anzuzweifeln, liegt kein Grund vor.

Damit war die direkte Verbindung zwischen Osten und Westen hergestellt. Zum erstenmal in der Weltgeschichte beschreibt jetzt — ein bemerkenswertes anthropologisches Ereignis! — ein Nichteuropäer den europiden Typus. Es heißt nämlich von den Städtern in Westturkestan (Da^4-wan^3*): „Die Menschen haben da tiefliegende Augen und viel Bartwuchs, sie sind geschickte Kaufleute und feilschen um einen Zoll und ein Lot" (de Groot II 1, '26, 35; Hirth '17)[1]. Deren Gegner, die genannten Steppennomaden der Yüä^4-schī** aber, waren nichts anderes als die Asiani von Strabo und Am-

* Da^4-wan^3. 大宛.

** Diese anthropologisch-historisch bemerkenswerte Stelle lautet im Original: 其人皆深眼多髭須頰善賈爭分, also wörtlich: Diese Menschen alle tief Auge viel Haar Kinnbart erfahren Markt Händler streiten Bruchteil.

mianus Marcellinus, die dann von den ihnen rassisch und sprachlich verwandten Wu¹-sun¹* (um 100 v. u. Z.) geschlagen, nach Baktrien und Sogdiana flohen und schließlich kurz nach der Zeitwende in Indien eindrangen, wo sie das indo-skythische Reich der Kuschan gründeten (Aiyengar '19, Grousset '29, McGovern '39, 249, Smith '23, v. Ujfalvy '98, de La Vallée-Poussin '30).

Das waren also indogermanische Skythen, wie denn auch der Laut Yüä⁴ für Get oder Skythe stehen dürfte, wenn sie auch alle — Yüä⁴-schï⁴ wie Wu¹-sun¹ — vielleicht schon teilweise sprachlich türkisiert, aber nur erst wenig typologisch tungidisiert waren. Jedenfalls gilt letzteres noch nicht für ihre Könige: deren europide, wohl teils sogar nordrassische Typen sind von Münzen und Standbildern hinreichend bekannt (Cunningham '89, de Groot '21, Günther '34, Junge '36, v. Ujfalvy '00; vgl. Abb. 13). Ganz das gleiche gilt für jene Wellen, die nach Vorderasien als Hettiter und als Arier nach Indien oder Persien gelangten, dort die blonden Achämeniden und den blonden Darius auf den Thron hoben und danach ihrerseits selbst hart von den Parthern bedrängt wurden. Von Parthern haben wir, neben anderen nordischen Steppennomaden, auch altpersische bildliche Darstellungen: nichts ist an ihnen mongolid, es sind echte nordisch-indogermanische Steppenleute. Sie alle entstammen der großen skythischen Völkerquelle.

Es ist daher auch keineswegs erstaunlich, wenn diese Völker — und sei es auch erst durch etwas spätere Kommentatoren — als teilweise nordrassisch geschildert werden: „Unter den Jung² der Westlande hatten die Wu¹-sun¹ das eigentümlichste Aussehen. Diejenigen der heutigen Hu², welche blaue Augen und einen roten Bart haben und an Gestalt den Mi²-Affen** ähneln, sind ihrem Stamm entsprossen" (Franke '04, 18 und 44, de Groot II, '26, 123); Noch deutlicher wird die Blondheit der alten, erst von den Hunnen verdrängten Wu¹-sun¹, wenn man die angeführte Text-

* Wu¹-sun¹ 烏孫, wörtlich: Krähen-Enkel.

** Mi²-Hou² 彌猴.

stelle der Han[4]-Annalen in einer etwas abweichenden Weise (nämlich mit der Zäsur hinter Hu[2]-Mensch) übersetzt*.

Die Yüä[4]-schï[4] und Wu[1]-sun[1] sind mithin nichts anderes als vorwiegend europide und nordrassisch durchsetzte Splitter aus dem turanischen, dem westlichen Unruhezentrum des Steppengürtels, die gegen das östliche vorgeschleudert wurden. Dort überfluteten sie zuzeiten das ganze östliche Turkestan. „Es sind Nomaden, die hinter dem Vieh herwandern" (Schï[3]-dji[4]**, Kap. 123), also echte Steppenindogermanen. Sie bildeten dort während vieler Jahrhunderte eine offenbar immer stärker sprachlich türkisierte Steppenbewohnerschaft neben den sicher noch bis Ende des ersten nachchristlichen Jahrtausends indogermanisch sprechenden und erst recht vielfach nordrassischen Tocharern (Eberhard '41, Haloun '37, Herrmann '22, Shiratori '02).

Deren europiden Schädeltypus erkannten schon Klaatsch ('13) und Keith ('29) und ihren oft deutlich nordrassischen Typus wiesen Hjortsjö und Walander ('42) nach. Auch die prächtigen, lebensgroßen Tempelgemälde mit blondhaarig-blauäugigen Fürsten und Mannen der Glanzzeit des 8. und 9. Jahrhunderts, die von den bekannten Turfan-Expeditionen (Grünwedel '12, v. Le Coq '26: Taf. 5a—b) gefunden wurden, sind eindeutige Zeugen ihrer rassi-

---

* Der Originaltext aus der Geschichte der Früheren Han[4] (206 v. bis 9 n. u. Z.) lautet: 帥古日烏孫於西域諸戎其形最異今之胡人青眼赤須狀類彌猴者本其種也. Also wörtlich: Alle alt Tag Rabe Enkel in Westen Gebiet viele Jung[2] ihre Gestalt höchst verschieden heute von Hu[2] Mensch blau Auge rot Kinnbart Aussehen Mi[2] Affe welche Wurzel jener Same Schlußpartikel.

Oder der europäischen Denkweise nach zusammengefügt: Im Altertum (hatten) alle Rabenenkel (Wu[1]-sun[1]) unter den Jung[2] in den Westländern ein von den heute (dort lebenden) Hu[2]-Leuten höchst abweichendes Aussehen, (nämlich) blaue Augen und rote Kinnbärte, (genau) wie die Mi[2]-Affen (d. h. die alten Wu[1]-sun[1]-Fürsten mit dem Titel Mi[2]), die dem gleichen Stamm entsprangen (vgl. v. Eickstedt '42).

** Schï[3]-dji[4] 史紀 d. h. Geschichts-Aufzeichnungen.

schen Zusammensetzung. Und schließlich zeigte sich, daß selbst noch heute türkischsprechende Turfanfürsten, so der Gönner der Expedition, blaue Augen wie ihre einstigen indogermanischen Vorfahren aufwiesen.

Genau aber, wie hier an der Ostseite der großen dsungarischen Steppentore das vielgeschmähte und vielverleugnete blonde Ur-Indogermanentum belegt ist, so auch auf der Westseite. Dort saß einst die Hauptmasse der Saken, der Ostflügel der indogermanischen Skythen, an derem starken nordischen Gehalt und Indogermanentum in keiner Weise gezweifelt werden kann. Wie sie dann unter den Einbrüchen der rein mongolid-tungiden Türkvölker des Altai immer stärker sprachlich türkisiert und mongolisiert wurden, hießen sie bei den Chinesen zuerst Djiän^{1}-kun^{1} oder Djiän^{2}-gu^{3}* bzw. zur Tang-Zeit, den zugrunde liegenden Namen (insbesondere in der älteren härteren Aussprache) lautlich besser nachahmend, Hsia^{4}-hsia^{3}-sï^{1}**, also Kirgisen.

Und auch von diesen Ur-Kirgisen wird im Tang^{2}-schu^{1}*** Kap. 127 der nordische Typus in unmißverständlicher Weise beschrieben. „Das sind Leute von hohem Wuchs, heller Gesichtsfarbe, grünlichen Augen und roten Haaren". An anderer Stelle heißt es: „Ihr Haar ist gelb, die Augen grün, der Bart rot."

Ja noch mehr! Es gelten Schwarzhaarige bei ihnen sogar für „unheilvoll", und ein weiterer Bericht sagt: „Sie finden schwarze Haare häßlich" (Eberhard '42). Das Tang^{2}-schu^{1} meint zudem: „Sie behaupten bestimmt, daß diejenigen unter ihnen, die schwarze Augen hätten, Abkömmlinge von Li^{3}-ling^{2}† seien." Dieser Li^{3}-ling^{2} ist ein abtrünniger Chinesengeneral, der zu hohen fürstlichen Ehren bei den Hunnen emporgestiegen war (Franke '37). Mit anderen Worten: die nordrassischen Ur-Kirgisen sehen die häßlichen

---

* Djiän^{1}-Kun^{1} 堅昆, Djiä^{2}-gu^{3} 結骨.

** Hsia^{4}-hsia^{3}-sï^{1} 黠夏斯.

*** Tang^{2}-schu^{1} 唐書 (Tang: 618—907).

† Lï^{3}-ling^{2} 李陵, ein Eigenname.

Schwarzhaarigen und Schwarzäugigen unter sich als von fremder mongolischer Herkunft an. Sie besaßen also damals gewissermaßen ein nordisches Rassenbewußtsein und trugen vorwiegend den nordischen Rassentypus. Noch arabischen Schriftstellern des 11. Jahrhunderts wie Gardîzî fiel die helle Farbe der Kirgisen auf (Barthold '35, 35). Dann nahm die Mongolisierung allerdings reißend zu. Aber selbst bei den heutigen Kirgisen, den letzten Nachfahren von Saken und Djiän[1]-kun[1], sind die nordischen Einschläge noch immer nicht ganz verschwunden (Karutz '11, Kuczinski '25, v. Le Coq '26), wenn sie auch (nach eigenen Beobachtungen des Verfassers) selten sind.

Nur gestreift sei in diesem Zusammenhang eine Frage, die schon oft in der Anthropologie und auch der Prähistorie Verwirrung angerichtet hat. Das ist diejenige nach dem Typus jener indogermanischen Skythen, die in der Mitte des 1. vorchristlichen Jahrtausends als westliche Nachbarn der Saken- und Wu[1]-sun[1]-Vorfahren das ganze Südrußland bis weit nach Osten hin in Besitz hatten, die von hier mitunter bis Polen und besonders Ungarn reichten und gelegentliche Vorstöße über Schlesien bis Brandenburg (Schatz von Vettersfelde) unternahmen. Sie stehen nach Aussage der antiken Quellen und ihrer Kleinkunst mit kennzeichnender Tierstilisierung zweifellos mit den östlichen Skythen oder Saken, den Bewohnern von Turan und Zentralsibirien, in engem kulturellem Zusammenhang (Ebert '28 XII, 233ff., XIII, 72; Grousset '39, Minns '13, Reinecke '97, Wiesner '42). Sie bilden also nichts anderes als die östlichen Ausläufer eines großen transeurasischen Kulturgürtels mit indogermanischem Völkersubstrat.

Die Griechen kannten diese Skythen recht gut, und zwar schon seit den Tagen Herodots, der eine ausgezeichnete ethnographische Schilderung von ihnen gab, später durch unmittelbare Berührung. Waren doch zu Zeiten sogar skythische Bogenschützen und in Athen auch skythische Polizisten (Kretschmer '21) recht beliebt, und zwischen Hellas und Pantikapäon sponnen sich lebhafte Handelsbeziehungen.

Diese Leute aber trugen europide Züge in Körperbau und Haarfarbe. Schon Herodot sagt: „Die Budiner aber haben ganz blaue Augen und ganz blonde Haare" (IV, 108). In jüngeren historischen Zeiten werden solche skythischen Stämme wie die Alanen von Ammianus Marcellinus und Jordanis durchaus als nordrassisch geschildert (Capelle '29, Bleichsteiner '18). „Fast alle Alanen sind von schlankem Wuchs und schöner Gestalt, ihre Haare sind mattblond" (Ammianus XXXI, 2, 12). Auch kolonialgriechische Kunstwerke aus dem Skythenland zeigen in recht guter Darstellung den nordisch-europiden Typus — so die herrliche Elektronvase der Skythenkönigin vom Kul Oba oder die prunkvolle Silbervase aus dem Grabhügel von Tschertomlyk (um 300 v. u. Z.), dazu viel Kleinkunst in Griechenland selbst (vgl. z. B. die Skythenfigur im Katalog der Staatlichen Gipsgießerei in Berlin). Und endlich — und das ist entscheidend — haben auch zahlreiche Gräberfunde eindeutig europide Schädel, ja solche kennzeichnender nordischer Prägung, geliefert (Bogdanov '78, '87, '93, v. Baer '78). Daneben nur und nur gelegentlich, auch wahrscheinlich nach Volksteil und Zeit schwankend, sind mongolide Mischtypen hie und da vertreten.

Halten wir also fest: die Skythen sind genau so vorwiegend nordrassisch, wie ihre Vorgänger, die Träger der südrussisch-turanischen Ockergräberkultur der Steinzeit, wie die Kimmerer oder wie ihre Nachfolger, die Sarmaten. Sie kamen von Osten, wie überhaupt Welle um Welle: erst Ockergräberleute, später Kimmerer, dann Skytho-Saken, dann Sarmaten und die Massageten mit Jazygen, Roxolanen und den berühmten blonden Alanen.

Und dann erst wurde der treibende Motor sichtbar, der sie alle nacheinander aus Südsibirien hinausdrückte: die Tungiden Hochasiens in Gestalt der Hunnen. Dieser Druck wird in der Mitte des ersten Jahrhunderts v. u. Z. auch historisch greifbar. Vorher war aber alles noch wesentlich nordisch im nördlichen Turan gewesen. Nur im südlichen Turan traten turanid-mediterrane Elemente auf, dort, wo jener Tierstil entstand, der sich alle Steppen, die indo-

germanischen wie mongolischen eroberte und auch weithin von Irland bis Korea die Randvölker der Steppen beeinflußte.

Trotzdem liest und hört man recht oft, daß die Skythen überhaupt ein mongolisches Volk gewesen seien. Wie erklärt sich das?

Einmal hat Hippokrates gewisse Fraktionen der Skythen als kurzbeinig und haararm geschildert und dabei auch ein Wort gebraucht, das bald als „gelblich", bald als „wetterbraun" gedeutet wird. Das hat man auf mongolide Merkmale hindeuten wollen und übersehen, daß Hippokrates selbst und auch sein Kommentator Galenus diese gleichen Skythen an einer anderen Stelle mit den Galliern vergleicht, über deren vorwiegend nordischen Typus kein Zweifel herrscht. Das alles zeigt also bestenfalls nur, daß der Name Skythen zu seiner Zeit für die Griechen eine mehr-minder vage geographische oder bestenfalls nationale Bedeutung besaß und Völker von verschiedenem Typus im Nordosten von Griechenland zusammenschloß. Die gleiche Erscheinung wiederholt sich auch später immer wieder, wo etwa unter dem Namen Hunnen verschiedenste Völker wie einerseits echte Asiaten und andererseits Goten oder Skythen und Alanen zusammengefaßt werden.

Umgekehrt aber bleibt auch zu beachten, daß gerade zur Hunnenzeit und gerade für die Untertanen des großen Attila die Bezeichnung Skythen durchaus noch geläufig war. Priscus Rhetor geht sogar soweit, das von Attila beherrschte Volk viel häufiger als Skythen, denn als Hunnen zu bezeichnen. Er hat sich dabei wahrscheinlich sogar ganz richtig ausgedrückt. Denn die mongoliden Hunnen bildeten die Oberschicht, die weitgehend nordrassischen Skythen aber die Hauptmasse des Volkes in Südrußland und waren nur zweitrangig im Führertum vertreten.

Die Dinge liegen also durchaus klar, und es sind erst die späteren Autoren gewesen, die dann Hunnen und Skythen wirklich so durcheinanderwarfen, daß die Meinung aufkommen konnte, alles im Osten, und besonders die Skythen, seien mongolid. Das kann aber nur für geringe und an sich immer volksfremde Teile

im skythischen Raum oder Nationalverband gegolten haben. So konnten auch die Ostgoten, nachdem die blendend schöne (blonde ?) Ildico (Hildegund) als letzte der vielen hundert oder tausend Frauen Attilas den großen Herrscher und Frauenfreund in der Hochzeitsnacht aus töchterlicher Rache erstickt hatte, sehr bald auch die Söhne des im Brautbett gefallenen Schlachtenkönigs besiegen und die ganze hunnische Oberschicht zerbrechen.

Was aber immer blieb, waren die westlichen Skythen, war das weitgehend urnordische (fennonordische) und indogermanische Volkstum der südosteuropäischen Ebenen, waren die nächsten Verwandten der blonden Wu[1]-sun[1].

Nach alledem erscheint Ost-Turkestan — um zum Hauptthema zurückzukehren — schon seit den frühesten Zeiten als ein ausgesprochenes Durchgangsland, in dem die Rassen und Sprachen des Unruhezentrums der Weststeppen mit denen der Oststeppen ringen. Über seinen Norden werden mongolide Elemente bis weit nach Turan hineingeschleudert und gewinnen dort schließlich rassisch wie sprachlich die Überhand, andererseits werden aber auch nordische und europid-turanide Elemente bis weit gegen China selbst vorgeworfen, wo ja beispielsweise die nordisch-turanid-tungiden Kleinen Yüä[4]-schï[4] am Nan[2]-schan[1]* und vor Kansu saßen. Das alles aber ist auch anthropologisch wichtig, weil damit für diese europiden Elemente der unmittelbare geographische Anschluß an China bzw. die bis Südchina hineinreichenden Zonen nomadischer Wirtschaft gegeben ist. Ihre Träger sind die alten westlichen und südwestlichen Barbaren Chinas, und es erscheinen damit die unter den Miao, Szetschuanesen und auch Nordwest-Chinesen auftretenden europiden Typen mit europiden Verbreitungsgebieten verbunden und keineswegs erstaunlich (vgl. S. 142).

Wie aber europide Elemente bis in die Kernmasse des Mongolentums vorgreifen, so ist andererseits nicht nur Südruß-

* Nan[2]-schan[1] 南山, d. h. Südberg, hier gemeint: südlich von Kansu.

land, sondern auch das mittlere Osteuropa keineswegs von mongoliden Einschlägen frei. Gar jene awarischen Schädel, auch manche Schädel noch aus der Landnahmezeit des 7. und 9. Jahrhunderts, die in der Theiß-Donauebene ausgegraben wurden und heute im Budapester Anthropologischen Institut liegen, sind so eindeutig hochtungid, wie das nur irgendwelche innermongolische Schädel sein könnten. Awarische Gräberfelder, die bei Mosonszentjános östlich des Neusiedler Sees — und also sozusagen vor den Toren Wiens — und bei Öskü sowie Jutas westlich Budapest freigelegt wurden, zeigen gleichfalls hochmongolide Typen (Bartucz '29, '31, vgl. Tafel 6b). Das spricht für die Annahme, daß die europäischen, türkisch-sprechenden Awaren nichts anderes als die Reste der um 550 n. u. Z. fast vernichteten Juan^{3}-juan^{3}* sind (Franke '04, '37, III, 283ff.). Es zeigt das alles auch, welche enormen Abschleuderungskräfte anthropodynamischer Art von den Unruhezentren der Steppen entwickelt werden konnten und zeigt, daß rein mongolide Typenelemente in Massen — verhältnismäßig gesprochen — nach Europa, besonders Osteuropa gelangt sind.

Der eigentliche, treibende Motor dieser ganzen Dynamik liegt aber erst in der Mongolei. Hier befindet sich das letzte Kraftzentrum. Es wird in der Geschichte der Hunnen deutlich faßbar. Drängten diese schon in prähistorischen Zeiten gegen die blühenden indogermanischen Kulturzentren Sibiriens vor, überfremdeten sie seit den ältesten Zeiten die Randvölker, so werden ihre Bewegungen in den ersten Jahrhunderten vor der Zeitwende auch in der chinesischen Geschichtsbeschreibung greifbar.

Daher läßt sich ebenso deutlich kulturell wie historisch das Verdrängtwerden der ursprünglich ostindogermanischen Skythen und Saken und die immer stärkere sprachliche Türkisierung ihrer Reste über Yüä^{4}-schï^{4} und Wu^{1}-sun^{1} bis zu den Djiän^{1}-kun^{1} und schließlich Kirgisen verfolgen. Und nicht zuletzt spricht auch die rassische

* Juan^{3}-Juan^{3} 蜿 蜿; 蠕 蜿 = kriechendes Gewürm.

Mongolisierung der Südsibirier eine deutliche Sprache. Wir können sie Etappe um Etappe auch an den Gräberfunden verfolgen (v. Eickstedt '34, Mänchen-Helfen '34), einmal in Mittel- und Südsibirien (Bogdanov '93, Goroschtschenko' 00, Debetz '31), dann aber auch sogar weit bis in den Osten. Denn selbst am Baikal, wo heute die hochtungiden Buryaten sitzen, sind alte Schädel nordeuropid, langköpfig, schmalnasig (McGovern '39, 94). Es kann kein Zweifel herrschen: die ganze Niedersteppe, das ganze Südsibirien also, war ursprünglich nordisch-indogermanischer Boden. Von hier gingen Druck und Schübe gegen den Westen, wie von Hochasien gegen Norden und Osten und endlich auch gegen den Westen, gegen Europa.

Schließlich besitzen wir hinsichtlich der Beziehungen zwischen Chinesen und Hunnen auch noch schriftliche und dazu ausgezeichnete quellenmäßige Überlieferungen, die die Kraft und Dynamik des größten Unruhezentrums der Oststeppen auf das Eindrucksvollste beleuchten. In erster Linie ist hier der Schï^{3}-dji^{4}, also die schon erwähnten „Historischen Denkwürdigkeiten" des Hofhistoriographen und Reichsarchivars Sï^{1}-ma^{3} Tjiän^{1} (Sze-ma Ts'ien, 145—86 v. u. Z.) und seines Vaters Sï^{1}-ma^{3} Tan^{2} († 110 v. u. Z.) zu nennen, die im 110. Kapitel die „Angeordneten Berichte über die Hslung^{1}-nu^{2}" bis zum Jahre 97 v. u. Z. bringen, dann auch die angeblich von Konfuzius selbst bearbeiteten Jahrbücher des Reiches Lu^{3}* nebst ihren vielen Kommentaren. Das alles und weiteres hat de Groot ('21, '26) dankenswerterweise geschlossen vorgelegt.

In dem riesigen Schï^{3}-dji^{4} des tüchtigen Kompilators Sï^{1}-ma^{3} Tjiän^{1}, der uns einen historisch unschätzbaren Auszug von den Staatsakten der chinesischen Einzelreiche aus den vorangegangenen fast zwei Jahrtausenden bietet, wird die Entstehung der Hunnen allerdings auf chinesische Flüchtlinge zurückgeführt. Das erstere, die Entstehung, ist natürlich nur die übliche Ruhmrederei, das letztere, das Flüchtlingstum, aber eine sich in der chinesischen

* Lu^{3} 魯.

Abb. 13b. Huvischka, König der Kuschan (111—142 n. u. Z.), ein schon stark indid beeinflußter Königstyp der Spätzeit (v. Ujfalvy '00).

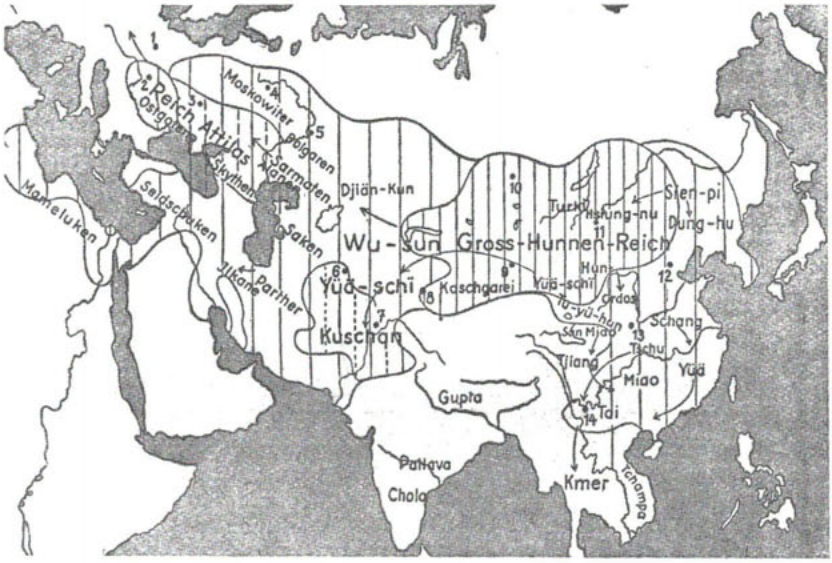


Abb. 14. Übersichtskarte zur Hunnenfrage.

1. Breslau; 2. Attilas Residenz; 3. Kiew; 4. Moskau; 5. Bolgar; 6. Samarkand; 7. Gandhara; 8. Kaschgar; 9. Turfan; 10. Minnusinsk; 11. Ulan-Bator-Choto (Urga); 12. Peiping; 13. Sianfu; 14. Tali.

Das Weltreich der Mongolen.
Das Groß-Hunnen-Reich von Mau-dun Ende des 2. Jahrh. v. u. Z.
Das Reich des Attila (der Kimmerer, Skythen, Sarmaten).
Das Reich der Yüä-Schï oder Indo-Skythen (Kuschan).

Geschichte unzählige Male wiederholende Erscheinung (vgl. z. B. Chavannes '03, '95 II, 402, Franke '04, '37, oder de Groot '26). Es wimmelt mitunter ja geradezu von geflüchteten chinesischen Generälen und Politikern und ihrem Anhang an den mongolischen Fürstenhöfen und beim Mongolenkaiser. Auch freundschaftliche Zwischenheiraten sind in politischen Atempausen oder bei besonderen Anlässen — man erinnere sich nur an Dschang^{1}-tjiän^{1} — durchaus nicht selten, und sogar der chinesische Kaiserhof macht keine Ausnahme.

Und umgekehrt finden sich auch hunnisch-mongolische Gouverneure, Hofschranzen oder Heerführer am chinesischen Kaiserhof und im ganzen Reich und bilden mitunter sogar die Hauptstütze der Herrscher. Allerdings sind dann diese selbst meist gar keine Chinesen, sondern Hunnen, und massenhaft werden auch zuverlässige hunnische Banner nahe der Grenzen angesiedelt oder selbst ins Innere verpflanzt, wo sie die armen chinesischen Bauern auf das gründlichste quälen, bis sie nach ein bis zwei Generationen selbst sinisiert sind. Gleichzeitig pflegen sich die Fürsten der strategisch sehr wichtigen, zurückgebliebenen Mongolenbanner kleine, nachgeahmte chinesische Residenzen zuzulegen, und zwar mit Hilfe chinesischer Handwerker. Es hat also in allen Zeiten ein starker Blutaustausch stattgefunden, der die nicht seltenen tungiden Typen in China und besonders Nordchina ausreichend erklärt.

Des weiteren werden im Schï^{3}-dji^{4} von den Hunnen, um die man sich nun in der kritischen Zeit des Gewaltmenschen Mau^{4}-dun^{4} (der ja gerade Zeitgenosse des emsigen Sï^{1}-ma^{3} Tjiän^{1} war) nachdrücklich kümmern mußte, eine verblüffende kriegerische Geschicklichkeit, entsprechend harte Sitten, das Nomadentum, Waffen, Nahrung geschildert, auch der für Chinesen erschreckende Brauch der Stiefmutterheirat nach Vaterstod, dazu vielerlei politische und selbst psychologische Einzelheiten, jedoch nie Typus und Sprache. Auch die allen höheren Nomaden eignende glänzende Organisationsfähigkeit wird übersehen. Selbstverständlich werden die un-

Abb. 15. Mongolische Reiter nach einer chinesischen Darstellung aus den Jahren 1368—1398 (E. H. Minns '13).

Abb. 16. Abklatsch eines Hunnenkopfes
unter dem Schlachtroß von General Huo Tjü-bing: ein bärtiger tungider Typus aus dem Jahre 117 v. u. Z. (v. Takacs '31).

zähligen und sich immer wiederholenden Einbrüche dieser grimmen Nordbarbaren aus der ganzen Schang[1]- und Dschou[1]-Zeit sorgfältig registriert, ohne daß man hinter die tieferen Gründe schaute, nämlich das Zusammenspiel von klimatischen Dürreschwankungen und kriegerischem Organisationstalent, an deren Stelle man einfach immer Blut- und Machtrausch setzte. In allen denkbaren Abwandlungen werden die nie abreißenden Einbrüche und Raubzüge in möglichst bagatellisierender Form wiedergegeben und sorglich verschwiegen, wenn sie Erfolg hatten oder gar durchschlagenden Erfolg. Das war dann der Fall, wenn ein Bannerfürst oder womöglich der Hunnenkaiser, der „Schan[2]-yü[2]" selbst, zum König eines Teilstaates oder Kaiser von ganz China wurde.

Dann war China gar nicht mehr ein eigenes Reich, sondern ein hunnisch-mongolischer Teilstaat. Diese unerquickliche Angelegenheit frisierten die Historiographen in der Form um, daß die neue Dynastie einfach als eine chinesische geführt wurde. Aber es war keine chinesische, und es gab überhaupt kein chinesisches Reich. Es ist merkwürdig genug, daß auch europäische Forscher, die sich die chinesisch-historiographische Brille aufgesetzt hatten, in diesen gar nicht seltenen Großhunnenreichen immer noch eine Kontinuität der chinesischen Politik sehen wollten. Chinesische Kultur und chinesisches Volk bestanden fortdauernd, und zwar sogar mit außerordentlicher Kraft. Aber das Reich verschwand mehr als einmal, um dann immer wieder von neuem, vom Volke getragen, aufzuerstehen.

Über den Typus der Hunnen dieser Epochen besitzen wir einige kostbare piktographische Beweise. Der berühmteste derselben befindet sich auf einem Grabdenkmal in Shensi. Als im Jahre 117 v. u. Z. der große Hunnenbesieger General Huo[4] Tjü[4]-bing[4]* (Ho Ch'ü Ping) starb, ließ ihm der Kaiser bei Hsin Ping Hsien und unfern Singanfu auf dem althistorischen Boden des Wei[1]-Tals in Shensi einen Grabhügel mit Kapelle und Monument errichten.

* Huo[4] Tjü[4]-bing[4] 霍去病.

Dieses Denkmal aber zeigt einen gestürzten hunnischen Bogenschützen, über den ein Pferd hinwegschreitet (Chavannes '09, Segalen '23, Stein '37, v. Takacs '37). Der überlebensgroße Hunnenkopf ist gut genug erhalten, um das wesentliche der Züge noch erkennen zu lassen: breite Wangen, spitzes Kinn, geschlitzte Augen. Das sind tungide Merkmale (Abb. 16).

Dabei darf die Wiedergabe vieler einzelner Haare nicht etwa stören. Die Chinesen stellen Hunnen und Mongolen immer „bärtig" dar. Das fiel schon Minns ('13, Abb. 15, vgl. a. Grousset '39) auf. Selbst Dschingiskhan ist bärtig, schon die konventionelle Wiedergabe des biederen Altherzogs Dan^{3}-fu^{4} sogar (Abb. 12). Dies dürfte seinen Grund darin haben, daß sich die Chinesen ihre wenigen Gesichtshaare abrasierten, die Hunnen sie aber sparrig und einzeln stehen ließen, und diese „Haarigkeit" den Chinesen daher ebenso auffallend wie unsympathisch erscheinen mußte: Haarigkeit ist also Barbarigkeit. Man erinnere sich auch daran, daß das Schriftzeichen Hu^{2} (Hunne) gleichzeitig die Bedeutungen bärtig und wild besitzt. Trotz der schütteren Haare, ja gerade mit diesen, ist also der Hunne und Mongole der Chinesen gewöhnlich ein tungider Typus.

Fassen wir zusammen. Das reiche chinesische Quellenmaterial zur Geschichte des alten Zentralasien vermittelt vor allem zwei historisch-dynamische Erkenntnisse. Die eine ist, daß seit Mau^{4}-dun^{4} das nordchinesisch-mongolische Grenzgebiet für fast einundeinhalb Jahrtausende der Kampfboden zweier ganz großer Reiche um die Weltherrschaft ist, nach der beide streben. Die andere ist, daß dieses Grenzgebiet einem unablässigen Druck von Norden ausgesetzt war, bei dem die kriegerischen und wirtschaftlichen Vorteile durchaus auf hunnisch-mongolischer Seite lagen, während die Chinesen trotz höherer Kultur und entsprechend besserer Waffen im Grunde genommen immer in der Abwehr bleiben mußten. In anthropologischer Hinsicht aber steht außer Frage, daß der entscheidende rassische Typus bei allen diesen Bewegungen

und insbesondere der tragende Typus der chinesischen Hunnen, der Hsiung[1]-nu[2], der tungide war.

Die weiteren Einzelheiten sind für uns unwesentlich — die Eroberungszüge von Mau[4]-dun[4], die genaue Schilderung seiner Vorfahren und — in jüngeren Quellen — seiner Nachfahren bis zum Zusammenbruch des alten Großhunnenreiches infolge innerer Zwistigkeiten um das Jahr 40 v. u. Z., und dann das Weiterrollen der immer gleichen Vorgänge mit immer neuen Raubzügen und Heldentaten über die — wie Chi Li ('28) sagt — Khitan- und Nüchenperiode* bis zu der 88jährigen Herrschaft der sog. Mongolendynastie der Yüan[1]** (1280—1368). An dem dynamischen Bild ändert sich nichts.

Nur eine Frage wäre zum Abschluß der Gerechtigkeit wegen noch zu streifen. Sie wirft zudem interessante anthropologische Streiflichter. Es ist die Frage nach Charakter und Kultur der Hunnen-Mongolen und die Rolle, die dabei der Typus in den europäischen Vorstellungen spielt.

Wir sahen schon, daß bei allen diesen Kämpfen die Chinesen so gut wie stets die Angegriffenen waren, die Europäer bei den Hunneneinbrüchen ja schließlich auch. Und selbstverständlich schimpften die Chinesen, was sie konnten. Schimpfen ist auch eine Waffe, es heißt in der diplomatischen Sprache nur anders. Auch die europäischen Quellen des frühen Mittelalters bieten alle Rhetorik auf, um Hunnen, Awaren, Petschenegen, Ungarn usw. nach Kräften zu beschimpfen und als blutdürstige Barbaren, nomadische Horden, als Teufelssöhne, Gog und Magog und Geißeln Gottes darzustellen. Die mittelalterlichen Berichte sind also Kriegspropaganda. Das ist durchaus verständlich und macht auch vor dem Typus nicht Halt, im Gegenteil. Mußte doch dieser für Europäer eine dankbare Zielscheibe sein.

---

* Tji[1]-dan[1] 契丹, Nü[3]-dschĕn[1] (oder Ju[3]-dschĕn[1] = Dschurdschen) 女眞. Beides tungusische Stämme.

** Yüan[2] 元, vgl. auch die Dynastien-Übersicht im Anhang.

Gerade dadurch bekommen wir aber auch mit der Schilderung der Hunnenkriege die ersten Rassenbeschreibungen der mongoliden Rassengruppe aus europäischer Feder. Sie sind ein westliches Gegenstück zu der Beschreibung des europiden Typus in Turkestan durch Dschang[1]-tjän[1] und nicht weniger bemerkenswert als diese. Zudem sind sie weit ausführlicher.

Bruder Jordanis oder Jornandes (~ 500—~560) nämlich, der bescheidene und doch unschätzbare Kompilator aus Cassiodors und Priscus Rhetors sonst restlos verloren gegangenen Originalen der Hunnenzeit selbst, sagt dies 551 vom Hunnenkönig Attila: „Er schritt stolz einher und ließ die Augen scharf in der Runde schweifen, damit seine gewaltige Macht auch durch seinen Körper zum Ausdruck käme. Er war ein Freund von Kampf und Krieg, aber dabei selbst von gemäßigter Handlungsweise, stark im Rat und zu Bittenden mild, auch gnädig gegen Unterworfene. Seine Gestalt war kurz, die Brust breit, der Kopf groß, die Augen aber waren klein, auch hatte er wenig Bart, ein weitauseinanderstehendes Gebiß und platte Nase. So zeigt er durch sein garstiges Aussehen die Kennzeichen seines Ursprungs" (Jordanis: Getica '82, 105; für Originaltext und Übersetzungsform v. Eickstedt '42).

In heutigen Worten also: durch untersetzten Bau, Breitschultrigkeit, Mongolenfalte, Haararmut und Flachnasigkeit zeigte Attila seinen mongolisch-tungiden Ursprung. Der Typus ist unverkennbar, und des Jornandes Quelle ist in diesem Falle niemand anderer als der berühmte Priscus Rhetor, der König Attila mehr als einmal Auge in Auge gegenübergestanden hatte. Hunnen mußte Jornandes zudem selbst aus der seinem Wohnsitz Konstantinopel nahe gelegenen Dobrudscha und von Hofbesuchen her kennen.

Nicht minder lehrreich ist seine Beschreibung der Hunnen selbst: „Denn auch die, denen sie mit Waffen vielleicht nicht überlegen waren, erfüllten sie durch das Schreckliche ihres Anblicks mit Entsetzen und schlugen sie in die Flucht. Sie haben nämlich ein düsteres und verhangenes Gebaren und ihre Körper bilden

sozusagen unförmige Klumpen, sie haben auch gar kein richtiges Gesicht und überhaupt nur Punkte als Augen. Den männlichen Kindern zerschneiden sie mit Eisen die Wangen . . . daher bleiben sie bis ins Alter bartlos und entbehren des schmückenden Männerbartes . . . Unansehnlich ist ihre Gestalt, aber flink sind sie in den Bewegungen und ausgezeichnete Reiter, haben auch breite Schultern und glänzen im Gebrauch von Bogen und Pfeil. Sie sind immer steil aufgerichtet vor Stolz. Hier lebt tatsächlich unter menschlicher Gestalt eine ungeheure Wildheit" (Jordanis, Getica 90—91).

Recht ähnlich, nur ein wenig unklarer, drückt sich Ammianus Marcellinus (330—400) aus, noch wilder ist der elegante Hofmann und spätere Bischof Sidonius Apollinaris auvergnatischer Herkunft (430—480), der in einem wie bei ihm üblich bombastischen Loblied auf den Feldherrn Anthemius, der 466 einen Hunnenhaufen zurückgetrieben hatte, eine schwülstig-grauenvolle Schilderung der Hunnen gibt. Er hat sie gar nicht gesehen (v. Baer '60, Schuster '40).

Die Abwertung und Verachtung der Hunnen wird in allen diesen Texten und Gedichten ebenso deutlich wie ihr mongolider Typus. Ja, besonders interessant ist es, daß die beiden Merkmale, die Dschang[1]-tjän[1] am stärksten auffielen, auch hier wieder, aber nunmehr in umgekehrter Bewertung, auftreten: Gesichtsrelief und Haarwuchs. Dem Chinesen scheinen die Augen der Europäer im Gesicht eingesunken, dem Europäer aber die der Tungiden nur Punkte in einer formlosen Masse. Um so interessanter ist es, daß die einzige ältere, wenn auch leider umstrittene bildliche Darstellung von Attila, die wir kennen, nämlich die auf einer Gemme, tatsächlich ein flaches bartloses Gesicht mit niedriger Nase und schmalen Augenspalten zeigen soll, dazu einen sehr dicken Hals (de Gembloux 1843).

Ganz ähnlich aber fällt 800 Jahre später die Beschreibung jener Mongolen aus, die für Jahrhunderte ganz Rußland eroberten, Ungarn berannten und in Schlesien vor Liegnitz 1241 umkehrten (Bachfeld '89, Bechstein '41, Prawdin '35, Strakosch '93).

Nur zwei Jahre danach schrieb nämlich der flüchtige Mönch Ivo von Narbonne — ein weinfreudiger, ketzerfreundlicher und anrüchiger Bursche, der vieles gut zu machen hatte — einen Brief „über die fürchterlichen Verwüstungen jenes unmenschlichen Geschlechts, das man Tartaros oder Tattaren nennt". Das war ein wohlberechneter Aufruf an seinen Bischof, war bewußte Kriegspropaganda. Er hatte acht Gefangene von diesen Tartaren in oder bei Wien selbst gesehen und sagt: „Sie haben eine kräftige und starke Brust, ein mageres gelbliches Gesicht, feste und aufrechte Schultern, verquetschte und kurze Nasen, ein spitzes und vorspringendes Kinn, einen flachen aber betonten oberen Kiefer und lange, auseinanderstehende Zähne. Ihre Augenlider erstrecken sich von der Sehspalte bis zur Nase und ihre Augen sind unruhig und schwarz, auch schrägstehend und grimmig. Ihre Extremitäten sind knochig und nervig und die Oberschenkel dick, die Unterschenkel aber kurz. Trotzdem entspricht ihre Höhe der unseren, denn was ihnen an den Unterschenkeln abgeht, wird vom oberen Körper ausgeglichen" (Paris 1686, 538—539; für die Übersetzung v. Eickstedt '42).

Das ist eine famose anthropologische Beschreibung, die zudem durch Angaben von Piano de Carpini eine ausgezeichnete Bestätigung erfährt (Beazley '03, v. Eickstedt '42, Resch '30, Yule '16). Sie läßt mit gelber Haut, tadellos beschriebener Augenlidfalte (Mongolenfalte), schrägen Augen, flachliegendem Wangenbein („oberen Kiefer") und der typisch mongoliden Langrumpfig-Kurzbeinigkeit an Deutlichkeit nichts zu wünschen übrig. Dieser Mann hat die Hunnen-Mongolen nicht nur gesehen, sondern auch sehr gut beobachtet.

Für ihn selbst aber sind diese kurzbeinig-schlitzäugigen Plattgesichter wieder vor allem Ausdruck erschreckender Fremdheit und eines Volkes von unmenschlicher Grausamkeit und bodenloser Häßlichkeit, von deren Wüten er nicht genug des Furchtbaren erzählen kann. „... Ohne Ansehen von Rang, Besitz, Geschlecht

und Alter unterwarfen diese Satelliten des Antichrists alle Leute unterschiedslos den schrecklichsten Torturen. Wie Brot aßen sie und ihre Fürsten die Leichen auf und ließen nichts als die Knochen für die Geier übrig . . . Selbst alte und verkrüppelte Weiber haben diese Anthropophagen, wie männiglich bekannt, gewissermaßen als Tagesrationen verteilt. Und auch die hübschen aßen sie, nachdem sie ihr Klagen und Jammern in der Menge der Vergewaltigungen erstickt hatten . . . dann schnitten sie ihnen die Brüste ab, die sich die Oberen als Delikatesse reservierten, und die Körper wurden bei Gastmählern verspeist."

Das sind gewiß starke Handlungen — und starke Aufschneidereien, aber sie sind für das keineswegs zartbesaitete Mittelalter gut zugeschnitten und durchaus verständlich. Denn damals saß der Schrecken vor den Mongolen noch ganz Europa in den Knochen, und es waren nur erst wenige Wochen vergangen, seit das geängstigte Volk der ganzen Christenheit zu Hunderttausenden auf den Fließen und Bohlen der Dome, Kirchen und Dorfkapellen gelegen hatte, und unaufhörlich jammernd und murmelnd die Gebete gen Himmel gestiegen waren: „Domine, libera nos a Tartaris!" Herr, errette uns von den Tartaren!

So also sahen die Europäer das mongolische Hirtenkriegertum der Steppen, so auch die Chinesen, die ihm gleicherweise Mord, Raub, Zerstörung und Menschenfresserei vorwarfen, und seit jenen Tagen, seit Mau^{4}-dun^{4}, Attila und Tamerlan, sind hunnisch-innerasiatischer Blutdurst und nomadisch-zerstörende Horden hier wie da zu festen Begriffen geworden.

Nun standen diese Leute der innerasiatischen Steppen, standen die Hsiung^{1}-nu^{1} der Mongolei in regen und engen Kulturbeziehungen mit China (Grousset '29, v. Takacs '16, Lattimore '34). Die von beiden Seiten höchst geschätzten Austauschmärkte an den Grenzwalltoren hörten oft nicht einmal in Kriegszeiten auf. Gesandte und Händler tauschten Kunst, Kriegserfahrungen und Gut aus, die Völker Prinzessinnen, Edelleute und Siedler. Wie wohnlich

Abb. 17. Darstellung von einem Teppich aus fürstlichen Hunnengräbern von Kul Oba nördlich Urga (Ulan-Bator-Choto.) (R. Grousset '39.)

es in den Yurten sein kann, zeigen hinreichend auch Berichte aus neuerer Zeit (Carruthers '14, Haslund-Christensen o. J., Lattimore '34, Lessing '35). Diese Leute gründeten auch Weltreiche, und das setzt Organisationen voraus, gewiß Organisationen mit vielen turkestanisch-städterischen Ministerialbeamten und Sekretären, aber doch immer mongolischen Leitern und mit hunnischen Generälen, die hervorragend schlagkräftige Armeen kommandierten. Deren Zucht und Taktik lag erheblich über der der unbeholfenen chinesischen und noch weit unbeholfeneren europäischen Heere. Sie sorgten auch für Nachschub an „Munition", Rekruten, Ausrüstung und Proviant, und das war bei Entfernungen über viele Tausende von Kilometern keineswegs eine einfache Angelegenheit. Das sollen lose Horden gewesen sein?

Glaubt man auch, daß die chinesischen Kaiser ihre zarten Prinzessinnen richtigen Barbaren und nicht nur sogenannten Barbaren in die Hände gegeben hätten, daß die edlen Burgunder ihre Kriemhild einem Wilden anvertraut hätten? Die von der Kozlov-Ex-

pedition unternommenen Grabungen in fürstlichen Hunnengräbern nördlich Urga haben Kulturgut, Kunst und Luxus großartigsten Ausmaßes zutage gefördert, in dessen unerhörtem Pomp sich der erlesenste Geschmack von zwei Erdteilen begegnet (Yetts '26, Kozloff '32; Abb. 17). Und die Hofhaltung von Attila, wie sie die altdeutsche Überlieferung bewahrt hat oder die zeitgenössischen römischen Schriftsteller schildern, ist auch alles andere als kurzweg barbarisch. So heißt es vom Palast bei Jordanis in getreuer Wiedergabe des Priscus und trotzdem er in altem Gotenhaß schmäht, wo er kann:

„Die Siedlung, in welcher König Attila seine Wohnung hat, sage ich, glich einer äußerst ausgedehnten Stadt, wo wir eine hölzerne Palisadenwehr (bzw. Gemächer?) aus stattlichen Brettern fanden, von denen man uns gegenüber behauptete, sie seien so fest gefügt, daß man die Verbindungen kaum bemerken könnte. Da gab es auch weit ausgedehnte und reiche Speiseräume und Säulenhallen mit allem Schmuck. Der Umfang dieser Hofhaltung dehnte sich weithin und erwies sich schon dadurch als Königspalast. Das also war der Sitz des Königs Attila, des Herrschers aller Barbaren, und solch einen Aufenthalt zog er all den eroberten Städten vor."

So heißt es auch vom Gästehaus des eben geschilderten Palastbezirks im Nibelungenlied, das im 11. Jahrhundert altgermanische Sagenüberlieferung mit politischen Begebnissen des 10. Jahrhunderts (Homán '23, Thierry '72) verschmilzt:

„Der reiche Etzel hat an ein Gebäude weit
viel Fleiß und Müh gewendet und Kosten nicht gescheut
man sah Palast und Türme, Kemmenaten ohne Zahl
in einer weiten Veste und einen herrlichen Saal.
Den hat er bauen lassen, lang, hoch und weit,
weil ihn so viel der Recken besuchten jederzeit.
Auch anderes Gefolge, zwölf reiche Könige hehr
und viel der werten Degen hat er zu allen Zeiten mehr
als je gewann ein König, von dem ich noch vernahm.
Er lebt in hohem Glücke mit Freunden ohne Gram.

Turnier und Ritterspiele hatte der König gut
durch manchen schnellen Degen, drum stand ihm hoch der Mut.
Der König wies den Gästen die Sitze überall
den Höchsten und den Besten neben sich im Saal,
den Christen und den Heiden die Kost er unterschied,
man gab die Fülle beiden, wie es der große König riet."
(Der Nibelunge liet XXIX, vgl. Sirnrock '68)

Ganz ähnlich drückt sich das Heldenbuch bei dem Gedicht über „Etzels Hofhaltung" aus, ähnlich auch die mittelalterliche ungarische Überlieferung (Thierry '72, II). Und von der dortigen Mongolenherrschaft berichtet der Chronist: „Wir hatten Frieden und Marktverkehr, einem jeden wurde sein Recht zuteil" (Prawdin '35, 38).

Das alles spricht eine deutliche Sprache. Auf der anderen Seite steht die Greuelpropaganda. Sie hat gründlich gewirkt. Jetzt aber sind seitdem fast anderthalb Jahrtausende vergangen, und man könnte daran denken, auch wieder auf die Tatsachen selbst zurückzugreifen. Diese zeigen ein Volk, das kulturell zweifellos tiefer als die Europäer und Chinesen steht, denn ihm fehlen fast ganz die Städte, ohne die eine höhere Kultur nun einmal nicht zu leisten ist. Aber im übrigen verdient seine völkische Eigenart und seine artgemäße und raumentsprechende Kultur durchaus auch Achtung.

III. DRUCKZENTRUM IM WERDEN

1. Die Rolle des Südens

Das ewige Schwärmen, die unablässige Unruhe, die Kraft und der Drang der Nordsteppen richtete sich also in erster Linie gegen China und war schon fast zu einer Lebensbedingung für die hunnisch-mongolische Welt geworden. Aber dieses Hineingreifen in die südlichen Räume war dem nördlichen Hirtenkriegertum keineswegs immer leicht gemacht. Oft genug zerschellten ihre verzweifelten Angriffe, und sie mußten, wenn kein anderer Ausweg sich bot, in Scharen und zu Tausenden mit dem Sterben ihrer Herden und den Sandstürmen der Trockenperioden selber untergehen. Bei starken Abwehrkräften in China waren selbst kleine Raubzüge unmöglich. Hier war seit den prähistorischen Zeiten eine sehr dichte Bevölkerung emporgewachsen, eine Bevölkerung, die rein zahlenmäßig schon damals wohl wiederholt einen sehr großen Teil, wenn nicht überhaupt den größeren Teil der Weltbevölkerung ausmachte.

Denn dieser chinesische Raum umfaßte zunächst und vor allem jene Lößschwemmländer des Hoangho, die sich nacheiszeitlich immer mehr weiteten und weiteten und schon sehr bald einem geregelten Hirseanbau, dann auch einer primitiven Getreidekultur die besten Möglichkeiten boten. So mehrten und mehrten sich auch die Nachkommen der Oberhöhlenleute von Dschou[1]-kou[3]-diän[4] und konnten auf reichem Land ein reiches Volk bilden — reich besonders an Kopfzahl. Und damit war eine biologisch unbesiegbare Widerstandsfront gegen den Steppengürtel geschaffen, dessen Bewohnerschaft, wie chinesische Generäle und Politiker des Altertums oft wegwerfend bemerken, nicht einmal soviel Steuer-

zahler wie ein einziger chinesischer Kreis aufbringen konnte. Auch heute gibt es rund 100mal so viel Chinesen als Mongolen.

Das eben ist der Unterschied zwischen dem Unruhezentrum, das beweglich und kriegerisch unablässig nach außen drängt, und dem anthropodynamischen Druckzentrum, das langsam und zäh, aber mit walzender Gewalt sich auswächst und Raum, nicht Raub sucht.

So kommt es denn zu einem schubweise pulsierenden Abfließen auch aus diesem werdenden siniden Druckzentrum, das viel nachhaltiger wirkt, als alle die Unruhe im Norden. Notzeiten drängen die chinesische Bevölkerung in die unbesiedelten Landstriche des eigenen Reichs — deren Möglichkeiten noch heute bei weitem nicht erschöpft sind —, drängen sie über die Nachbarvölker hinweg und schieben sie wohl auch als Überschuß ganz ab und in Kolonien über See. Das wird dann in den historischen Zeiten mit ihren (mit der Entwaldung) immer häufigeren gewaltigen Überschwemmungen und den Hungerkatastrophen nach Dürreperioden immer deutlicher. Mächtige Menschenmengen wurden von China zur Han-Zeit, zur Tang-Zeit, dann zur Yüan-Zeit im 13. Jahrhundert und zur Ming- und Tsing-Zeit* im 14. und 17. Jahrhundert abgegeben, teils als Militärkolonisten, teils als Binnensiedler oder auch als „Sachsengänger" über See (vgl. Kapitel VIII).

Daß die Chinesen in den älteren Zeiten nicht in nennenswerten Mengen nach Norden ziehen konnten, versteht sich dabei nach dem Vorangegangenen ohne weiteres. Weder konnte der Chinese mit den schwärmenden Hunnenbannern militärisch fertig werden, noch wirtschaftlich mit der unvermeidlichen Viehzucht. Im Osten aber riegelt das Meer den chinesischen Raum ab, im Westen sperren die Berge. Der Norden war also der Rücken Chinas, und

* Han[4] Tschau[2]-dai[4] 漢朝代 (= Han[4] Kaiserlich Geschlecht, 206 v. u. Z.—9 n. Z., 25—220), Tang[2] Tschau[2]-dai[4] 唐朝代 (618—907), Yüan[2] Tschau[2]-dai[4] 元朝代 (1280—1368) Ming[2] Tschau[2]-dai[4] 明朝代 (1368—1644), Tjing[1] Tschau[2]- dai[4] 清朝代 (1688—1912). Vgl. a. die Dynastientabelle im Anhang.

sein Gesicht wandte und wendet sich nach Süden. Nur im Süden liegen Ausweg und Ausgriff! Und so hat sich daraus ein anthropologisches Gesetz entwickelt, das sich durch alle Zeiten hindurch machtvoll auswirkte: der dynamische Druck von China südwärts.

Selbstverständlich beugte sich dieser Süden keineswegs freiwillig. Hier sprang eine Widerstandsfront auf. Aber sie war offenbar merkwürdig schwach, nicht nur schwach gegenüber dem eisenharten Norden, sondern überhaupt von einer Lässigkeit, die zuzeiten geradezu überrascht. Sehen wir uns nach den nördlichen auch die südlichen Nachbarn des alten China, also der frühen Schang des 18. oder 17. vorchristlichen Jahrhunderts, etwas näher an.

Was jenseits jenes Gebirges lag, das die Urzelle des Altchinesentums und damit die große Alluvialkammer des Hoangho gegen Süden abschloß, was also jenseits des Tsinlingschan* sich auftat, waren abermals weite und langgedehnte Stromebenen. Das sind diejenigen des mittleren Yangtse. Gewiß kann sich diese zweite südliche Alluvialkammer an Größe nicht mit den zwiegegabelten Stromebenen des Hoangho messen. Aber sie ist auch keineswegs unbeträchtlich, umfaßt die heutigen Provinzen Hupeh und Nord-Hunan** und eine Reihe weiterer kleinerer Alluvialböden stromab. Selbstverständlich waren diese Gebiete zur Zeit des beginnenden Drucks und der Sperrung von den Nordsteppen aus nicht unbesiedelt. Es waren reiche Böden, ein warmes Land und für menschliche Siedlung hervorragend geeignet. Leider sind uns keinerlei knöcherne Überreste aus vorhistorischen Zeiten bekannt. Sie sind zweifellos vorhanden gewesen und noch vorhanden. Aber die Bronzegefäße allein hob man auf, die Knochen der Kulturschöpfer selbst warf man weg! Immerhin haben dort, soweit wir historisch auf Grund von Beschreibungen zurückgreifen können, Leute von

* Tjin^{3}-ling^{3} (-schan^{1}) 秦嶺(山), die Bergkette von Tjin^{2} (Tsin).

** Hu^{2}-nan^{2} 湖南 = See-Süden, d. h. die Provinz südlich des großen Sees.

sinidem Typus gesessen, und auch für die heutige Zeit steht außer Frage, daß hier ein sinider Typus — genauer, der mittelsinide Typus — in kompakter Masse und ohne nennenswerte Fremdeinschläge vertreten ist.

Es stellt also der nordsinide Typus als Untergruppe der siniden Rasse den Menschen der Hoangho-Alluvialkammer, der mittelsinide Typus denjenigen der Yangtse-Alluvialkammer dar. Ihr Aussehen selbst werden wir auf S. 182—185 behandeln.

Wie der Typus, so muß auch die einstige Sprache des Yangtsegebietes dem alten Nordchinesisch sehr nahe gestanden haben. Und auch diese Sprache können wir allmählich bis in die historischen Zeiten hinein verfolgen. Es war, wie die eigentlichen Nordchinesen vom Hoangho und im Weital sagten, eine Barbarensprache, von der uns bald hier ein Personenname oder Titel, bald da einige geographische Bezeichnungen und vor allem verschiedene Wortlisten überliefert worden sind (Terrien '87, Cochrane '10). Diese Sprache aber war nichts anderes als das heutige sog. Tai (Bonifacy '05, Diguet '95, Maspéro '11, '12, Schmidt '26).

Als erster hat sich Terrien de Lacouperie ('87) mit den drei recht umfangreichen Wortlisten beschäftigt, die teils noch aus kaiserlichen Erhebungen während der Dschou[1]-Zeit — während des frühen ersten vorchristlichen Jahrtausends also — stammen (dem Örl[2]-ya[3]), in der Hauptsache aber auf zwei Vokabularen aus den Sprachen der Fremd- und Randvölker Chinas vom Ende des ersten vorchristlichen Jahrhunderts (dem Fang[3]-yän[4] und dem berühmten Schuo[1]-wën[2]* mit seinen 9353 Worten) beruhen. Ein Vergleich insbesondere der Sprache von Tschu[3]**, also der Bevölkerung der großen zentralen Alluvialkammer des heutigen mittleren Yangtse in Hupeh und Süd-Honan, mit den jetzigen Tai-

* Örl[2]-ya[3] 爾雅, Fang[3]-yän[4] 訪諺 = Ausfrage-Überlieferung, Schuo[1]-wën[2] 說文 = Sprachen-Buch, bzw. Erklärung der Schriftzeichen.

** Tschu[3] (Ch'ou, Ts'u) 楚, d. h. Dschungelland.

sprachen, wie sie — unter sich nur sehr wenig verschieden — als Siamesisch, Schan und Lao* noch in Hinterindien gesprochen werden, hat die engsten Beziehungen zwischen beiden Gruppen aufgezeigt. Die Sprache des alten Tschu[3] kann danach wohl nur eine Taisprache gewesen sein.

Leider allerdings steht eine vertiefte Bearbeitung dieses ersten, ganz generellen und in kleinen Einzelheiten gewiß nicht fehlerlosen, Ansatzes von Terrien immer noch aus. Sie ist deshalb nicht leicht, weil sie außer der Kenntnis der „Barbarensprachen", die selbst noch vielfach nur sehr unvollständig aufgenommen sind, auch die Kenntnis des Altchinesischen voraussetzt, wie es Karlgren ('23) für die Reichstrennungszeit des 6. Jahrhunderts — nur für diese — weithin erschlossen hat. Denn die Schriftzeichen hatten in älterer Zeit eine etwas andere Aussprache, die zudem nach der Landschaft des Autors oder der gerade üblichen landschaftlichen Hofsprache (die mit Hauptstadt oder Dynastie oft wechselte) auch ihrerseits verschieden sein mochte.

Die beiden ältesten bekannten Worte aus Tschu[3] vom Jahre 663 v. u. Z. betreffen den Namen eines Ministerpräsidenten Nou[3]-wu[2]-tu[4]**, d. h. des „Tigergesäugten". Dabei ist Tu zweifellos dem siamesischen Dut oder schanischen Ndu gleichzusetzen. Sodann tritt der heute bei den birmanischen Schan gebräuchliche Titel Hkun bereits als Kon bei den Königen von Wu[2]*** in vorchristlicher Zeit auf. Auch Worte aus den Fang[3]-yän[4]-Listen wie tam = schlagen, lai = begehren sind nach Terrien noch heute mehr oder minder gebräuchliche siamesische Worte, was Cochrane ('10) für das Schanische bestätigt. Ganz das gleiche gilt für die bisher bekannten Worte der Pëng[2]†, die der führende Stamm

---

* Schan[1] 山; Lau[4] 獠 oder Lau[3] 猺.

** Gu[3]-yü[2]-tu[4], alte Aussprache Nou[3]-wu[2]-tu[4] 穀於菟.

*** Wu[2] 吳 oder Gou[1] Wu[2] 勾吳.

† Pëng[2] (Pang, P'ang, Pong) 彭.

am Mittelyangtse und bis zum Dung¹-ting²-See* vor Gründung des Staates Tschu³ waren. Auch hier bestätigt Cochrane ('10), ähnlich Laufer ('12).

Schließlich hat neuerdings auch Erkes ('28, '30) darauf hingewiesen daß die Sprache des alten Tschu³ nicht nur andere Worte, sondern auch andere Stellungsgesetze als das Chinesische aufweist, nämlich eben diejenigen der Taisprachen. Wenn er diese dann allerdings mit den Miaosprachen identifizieren will, weil die Miao** „ja sicherlich die Nachkommen der alten Bewohner von Ch'u (Tschu) sind", so geht das wohl zu weit. Denn einmal ist es nicht wahrscheinlich, daß die halbnomadischen Miao jemals aus ihren Bergen bis in die Reisbautäler des eigentlichen Tschu³ gereicht haben, noch kann man Tai und Miao sprachlich eng zusammenstellen. Man kann sie allgemeiner Auffassung nach nicht einmal in dem gleichen Sprachzweig unterbringen. So ist also gerade die Arbeit von Erkes, die gelegentlich gegen eine Zugehörigkeit der alten Tschu³-Sprache zum Tai angezogen wurde, vielmehr eine Bestätigung unserer bisherigen Kenntnisse über die sprachliche Zugehörigkeit des alten Yangtsegebietes.

Das Land der mittelsiniden Ur-Tai sah allerdings zur Zeit des Entstehens der späteren und höheren neolithischen Kulturen, also gegen Ende des 3. vorchristlichen Jahrtausends, erheblich anders aus als heute. Es war noch Teil der großen Südwaldriegels (vgl. Karte 98).

Dichte Wälder zogen sich dort entlang, wo heute der Schwemmlöß breite Ackerflächen geschaffen hat, Wälder überzogen Höhen, die jetzt vom chinesischen Reisbauern oder der Brandkultur der Bergvölker in Besitz genommen worden sind. Waldbedeckt war überhaupt das ganze Yangtsegebiet von Szechuan über Hupeh und Anhui*** bis zur Mündung, ja im Osten herauf über Kiangsu†

---

* Dung¹-ting²-hu²洞庭湖(Tung-t'ing Lake, eigentlich Höhle-Hof-See).

** Miau² 苗, vgl. S. 130ff.

*** An¹-hui¹ 安徽 = wörtlich Friede-Schön; vgl. Karte im Anhang.

† Djiang¹-su¹ 江蘇 = wörtlich Strom-Froh, vgl. Karte im Anhang.

bis in die Berge von Shantung. Das war zur Zeit des Yü³-gung⁴, der alten im Schu¹-djing¹* erhaltenen Reichsgeographie des 12. vorchristlichen Jahrhunderts (Herrmann '22, Legge '65, v. Richthofen '77, Wedemeyer '23), im Süden das Gebiet der Manbarbaren, im Osten das der neun I-Völker, die vielleicht auch Tai sprachen.

Man sieht also, daß das alte, das eigentliche und nordsinide Urchina nur ein verhältnismäßig kleines und beschränktes Gebiet darstellte, das sich um den zentralen Hoangho gruppierte, während der Süden und Osten mit einer großenteils mittelsiniden und mindestens überwiegend tai-sprechenden Bevölkerung ein ganz erhebliches Areal umfaßte, gut drei Viertel von dem, was zum heutigen China wurde (vgl. Karte 20 u. 38—39). Hinsichtlich der Siedelbarkeit und des dynamischen Drucks steht es allerdings anders. Lößländer sind bevölkerungsbiologisch hochwertiger als Waldländer. Dies sollte sich bald erweisen.

Daß solche weiten Waldgebiete im Süden zur Zeit des Beginns einer höheren Kultur auch wirklich bestanden haben, kann dabei nicht in Zweifel gezogen werden. Die Aussage der Tiergeographie und Pflanzengeographie ist überwältigend gleichsinnig.

Wenn reine Waldbewohner wie der Hakenschnabel, der Mausvogel, die Keilkragennatter und Schmetterlinge wie Dichorragia und Langia, wenn ganze typische Pflanzenformationen ausgesprochen waldhaften Charakters an heute weit getrennten Stellen auftreten, so sind sie Relikte, und wenn sich diese Relikte völlig gleichen, so muß auch ihr ganzer Lebensraum einmal gleichartig gewesen sein (Fochler-Hauke '35, v. Handel-Mazzetti '27, '31, Mell '33). Erst spätere Klimaänderungen mit ihrem immer weiteren Zurückdrängen der Monsunwälder — parallel mit der Wüstenbildung im Norden — und auch die Waldzerstörungswut des

* Yü³-gung⁴ 禹貢, d. h. der Tribut für Yü, Schu¹-djing¹ 書經, d. h. Buch der Ereignisse bzw. der Urkunden.

waldfremden, ja waldfeindlichen chinesischen Bauern haben die ungeheuren Weiten der waldlosen chinesischen „Ackerbausteppen" geschaffen, und damit die Überschwemmungen und Versandungen, die nackten Hänge, kahlen Höhenfluren (Tafel 10) und kümmerlichen letzten kleinen Haine um Gräber und Tempel.

Also einst Wälder über Wälder südlich von Tsinlingschan und Shantung! Waldrand- und Talbeckensiedler aber waren jene taisprechenden nichtchinesischen Völker des weiträumigen Zentralchina.

Überreich an Wasser, auch an Elefanten, Nashörnern, Affen, Krokodilen u. a. heute größtenteils vertriebenem, aber in den ältesten Schriftzeichen wohlbewahrtem Getier (Forke '25) war jenes Gebiet. Und wie im Norden die Hirse, so fand sich hier der Wildreisanbau in den Talwannen und machte sich allmählich auch in den breiten Alluvialebenen heimisch. Die Tai sind also mindestens für China als die Erfinder des Reisbaus anzusehen, und es ist gewiß nicht nötig, ihn aus Indien weither kommen zu lassen (Bishop '32, Schmitthenner '34). Mehr noch: die Berge der Tai waren reich an Kupfer, und daß sie dieses genutzt haben, beweist uns die Alterstumskunde. Frühzeitig gab es daher schon Bronzeguß. Noch im Yü[3]-gung[4] tritt das Yangtsegebiet als alleiniger Lieferant für Kupfer auf. Woher das dazugehörige Zinn kam, wissen wir allerdings nicht. Aber das dürfte klar sein: wo Kupfer nicht vorkommt, also im Norden, konnte keine Kupferkultur entstehen, wo Wildreis nicht wuchs, also im Norden, konnte kein Reisbau aufkommen (vgl. Karte 18—19 und Tafel 10—11).

Dafür hatte der Norden am Hoangho andere Vorzüge, besaß Hirse, Getreide, Maulbeerbaum und Seide, auch Rinder- und Schafzucht, Lehmhäuser und Erdhütten und schon seit der Schang[1]-Zeit den Wagen, bald auch Reiterei. Die Leute dort waren ernster und verehrten Erde und Himmelsgott. Dagegen bildete der Süden am Yangtse mit Reiskultur und Bronzeguß, mit Wasserbüffeln, Bambushütte und Palasthallenbau, geschweiftem Dach und Fluß-

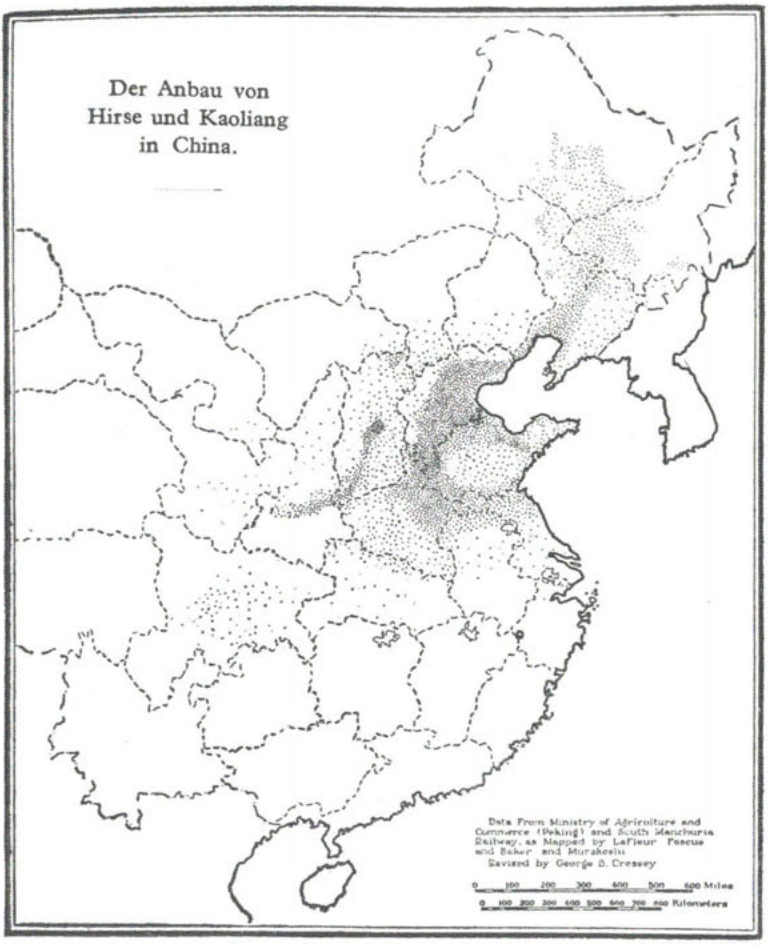


Abb. 18. Der Anbau von Hirse und Kaoling in China. Das Schwergewicht liegt im Norden; Hirse fehlt im Süden fast ganz (G. B. Cressey '34).

Abb. 19. Der Anbau von Reis in China.
Das Schwergewicht liegt in Szechuan, Kuangtung und dem Yangtsetal; der Norden und die Bergländer haben wenig Reisbau. Jeder Punkt gleich etwa 10000 acres (G. B. Cressey '34).

boot, mit seinen Naturgeistern, der Krokodil-Drachen-Verehrung und heiterem losem Wesen noch lange eine andersartige kulturelle und wirtschaftliche Einheit.

Das tritt in den alten Überlieferungen, im Yü[4]-gung[4], bei Mencius oder beim emsigen Sï[1]-ma[3] Tjiän[1] auch auf das beste heraus: „Die Länder Tschu[3] und Yüä[4]* sind weiträumig und dünn bevölkert, die Leute essen dort Reis, und machen sich eine Suppe aus Fischen dazu, sie bestellen den Boden, indem sie Bäume und Sträucher abbrennen und dann Wasser über die Felder leiten. Das Land ist infolge seiner natürlichen Lage reich an Nahrungsmitteln, so daß eine Gefahr der Hungersnot nicht besteht. Deshalb sind die Leute auch lässig und nicht arbeitsam, sie leben in den Tag hinein, sammeln keine Vorräte und sind meist arm".

Die Bronzekultur findet sich allerdings auch im Norden, wo ihr sogar ein außerordentlicher Aufschwung beschieden sein sollte. Aber das geschieht spät und schlagartig gegen Beginn der Schang[1]-Zeit, ganz ähnlich wie rund ein Jahrtausend vorher die kunstvolle Buntkeramik dort unvermittelt aufgetaucht war. So ist die Bronzekultur also im Süden älter, wenn auch nicht, was zugegeben werden muß, so alt wie etwa im vorderen Orient. Dort dürfte sie tatsächlich schon an zwei Jahrtausende vorher heimisch gewesen sein. Mindestens Beeinflussungen über Indien sind daher für die Technik nicht unwahrscheinlich (Bishop '32, vgl. a. Abb. 22 u. 28—29).

Die chinesischen Grundkulturen sind also gewiß in ihrer Gesamtheit nicht die ältesten Kulturen der Erde. Die Stromkulturen von Nil und Euphrat sind älter, aber ihr Besitz ist in weitgehendem Maße zerronnen. Die Stromkulturen von Yangtse und Hoangho sind um einiges jünger, aber sie haben eine beispiellose Lebenskraft gezeigt und eine einzigartige Wirkung entwickelt.

Fassen wir wieder kurz zusammen. Wir haben etwa um das 3. vorchristliche Jahrtausend das folgende Bild an den beiden

* Yüä[4] 越; d. h. Überschreiten-Land, vielleicht so viel wie Fernland, vgl. Karte 20 u. 38.

Abb. 20. Die Grundkulturen des urchinesischen Raumes zu Anfang des 3. vorchr. Jahrtausends und die wichtigsten prähistorischen Fundstellen von Ostasien. Hsia als Entstehungsquelle des nordchinesischen Hirsebauerntums im Schnittgebiet dreier Einflußzonen, Tai als Schöpfer der zentralen Reiskultur, Alt-Tungide in den Nordsteppen, Mon (Man) in den Südwäldern. (Unter Mitverwendung von Auffassungen von W. Eberhard.)

großen Hauptströmen des heutigen China: am mittleren Hoangho im Norden leben hirsesammelnde, später hirse- und getreidebauende Siedler auf weiten, gelben Lößländern (die Nordkultur von Eberhard '36, '40, '42). Am Yangtsekiang und in den sehr waldreichen Gebieten südlich des landteilenden Tsinlingschan, ja südlich selbst noch von Shantung leben dagegen reissammelnde und später reisbauende Siedler zwischen lockeren Wäldern und in feuchten Tälern (Südkultur von Eberhard '26, '40). Außerhalb dieser beiden Grundkulturen liegen noch große Teile des Westens, nämlich die wesentlich prähunnische Gun[4]-Kultur des Ordosgebiets und die wesentlich tibetische Jung[2]-Kultur im westlichen Szechuan und Yünnan (Nordwest- und Südwestkultur von Eberhard '26, '40). Austronesische Küstenkulturen an der langen Ostküste ergeben die letzte der urchinesischen Stammkulturen (Küstenkultur von Eberhard '26, '40).

Es treten also zwei Hauptkulturen und zwei Wirtschaftszonen in den beiden hauptsächlichen Landschaften, der nördlichen und südlichen Alluvialkammer, heraus, als deren Träger wiederum zwei Typen, der nordsinide und mittelsinide Untertypus der siniden Rasse mit den beiden Sprachgruppen des ur-nordchinesischen und ur-taiischen Zweigs des Altchinesischen erscheinen.

Sie liegen breit von Ost nach West hingelagert, sind aber beide, und das ist ein sehr wichtiges Moment, ausgesprochene Talkulturen. In den Gebirgen leben zudem meist noch völlig anders geartete Stämme. Eine flächige Wiedergabe dieser Kulturen auf Karten oder von Reichen wie Tschu[3] oder Schang[1] ist also Notbehelf. Der Kulturkern oder Staatskern liegt vielmehr im Flußtal, greift an den Nebenflüssen und in den Tälern aufwärts in dünnen und immer dünner werdenden Linien, und wird von immer stärker und breiter hereingreifenden, primitiven und sehr menschenarmen Bergkulturen endlich völlig aufgelöst.

Es ergibt sich mithin folgendes Gesamtbild. Die nördliche Alluvialkammer des Hoangho ist die wesentlich größere und menschen-

reichere. Sie wendet ihren Rücken gegen die nördlichen Steppen mit ihren unruhigen und angriffslustigen Hirtenkriegerstämmen. Ihr bevölkerungsdynamischer Druck richtet sich gegen den Süden. Von ihm werden zuerst die näher gelegenen Tallandschaften, schließlich aber auch die Täler und dann Alluvionen jenseits des Tsinlingschan ergriffen. Das ist die waldumhegte kleinere und daher schwächere Alluvialkammer des Yangtse, wo die reisbauenden und taisprechenden Bronzegießer einer beginnenden Metallzeit leben. Sie sind die ersten, die, bei der Oberschicht angefangen, allmählich sprachlich sinisiert werden und die Zusammenschmelzung der beiden Stammkulturen und Stammrassen Chinas vorbereiten.

Damit sind wir zur Frage der Entstehung des Chinesentums überhaupt gelangt.

2. *Im Dämmern der Geschichte*

Man kann zwar füglich von einem Chinesentum noch nicht sprechen, so lange kleine und kleinste Stammesverbände mit verschiedenen Dialekten und ohne jedes Gemeinschaftsbewußtsein nebeneinander hausen und sich von Fall zu Fall grimmig befehden. Das schließt allerdings Kulturübernahmen keineswegs aus, im Gegenteil.

Denn bei einer Übernahme entscheiden Nutzen oder Laune, und was in ein Kultur- oder Wirtschaftsgefüge paßt, d. h. sich nach Zweck und Material oder Stil und Stimmung überhaupt einbauen läßt, wird eingebaut, gleichgültig um Rassenfarbe, aber gefügt durch die Rassenseele. Das gilt überall, im Westen wie Osten. Dabei wird selbstverständlich das Näherliegende zuerst übernommen, meist durch Tausch.

So verschwanden auch in China allmählich die kleineren Stammkulturen und Wirtschaftskreise, entstanden aus Handelspfaden dann Handelsstraßen und Märkte, und entstanden schließlich vielgegliederte Kulturgefüge auf großem Raum und für längere Zeit. Sie sind gegen Ende des 3. vorchristlichen Jahrtausends im

chinesischen Raum deutlich zu erkennen und klingen auch später noch bei den Gegenspielern nach, die man der Kürze halber als Schang[1] und Tschu[3] bezeichnen mag (vgl. Karte 30 u. 39: man verwechsele von jetzt ab nicht dies Tschu[3] am Zentral-Yangtse mit Schu[3] am Ober-Yangtse oder mit Dschou[1], der altchinesischen Dynastie und Landschaft im Nordwesten!).

Allerdings entstand das heutige Chinesentum und das Typenspiel der siniden Bevölkerung keineswegs nur aus diesen beiden autochthonen Quellen, der kleinen und starken des Nordens und der weiten und schwächeren des Südens. Sehr wichtige Beeinflussungen hat das zukünftige Chinesentum vielmehr, wie wir schon mehrfach andeuten mußten, aus dem Norden jenseits des eigentlichen China erfahren, und das kann nicht überraschen, da sich ja dort die Tore des großen transeurasischen Steppenkorridors öffnen. Was gelangte durch sie in das älteste China hinein?

Die chinesische Historiographie hat uns darüber manche wertvollen Hinweise überliefert, und die moderne prähistorische Forschung hat sie auch längst durch kostbares Material ergänzt. Wir können all dies und das kulturelle Werden Chinas überhaupt nicht übergehen, denn gerade in China bildet die Kultur, aus seiner Rassenseele geformt, den machtvollsten Faktor auch seiner Rassendynamik. Wir stehen noch am Ende der Jungsteinzeit, für Ostasien also am Ende des 3. vorchristlichen Jahrtausends. Die Zusammenhänge sind sofort ganz klar.

China selbst verfügt zu jener Zeit über eine einfache derbbäuerliche Mattenkeramik, die typisch für seine nördliche hirse- und getreidebauende Bevölkerung ist (Andersson '23, '24, '34,, Bachhofer '35, '37, Menghin '41; vgl. Abb. 21). Ihre Hersteller sitzen in kleinen Siedlungen an den Rändern der Täler des Hoangho und Weiho, treiben primitiven Hackbau, besitzen Vierkantbeile, Steinklingen, Knochennadeln und Bögen und züchten Schweine und Rinder. Noch aber gab es von der ausklingenden Eiszeit her riesige Sümpfe, in denen das Rhinozeros, und Wälder, in denen Tiger und

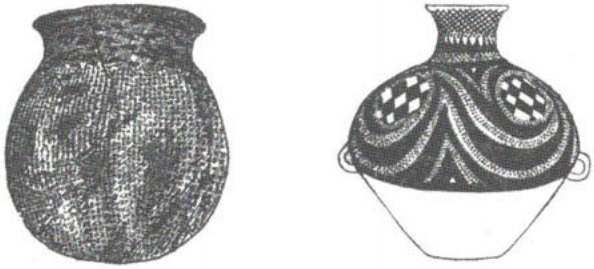


Abb. 21a—b: Im dritten Jahrtausend findet sich Mattenkeramik (a) vorwiegend in Innerchina und Bandkeramik (b) im Nordwesten. Für die Fundorte vergleiche Karte 20 (G. D. Wu '38).

Elefant hausten. Möglicherweise lag auch eine der nicht seltenen Wärmeschwankungen vor, die vorübergehend Fauna und Flora des Südens heraufgeführt hatte. Recht bemerkenswert ist es, daß schon diese Leute jene Dreiständertöpfe kannten, die aussehen, als seien drei spitze kleine Töpfe miteinander verschmolzen worden. Diese Form wird später auch in Bronze gegossen und bildet in der ganzen klassischen Zeit als Li* ein führendes Element des bronzenen Opferinventars. Ähnlich verhält es sich mit dem Dreibeintopf Ting**. Hier ist also die lokale Entstehung und durchgehende Fortdauer von typischem kultischem Kulturinventar deutlich nachgewiesen (Abb. 22).

Über das Liau^4-ho^2-Tor aber reicht in diese offenbar älteste und ganz autochthone Masse der Mattenkeramiker eine ganz andere Kultur von Norden herein, die vor allem in der Mandschurei*** und Jehol† verbreitet war und mit jener sibirischen Schnurkeramik zusammenhängt, die nichts anderes als ein Teil oder Ausläufer eines nordeurasischen Kulturgürtels darstellt (v. Richthofen '32). Sie ist daher als Stilform auch in der nordeuropäisch-

* Li^4 鬲 (Radikal 193).

** Ding^3 鼎 (Radikal 206).

*** Dung^1-san^1-schĕng^3 東三省 = Ost-Drei-Provinz = Mandschurei.

† Jo^4-ho^2-schĕng^3 熱河省, d. h. Provinz des heißen Flusses.

indogermanischen, ja germanischen Prähistorie wohlbekannt, wie etwa die Leitform der Pan Shan-Töpferei* (vgl. Karte 20; 4a) auch in der thüringischen Schnurkeramik vertreten ist. Die Zusammenhänge sind hier räumlich ganz eindeutig gegeben, die Chinafremdheit der Ware steht außer Zweifel.

Auch über die Yü⁴-mën²-Passage von Westen, und damit aus dem eigentlichen Steppenkorridor, reicht aber eine ganz andere und unvergleichlich höherstehende Kultur nach China herein, die dort schlagartig auftritt und eine weite Verbreitung im ganzen mittleren Westen gewinnt. Sie ist Repräsentant einer vollendeten künstlerischen Spätform der transeurasischen Keramik, die die schönste des Weltneoliths überhaupt darstellt. Als solche bildet sie einen Zweig der sog. Bandkeramik. Diese ist aus der Südmongolei, aus Turkestan, weithin im Orient und schließlich auch aus Mitteleuropa bekannt geworden. Sie findet sich schon in den ältesten Schichten von Susa und Anau am Ende des 5. vorchristlichen Jahrtausends und später überall entlang des Südrands des großen Steppenkorridors in ausnahmslos allen „Kulturkammern", die hier abzweigen. Als Tripoljekultur tritt sie um das 2. Jahrtausend in der Ukraine, als Cucuteni-B-Kultur in Rumänien auf und verbreitet sich mit den ersten richtigen, d. h. ausschließlichen Bauern weiter nach Europa hinein, indem diese dem Löß nach westwärts ziehen.

Die beiden transkontinentalen Ströme, Schnurkeramik und Bandkeramik, verbinden sich dann vielfach im nordchinesischen Raum, aber die alte Mattenkeramik weicht keineswegs. Teils Dorf neben Dorf, teils sogar Haus neben Haus, finden sich die Belege der einen oder anderen Kultur.

Man hat an Einbrüche von Fremdvölkern bei der prächtigen bunten Bandkeramik gedacht, wie sie besonders zuerst bei Yang²-schau² Tsun¹ in Honan, dann in Shansi, Kansu, Tibet usw. gefunden wurde (Andersson '23, '24, '34, Arne '25, Bachhofer '37, Palmgren '34, v. Rosthorn '37, Wu '38; vgl. Abb. 24 u. Karte 20 : 4).

* Ban⁴-schan¹ 半山, wörtlich Halb-Berg.

Abb. 22a—b: Die chinesischen Charakterbronzen Ting (oben) und Li (unten). Stücke aus der Dschou-Zeit.

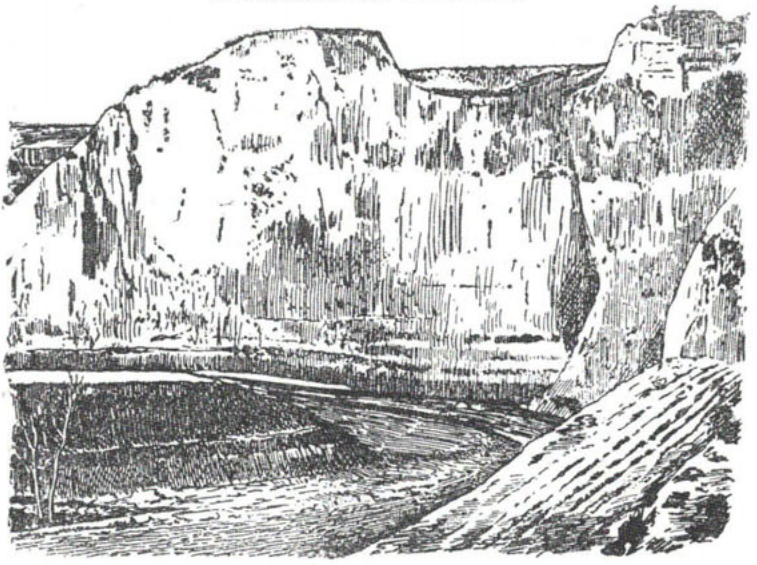


Abb. 23. Die von Erosion angeschnittene Hochfläche an der neolithischen Fundstätte von Yang-schau. Oben rechts bei den Gestalten die Südseite der alten Großdorfanlage (J. G. Andersson '34).

Aber das hat sehr wenig Wahrscheinlichkeit für sich. Das Nebeneinander der Kulturen weist mehr auf ein Nebeneinandersiedeln friedlicher Bauern, bestenfalls ärmerer und reicherer Bauern hin.

Es sind Riesendörfer, die damals entstanden, fast schon Städte. Yang[3]-schau[2] selbst besetzt mit seinen in einem Stück in mächtigem Reisigfeuer gebrannten Lehmhäusern mehr als einen halben Quadratkilometer. Erdgruben dienten als Vorratsräume, aber auch als Wohnungen, wie das auch im „Buch der Lieder" ganz zutreffend überliefert ist. Muttergöttin, Erdkult, Anklänge an Polyandrie neben Polygamie sowie Menschenopfer weisen auf das Mutterrecht hin, das ja auch im ganzen japhetitisch-bandkeramischen Gürtel vertreten ist und wohl von hier und mit einer spätneolithischen Vierkantbeilkultur bis ins südlichste Hinterindien gelangte (vgl. S. 310—311). Manches davon, wie Erdaltar, Polygamie

oder Menschenopfer, sollte sich noch für lange Zeiten hindurch, ja in Nachklängen noch bis an die Grenze unserer Zeit erhalten.

So werden die Menschenopfer (Erkes '26, Graham '36, Koppers '30, Schmidt '36) zur Schang[1]-Zeit sogar noch in ausgedehntestem Maße betrieben, die Kriegsgefangenen geopfert und mit dem verstorbenen Herrscher auch die Nebenfrauen und zahllose Sklaven ins Grab geschickt. Die Oberschicht ahmt das in bescheidenerem Umfang nach, und zur Zeit des Konfuzius hat diese Sitte überhaupt fast aufgehört. Aber noch im Jahre 1626 wurde die Mandschukaiserin Abahei zum Opfertod gezwungen (Fuchs '36). Auch hervorragende Gefolgsleute eines Fürsten oder Königs mußten nicht selten einen solchen Opfertod erleiden, um dem Herrscher im Jenseits zu dienen, eine Sitte, die sich aus dem Steppengürtel ja auch nach Europa hinein verbreitet und in Osteuropa bei den Ostgermanen noch bis ins frühe Mittelalter hinein gehalten hatte (vgl. die Berichte von Ibn Fazlan). Eine bewegte Klage über einen derartigen Opfertod in China ist uns aus dem 2. vorchristlichen Jahrtausend in dem für Volksleben und Volkssitte der ältesten Zeit unschätzbaren „Buch der Lieder" erhalten geblieben:

„Die gelben Vögel fliegen hin,
Auf Dornen rasten sie.
Wer ist dem Fürsten Mu gefolgt?
Das war der Tse-kü, war Jan-si.
Und dieser selbige Jan-si,
Der Hunderten gewichen nie,
Als er die Grube sah,
Wie schaudert' ihn vor Grausen da!
O Himmel, den so blau wir wissen,
Welch' Edlen hast du uns entrissen!
Wär er zurückzukaufen, o,
Wir wollten hundert Andre missen." (v. Strauß '80, '14)

Schließlich ist uns aus den Stadtdörfern der vorchinesischen Chinesen der Yang[3]-schau[2]-Kultur auch noch eine größere Anzahl von Skeletten bekannt geworden. Bei diesen handelt es sich —

abgesehen von den zerschlagenen oder geköpften Kultopfern — um meist in Rückenlage bestattete Individuen. Seltener und wohl bei Fürsten findet sich auch Hockerlage, und bei sehr zahlreichen Bestattungen ein Überstreuen mit Rötel, was an die südrussische Ockergräber-Kultur erinnert. Leider sind diese Skelette bisher nicht bearbeitet worden, jedoch wurde — wie schon S. 21 erwähnt — mehrfach betont, daß ausgesprochen sinide Typen vorlägen.

Auch deshalb kann es sich also nicht um den Einbruch eines geschlossenen Barbarenvolkes, sondern nur um den Einfluß benachbarter bäuerlicher Kulturen aus dem Westen des Steppengürtels handeln. Typologisch unbedeutende rassische Infiltrationen sind damit natürlich nicht ausgeschlossen. Und als Vermittler kommen gewiß die Vorfahren jener Tocharer in Frage (Franke '37, Menghin '28), die auch später dieses nutzbringende Geschäft in ihren reichen Oasenfürstentümern zu treiben wußten, bis die fortschreitende Austrocknung ihre Gärten und Felder mit Sand zuschüttete und schließlich ihre Kultur durch die nachdrängenden Hirtennomaden zerstört wurde (Herrmann '31, Huntington '07, v. Le Cocq '26, vgl. oben S. 32 u. 47).

Die einmal übermittelte Buntkeramik verbreitet sich dann rasch über weite Teile von Nordwestchina. An Raum für Dorfneugründungen war offenbar kein Mangel, das Klima zudem noch immer recht günstig und warm. Während die heutigen Yang[3]-schau[2]-Fundstätten in kahlen und weiten Lößsteppen liegen (Abb. 23), breiteten sich dort im 3. Jahrtausend lichte Wälder aus, in denen noch ein so wärmeliebendes Tier wie das Stachelschwein leben konnte, das sich heute nur noch südlich des Yangtse findet. Vor allem aber gab es Hirsche in großen Mengen. Aus ihren Geweihen wurde zahlreiches Gebrauchsgut gefertigt, ihre Köpfe schmücken noch die Schang[1]-Bronzen, ihr Schriftzeichen gilt heute noch als Glückszeichen.

Mit der weiteren Verbreitung in China veränderte sich allerdings dann auch der Typus der Keramik. Es sind vorwiegend die ältesten

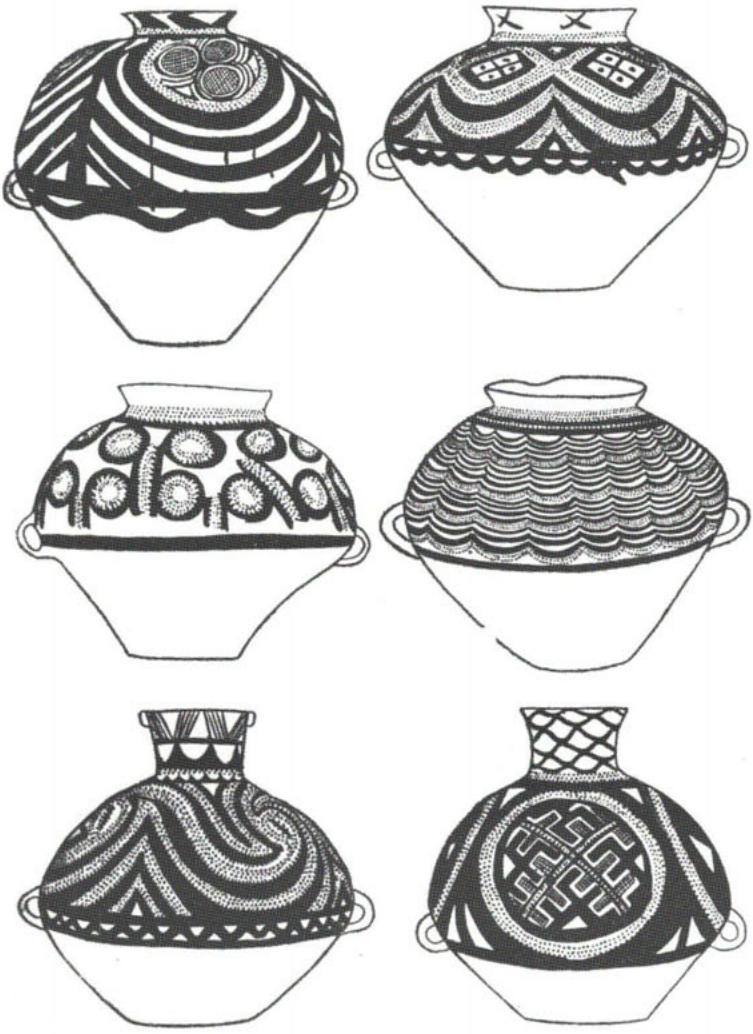


Abb. 24a—f. Typische und schöne Stücke der altchinesischen Bandkeramik: Totenurnen von Yang-schau. Vorwiegend aus Ban-schan (D. G. Wu '38).

uns bekannten Formen, die denen des Westens so stark ähneln und dieselben Spiralen zeigen, elegant und kunstvoll geschwungen, in Hellbraun, Braun, Gelb, Rot oder Schwarz, mit Bandmuster und Schraffenfüllungen und mit denselben Stiltypen auch. Sie wurden mit der Hand im Wulstverfahren hergestellt und setzten nicht nur durch ihre feingeschlämmte Masse und klingende Härte, sondern auch durch die Färbungen große Erfahrung, Ofen und Blasebalgtechnik und bemerkenswerte Geschicklichkeit voraus. Denn nur ein sehr vorsichtiges Regulieren von Länge und Intensität des Brennprozesses kann so vollendete Farben und Formen zuwege bringen. Es müssen wohl Künstler, selbständige Kunsthandwerker als eigene soziale Klasse gewesen sein, die derartiges schaffen konnten. Die Mattenkeramiker haben zunächst offenbar auch nicht einmal versucht, sie nachzuahmen.

Aber in Shantung tritt dann um einiges später die Lung^2-schan^1-Kultur* auf. Sie steht nicht mehr auf der Höhe ihrer Mutterkultur, aber stellt immer noch eine sehr gute Schwarzkeramik mit Pflanzenornamenten und Tiermotiven dar. Hier ist die Seidenraupenzucht schon in ausgedehntem Schwange, was ja auch ebenso wie die Hirsekultur in den ältesten Schriftzeichen seinen Niederschlag findet. Anscheinend entsteht diese jüngere bodenständige Kultur im Grenzgebiet von Chinesen und Tai, wenn nicht überhaupt in einer noch wesentlich taisprechenden Bevölkerung. Im Gebiet der eigentlichen Hoangho-Alluvionen, im Kerngebiet also des späteren Schang^1 und China, setzt sich aber die alte gröbere Mattenkeramik allmählich wieder durch. Zur Schang^1-Zeit selbst klingen nur noch letzte Erinnerungen an die Buntkeramik nach. Immerhin ist damit auch hier die Kontinuität der Kultur gegeben (Creel '36, v. Rosthorn '37).

Wir sehen mithin, daß die Autochthonie des Sinidentums in keiner Weise nennenswert durch den Einbruch der Buntkeramik von Yang^3-schau^2 berührt wird.

* Lung^2-schan^1 龍山, d. h. Drachenberge (vgl. Karte 20 : 4c).

Aber das alles spielte sich in der Prähistorie ab, bestenfalls im frühesten Dämmern der Geschichte, nämlich zur Zeit der kleinen nordchinesischen Häuptlingsdynastie am mittleren Hoangho, die, traditionell als Hsia[3]* bezeichnet, mit ihren (angeblich) sehr langlebigen Herrschern von 2205—1766 regiert haben soll (Karte 38). Land und Häuptlinge mögen existiert haben, wenn sie auch prähistorisch bisher nicht faßbar wurden, während viele Einzelheiten wohl als eine Erfindung der — bereits zu ihrer Zeit — altertumsliebenden Dschou[1] waren. Wie aber steht es dann zu Beginn der historischen Zeiten?

3. Die Entstehung der chinesischen Kultur

Wir haben gerade mit dem Auftreten der ersten starken Dynastie im chinesischen Raum, nämlich den Priesterkönigen der Schang[1] (später ab 1401 auch Yin[1]** genannt: 1766—1122), mit außerordentlich starken kulturellen Beeinflussungen von außen zu rechnen (Childe '26, Herrmann '22, Menghin '40, Schmidt '24). Sie brechen diesmal jeder Wahrscheinlichkeit nach von Norden und demnach über das Liau[4]-ho[2]-Tor ein, aus jenem großen nördlichen, transkontinentalen Kulturgürtel also, der auch primitive schnurkeramische Einflüsse nach China gelangen ließ. Das Gebiet der Hsia[3]-Leute wird zuerst erfaßt: es liegt in der Vorstoßrichtung in den nördlichen Hoangho-Alluvionen (vgl. Karte 38).

Diesmal handelt es sich aber um den Einbruch ganz hervorragender Errungenschaften, nämlich der Zähmung des Pferds und seines Gebrauches an einem Streitwagen. Das sind nun typische Erscheinungen einer indogermanischen Steppenkultur, Erscheinungen, die wir auch in Vorderasien, Iran und Indien mit dem Einbruch indogermanischer Völker (Kassiten, Iran-Arier) auf das deutlichste ver-

* Hsia[3] 夏: um 2205—1766, doch dürfte selbst die letztere Zahl noch um 150 Jahre zu hoch angesetzt sein. — Vgl. a. die Dynastien-Übersicht im Anhang.

** Yin[1]-tschau[2] 殷朝: 1401—1122.

Abb. 25. Streitwagen und Kavallerie der Han-Zeit.
Ein Grabrelief. (R. Grousset '30).

folgen können — übrigens um etwa die gleiche Zeit. Wie dort, so gab auch hier die höhere Kriegstechnik den Ausschlag und ließ in den Ebenen zwischen der alten östlicheren Hsia[3]-Kultur urchinesischen Schlags und der westlicheren Lung[2]-schan[1]-Kultur mindestens halbtaiischer Verwandtschaft eine neue kräftige Kultur aufblühen, die mit ihrem entscheidenden militärischen Übergewicht über die primitiv-keramischen Bauern in Kämpfen von Jahrhundert zu Jahrhundert ein bereits stattliches Reich entstehen ließ, die Urzelle Chinas. Es umfaßte zunächst das ganze Hsia[3]-Gebiet des Mittel-Hoangho, stieß bald aber auch im Norden bis zum Meer und im Osten bis an die Grenzen von Shantung und Kiangsu vor, und schließlich im Süden erst bis zum Tsinlingschan, dann über diesen hinweg und angeblich bis an den Yangtsekiang (Karte 30 u. 38).

In rassischer Hinsicht müssen diese Fremden, die für Jahrhunderte die Oberschicht in China bildeten oder sie mindestens entscheidend beeinflußten, wohl tungider oder tungo-sibirider Herkunft gewesen sein. Europide Elemente sind nicht ausgeschlossen, aber wir wissen nichts von ihnen. Es wurden zwar an der Stelle der einstigen Hauptstadt An[1]-yang[2]* aus der Blütezeit der Schang[1] im 14. vorchristlichen Jahrhundert sehr viele Skelette gehoben, in weniger als einem einzigen Jahre mehr als 1100! (Creel '36). Aber einmal ist über ihre Typologie noch nichts bekannt geworden, und

* An[1]-yang[2] 安陽, d. h. klarer Frieden; (s. Karte 20 : 3).

Abb. 26. In Tierstilisierungen der Schang-Zeit äußern sich transkontinentale Kulturströme zwischen Asien und Amerika (C. Hentze '37).

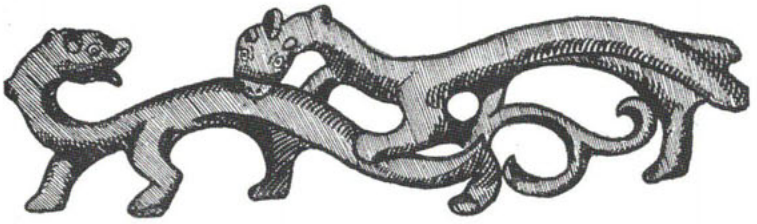


Abb. 27. In Tiergeflechtfiguren der Dschou-Zeit äußern sich nördliche Kulturströme aus dem Steppenraum. — Breite des Originals 6 cm (Sammlung v. Eickstedt).

dann mögen die tungo-sibiriden Elemente damals auch längst schon eingeschmolzen gewesen sein.

Mit der rassischen Herkunft geht vielfach das eingebrachte Kulturgut Hand in Hand. Treten doch seit dem 18. Jahrhundert im nordchinesischen Raum auch plötzlich das Hakenband und die Rautenkette als Bronzezier und vor allem erstmalig das Tier-

Abb. 28. Bronzekultgefäß der Schang-Zeit
in Form einer Eule (C. Hentze '37).

Abb. 29. Bronzegefäß der Dschou-Zeit
für Opferzwecke (C. Hentze '37).

ornament auf. Es wuchert geradezu auf den prächtigen nun erst in Erscheinung tretenden Bronzen, und dies in Mustern, die an spätere sibirische Motive erinnern, andererseits sich aber mit vielen Eigenheiten wie den Gelenkaugen oder gespaltenen Tieren

noch bis heute im abgeschlossenen Rückzugsgebiet der primitiven nordwestamerikanischen Indianer, bei Tlinkit oder Haida, erhalten haben (Abb. 26).

Später, zur Dschou[1]-Zeit, folgen weitere Beeinflussungen aus einer zweiten Epoche des gleichen Stilkreises. Das sind jene Tiergeflechtmuster mit Hirschmotiven oder Fabelwesen, die uns auch aus den prächtigen indogermanisch-sibirischen Kulturen des späteren Minnusinsk und vom Kaukasus reichlich bekannt sind, dann auch aus allen Gegenden und Zeiten der so ausdrucksvollen Kulturen der blonden indogermanischen Skythen, der Saken, Yüä[4]-schï[4] und Wu[1]-sun[1] aus Zentralasien, von Hallstatt und schließlich von den Indogermanen der Völkerwanderungszeit, ja noch den Kapitälen unserer romanischen Dome her (Christian '37, Mänchen-Helfen '34, Minns '13, Patte '31, Reinecke '97, vgl. a. Abb. 27). Die transkontinentalen Beziehungen sind also auch hier eindeutig und weisen auf das frühe Nordeuropidentum der turanisch-südmongolischen Südsteppen des großen Völkerkorridors hin.

Daß nun diese so typischen Muster sich alsbald etwas abwandeln, kann uns schwerlich überraschen, ebensowenig ihre Anwendung auf immer prächtigeren und kunstvolleren Bronzegefäßen verschiedenster Formen und Verwendung, jedoch überwiegend kultischer Art (Creel '36, Grousset '29, Hentze '37, '41; Koop '24, Sirén '29, '30, Voretzsch '24, Yetts '31). Denn die Bronzekultur der Tai, oder sagen wir vorsichtig, der Halbtai von Shantung, Kiangsu und Hupeh, lag ja unmittelbar benachbart und wurde Zug um Zug erobert und aufgesogen, bis Schang[1] schon über den Tsinglingschan hinausschaute (vgl. Karte 30).

Damit war das „Reich der Neun Provinzen"* geschaffen, das in der alten und mit Recht berühmten Reichsgeographie des Yü[3]-gung[4] am Ende der Schang[1]-Zeit schon seine wirtschaftsgeographische Beschreibung und Kartierung findet (Herrmann '22, v. Richt-

* Djiu[3]-Dschou[1] 九州 = Neun - Bezirk.

Abb. 30. Altchina zur Blütezeit der Schang im 13. Jahrh. v. u. Z. Druck von den Steppen, erster Vorgriff gegen die Südtäler, die Mon außer Reichweite.

hofen '77). In seine Kultur werden jetzt in wachsendem Maße auch zahlreiche Elemente von den Berg- und Randvölkern eingeschmolzen, die immer mehr unter den Einfluß der militärisch unbezwingbar gewordenen Ackerbauern der Ebenen kommen. Unter ihnen

besaßen die Kulturen aus dem Kreis der reisbauenden und bronzegießenden Tai zweifellos den stärksten Anteil, wie denn Eberhard ('40) annehmen möchte, daß gerade die Schang[1] einen Dialekt sprachen, der dem Tai nahe stand.

Aber in rassischer Hinsicht dürfte das alles weit weniger bedeutet haben als die dauernden Einfälle und das Nachdrängen aus den beiden Nordtoren. War doch auch selbst Mittelchina mit seinen mittelsiniden Typen dem nördlichen China nächstverwandt, während aus den Steppen neben tungiden Massen selbst auch europide Einschläge hereingeschwemmt wurden.

Natürlich ist jetzt keine Rede mehr von Mutterrecht und Muttergöttin, wenn auch Polygamie und Opfertod als Einzelelemente erhalten bleiben. Der soziale Aufbau und die Thronfolge der Priesterkönige ist ausgesprochen vaterrechtlicher Art. Der Kultus ist einem männlichen Himmelsgott gewidmet, der als Huang[2]-ti[4] bezeichnet und erst viel später in einen mythischen Kaiser verwandelt wird.

Von hohem Interesse ist das Auftreten starker Stadtwälle und palastartiger Bauten, die nunmehr richtige Städte an die Stelle der alten Riesendörfer setzen, wenn auch für die breite Masse des Volkes der primitive dörfliche Baustil noch für viele Jahrhunderte, ja Jahrtausende typisch blieb. Diese Städte waren dem unruhigen kriegerischen Völkerverband zu Schutz wie Angriff nötig geworden, denn die kriegerischen Auseinandersetzungen mußten in dem Maße zunehmen, in dem der Raum enger und die Ausbrüche aus dem Steppenkorridor heftiger wurden, und wir haben also auch hier wieder dasselbe Bild wie im Westen, wo gleichfalls erst um das zweite Jahrtausend die großen Wälle und Stadtmauern in Orient und Indien aufzutreten beginnen. Mohenjodaro (vgl. S. 405) hat noch gar keine richtigen Mauern.

Von noch höherem Interesse aber ist das plötzliche Vorhandensein einer bereits abgeschliffenen und lange geübten Schrift, die zum Vorläufer der heutigen Ideogramme wird. Sie ist uns aus dem Ende des 14. vorchristlichen Jahrhunderts durch Tausende

von Knochen- und Schildpattfunden aus der Gegend der Schang[1]-Hauptstadt An[1]-yang[2] wohlbekannt (Abb. 31). Meist handelt es sich dabei um Orakelsprüche, oft aber auch um Jagdbeutelisten, Expeditionsberichte, Ritualvorschriften u. ä. (v. Rosthorn '37, Creel '36). Es war also bereits ein sehr ausgebildetes und kompliziertes Kultsystem vorhanden, wie es ja auch die wirklich prächtigen Bronzegefäße dieser Zeit zeigen, und es muß Priester, Gelehrte, Verwaltungsbeamte gegeben haben.

Abb. 31. Orakelknochen aus An-yang (14. Jahrh. v. u. Z). Die dortigen Schriftzeichen sind die unmittelbaren Vorläufer der heutigen (A. G. Creel '36).

Jetzt also formt sich auch die altchinesische Geisteskultur — nicht durch Fremde oder von Fremdem her, sondern aus ältestem Sinidentum, aber mit fremden Einschmelzungen. Ja gerade das ist das Erstaunliche: daß nördliche Motive und südliche Handwerkskunst zu einem wunderbar einheitlichen Stil zusammenklingen und daß, wenn irgendwo, so hier eine enorme seelische Assimilationskraft sich äußert. Darin liegt die Stärke der siniden Rasse.

Zwar verloren die Schöpfer und hauptsächlichen Träger der geistigen Kultur des Schang[1]-Zeitalters teilweise Ämter und Einfluß unter der folgenden Dynastie, die zunächst ein rauheres, kriegerisches Regiment einführte. Aber sie konnte der Priestergelehrten keineswegs entbehren. Gerade sie vielmehr, die alsbald das Reich zu vergrößern begannen, bedurften wieder dringend der Schang[1]-Intelligenz in

Kultus wie Verwaltung, um ihr Reich zusammenhalten zu können.

Es dürfte wohl ein ganz ähnliches Verhältnis bestanden haben wie zwischen den Fürsten der Völkerwanderungsgermanen und den Resten des römischen Bürgertums in Städten und Stadtverwaltungen Mittel- und Westeuropas. So hielt sich dieses in immerhin — was man nicht vergessen darf — schon vielen Jahrhunderten aus der Volksmasse ausgesiebte Priestergelehrtentum als intellektuelle Schicht, konnte fast ein halbes Jahrtausend später um die Wende des 7. Jahrhunderts eine Schang[1]-Renaissance einleiten und konnte — wie das vergangene römische Bürgertum noch Karls des Großen Historiographen — im 6. Jahrhundert einen so überragenden Geist hervorbringen wie Kung[3]-fu[1]-dsë[3]* (Abb. 32). Er, dessen geistige und biologische Wurzeln ganz in der Schang[1]-Zeit liegen, wurde zum geistigen Einiger Chinas. Seine Bedeutung kann gar nicht überschätzt werden.

Der starke Bruch, der dann mit der Machtnahme der Dschou[1] 1122 v. u. Z. eintrat, bezog sich mehr auf politische und soziologische Erscheinungen, als auf das innere Wesen der Kultur. Diese war in ihren Grundlagen gefügt. Sie kennt von jetzt ab nur noch Schwankungen und Einschmelzungen, aber keine wesenhaften Änderungen. Kontinuierlich entwickeln sich nach unruhiger Übergangszeit der Kultus, die Stilformen, die Philosophie und, gerade hier nicht zu vergessen, die Schrift der Ideogramme. Zur Zeit des Konfuzius beginnt sie allerdings schon wieder zu verwildern, um sich gegen 200 mit dem Wechsel vom Bambus-Füllfederhalter zum Pinsel merklich zu ändern und erst gegen 200 n. u. Z. die heutige Form anzunehmen (Wieger '27).

Auch in rassischer Hinsicht gibt es nur noch leichte Schwankungen oder mehr oder minder starke Einschmelzungen. Letztere stehen auch gerade wieder für die Dschouzeit außer Frage. Denn

* Kung[3]-fu[1]-dsï[3] 孔夫子 (551-479), eigentlich Kung[3]-Tjiu[1] 孔丘, von den Jesuitenmissionaren im 18. Jahrhundert latinisiert zu Konfuzius.

Abb. 32. Kung-fu-dsï und Mĕng-dsï,
Chinas größte und der Welt einflußreichste Philosophen.
(Nach chinesischen Holzschnitten bei M. G. Pauthier 1837).

wir sahen ja bereits oben (S. 41), daß von der Familie des Markgrafen oder Gaufürsten von Dschou[1], vom Altherzog Dan[3]-fu[4], unmittelbare Beziehungen zu den Nordbarbaren laufen. Die Dschou[1] selbst waren also im Grunde genommen nichts anderes als ein nur erst halb seßhaft gewordenes Banner der Hirtenkrieger gewesen. Nächste Verwandte des Altherzogs stammen sogar von den Tjiang[1] ab, also jenen Leuten tungo-nomadischer Herkunft (s. S. 41), mit denen die Schang[1] während ihrer ganzen Regierungszeit immer wieder zu kämpfen hatten und die zu Tausenden für die Kultopfer verwandt wurden. Man hat Gruben mit kopflosen Skeletten aus der Schang[1]-Zeit gefunden, und die Orakelknochen zählen bei den großen Opfern die Hekatomben von Schafen und Tjiang[1] in einem Atem auf.

Gerade diese wurden jetzt also auch Herren im nordchinesischen Raum! Aus ihrem urhunnisch-tungiden Blut entsprang eine der längsten Dynastien der Weltgeschichte (Creel '36, Chavannes '95 ff.,

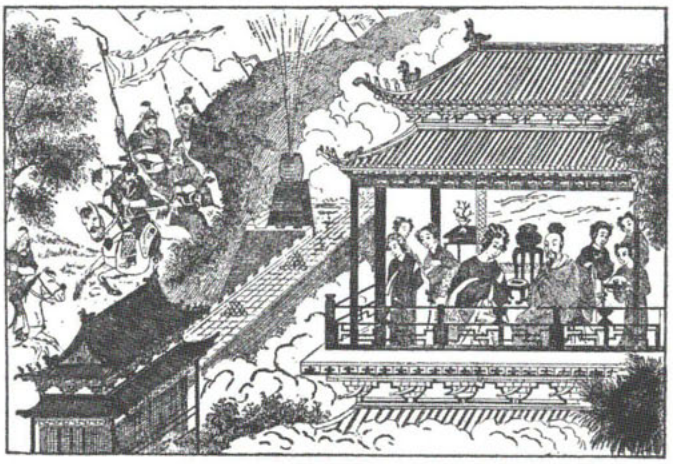


Abb. 33. An der Laune einer schönen Frau ging Chinas größtes Altreich zugrunde: Kaiser Yu ruft durch die Feuertürme zum Vergnügen der Bau-sï die Vasallenfürsten herbei (nach einem chinesischen Holzschnitt bei M. G. Pauthier 1837).

Franke '30, Eberhard '40, Grousset '29, Latourette '34, Maspéro '26, '27, Hirth '08, Krause o. J.). Sie endete erst im Jahre 376, die letzte Spur ihres priesterlichen Gottkönigstums sogar erst 249. Allerdings war sie in den letzten Jahrhunderten nur noch der Spielball der Willkür übermächtiger Gaufürsten und der jeweiligen Präsidialmacht gewesen. Ihr großer Glanz und jene starke kriegerische Gewalt, die sie sich in den Kämpfen gegen die ihr nächstverwandten vorhunnischen Barbaren der Steppen erworben hatte, brachen tatsächlich schon im 8. Jahrhundert zusammen.

Das geschah einer Überlieferung nach, die immer wieder in Novellen und Romanen erzählt wurde (z. B. Pauthier 1837 oder Kuhn o. J., Quelle Sï[1]-ma[3] Tjän[1]: Chavannes '95, I 285), weil der schwache Kaiser Yu[1]* die ränkevolle und schöne, aber niemals

* Yu[1] 幽, der „Dunkle".

lachende Kaiserin Bau¹-sï⁴* dadurch hatte heiter stimmen wollen, daß er die Feuertürme entzündete, die die Vasallen vergeblich zur Hilfe gegen die Barbaren herbeiströmen ließ (Abb. 33). Als dann die Nordbarbaren 771 wirklich einbrachen, kam niemand. Also Frauenwirtschaft, die so oft zum Verhängnis chinesischer Staaten wurde und sich nicht selten zu jenen libertinistischen Verhältnissen auswuchs, über die schon das alte Buch der Lieder klagt**. Man beachte dabei: auch diesmal wieder sind es die Scharen des nördlichen Unruhezentrums, die vorstoßen und die das Glück haben, eine Zeit politischer und sittlicher Schwäche ausnutzen zu können.

Es versteht sich nach dem Gesagten leicht, daß mit den nomadisch verschwägerten und selbst noch halb nomadischen Dschou¹

* Bau¹-sï¹ 褒姒, Rühmen-Schwägerin, beides posthume Namen.

** Das uralte Liedchen aus einer Zeit lange vor der Katastrophe der Dschou¹ lautet in der meisterhaften Übersetzung von v. Strauß ('80, 117) folgendermaßen:

„Schamloses Treiben im Innern des Palastes."

„Die Mauer hat Gedörn,
Das gar nicht wegzubrechen ist;
Und in den Kammern treiben sie,
Was gar nicht auszusprechen ist,
Weil, was noch auszusprechen ist,
Nur Rede für den Frechen ist.

Die Mauer hat Gedörn,
Das gar nicht auszureuten ist;
Und in den Kammern treiben sie;
Was gar nicht anzudeuten ist,
Weil, was noch anzudeuten ist,
Zu viel schon allen Leuten ist.

Die Mauer hat Gedörn,
Das gar nicht wegzuschälen ist;
Und in den Kammern treiben sie,
Was gar nicht zu erzählen ist,
Weil, was noch zu erzählen ist,
Als Rede schon zu schmählen ist."

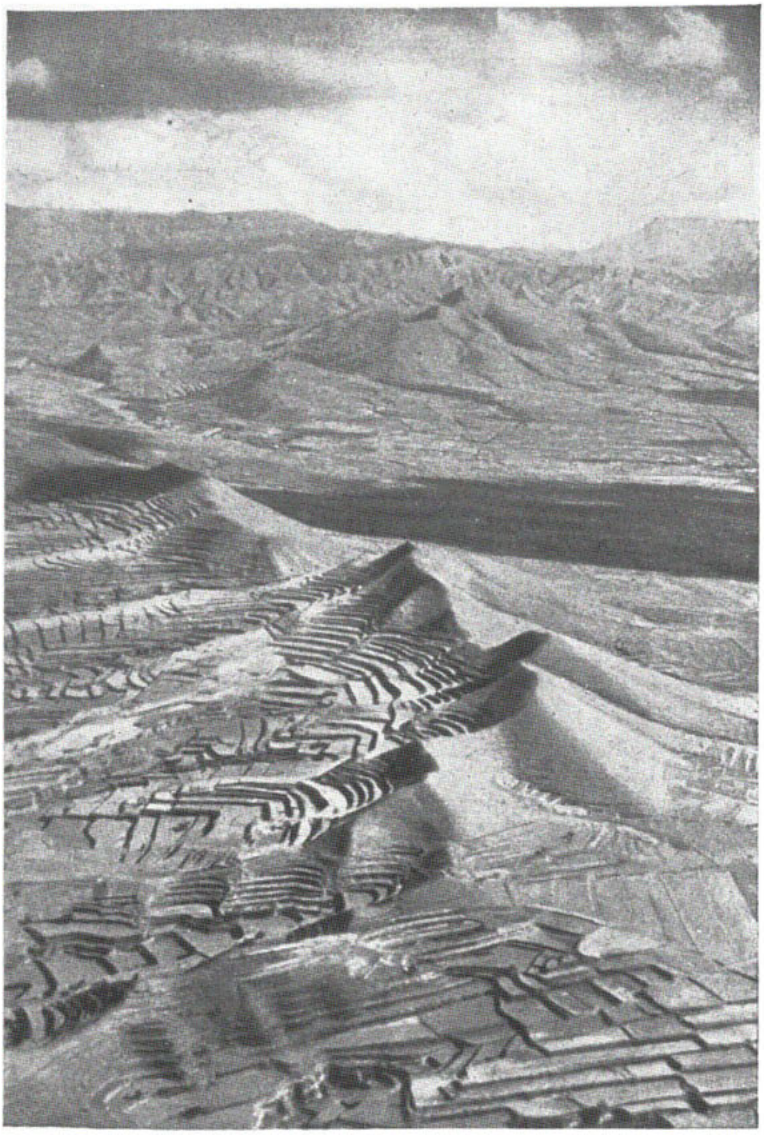
auch kulturelle Einflüsse aus den Steppengegenden nach China hereinkamen und sich damit Beziehungen zu vaterrechtlich-nomadistischen Kreisen aus europo-mongolidem Grenzgebiet ergaben. Dschou[1] lag nahe der Yü[4]-mën[2]-Pforte im äußersten Westen von Shensi, wo sich tungide, türkische und indogermanische Einflüsse die Hand reichten. Von damals an wurde das Pferd, bisher nur gejagt, auch als Reittier verwandt, und Skythenschwert und Reflexbogen weisen auf Indogermanen und Türken. So verstärkt diese neue Welle aus dem Nordwesten zunächst die kriegerische Haltung und das nomadistische Element in China. Auch die Kunst änderte sich. Die Formen werden kantiger, gröber, ungeistiger, ohne deshalb an Geschlossenheit der Form und an künstlerischer Wirkung zu verlieren.

Aber das alles betrifft nicht mehr die wesentliche Frage, die der rassischen Herkunft. Denn so sehr berechtigt es sein mag, nichtchinesische Einschläge unter den herrschenden Familien anzunehmen, so wenig wahrscheinlich ist es, daß mit dem Wechsel der Dynastien und landschaftlichen Vormacht des sich bildenden Altchina auch größere Völkerverschiebungen verbunden waren.

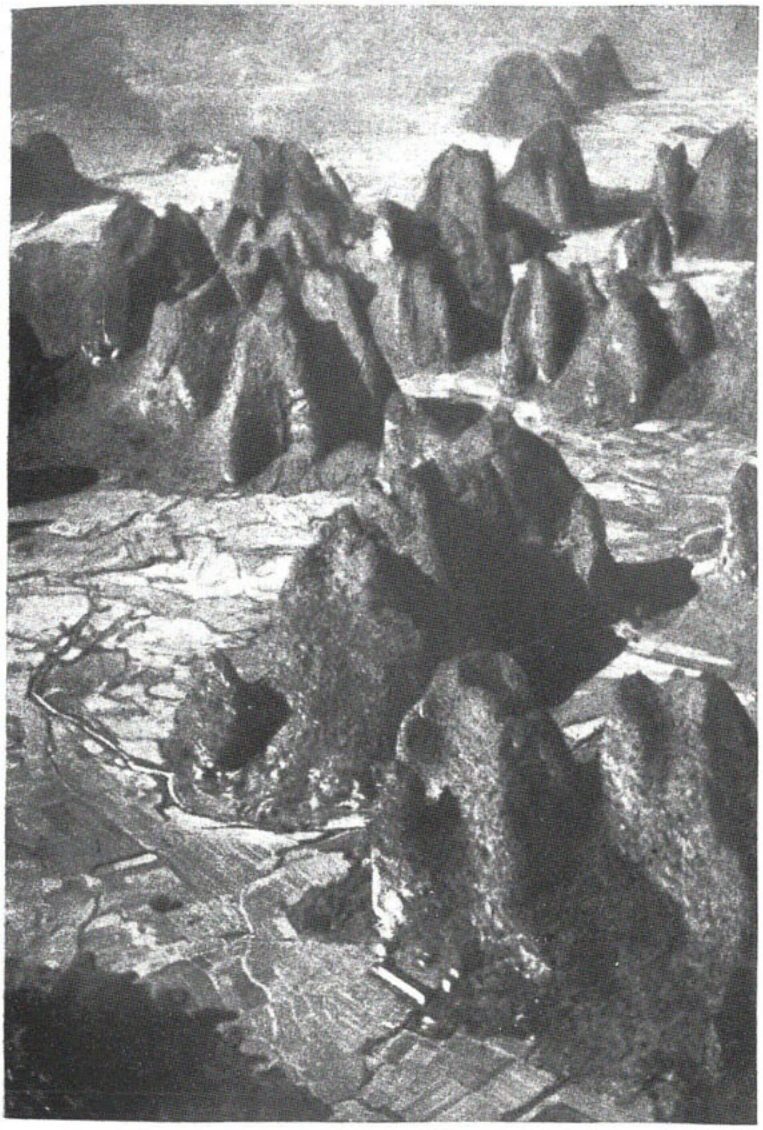
Gewiß sind auch hie und da Einbrüche mit Landraub und Dauersiedlung durch fremde westliche und nördliche Barbaren erfolgt. Die hübschen, aber oft ganz unchinesischen tönernen Grabbeigaben aus den Nordgebieten der Tang[2]-Zeit belegen das typologisch für eine spätere Zeit. Doch dadurch änderte sich nur das Typenspiel im Grenzstreif, wie es bis heute deutlich in Stadt und Land des Nordwestens noch zu beobachten ist, aber nicht mehr das eigentliche Sinidentum, das sich in den beiden Hoangho-Ebenen bildete. Deren weite Niederungen und Sümpfe trockneten jetzt von Jahrhundert zu Jahrhundert mehr und rascher aus und erschlossen unaufhörlich neuen Lebensraum, der sich alsbald als kompakte Klammer um die Halbinsel Shantung legte.

Jetzt war die Druckzelle zum Bersten gefüllt — an Kultur, an Gut, an Menschen.

Taf. 9. Kulturausstrahlung in die Diaspora.
b) Der Konfuzius-Tempel in Kunming (M. Hürlimann '29). b) Schule im Kreisstädtchen Kai-yuen (Phot. v. Eickstedt).



Taf. 10. Nordchinesische Landschaft.
Trockene Hirse- oder Reisfelder und baumlose Bergflächen in semiaridem Klima in Honan (Graf Castell '38).



Taf. 11. Südchinesische Landschaft.
Feuchte Reisfelder und bambusüberwucherte Bergkegel in subtropischem Klima in Kuangsi (Graf Castell '38).

Taf. 12. Chinesische Siedlungen im Kolonialgebiet.
a) Ummauertes Dorf im nördlichen Stil in Zentral-Yünnan (Phot. v. Eickstedt). b) Balkenhüttendorf im südlichen Stil in den Schan-Staaten (Phot. v. Eickstedt).

4. Das Aufbrechen der siniden Dynamik

Von befestigten Herrensitzen und umwallten Städten aus, getragen von einer ackerbäuerlichen Pächterschaft, schob sich nun das immer mehr erstarkende Sinidentum zäh und ausdauernd gegen die Lößweiten und in die Hügelzonen vor. Das Wei-Tal* (Karte 4) wurde den Nordbarbaren abgerungen, über den Tsinlingschan wurden die Westbarbaren, am Huai-Fluß die Südbarbaren zurückgedrängt, die Huai^{2}-I^{2} (vgl. Karte 38) und im Nordosten mußten alttungusische Stämme Schritt um Schritt weichen. Sie schoben sich dann — durch turk-mongolische Hunnen gleichzeitig von Westen bedrängt — in die sibirischen Weiten gegen die palaeasiatischen Halbeuropiden vor (Haloun '24, Hirth '08, Shirokogoroff '23). Damit war der alte nordsibirische Gürtel der Europiden zersprengt (vgl. S. 30).

An den Lößhängen von Kansu und Shansi und in den Lößweiten des Hoangho aber erstarkte bei zunehmender Kultur und Kopfzahl das nordchinesische Lößmenschentum, der Homo sinicus borealis, der sich nunmehr auch eine eigene politische Form gab. Ein Feudalsystem verschieden zahlreicher und mächtiger Konföderativstaaten verlieh dem neuen Staatswesen eine gewisse Gestalt, die man sich jedoch keineswegs als starr oder auch nur fest vorstellen darf. Wie Mächtegruppen und Vormachtstaaten im Innern unaufhörlich wechselten, so auch gegen außen die Einflußzonen, Trabanten, Verbündeten und halb oder ganz einbezogenen Staaten. Das galt besonders für den Süden. Und hierhin richtete sich in der Folgezeit und mit dem erstarkenden Staatensystem der Schang^{1} und Dschou^{1} bei weitem in erster Linie der dynamische Druck.

Nun nahm man bei den Staaten und Stämmen der dortigen Tai die chinesische Kultur (vgl. Abb. 28—29, 34—37 u. Taf. 8—9) offenbar recht gern auf, wie man auch aus eigenem Besitz gern

* Wei-Fluß, We^{4}-ho^{2} 衛 河, Nebenfluß des Hoangho (vgl. Karte 4, S. 13).

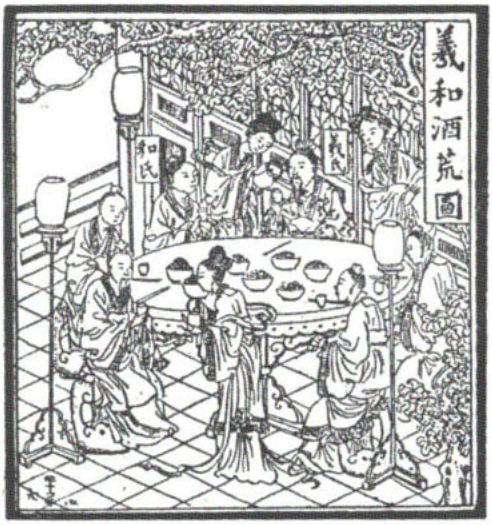


Abb. 34. Kultur und Gesittung der Chinesen,
ihr zierlicher Hausrat, ihre Umgangsformen, ihre Dichtkunst und Lebenskunst haben die „Barbaren" aller Zeiten in ihren Bann gezogen.
(R. Kelling '35)

an den Norden abgab und Kenntnisse, Macht und Glanz durch Austausch und Handel vergrößerte. Man nahm auch gern nordchinesische Titel und noch viel lieber nordchinesische Prinzessinnen in den Familienverband auf, um sich dann selbst als chinesisch zu bezeichnen und damit dem grenzenlosen Hochmut der nördlichen Altchinesen zu begegnen. Für diese war nach wie vor alles in den Bergen und im Süden einfach Südbarbarentum, die Manvölker, die nichts galten und nichts bedeuteten.

Ganz allmählich entstanden aber dort halbsinisierte Häuptlingsfamilien durch Eheverbindungen mit altchinesischen Herrengeschlechtern, damit auch leibliche Sinisierungen, schließlich ebenso selbstbewußte und hochmütige „Chinesen" wie im Norden. Das galt zunächst nur für die Oberschicht. Aber die nichtsinisierte Masse, nie erwähnt, sinisierte sich allmählich von ganz allein, indem

sie dem Beispiel der Oberschicht folgte. Altchinesen selbst drangen in Masse in die kulturtragenden Schichten ein, drangen als Siedler und Bauern in Neuland wie Altland vor, und ein solches Gebiet wurde dann selbstverständlich als voll chinesisch bezeichnet, selbst wenn das in Hinblick auf die Masse des Volkes auch noch ganz und gar nicht der Fall war.

Diese Haltung, dieses schrankenlose Überlegenheitsbewußtsein, findet sich in allen Jahrhunderten und bei allen Historiographen und wird jedesmal sofort auch von dem sinisierten Herrschergeschlecht oder Volk übernommen, die, kaum daß sie chinesische Sitten angenommen haben und kaum daß sie Chinesisch radebrechen können, mit tiefster Empörung die Zumutung zurückweisen, daß sie eigentlich Tai und doch gar nicht richtige Nordchinesen seien (vgl. z. B. Ting '34, 671). Das ist der Grund, warum wir bei aller Deutlichkeit fremder Kultur und Sprache doch nie eine positive und klare Aussage der Historiographen erhalten, daß oder ob es sich bei den Man-Völkern zwischen Huai^2-yang^2-schan^1* und Yangtsekiang um Tai handelt. Alle häufigeren Barbarennamen sind schwimmend; und Tai-sprechende Völker verbergen sich bald unter Namen wie Man^2 oder Yao oder auch Pan^2-hu^2-dschung^3 und Lau^3, Ba^1 und vielleicht sogar, nämlich bei primitiven Gruppen, unter dem Mon-Namen Liau^4 (vgl. z. B. d'Hervey '87: Ma^3 Duan^1-lin^2).

Noch etwas weiteres sei nochmals betont. Bei allen jenen Föderativstaaten der altchinesischen Union, die in gebirgigen Gegenden lagen, also etwa in Shantung oder am Tsinlingschan, handelte es sich immer nur um den organisierten Zusammenschluß der Bewohner der Ackerbaugebiete oder Tallandschaften. Die Bergbewohner blieben mehr oder weniger unabhängig. Hier waren ganz andere Stammesgebilde, Wirtschaftsweisen und Sprachgruppen vertreten, die zäh an ihrer Unabhängigkeit festhielten und diese selbst in so nördlichen Gebieten wie dem Tsinlingschan

* Huai^2-yang^2-schan^1 淮陽山.

(südlich Sianfu, vgl. Karte 4) noch bis in die Zeiten der Jesuitenmissionare durchaus zu bewahren wußten und südlich des Yangtse ja weitgehend auch noch bis heute bewahrt haben. Wir werden uns mit ihnen noch eingehend beschäftigen (vgl. S. 122ff.).

Ein solcher alter „Staat" umfaßte also bei weitem nicht die Flächen, die ihm mit großzügiger Umrißlegung von den chinesischen und auch den meisten europäischen Beschreibern zugesprochen wurden. Es gab immer Verzahnung und Schichtung nach Volkstümern und Wirtschaftsweisen, und wirklich weit reichte zwar die Macht der chinesischen Kultur, aber nicht die Macht der chinesischen Staaten.

Man muß also auch die Nachrichten in den Bambusannalen und dem Yü[3]-gung[4] entsprechend auffassen (Franke '25, Herrmann '37, Legge '65, Old '04, v. Richthofen '77). So weithin zuverlässig an sich die Angaben dieser Bücher ohne Zweifel sind (Franke '30, Haloun '25, Haenisch '23, Hirth '90, Karlgren '29), so sehr bleibt zu beachten, was aus typisch chinesisch-psychologischen Gründen verschwiegen oder gelegentlich auch übertrieben und weitergeschoben wird (so bei dem konfuzianisch gemodelten Yü[3]-gung[4]). Das gilt insbesondere für die Ausdehnung der Reichsföderation, die gar nicht das tatsächliche Machtbereich, sondern nur die allgemeinen Interessengebiete der damaligen Chinesen verzeichnet. Wie die große Provinz Kweichow heute alles andere als eine rein chinesische Provinz und doch stets als chinesisch angegeben ist, wie hier noch immer und trotz aller blutigen Massaker zahlreiche, selbstbewußte und selbständige Stämme der hochintelligenten Miao leben, so waren auch damals und erst recht die einzelnen Bundesstaaten außerhalb der Ebenen keine geopolitisch geschlossenen Gebilde, sondern ein Mosaik verzahnter oder geschichteter Interessensphären.

Nur Tiefland war chinesisches Ackerbauland, nur Talland taiisches Reisbauland. Manche prahlerisch genannten föderativen Randstaaten mögen gänzlich außerhalb der Machtsphäre der

Dschou[1] oder später des jeweiligen Präsidialfürsten gelegen haben. Auch in den historischen Zeiten genügte eine kleine gelegentliche Geschenksendung, die durch gleichwertige und immer hochgeschätzte Gegengaben Erwiderung fand, um einen Nachbarstaat sogleich als tributär und untertan anzusehen. Im 18. Jahrhundert galt halb Europa als „tributär" und fand seinen Platz unter den abhängigen Barbarenvölkern (Jaeger '16). Daraus dürfte sich auch erklären, daß schon im Yü[3]-gung[4] solche richtigen Taiorganisationen wie die Liang[2], Djing[1] und Yang[2]* im Yangtsegebiet (Karte 38) aufgeführt werden, zu denen gewiß sehr rege Handelsbeziehungen bestanden, die aber noch ein halbes Jahrtausend später ihre politische Selbständigkeit gegenüber dem Norden nachdrücklich zu verteidigen wußten, ja selbst zuzeiten die tatsächliche Reichssuprematie besaßen.

Wir sind damit wieder bei den Tai, bei der Yangtsedruckkammer und der Südkultur angelangt. Jetzt aber stehen wir schon im Dämmern der historischen Zeiten.

Es wird auf das Deutlichste faßbar, daß es die Kultur war, die zum Wegbereiter der drängenden Massen der nördlichen, der Hoanghokammer, wurde. So war der lose besiedelte und so viel weitmaschigere Südraum langsam und unmerklich mehr und mehr in die Hände des nördlichen Einflußgebietes geraten, erst kulturell, dann politisch und teilweise auch somatisch. Daher wird mit der beginnenden Geschichte auch das Herüberfluten der nördlichen Kräfte und dann sein Weiterfluten mit und ohne die Reste der Südeinflüsse immer deutlicher erkennbar. Staatenkämpfe, Intrigen, Kriegszüge, Handelsbeziehungen, Siedlungen, Revolten und Hausmachtbestrebungen werden zum Ausdruck des rastlosen Dranges nach Süden, was wir nunmehr mit Namen und Zahlen sicher belegen können.

Besitzt doch kaum ein zweites Volk der Erde eine so umfangreiche und wieder und wieder kommentierte Annalengeschichte wie

* Liang[2] 梁, Djing[1] 荆, Yang[2] 揚; vgl. Karte 37.

China, angefangen von den (später meist von der Zentralgewalt absichtlich vernichteten) Hausannalen zahlreicher Adelsgeschlechter der Schang[1]-Zeit (1766—1122), den Überlieferungen der Dschou[1]-Zeit (1122—249) einschließlich Konfuzius (551—479), den Leistungen des fleißigen alten Sï[1]-ma[3] Tjiän[1] (um 200 v. u. Z.) — dem „chinesischen Herodot" (Abb. 35) —, bis zu den imposanten über 3000 Bänden der 24 Reichsannalen und so vielen Gelehrten der späteren, jüngeren und jüngsten Zeit. Hier wird der Grund also fester und fester, und auch die offiziellen Jahresangaben, im zweiten Jahrtausend noch um etwa $1^1/_2$ Jahrhunderte zu hoch angesetzt, werden vom Anfang des ersten an durchaus sicher.

Wäre es nur mit den Gegenspielern, den sog. Barbaren ebenso! Aber hier ist und war der chinesische Hochmut so hoch, daß sein Blick nur selten zu ihrem Gewimmel hinabreicht und fast alle Auskünfte versagen. Das Blickfeld bleibt vorwiegend auf chinesisches Wesen verengt und wird selbst aus Schaden nicht klug, und die Geschichte scheint oft mehr dem Trieb der Selbstverherrlichung als dem Trieb nach richtigem und nützlichem Erkennen zu dienen. So können wir nur aus vorsichtigem Wägen des Jetzt und Einst, also von gelegentlichen Völkerbeschreibungen wie denen des ausgezeichneten Ma[3] Duan[1]-lin[1], dann der Sprachen, Stammesüberlieferungen, Wirtschaftsweisen und vor allem der Rassentypen die Bewegungen rekonstruieren, die stattgefunden haben. Und dafür bietet sich bereits jetzt nicht wenig Material, wenn auch noch viel zu tun übrig bleibt, und wenn auch erst außerhalb der reisblattgefalteten Ideogrammbände der Han-Lin-Akademiker*.

Aber diese gewaltige und nunmehr schon historische Dynamik mit ihrem Übergreifen und Überrunden von Dynastien, Kulturen und Sprachen und ihrem Vorstoßen von Heeren, Machtsphären und Ideengut soll erst der folgende Abschnitt behandeln. Sie wird

* Han[4]-lin[2] 翰林, wörtlich: Pinsel-Wald = höchste akademische Körperschaft; yüan[4] 院 Hof bzw. Kollegium (entstanden 713—756, aufgelöst 1912).

Abb. 35. Chinas größter Historiker Sï-ma Tjiän (145—76 v. u. Z.) (M. G. Pauthier 1837).

seit der Mitte des ersten Jahrtausends vor unserer Zeitwende gleichbedeutend mit dem Taiproblem.

Werfen wir jetzt noch einen Blick zurück auf das bisher Dargelegte, auf das Entstehen und Entfalten eines der größten und imposantesten Druckzentren der Welt.

Zwei Momente wurden bestimmend: Menschen, Menschen in Mengen und Kultur, Kultur in seltener Kraft. Für die Massen steht der Raumfaktor im Vordergrund. Still und von den Historikern unbeachtet wurde das Alluvialgebiet des Hoangho größer und größer, laut im Getöse der Schlachten und von den Historiographen eifrig verbucht wuchsen die Machtsphären weiter, wuchsen aus Stämmen die Staaten und aus Staaten die Föderationen zusammen.

Die ganze Politik aber ruhte auf kultureller Grundlage: auf der allen Sprachen und Stämmen gleicherweise zugänglichen Schrift

mit ihren Ideenbildern, dem fein durchgebildeten Hausrat und Werkzeug, auf Waffengeschick, Literatur und Philosophie mit enorm werbender Kraft. Ihr beugten sich die umwohnenden, die vielen und immer so farblos gehaltenen Barbaren, und diese kulturelle Kraft schmolz nicht weniger rücksichtslos ein, wie sie faszinierend anzog. Das ist also das letztlich Entscheidende: die geistige Leistungshöhe und die charakterliche Unbeugsamkeit, beides unbewußt aus den Tiefen des chinesischen Menschentums quellend, aus der Rassenseele.

So ist die chinesische Kultur weder durch höchstes Alter noch durch besondere Ursprünglichkeit gekennzeichnet, ist weder die höchste noch die selbständigste Kultur — aber sie besitzt ein unvergleichliches Aufsaugungsvermögen und eine beispiellose Beharrungskraft. Die Rasse gibt auf der ganzen Linie den Ausschlag.

Nur hier findet sich daher auch wiederholt jene uns merkwürdig anmutende Erscheinung, daß gerade Zeiten politischen Verfalls, wie etwa bei den späteren Dschou[1] oder den späteren Tang, zu Perioden größten kulturellen Glanzes und Schaffens wurden, wo Philosophie und Kunst blühten. Gerade das aber trug dazu bei, daß der Schaden außerpolitischer Katastrophen letztlich für die Gemeinschaft aufgehoben wurde. Ja der Zusammenbruch des Reiches konnte wesenlos dadurch werden, daß die Eroberer, daß Mongolen oder Mandschu* (und man möchte auch die Alt-Tai nennen) von der kulturellen Kraft wie der immer wachsenden Masse der Siniden einfach aufgesaugt wurden. Nicht die älteste, nicht die ursprünglichste Kultur, ja nicht einmal die höchste, aber gewiß die stärkste, die die Welt sah, und damit ein biologischer Kampffaktor allerersten Ranges! Rassenseele und Rassenkultur sind aus einem Guß und bisher tatsächlich unüberwindbar geblieben.

Daraus ergibt sich auch das zähe, unablässige, bald schnellere, bald langsamere Weiterdringen der chinesischen Kultur und ihrer

* Měng^{2}-gu^{3}-jěn^{2} 蒙古人, Man^{3}-dschou^{1}-jěn^{2} 滿洲人.

Abb. 36. Fürst und Untertan.
Altchinesische Palastszene von einem Relief der Hanzeit. (H. Maspéro '32.)

Abb. 37. Speisenträger bei einem Festmahl.
Altchinesische Palastszene von einem Relief der Hanzeit (H. Maspéro '32).

Träger, das meist ganz friedlich vor sich ging, unauffällig und unter der Oberfläche. Die Annalen sprechen kaum davon. Es ist viel zu selbstverständlich. Die benachbarten Volkstümer werden als solche grundsätzlich ignoriert, Tai oder Taikultur einfach nicht genannt, obwohl sie doch vorhanden waren, kraftvoll, spendend und reich, und es hätte von chinesischem Gesichtspunkt aus auch gar keinen

Sinn, denn sie werden ja doch von chinesischer Sitte still überzogen, von chinesischem Geist zutiefst durchdrungen, und am Ende steht immer wieder ein neuer chinesischer Staat, jedesmal und unweigerlich.

So wurde aus Tai und Altchinesen ein neues und größeres China. Es entstand eine doppelte Druckkammer mit doppelter Kraft. Von hier ergossen sich jetzt die unabsehbaren Menschenmengen der wachsenden Dörfer und zunehmenden Städte der gelben und der braunen Erde und die Ausbreitung der „Söhne des gelben Kaisers" mit verstärkter Macht weiter, wo immer sich Spalten und Schwächelinien im Gefüge des Südens zeigten.

Was dort aber abermals weitergeschoben wurde, waren in erster Linie die Reste der Tai des überrannten Yangtsebeckens, erst hinter diesen und viel später folgten dann auch die „Chinesen" selbst. Damit kommen wir zu dem eigentlichen Taiproblem.

IV. DER BLOCK DER SÜDBARBAREN

1. Die Einschmelzung der Ur-Tai

Verfolgen wir zunächst kurz die Einschmelzung des taiischen Mittelsinidentums in den kulturell-politischen Bannkreis des Nordsinidentums, um dann den Ursachen der so auffallend geschlossenen Stromrichtung der Reste dieser mittelsiniden Tai nachzugehen. Es führt das zu Problemen, die zu den verwickeltsten der ostasiatischen Anthropologie und Geschichte überhaupt gehören, und die sich doch, wie sich zeigen wird, in einigen wenigen wuchtigen Grundtatsachen sammeln und klären lassen.

Zur Zeit der Hsia[3]-Dynastie (überlieferungsgemäß um 2205 bis 1766) und nach dem Verrinnen der Wasser- und Sumpfflächen, von denen u. a. der heutige Tung-ting- und Po-yang-See Reste darstellen, war das zentrale Yangtsebecken als Land Djing[1] bereits bekannt (Karte 38). Es wird in den Bambus-Annalen genannt, und zwischen Hsia[3] und Djing[1] fand gewiß ein reger Verkehr statt, wie es den äußerst nützlichen Produkten entsprach, die der Süden zu bieten in der Lage war: Elfenbein, Felle, Edelholz, Federn, Perlen und Riesenschildkröten, Gold, Silber, Kupfer und geschätzte Medikamente. Hier also, im heutigen Hupeh, lag offenbar das Schwergewicht der südlichen Taibevölkerung, die allerdings, wenn sie überhaupt genannt wurde, mit allen übrigen dortigen Völkern zusammen nur als die „Manbarbaren" bezeichnet wurde. Es wäre gewiß abwegig, an irgendwelche festen politischen Bindungen dieser Tai an Altchina zu glauben.

Zur Zeit der westlichen Schang[1]-Dynastie (1766—1401) und dann besonders der späteren und so außerordentlich kulturstarken östlichen Schang[1] oder nunmehr Yin[1] (1401—1122) wird dann auch

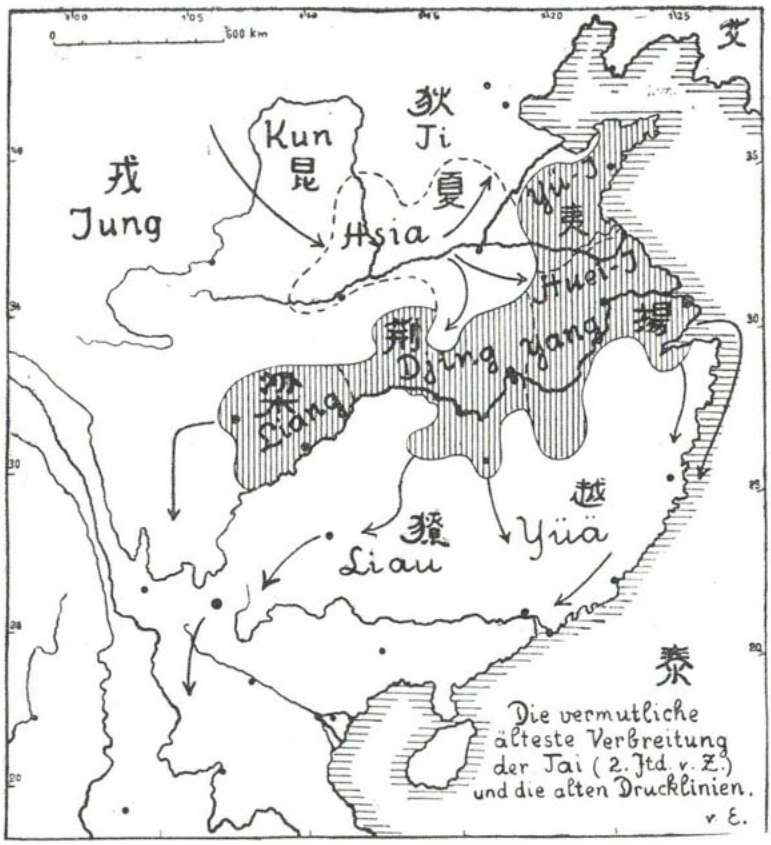


Abb. 38. Die Einflußgebiete der mittelsiniden Alt-Tai zur Zeit der Blüte der nordchinesischen Föderation der Hsia. Beachte die Druckrichtungen von nacheinander Kun, Hsia und Tai, sowie die Auswirkungen auf Karte 15, 44 und 47: Überflutung des Südens und Zersprengung von Liau, Miao und Yao.

alles Land bis an den Yangtse heran bekannt. Ans Ende dieser Zeit, also etwa in das 12. vorchristliche Jahrhundert, mag die sogenannte Reichsbeschreibung des Yü[3]-gung[4] fallen, der die konfuzianische

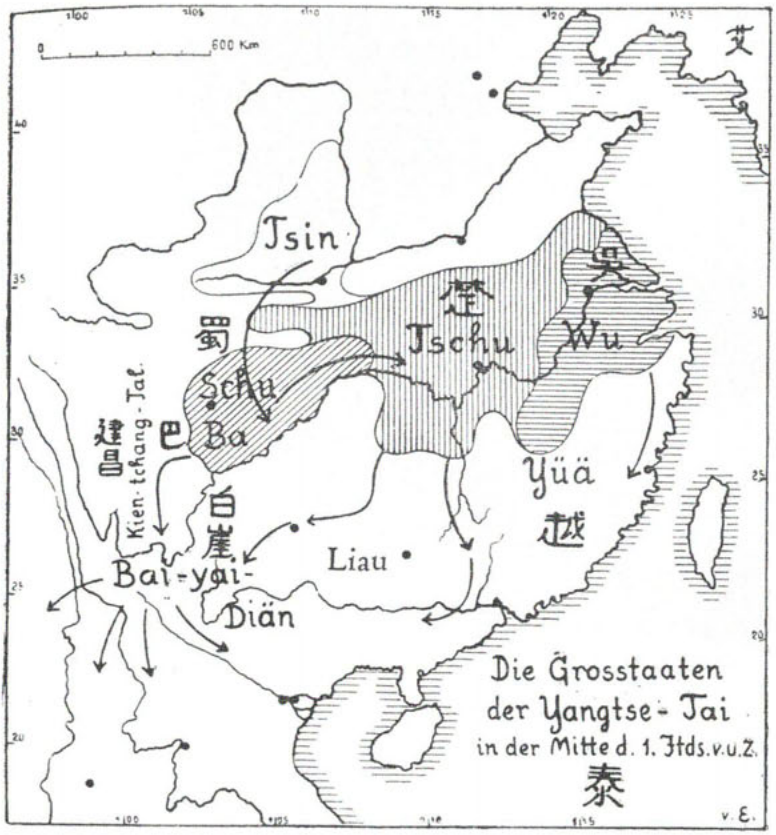


Abb. 39. Die halbsinisierten Taistaaten am Yangtse und der strategische Vorgriff des Staates Tsin (Tsina, China). Beachte die 4 Abstromwege gegen den Süden, die territoriale Größe der Präsidialmacht Tschu und die barbarennahe Lage des kommenden Tsin, des Nachfolgers von Hsia, Schang und Dschou. Immer kam der Druck vom Nordwesten.

Tradition das 22. zuschreibt (v. Richthofen '77, Herrmann '22). Jetzt ist Liang[2] in Szechuan zu einem bündnisfähigen Partner und Djing[1] in Hupeh zu einem gewissen politischen Gebilde ge-

worden, und östlich davon, am Unterlauf des Yangtse und der dortigen Alluvionen und Flußmündungen, beginnt sich Yang[2]* als ein weiteres solches abzuheben. Es weiß außer den Schätzen von Djing[1] auch Früchte und Edelsteine zu bieten. Daß aber schon vorher zwischen Yang[2] und Djing[1] Handelsbeziehungen bestanden haben, geht schon daraus hervor, daß das binnenländische Djing[1] in älterer Zeit auch Meeresprodukte wie Perlen nach dem Norden verhandelte.

Es versteht sich aus diesem regen Verkehr allein und ganz abgesehen von den Schätzen des Landes selbst, daß sich dieser räumlich recht ausgedehnte Süden am zentralen und unteren Yangtselauf eines beträchtlichen Reichtums erfreuen konnte. Das wird von den nordchinesischen Annalen wiederholt in etwas mißvergnügter Weise zugegeben. Es versteht sich aber auch, daß eben deshalb und mit der staatlichen Konsolidierung im wachsenden Maße für die nordchinesische Suprematie Gefahren erwachsen mußten. Aus Rache für Angriffe der Schang[1] hatten die Tai bereits den Dschou[1] bei deren Überwältigung mitgeholfen, und die Gefahr wuchs seit etwa 1100, wo unter dem angeblichen „Grafen" Hsïung[2] I[2], d. h. Bären-Barbar** die Bärenfürstenreihe des aus Djing[1] erwachsenen, immer mächtiger und größer werdenden Tschu[3] begann (Hirth '08, 336; vgl. Karte 39). Tatsächlich standen diese Fürsten und Völker der Tai, wie wir sogleich sehen werden, mehr als einmal

* Dschu[2]-schu[1]-dji[4]-niän[2] 竹書紀年, Bambus-Buch-Aufzeichnung-Jahr, d. h. „Die Jahrbücher auf Bambustäfelchen". Sie wurden neben anderen Büchern bei der Plünderung der Grabstätte eines früheren Königs von Süd-Honan im Jahre 281 n. u. Z. gefunden und stellen eine knappe und nüchtern abgefaßte Geschichte des alten nordchinesischen Reiches bis zum Jahr 299 v. u. Z. dar. Ihre gelegentlich bezweifelte Echtheit steht heute außer Frage. Sie bilden sogar in ihrer ursprünglichen Fassung — die noch nicht mit den legendären „Kaisern" operiert, sondern mit den Hsia[3] beginnt — eine wertvolle Ergänzung zu Sï[1]-ma[3] Tjiän[1], der nur teilweise das gleiche Grundmaterial benützt.

** Hsiung[2] I[2] 熊夷.

unmittelbar davor, die alleinige Herrschaft über ganz China an sich zu reißen.

Zur Blütezeit der Dschou[1] (1122—770) war davon allerdings noch nichts zu erkennen. Im Gegenteil waren die Tallandschaften des zentralen Südens in eine ganze Reihe von Kleinstaaten zerfallen, die sich teils enger und teils lockerer, teils aber auch gar nicht an den Norden anschlossen, und das Gebiet der Yang[2] fiel unter dem Namen von Wu[2] oder Gou[1] Wu[2] (585—473) wieder gänzlich vom Reich ab, wenn es überhaupt je dessen Oberherrschaft anerkannt hatte.

Jetzt aber werden gegen Ende des 9. Jahrhunderts auch zwei Staatengebilde am oberen Yangtse (Szechuan) bekannt, nämlich Schu[3]* und Ba[1]**, an deren Zugehörigkeit zum Verbreitungsgebiet der Tai nicht gezweifelt werden kann, und um einiges später wird hinter Wu[2] im Süden ein weiteres riesiges Gebiet namens Yüä[4] geahnt (vergl. Karte 39). Man hat es gleichfalls gewöhnlich als Taireich angesprochen. Aber die Berechtigung dafür ist doch fraglich. Die Hauptmasse der Bevölkerung war mit Sicherheit nicht Tai, sondern Yao (vergl. S. 150), und zwar bis tief in die historisch voll bekannten Zeiten, während andererseits allerdings erst Ex-Taieinfluß, dann Chineseneinfluß schrittweise eindrang.

Es handelt sich also um ein Gebiet teilweise taiisierter Südbarbaren, wie bei Schu[3] und Ba[1] um ein in den Ebenen taiisiertes Gebiet von Westbarbaren. Und damit zeigt sich: vor der Sinisierungswelle (Tschu[3] und Wu[2]) läuft jetzt offenbar eine Taiisierungswelle (Schu[3], Ba[1], Yüä[4]). Sie setzt sich auch bis hinüber nach der Insel Hainan (Liu '40, Savina '29, Strzoda'11, Stübel '37) fort, wo aber die Prozesse jünger sind.

Dann tritt, also nach 770 v. u. Z., das kritische Stadium ein. Zum ersten Mal erhebt sich die Frage, welcher von den kleineren und

* Schu[3] (Shu) 蜀, auch 蜀國, davon Schu[3]-dau[4] 蜀道, Weg nach Schu[3], d. h. beschwerliche Reise. Eine bezeichnende Redensart!

** Ba[1] (Pa) 巴.

größeren Staaten am Hoangho und Yangtse denn nun eigentlich die Vormacht sein solle — ein Staat aus Norden oder Süden, Altchinesentum oder Tai, Nordsinide oder Mittelsinide. Die kulturell immer mehr verschmelzende große Doppeldruckkammer konnte nur einen Herrn haben.

Das ist jetzt die Lage: im taiischen Süden nimmt Tschu[3] am Mittelyangtse und im Zentrum des ganzen Verbreitungsgebietes der Tai durch immer neue Unterwerfungen erst „barbarischer", dann sinisierter und schließlich richtiger altchinesischer Staaten dauernd an Macht zu, Wu[2] am Unteryangtse im Westen hält sich trotz seines mächtigen Nachbarn und wird diesem zuzeiten sogar gefährlich, Schu[3] und Ba[1] am Oberyangtse im Osten und in den verhältnismäßig kleinen Ebenen von Szechuan bleiben trotz größter kultureller Bedeutung militärisch verhältnismäßig schwach und unbedeutend. — Im altchinesischen Norden aber liegen mehrere Dutzend kleinerer und größerer Staaten, die um Besitz und Macht miteinander kämpfen — daher das „Zeitalter der kämpfenden Reiche"* — und nur sehr allmählich und nach vielen Rückschlägen arbeitet sich ein anfangs kleiner, aber bezeichnenderweise wieder im kampfreichen westlichen Grenzland gelegener Staat, nämlich Tsin** (sprich Tjin[2]), zu einer Vormacht empor, die dem taiischen Tschu[3] im Süden ernstlich gefährlich wird.

Als die politische Macht der Dschou[1] 770 zusammenbrich (vergl. S. 102—103) und ihnen nur noch, wenn auch für viele Jahrhunderte, eine geistig-geistliche Stellung als gewissermaßen Kaiserpriester bleibt, geht die eigentliche politische Macht an einen von Fall zu Fall gewählten Präsidialstaat über, der das weltliche China repräsentiert. Und nach um 706 erfolgten starken Einbrüchen in die Verbände der Nordstaaten ist ausgerechnet der „Barbarenstaat" Tschu[3] 679 soweit, als stärkste Macht den Vorsitz aller Bünde im ganzen Reich zu übernehmen.

* Dschan[4]-guo[2] 戰國 = Kämpfen-Land.

** Tjin[2] 秦 in Schensi, Kaisermacht 249—206 v. u. Z., dagegen Djin[2] 晉 in Schansi, Kaisermacht 265—316 n. u. Z.

Was heißt das? Doch nichts anderes, als daß das politische China jetzt überhaupt kein nordchinesisches Reich mehr ist, sondern ein Taireich.

Gewiß nicht überall sprachlich, noch viel weniger kulturell, aber zweifellos und eindeutig in politischer Hinsicht. Daran wird dadurch nichts geändert, daß sich die Tschu[3]-Herrscher gelegentlich auf ihre angebliche Abstammung von dem sagenhaften „Kaiser" Dschuan[1]-hsü[4]* (2510—2433!) berufen, wenn es ihnen behagt, und zu anderer Zeit damit auftrumpfen: „Wir sind Man-Barbaren" (Hirth '08, 191, 336, Chavannes '95 XL, 313) oder sinngemäßer übersetzt: „Wir sind freie Tai und brauchen chinesische Titel nicht." Und daran ändern auch gelegentliche Machtschwankungen und auch selbst ein erster Sieg von Tsin 632 gar nichts, im Gegenteil, um 600 ist Tschu[3] auf dem Höhepunkt seiner Macht, reicht mit seinem Vasallenstaat Diän[1]** (Tsen, Tien: Terrien '87, Rocher '99) sogar bis Yünnan hinein (Karte 39). Dabei können die Nordchinesen nicht einmal seine Sprache — eben Tai — verstehen. Noch 546 brauchen die Diplomaten von Tsin und Tschu[3] einen Dolmetscher, ja noch drei Jahrhunderte später kontrastiert Menzius*** Nord- und Südkultur aufs schärfste, und andere verspotten die Sprache, die wie Vogelzwitschern klänge (Erkes '30). Das Zeichen Man[2] hat auch noch lange die Nebenbedeutung von Zwitschern, „Wie Tiere sprechen." Der Fürst dieses „streitsüchtigen Ungeziefers" aber sitzt jetzt auf Altchinas Präsidentenstuhl!

Dabei sei allerdings schon hier eingeschaltet, daß auch die großen und führenden Tai-Staaten am Yangtse an sich keineswegs die beträchtliche Ausdehnung besaßen, wie es nach den Berichten auf den ersten Blick zu sein scheint. Es handelt sich bei ihnen vielmehr wiederum (vgl. S. 107) nur um Talreiche. Der Gebirgskranz, der sie jeweils umgab, lag in den Händen ganz anderer

* Dschuan[1]-hsü[4] 顓頊.
** Diän[1] 滇, s. Karte 39.
*** Mĕng[4]-dsï[3] 孟子.

Völker bzw. Stämme, die bestenfalls nur mehr oder oder minder in die kulturelle und politische Interessensphäre der taisprechenden Talstaaten fielen. Diese Bergbewohner des zentralen Altchina werden von den zeitgenössischen Annalen als Pan²-hu²-Man²* bezeichnet. Da sie im Kern weder Tai noch Chinesen waren, bleiben unseren heutigen Kenntnissen nach nur noch die Mon übrig, ein erloschener Flügel der Nord-Mon (vergl. Karte 40).

Diese Monkmerier wurden nur ganz allmählich für die Talkulturen gewonnen oder abgedrängt. Der Prozeß kann niemandem entgehen, der die alten Quellen etwa nach jenen 25 Abhandlungen liest, die die 348 Bücher starke Geschichte Chinas enthalten, welche der ausgezeichnete Ma³ Duan¹-lin²** gegen Ende des 13. Jahrhunderts sorgfältig zusammenstellte. Dabei darf man sich auch nicht durch die Bezeichnung Pan²-hu² irreführen lassen, weil diese später auch noch für Südbarbaren Anwendung findet. Das geschah erst seit der Han-Zeit hinsichtlich der Yang-tse-Völker und erst abermals ein Jahrtausend später — bei Ma³ genau: seit 1163 — auch für die heutigen Yao. Es dürfte also erst nach dem Aufsaugen der ursprünglichen nicht-taiischen Südbarbaren, d. h. unserer Nord-Mon, sowohl die bekannte Pan²-hu²-Legende (S. 160) wie auch der Name Mon — chinesisch Man — im Zug des Südwärtsdrängens des Chinesentums zunächst an den Yangtse und schließlich bis an die Küste gelangt sein.

Waren doch noch quellenmäßig belegbar zur Hanzeit, also um die Zeitwende, Nord-Mon weit in Hunan, Hupeh und Anhui verbreitet. Ihre Fürsten stießen sogar einmal um 471—75 n. u. Z. bis zum Hoangho vor und wurden in dieser Zeit, obwohl sie gewiß längst in ihren Oberschichten sinisiert waren, keineswegs als chinesische Herrscher, sondern als Vasallenfürsten der Pan²-hu²-Man² (Hauptort: Siangyang*** im Kontaktgebiet) angesehen. Ihre nächsten Ver-

* Pan²-hu²-Man² 盤瓠蠻.

** Ma³ Duan¹-lin² (Ma-touan-lin) 馬端臨.

*** Hsiang¹-yang³ (Siangyang) 襄陽, vgl. Karte 40 sowie für die Provinz-Namen die Karte im Anhang.

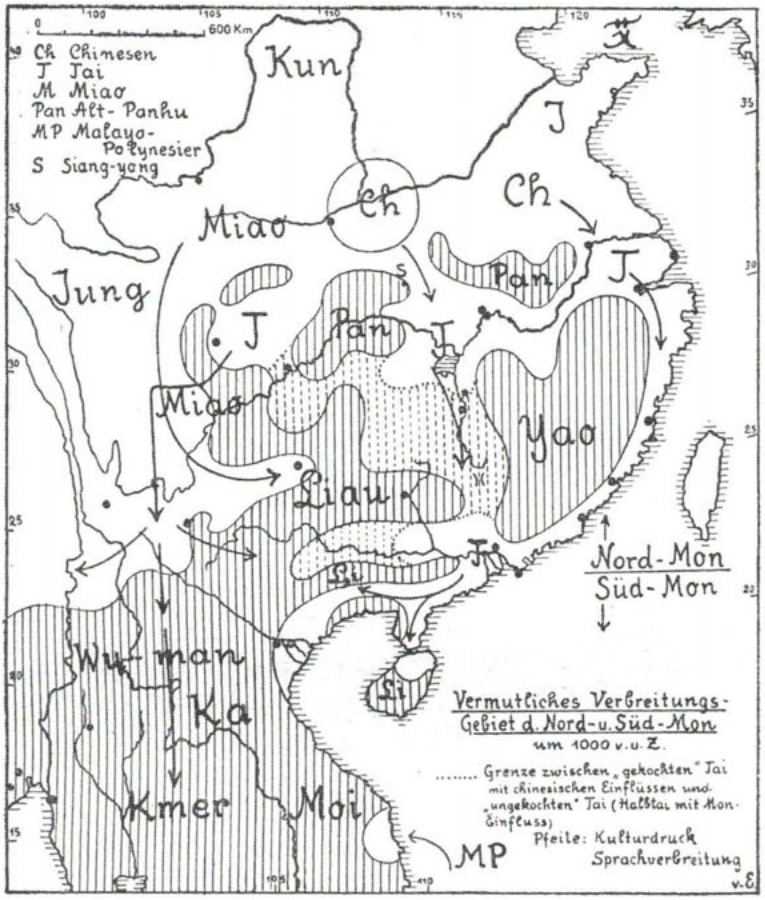


Abb. 40. Die Rolle der Mon-Völker im alten China: Chinesen als nördliches und nordsinides Talvolk, Tai als südliches und mittelsinides Talvolk, Mon (Man) als südliche und südlichste palämongolide Berghangvölker. Eindrücken der Nord-Mon durch talwandernde südsinide Tai im Osten, durch bergwandernde Miao im Westen.

wandten im Süden sind die Liau[4], die unter diesem Namen als unzweifelhafte Mon schon in alter Zeit und auch weit bis Norden, nämlich in Nord-Szetschuan, auftreten. Letzte kleine Splitter von ihnen sind noch heute im randlichen Süd-Szechuan verbreitet. Zu den Zeiten von Ma[3] Duan[1]-lin[2] besaßen sie aber noch eine starke und weite Verbreitung und reichten über Kueichow noch bis Kiangsi (Eberhard '42). Für Ma[3] stellen sie die tiefste und roheste Schicht der Südbarbaren dar, über die er nicht genug des Abscheulichen zu erzählen weiß. Kein anderer Stamm kommt so schlecht bei ihm weg. „Ihr Wesen ist das der wilden Tiere" (d'Hervey '83: Ma[3] II, 107). Bei den Chinesen waren sie nur als Sklaven beliebt, und zwar zu Tausenden und Zehntausenden.

Auch in Zentralchina standen also noch mindestens bis in die Han-Zeit primitive Sammlervölker in den Bergen den zivilisierten ackerbautreibenden Bewohnern in den Ebenen gegenüber, und das Verhältnis der Tai zu den Mon kann in der frühen Zeit Altchinas nicht anders gewesen sein als es heute für Hinterindien gilt, nachdem die rassische Dynamik das Taitum bis in den südlichsten Süden getragen hat.

Die biodynamische Bedeutung dieser zentralchinesischen Restvölker ist mithin gleichfalls recht beträchtlich. Sie stellen zwar keinen aktiven Resistenzblock dar, sondern eine passive weichende Masse von Brandfeldbauern, die weder den Naßkulturen der Tai noch den angreifenden Nordkulturen der Chinesen irgendwie gewachsen waren. Immerhin war ihr Gebiet als solches zur Zeit der Dschou[1] umfangreicher als dasjenige von Chinesen und Tai zusammen. Aber es war arm an Kultur und Menschen. Seine Aufsaugung war unabwendbar und ging unauffällig und unablässig vor sich. Eine ernsthafte Gefahr hat den mächtigen Taireichen wie Tschu[3] von dieser Seite nie gedroht.

Dann aber kamen, um wieder zu den Tai selbst zurückzukehren, für Tschu[3] um die Wende des 5. Jahrhunderts v. u. Z. die Kämpfe mit dem erstarkenden nachbarlichen Taistaat am Unteryangtse,

mit Wu[2] und seinen natürlich gleichfalls angeblich von chinesischen Kaisern, nämlich von gekränkten Kaisersöhnen aus dem Hause Dschou[1] abstammenden Fürsten, und Wu wird sogar für eine gewisse Zeit Präsidialmacht (Aurousseau '23, Chavannes '95, Tschepe '03). Aber auch Wu[2] ist ja Taistaat! Wenn der Norden um diese Zeit nicht überhaupt völlig vom Süden geschluckt wurde, so nur deshalb, weil jetzt hinter Wu[2] im südlichsten Süden eine neue räumlich riesige Macht auftauchte. Das war Yuä[4], das sich inzwischen konsolidiert hat (s. Karte 38).

Dieses Yüä[4] stellt ein merkwürdiges loses Föderativ-Gebilde dar, das vom heutigen Chekiang über Fukien und Kanton bis Tonking* reichte und vielleicht an den Küsten, gewiß in der Herrscherfamilie bereits taiisiert war. In dieser treten auch gleiche Clan-Namen wie in Tschu[3] auf (Aurousseau '23, 263). Aber zum weitaus größten Teil bestand Yüä[4] immer noch aus den Gebirgsvölkern der Yao, die keineswegs Tai sind. Einen einzigen großen Herrscher scheint dieses ziemlich kurzlebige Staatswesen (496—333) hervorgebracht zu haben, das war Gou[1] Djiän[4]** (496—465), dem Sï[1]-ma[3] Tjiän[1] ein ganzes Kapitel widmet (Chavannes '95, IV, 418—433) und der 473 die Präsidialmacht Wu[2] vernichtete, weil sein eitler Fürst den Glanz der Bundesversammlung der Reichssicherheit vorzog. Jetzt war Wu[2] Teil von Yüä[4] und damit außerhalb Chinas.

Und nun war wieder Tschu[3] Präsidialmacht. Es gelang ihm seinerseits 333, Yüä[4] zu zertrümmern und sich Wu[2] einzuverleiben. Das war eine große Katastrophe für den Süden. Wir werden darauf S. 251 zurückkommen müssen.

Im Norden aber war Tsin immer mächtiger geworden, zerbrach 249 die bereits zerbröckelte Hausmacht der kleinen Rest-

---

* Dschö[4]-djiang[1] 浙江, Fu[2]-djiän[4] 福建, Guang[3]-dung[1] 廣東, Dung[1]-djing[1] 東京, d. h. etwa soviel wie Provinz des Dschö[4]-Flusses, der östlichen Ausgedehntheit; der Osthauptstadt. — Vgl. a. die Übersichtskarte im Anhang.

** Gou[1]-Djiän[4] (Kou Tsian) 勾踐.

Abb. 41. Fußvolk und Reiterei zur Zeit des Einbruches von Tsin in Ba und Schu, dem heutigen Szechuan. Sie sichern den Besitz im alttaiischen, jetzt völlig sinisierten Süden. — Seit dem 4. Jahrhundert v. u. Z. wurden die Streitwagen durch Reiterei ersetzt, seit dem 3. auch die mongolische Hose statt der langen Kleidung übernommen. — Hanzeitliches Relief nach v. Pawlikowski-Cholewa '40.

staaten von Dschou[1] und damit auch die geistliche Kaiserwürde, die nach 8 Jahrhunderten eines zuzeiten glanzvollen Bestandes und tiefster Verehrung still und klanglos verschwand, und mit ihm die uralten heiligen neun Dreifüße der Neun Provinzen. Jetzt war Tsin Großmacht. Durch List, Betrug und Bestechung, tartarische Reiterei und durch Festsetzen in Schu[3] und Ba[1] im Rücken von Tschu[3] (vgl. Karte 39) gelang es dann auch Tsin, Tschu[3] zu schwächen, erstmalig 278 zu erobern — was übrigens unter einem General Sï[1]-ma[3] Tso[4]* (Franke '30 I, 174) geschah, der ein direkter Vorfahr der Historiographen Sï[1]-ma[3] Tjiän[1] und Sï-ma[3] Tan[2] war, — und 223 endgültig zu vernichten und sich einzuverleiben. Die Jahrhunderte der Taivormacht waren gebrochen, der halbtausendjährige Kampf zugunsten des Nordens und der Nordsiniden entschieden. Der gewaltige Tjin[2] Schï[3] Huang[2] Di[4]** (Abb. 42), der den Norden durch Verbindung der Grenzwälle — der späteren, mittelalterlichen Großen Mauer (Clapp '20, Geil '09, v. Moellendorf '81) — sicherte, zwang auch den Süden in das Gefüge des Nordens ein.

Jetzt erst gab es ein einheitliches Reich. Jetzt erst gibt es ein richtiges politisches China in allen Tallandschaften von Mitte und

* Sï[1]-ma[3] Tso[4] 司馬錯.

** Tjin[2] Schï[3] Huang[2] Di[4] 秦始皇帝.

Abb. 42. Tjin^{2} Schï^{3} Huang^{2} Di^{4}. Kriegsherr und Reformator, Gewaltmensch, Bücherverbrenner und Begründer von Tjina-China als kulturpolitischer Einheit; 221—209 (Li Ung Bing '14).

Norden, das mit vollem Recht seinen Namen führt und zwar auch erst von jetzt ab nach dem siegreichen und alles einigenden Tsin, eben als Tsina-China.

Bei alledem bleibt nur eines merkwürdig, daß man nämlich schon lange vor der Macht von Tsin von „China" redet, das nicht nur gar nicht existierte, sondern überhaupt im Grunde genommen doch ein Taireich war. Das muß einmal mit aller Klarheit ausgesprochen werden. Man kann wohl verstehen, daß sich Männer wie Kung^{3}-fu^{1}-dsë^{3} — aus Lu in Süd-Shantung! — oder Sï^{1}-ma^{3} Tjiän^{4} — aus Lung^{2}-mën^{2}* in Shansi! — nicht mit dem „barbarischen"

* Lung^{2}-mën^{2} 龍門, d. h. Drachentor.

Süden abfinden oder gar befreunden konnten, und daß sie mit eiserner Konsequenz alle Auskunft über diese Barbaren verweigern. Es herrscht hier selbstverständlich das gewohnheitsmäßige verächtliche Schweigen der Chinesen und erst recht Nordchinesen über diesen Punkt. So erzählt Sï[1]-ma[3] Tjiän[4] von Tschu[3] auch nur die übliche Legende: der erste Vorfahr des Fürsten von Tschu[3] stamme von dem legendären Kaiser Dschuan[1]-hsü[4]* (Chavannes '95 IV, 337), und fährt dann fort, als ob es dort und sonst nur Nordchinesen gäbe. Und selbstverständlich haben auch die späteren Kommentatoren über Seiten, Bände und Bibliotheken hin geschwiegen, wie sich das für richtige Chinesen gehört.

Aber daß auch die europäischen Bearbeiter meist mitschweigen, daß bei ihnen oft nicht einmal der Name der Tai und noch weniger der der Mon-Man auftaucht, das ist wirklich erstaunlich. Die Ursache dafür liegt natürlich in der Schau von Nordchina und seinen konfuzianistischen Quellen und Überlieferungen her, einer Schau durch eine sehr geschwärzte chinesische Brille, die fast nur Nordchinesisches erkennen läßt. Aber Tatsache bleibt: China war für Jahrhunderte Tailand.

Die biologische Druckkammer des Yangtsegebietes hat dem Norden also hart zu schaffen gemacht. Aber mehr noch setzte der Norden dem Süden zu. Es war daher auch kein Gedanke daran, daß dessen Bevölkerungsüberschuß etwa nach Norden ging. Es gab vielmehr zwei Wege: yangtseaufwärts nach Szechuan hinüber, wo Schu[3] und Ba[1], später Yünnan, taiisiert wurden, und yangtseabwärts und an der Küste über Wu[2] nach Yüä[4]. Aber der letztere Weg in zerklüftetem und hohem Gebirgsland war beschwerlich, und der Hauptvorstoß ging daher gegen Südwesten, gegen Yünnan (Karte 39). Das also wird auch die Hauptstromrichtung des Überschusses aus den Alluvialkammern des Yangtsekiang und damit die Hauptverbreitungsrichtung der Tai. Wir werden uns dem sogleich zuwenden.

* Dschuan[1]-hsü[4] gau[1]yang[2] 顓頊高陽.

Es bleibt jedoch noch eine Zwischenfrage, die von erheblichem Interesse ist, nämlich die, warum sich der Druck vom Yangtsegebiet nicht auch zentral und direkt gegen den Süden entladen hat. Zwischen Ost- und Westrand des Weiterfließens, zwischen Oberyangtse und Küste, liegt doch das riesige Gebiet, das von Kueichow über Südhunan zum heutigen Kiangsi* reicht. Es wird allerdings in der Tsinzeit (255—206) schon gerade in der Mitte in zwei schmalen nahe beieinanderliegenden Streifen den Kankiang und Siangkiang aufwärts und über den Cheling- und Meilingpaß ins Sikiangtal** durchstoßen. Doch man darf sich natürlich nicht darüber täuschen, daß das im besten Falle bedeutet, daß hier ein dünnes Relaissystem von Militärstationen und einigen Talsiedlungen von Ex-Tai gegen Kanton hin zog, das man selbst natürlich auch zu Meer vom Norden her erreichen und halten konnte.

In den gewaltigen Landmassen, die rechts von der Mitte nach Osten lagen, befand sich aber alles in den Händen von monkmerischen Stämmen (Karte 40), deren Nachfahren wir heute größtenteils als Yao bezeichnen und die immer noch in sehr beachtlichen Mengen dort vertreten sind (Karte 48). Und links von dieser dünnen Durchstoßlinie, also im Westen in abermals enormen Gebieten des heutigen Kueichow usw., hielten sich die monkmerischen Vorfahrenstämme der Miao auf, welch letztere auch heute noch dort ein teilweise ziemlich unabhängiges Dasein führen (Karte 44).

Das also war der Grund, weshalb die reisbauenden Talwanderer des taiischen Tschu[3] nicht direkt nach dem Süden konnten: die hohen Gebirge, wo Reis nicht ohne weiteres wächst, und die beiden Fremdvölkermassen, die intelligent, kultiviert und kriegerisch,

* Gue[4]-dschou[1] 貴州, Hu[2]-nan[2] 湖南, Djiang[1]-shi[1] 江西. d. h. etwa Edelgau (wurde aber früher Teufelsgau geschrieben), Provinz „südlich vom See" und „östlich vom Strom", dem Yangtsekiang. — Vgl. a. die Übersichtskarte im Anhang.

** Gan[4]-djang[1] 贛江; Hsiang[1]-djang[1] 湘江; Dschö[2]-ling[3] 摺嶺 (Urkundenpaß); Me[2]-ling[3] 梅嶺 (Pflaumenpaß); vgl. Karte 4 und 38.

gerade im kritischen nachchristlichen Jahrtausend jeden Einbruch in ihr Herrschaftsgebiet abzulehnen in der Lage waren, das sie außerdem wirtschaftlich völlig meisterten, und zwar ohne Reis. Ganz in äußerster Ferne, und das sei des Zusammenhanges wegen bereits hier erwähnt, nämlich in den Gebieten des heutigen Yünnan und West-Szechuan, gab es auch noch eine dritte, gleichfalls durchaus kultivierte und kriegerische Volksmasse oder Stammesmasse, die Lolo*.

Es liegt auf der Hand, daß weder der Vorstoß im Westen über Yünnan, noch der im Osten über Yüä⁴-Kanton zu verstehen ist, wenn wir nicht diesem merkwürdigen zentralen Block der Resistenz der drei weiteren „Manvölker" neben den Tai, also den Miao, Yao und Lolo, ein kurzes Augenmerk zuwenden. Ihr Schwergewicht liegt noch heute, wie eine Kartierung ihrer Reste ergibt (Abb. 44, 48, 51), nacheinander in Kueichow, den beiden Kuangs und Yünnan.

2. *Miao-Barbaren von Norden*

Beginnen wir mit den Miao (Betts '00, Edkins '71, Colqhoun '85, Jaeger '18, Savina '16, '24, '26). Sie bilden die größte und repräsentativste Masse der Südbarbaren und in Kueichow noch mindestens die Hälfte der Bevölkerung, in den Bergen überhaupt die einzige. Um wieviele Millionen es sich dabei handelt, weiß allerdings niemand, denn die Miao schätzen es keineswegs, daß man sich allzu genau um ihre Angelegenheiten kümmert. Sie haben zu oft schlechte Erfahrungen mit der chinesischen Verwaltung gemacht. Zu dieser stehen sie heute zwar in einem Abhängigkeitsverhältnis, das jedoch dem Häuptling in allen inneren Fragen meist völlig freie Hand läßt und den Verkehr zwischen den beiden Völkern, so etwa bei Besuchen in der Kreisstadt oder bei Ex- und Enklaven, von Fall zu Fall vertraglich regelt.

* Miau² 苗, Yau² 傜, Lo²-lo² 羅 羅.

Abb. 43. Schwarze Wild-Miao
(He¹-Scheng¹-Miau²) beim Überfall auf chinesische Händler. So sieht der Chinese die Eingeborenen. (Nach dem Ming-jen djing-hsiä Miao-Man-tu von 1771 bei Ch. K. Chiu '37.)

Auch das ist den Miao erst in jüngster Zeit durch heftigste Kämpfe abgerungen worden. Noch 1459 und 1650, dann zwischen 1733 und 1779 und schließlich von 1855 bis 1881 versuchten sie in blutigen Angriffskriegen ihre völlige politische Freiheit wiederzugewinnen. Dazu allerdings war die chinesische Umklammerung und Durchsetzung schon längst zu stark, und die Aufstände wurden, wenn auch unter erheblichen Mühen und Opfern, mit einer wahrhaft schrankenlosen Grausamkeit unterdrückt. 1775 kapitulierten ihre beiden letzten Königreiche. Seitdem sind die Miao in Kueichow in zwei große Restblocks zersprengt. Man wird die dortige chinesische Herrschaft am besten als eine Art Protektorat bezeichnen können. Noch heute also bestehen die Miao als selbständiges Volkstum, und dies nach nachweislich viertausendjährigen Kämpfen und dauernder Zurückdrängung.

Man kann darnach schwerlich erwarten, daß sie immer nur in der Gegend des heutigen Kueichow saßen, und es fragt sich, wieweit denn ihre frühere Verbreitung zu Beginn der Auseinandersetzungen mit den Chinesen und während etwaiger Etappen der Verdrängung reichte.

Dafür geben schon die ältesten chinesischen Geschichtsquellen sehr nützliche Hinweise. Im Tung^{1}-djiän^{4}-gang^{1}-mu^{4} und Dschou^{1}-schu^{1}* — letzteres bereits vom berühmten Père Amiot im 18. Jahrhundert übersetzt — wird gleichlautend für die Hsia^{3}-Zeit (also 2205—1766 v. u. Z.) berichtet, daß es Miao waren, die einem weiteren Vordringen der Chinesen unter „Kaiser" Huang^{2}-di^{4} Widerstand entgegensetzten (Young '36). Und nüchtern ihrer Art nach melden die Bambusannalen vom „Kaiser" Schun^{4}** (angeblich um 2254 v. u. Z.): „In seinem 35. Regierungsjahr befahl der Kaiser dem Fürsten vom Hsia^{3}, die Miao zu bekämpfen, darnach kam das

* Tung^{1}-djiän^{4}-gang^{1}-mu^{4} 通鑑綱目, Bericht-Spiegel-Richtlinie-Verzeichnis, d. h. Grundzüge der Geschichte, 周書. Dschou^{1}-schu^{1}.

** Schun^{4} 舜.

Miaovolk zum Thron (um sich zu unterwerfen)"* (Legge '65, 116).

Später, d. h. für die frühe Schang[1]-Zeit (1766—1122), wird dann allerdings meist nur noch ganz allgemein von den „Großbogenleuten" (Radikal 37 u. Radikal 58) als den Feinden des Reichs gesprochen, von den wilden I[2], in denen die Sonderbezeichnung der Miao ganz untertaucht bzw. sich gelegentlich unter Farbbenennungen und ähnlichen unsicheren Angaben verbirgt. Gegen Ende der Schang[1] aber wendet man statt I[2] besonders gern den Ausdruck „fremde Teufel"** an (zu denen die neuere Zeit ja auch die Europäer gesteckt hat.) So erhielten sich gerade in den zähen und trockenen Annalenauszügen der Bambusbücher Belege dafür, daß die Fremdvölker nach Zeit und Geschmack in wechselnden abschätzigen Allgemeinkategorien untergebracht wurden.

Viel eingehender äußern sich dann die ältesten Teile des Schu[1]-djing[1], die das Bambusrepetitorium, von dem sie offensichtlich ganz unabhängig sind, ergänzen und ausführen (Schu[1]-djing[1]: Couvreur '35, 41—43). Dort heißt es wiederum, daß schon der mythische Kaiser Schun[4], der den Rechtskodex einführte, „die San Miao zwang, sich in San[1]-We[2]*** zu verkriechen. Dort hielt er sie fest." Dabei zeigt das Zeichen für verkriechen — Ratten in einer Höhle (Radikal 116 über 208) — die ganze Verachtung, die schon die ältesten chinesischen Annalisten für die Miao empfanden. Richtig waren es auch wieder unter Schuns Nachfolger (dem großen Yü[3]†, der um 2204 v. u. Z. die Hsia[3]-Dynastie begründet haben soll) nur die Miao, die dem Kaiser nicht gehorchen wollten:

---

* Die für die altchinesische Annalistik typische Prägnanz dieser Stelle sei wörtlich wiedergegeben: 三十五年帝命夏后征有苗、有苗氏來朝 ° d. h. Drei zehn fünf Jahr Kaiser befehlen Hsia Fürst bekämpfen sein Miao, sein Miao Stamm kommen Sitz.

** Gue[3] 鬼.

*** San[1] We[2] 三危.

† Yü[3] 禹.

„Wirklich dumm sind diese Miao, albern, hochmütig und respektlos! Frech und hartnäckig gehen sie nicht den Weg des Rechts und zerstören die Tugend! Daher sollen sie im Auftrag des Himmels auch für ihre Tugendlosigkeit gezüchtigt werden!"

Das gelang dann allerdings nicht. Der Versuch dazu aber zeigt zweierlei: 1. das nahe Beieinanderleben von Alt-Miao und Alt-Chinesen und 2. die erhebliche Widerstandsfähigkeit dieses Heimat und Volkstum verteidigenden Volkes der „Tugendlosen", die ganzen Dynastien Widerstand leisteten. Letzteres hatte immerhin, wie im Tung[1]-djiän[4] berichtet wird, zur Folge, daß ein weiteres Vordringen der Altchinesen im Süden des Hoangho und jenseits des Weiflusses verhindert wurde. Nach dreißigjährigem vergeblichem Ringen gibt dann der mythische Kaiser, also der nordwestchinesische Hsia[3]-Häuptling, den Kampf auf, wobei er sich in typisch chinesischer Weise zurechtlegt, bzw. zurechtgelegt haben soll, daß es doch die Tugend sei, die die Götter rührt, und daß das gleiche daher umsomehr auch für die Miao gelten müsse. Er verbreitete infolgedessen von nun ab „Weisheit und Tugend". Und nun ergaben sich die Miao auch wirklich, wenn auch erst nach sieben Dekaden.

Was bedeutet das? Als das Schwert versagte, trat die immer siegreiche chinesische Kultur an seine Stelle. Die kennzeichnenden Vorgänge der Sinisierung, wie wir sie schon oben bei den Tai schilderten, werden also auch hier in der Frühzeit des Nordens deutlich. Später müssen allerdings noch raubende San Miao verbannt, dann auch noch einmal wieder bekämpft werden. Aber das zeigt nur, daß allein ein Teil der damaligen Miao sinisiert worden war, der andere aber Selbständigkeit und Kampf und allmähliches Zurückweichen vorzog.

Auch dieser Zerfallsprozeß ist allerorten und heute noch überall in Südchina zu beobachten, wo die Chinesen sehr genau zwischen halbsinisierten und selbständigen Barbaren zu unterscheiden wissen,

nämlich den schu[2] oder „zubereiteten" und schëng[1] oder „rohen"* bzw. „gekochten" und „ungekochten" Barbaren.

Daher liegt zunächst nicht der geringste Anlaß vor, in diesen Miao eine andere Bevölkerung zu sehen, als sie heute darstellen: Barbaren „in Südwest". Aber wo lag dieser Südwesten? Die Berührung zwischen den beiden Volkstümern bestand offenbar während der ganzen chinesischen Geschichte, wenn ihr Name auch zeitweise mit dem der Tjiang[1], der Fan[1]-Völker** und schließlich der Man oder Südbarbaren schlechthin zusammenfloß. Das ist umso verständlicher, als ja tatsächlich mit dem Südwärtsgreifen der Chinesen auch die Miao immer stärker südlich verdrängt wurden und in unmittelbare Nähe der eigentlichen Man kamen, womit anfangs wohl die monkmerischen Bergbewohner Zentralchinas, später gewöhnlich die Yangtse-Tai und auch die (den Miao verwandten) Yaovölker einschließlich der Yüä[4]-Stämme bezeichnet werden. So bestand also eine Berührung zwischen Miao und Chinesen zwar immer in ähnlicher Weise, aber keineswegs am gleichen Ort. Der Südwesten der Hsia[3] ist nicht mehr der Südwesten der Dschou[1].

Das kleine Hsia[3] am Yangtseknie konnte ja bestenfalls das zentrale Hoanghotal umfassen, und selbst zur frühen Schang[1]-Zeit kamen nur erst auch das Weital und obere Hueital hinzu. Damit sind wir am landteilenden Tsinlingschan angelangt, dessen (zu den Tjiang[1] gehörige) Barbaren noch zur Zeit der chinesischen Jesuiten im 17. und 18. Jahrhundert in den abgelegeneren Gegenden eine beträchtliche Gefahr für die Reisenden bedeuten. Es wird nach alledem klar, daß die alten Miao oder, wie sie nach der Mehrzahl der Stämme auch summarisch genannt werden, San Miao oder Drei Miao oder auch die Yo-Miao der ältesten Überlieferungen wesentlich weiter im Norden gesessen haben müssen als ihre heutiger Namensvettern.

* schu[2] 熟, schëng[1] 生.

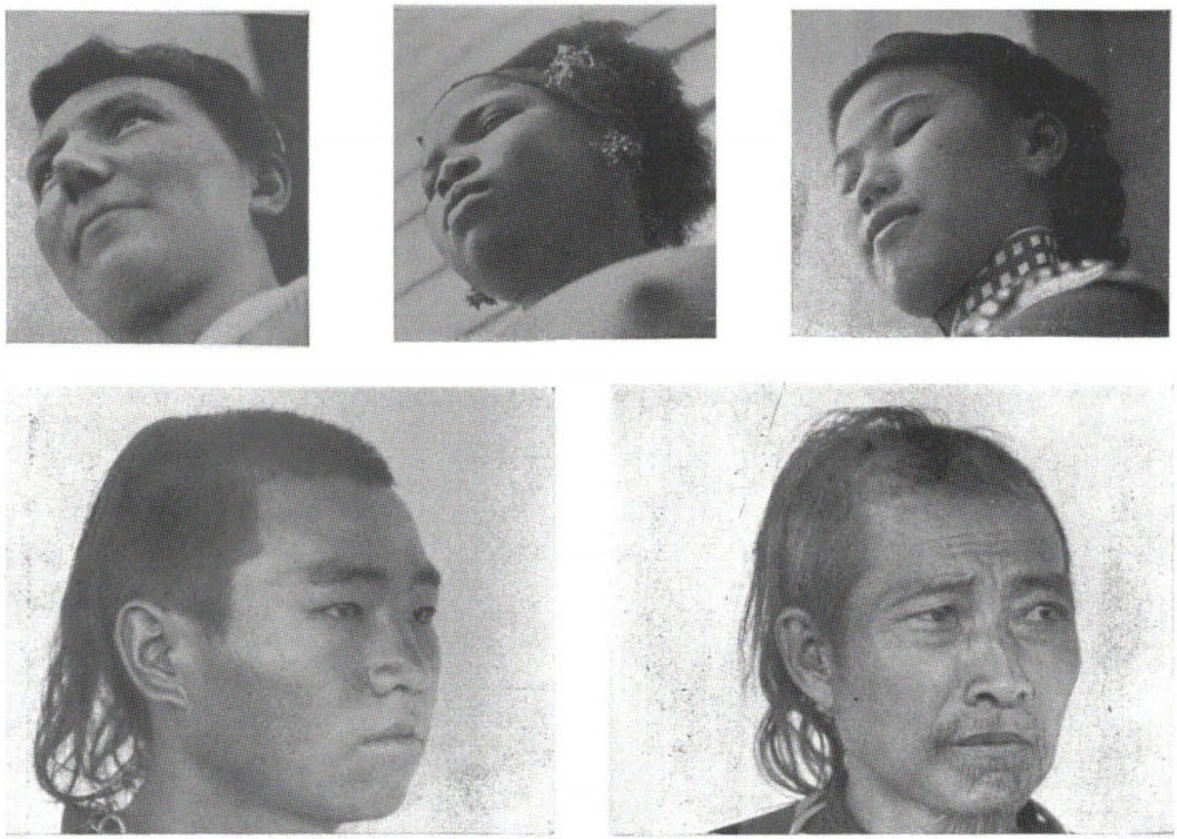
** Fan[1] 番, auch Bezeichnung für Formosaner oder Ausländer schlechthin.

Es geht mithin nicht an — wie das vielfach und auch von chinesischer Seite geschehen ist —, sie ausschließlich und von allem Anfang an nur ins heutige Kueichow und damit in weiteste Fernen vom alten China der Hsia[3] und Schang[1] zu setzen. Es müßte denn bindend nachgewiesen sein, daß die Miao der Hsia[3]-Zeit nichts mit den Miao der Ming-Zeit zu tun haben. Das ist aber nie geschehen, vielmehr spricht alles, was wir an historischen, ethnologischen und geographischen Einzelheiten kennen, für einen unmittelbaren Zusammenhang. Daher hat auch die Angabe des Schui[3]-djing[1]-dschu[4]* (6. Jhdt. n. u. Z.), daß San[1]-We[2] am Oberlauf des Wei-Ho gelegen habe, die größte Wahrscheinlichkeit für sich (vgl. Karte 44), ebenso diejenige verschiedener kleiner mittelalterlicher Quellen, die klar und einfach aussprechen: die Miao stammen von den San Miao ab (Ma[3]: d'Hervey '83 II, 102).

Allerdings verschwindet dann der Name der Miao für lange Zeit aus der Literatur völlig, wie das ja auch bei anderen Stämmen wiederholt der Fall war. Die Miao der Hsia[3] tauchen nun in dem vagen Begriff der Westbarbaren unter, oder sie verbergen sich unter dem Namen weit verbreiteter Gruppen tibetischer Affinität, wie der Tjiang[1], deren Gebiet zwischen Kansu und West-Szechuan liegt.

Zu diesen gehören auch die Dang[3]-Hsiang[4]**, von denen noch die hanzeitlichen Quellen um die Zeitenwende ganz klar sagen, daß sie die Nachkommen der San Miao seien und die tatsächlich im Ober-Weital dort sitzen, wo auch die alten San Miao gesessen haben müssen. Aus dieser Tjiang[1]-Gruppe lösen sich dann erst zur Tang- und Sung-Zeit (618—907 bzw. 960—1279) wieder die Fanvölker heraus, die nunmehr aber etwas weiter südlich schon in West-Szechuan und Ost-Tibet, aber auch bis nach Kueichow hinein leben. Sie treten also bereits im Kerngebiet der heutigen Miao auf, halten aber auch noch jene Gegenden, die die alten San Miao beim Südwärtssickern durchzogen haben müssen und die vorher

* Schui[3]-djing[1]-dschu[4] 水經注, = Wasser-Buch-Erläuterung.
** Dang[3]-Hsiang[4] 党項.



Taf. 13. Das europid-mongolide Typenspiel.
a) Untenansicht des reliefierten europiden Gesichts, b) des knolligen weddiden, c) des flachen siniden (Kärntnerin, Senoi-Frau, Südchinesin; Phot. v. Eickstedt). d) Tungider und europider Typus bei den Miao (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 14. Die Südbarbaren: Yao.
a) Yünnanische Hochgebirge — Heim der Altvölker (Phot. v. Eickstedt).
b) Südsinide Yao in den Lao-Staaten (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 15. Die Südbarbaren: Miao.
a) Balkenhütte, Pferd und wassertragende Miao mit Bambusröhren aus Nord-Laos (Phot. v. Eickstedt). b) Vorwiegend mittelsinide Typen bei den Roten Miao (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 16. Altvölkergebiet von außen.
a) Das Djiän-tschang-Tal, die berühmte Völkerstraße zwischen Szechuan und Yünnan (d'Ollone '11). b) Vor den Bergen von Kueichow, dem Kernland der Miao (d'Ollone '11).

Abb. 44. Der Weg von den alten San Miao über Tjiang und Fan zu den heutigen Miao und ihrer Zersprengung.— Für die Lage der Splittergruppen vergleiche die Schlüsselkarte 4.

in der Hand der eigentlichen Tjiang[1] waren. Erst recht gilt das für ihre Kultur (Eberhard '42, 271). Ihre osttibetischen Elemente sind unverkennbar.

Tatsächlich ergibt sich dadurch mit San Miao, Tjiang[1], Fan[1] und Miao Etappe um Etappe und mit breiten Überlagerungen eine Südwärtsverschiebung von Völkernamen, deren völkisches Substrat auf das engste verwandt ist. Seit der Sung-Zeit aber ist der Name Miao auf eine umschriebene Stammesgruppe festgelegt, die sich nunmehr vor allen Dingen in Kueichow findet.

Dabei sollte man nicht ganz übersehen, daß dort auch die Miao selbst zugeben, in manchen Gegenden jüngeren Datums zu sein, als z. B. die — nur noch in winzigen Restgruppen erhaltenen — Keh-Lao* (Clarke '11, Lunet '04, Ting '34, Torrance '32), die vermutlich einen Dialekt mit starken monkmerischen (austroasiatischen) Anklängen sprechen. Es gibt auch noch andere solche monkmerische Restgruppen im Südwesten, nämlich die von den Chinesen in den mittelalterlichen Quellen in Yünnan und Kueichow als Wu[1]-man[2]** und in Süd-Szechuan und den beiden Kuangs als Liau[4] bezeichneten, weitverstreuten und sehr primitiven Stämme (Eberhard '42, 120, 237). Ihre beträchtliche Verbreitung und Bedeutung ist noch bei Ma[3]-duan[1]-lin[2] (13. Jahrh.) ganz deutlich (d'Hervey '83 II). Als Kerngebiet der Wu[1]-man[2] galt sogar gerade jener We[1]-ning[2]-Bezirk***, der heute als typisches Rückzugsgebiet die nördliche große und bis vor kurzem unabhängige Fraktion der Miao beherbergt (Karte 44 Kästchenschraffur und Tafel 16b). Auch das heutige — gewiß nicht das alte — Miao selbst ist daher weitgehend monkmerisch beeinflußt, ja wird von vielen überhaupt, genau wie das Yao, als eine Monkmersprache angesehen. Nur sind

* Tji[3] Lau[3] (Keh Lao) 犵狫, auch Tji[3] Liau[4] 犵獠.

** Wu[1]-man[2] 烏蠻. = Rabengeziefer, bzw. schwarze Barbaren.

*** We[1]-ning[2] (Weining) 威寧 südwestlich von Kweiyang (vgl. die Schlüsselkarte 4 u. Karte 44).

Abb. 45. Tibetische Nomaden vom Kuku-nor:
Nachkommen der Jung und Verwandte der Tjiang (Andersson '34).

die Taieinflüsse so stark, daß es heute wie ein Bindeglied zwischen beiden Gruppen wirkt. Dabei sind die osttibetischen Elemente — vielleicht Restelemente der Tjiang[1] — in jedem Falle unverkennbar.

Das alles schließt die Möglichkeit gewiß nicht aus, daß die Miao schon zur Hsia[2]-Zeit wenigstens bis an die Grenzen von Kueichow oder Tschu[3] reichten, wie das ja tatsächlich gleich nach ihnen für die Tjiang[1] gilt. Aber einmal reichten sie nicht nur bis dorthin und waren dort auch gewiß niemals die ausschließlichen Bewohner. Denn das echte und eigentliche Tschu[3] ist ein Reisbauernreich der Ebenen, dessen Taibevölkerung kaum mehr als eine lose Oberherrschaft über die nächstgelegenen Pässe und Talwannen — und selbst das oft nachweislich nicht einmal — gehabt hat. Und damit kommen wir zu einem weiteren, wichtigen Punkt.

Auch die einstigen San-Miao waren nämlich, wie die alten Schriftzeichen ihres Namens zeigen (Radikal Gras über Gefild) immer Hirten gewesen, nicht Reisbauern der feuchtheißen Talwannen, sondern Bergmattennomaden, genau wie sie es im Mittelalter waren und heute noch sind. Und damit ergänzen sich die

historischen Überlieferungen und der biologische Sachbestand aufs Beste. Denn nicht nur die ganz alten Quellen kennen solche Miao als Südwestbarbaren in den gebirgigen südwestlichen Bergsteppen, also am nördlichen Tsinlingschan, sondern auch jüngere Quellen aus dem 3. vorchristlichen Jahrhundert wissen unmittelbare Nachkommen von ihnen noch am Nan²-schan¹ in Kansu zu nennen (Haloun '37, 303). Das aber ist gleichfalls eine Gegend nördlicher Bergsteppen.

Tatsächlich ist die ganze Wirtschaftsart der Miao, ihre Kleidung, Wohnweise, soziale Gemeinschaft auf einen derartigen Wirtschaftsraum abgestellt, auf Berge, Bergsteppen oder Steppen überhaupt. Miao in den Ebenen sind überhaupt keine Miao mehr, können es einfach nicht sein — sie müßten dann schon aus wirtschaftlichen Gründen eben zu Chinesen oder Tai werden. Nur zu gut kann ich verstehen, wenn viele Miao mir gegenüber auch nur den Gedanken einer Siedlung in den Ebenen mit beiden Händen abwehrten. Miao, Fan¹ und Tjiang¹ gehören auf die kalten Berghöhen, Wu¹-man² und Liau⁴ an die warmen Berghänge, Tai in die schwülen Täler. Beim Einsickern der Miao waren die Höhen Niemandsland und Höhen- und Talbewohner fingen im Süden erst an, sich zu berühren, als aus Tai schon größtenteils Chinesen geworden waren. Man darf die Rolle des Wirtschaftsraumes, den Lebensnerv der Halbkultur- und Primitivvölker, nicht übersehen (vgl. Abb. 46).

Aus all dem geht demnach eindeutig hervor, daß die San Miao der alten Überlieferungen nach der Wende des 2. vorchristlichen Jahrtausends weder in den warmen Reisebenen des Yangtse als Bevölkerung von Tschu³ noch auch ausschließlich in den Bergen des weit entfernten Kueichow beheimatet gewesen sein können, sondern daß sie ganz oder mindestens teilweise auch in den kühlen Steppen oder Steppenbergen des Nordens auftraten.

Mit dieser Auffassung stimmen denn auch ihre eigenen Traditionen und ihr anthropologischer Typenbestand auf das beste überein.

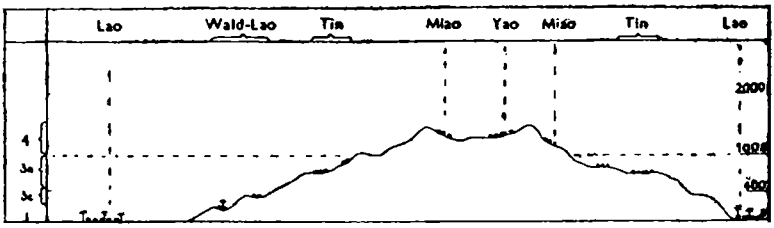


Abb. 46. Ein Querdurchschnitt durch Nordwest-Thailand (20° n. B., 50 km w-ö.). Lao (Tai) in den Tälern, Ka (Mon) an den Hängen, Miao und Yao auf den Höhen. In der „Etagenverteilung" der südasiatischen Völker bilden die siniden Miao und Yao die oberste, die palämongolo-weddiden Ka (Tin) die mittlere, die pälämongoliden Lao die unterste Lage (W. Credner '35).

Diese Traditionen der Miao sind ungemein bestimmt gefaßt, finden sich bei allen Untergruppen und werden auch heute noch sehr häufig in Kultur wie Alltag zitiert. Sie sind also lebendiges Erinnerungsgut.

„Wir sind einst aus einer Gegend gekommen, die war mit Schnee und Eis bedeckt. Tag und Nacht aber verhielten sich anders in der ersten und anders in der zweiten Hälfte des Jahres. Bäume gab es nur wenig, und diese waren nur klein. Auch die Menschen waren klein und trugen Pelze" (Savina '24).

Es wäre schwer, dieser immer gleichlautenden Überlieferung zu mißtrauen. Denn woher wissen die Miao aller Stämme so sicher, wie nördliche und sehr hoch gelegene Gebiete aussehen, wenn sie nicht dort waren? Warum auch sollten sie das behaupten, wo sie ja niemand darum angeht? Wir kommen also auch mit dieser eigenen Tradition der Miao zu Gebieten im Norden von Kueichow. Das führt — und zwar schon in einer Entfernung, die nur einen Bruchteil der modernen und wohlbekannten Wanderungen der Miao beträgt — in die unmittelbare Nähe der altchinesischen Entstehungszelle, nämlich in das nordöstliche tibetische Berggebiet mit seinem

Ausläufer, dem Tsinlingschan. Und daß hier noch bis in die Jesuitenzeit hinein tatsächlich Barbarenstämme saßen, haben wir bereits oben erwähnt.

Aber mit Eis und Schnee, Baumleere und vor allem wechselnden Tageslängen wird auf anscheinend doch sehr nördliche, kalte Steppengebiete hingewiesen. Darf man an Sibirien denken?

Um das zu entscheiden, wird es nützlich sein, sich die Nachfolger der Miao in diesen Gebieten des nordöstlichen Tibet etwas genauer anzusehen. Sie wurden den Chinesen in den ersten Jahrhunderten nach der Zeitwende näher bekannt. Damals ist in den Annalen und zahlreichen Geschichtswerken oft die Rede von den Tu³-yü⁴-hun⁴* oder westlichen Tjiang¹. Das ist also, wie die Silbe Hun⁴ ja deutlich erkennen läßt, ein Steppenvolk, das den Chinesen gerade über der Yü⁴-mën²-Pforte und damit ihrer damals hochgeschätzten Verbindung zu den Tocharern und dem römischen Westen lag (Seidenstraße: Herrmann '37). Von diesen Leuten wird nun im Tsin-schu¹**, Kapitel 125 (Franke II '36, 85) berichtet, daß sie sich im Jahre 371 n. u. Z. mit einer Reihe verwandter Stämme unterwarfen, die im 3. Jahrhundert „vom Norden der Wüste über den Yin¹-schan¹*** nach Süden gezogen waren". Das aber ist der Weg auch einstiger Yüä⁴-schï⁴ und anderer sibirisch-indogermanisch beeinflußter Stämme, ist also der Weg von den sibirischen Grenzen, wenn nicht aus Sibirien! Auch hier wieder ergibt sich ein Hinweis auf das Bestehen bevölkerungsdynamischer Beziehungen von den Abschleuderungsgebieten der europid-mongoliden Unruhezentren Zentralasiens geradewegs hinein in das Schlupfloch der osttibetischen Steppen, deren letzter Boden erst im tonkinesischen Hochland von Tran-ninh† erreicht wird.

* Tu³-yü⁴-hun⁴ 吐谷渾.

** Djin⁴-schu¹ 晉書, d. h. Geschichte der Tsin-Dynastie.

*** Yin¹-schan¹ 陰山. Hou⁴-Han⁴-schu¹ 後漢書, d. h. Geschichte der späteren Han-Dynastie.

† Tran-ninh (ann.), Dschen⁴-ning² (chin.) 鎮寧, d. h. Bewachen-Frieden; vgl. Karte 81 bei „La".

Noch interessanter aber ist es, daß im Hou⁴-Han⁴-schu¹ ganz eindeutig gesagt wird: „Die Tjiang,¹ die die Tu³-yü⁴-hun⁴ unterwarfen, stammen von den San Miao ab" (Eberhard '42, 404; de Groot II '26, 184). Die Verbindung von San Miao und Tjiang¹ ist also mindestens quellenmäßig ebenso gesichert wie die von Tjiang¹ zu Fan¹ und Miao, und man wird in dem Namenswechsel schwerlich mehr als den Wechsel von Herrenschichten oder Konföderationen sehen können, deren Einflußgebiet unter dem Druck des Unruhezentrums der Steppen allmählich immer weiter südwärts geschoben wurde. Es interessiert uns dann weniger, daß diese Tu³-yün⁴-hun⁴ später von den mit ihnen befreundeten Chinesen (608 n. u. Z.) verraten und vernichtet wurden, womit auch ihre kühlen Talweiden endgültig in chinesische Hand fielen und dem Reich einverleibt wurden.

Wichtig ist aber wieder dabei, daß auch diese vermutlichen Nachfolger der Miao dann ebenso wie diese zersprengt wurden und ihre Reste bei anderen und südlicheren Bergvölkern Zuflucht gesucht haben. Wichtig ist, daß hier der ganze Prozeß, wie wir ihn für die alten San Miao annehmen müssen, auch historisch gesichert ist — die Überlieferung des Weges aus Norden, die Zersprengung bei Angriff und Widerstand gegen das anthropodynamische Druckgebiet Alt-Chinas und das Ausweichen nach Süden.

Man beachte dabei auch die gleiche wirtschaftliche Umwelt, die für San Miao, Tjiang¹ und Tu³-yü⁴-hun⁴ gleicherweise galt — das gleiche Klima und damit die gleichen Sitten und materiellen Möglichkeiten. Sie verbieten das Ausweichen in die tibetischen ebenso wie in die chinesischen Kerngebiete und lassen nur den Weg nach Süden offen, der damit durchaus als eine der kleineren dynamischen Stromlinien erscheint, die vom Unruhezentrum der Nordsteppen ausgehen. Aber, wie gesagt, sie liegt im Hochsteppengebiet, liegt um „Etagen" höher als die Drucklinien aus den Gebieten der Ackervölker.

Es erscheint nach allem durchaus berechtigt, diese Nebenstrom-

linie auch für die Herkunft der Miao und die Verbindung von San Miao und Kueichow-Miao einzusetzen. Und das erschiene umso berechtigter, wenn sich von den Miao selbst aus noch weitere Hinweise etwa anthropologischer oder mythologischer Art finden ließen. Das aber ist der Fall.

Die merkwürdigste anthropologische Erscheinung unter den Miao, die ich in verschiedenen Ländern — in Siam, Indochina, China — sehen und untersuchen konnte, ist das Auftreten eines europiformen Elementes. Manche Miao machen den Eindruck, als entstammten sie der weißen und nicht der gelben Rasse. Daneben treten zahlreiche andere Typen auf. Mittel- und Nordsinide überwiegen, aber Südsinide fehlen nicht, und sehr interessanterweise finden sich auch eindeutig tungide Typen (Taf. 13—15). Das aber weist ebenso auf mongolische Einschläge aus der Gobi und Nordchina wie die europiformen Elemente nach Turkestan und vielleicht Sibirien (v. Eickstedt '39, '43). Ethnologische Beziehungen zwischen Miao und Tungusen (Koppers '30, Shirokogoroff '25) ergänzen das nach der kulturellen Seite. Dazu kommt die sehr helle Haut der Miao, die selbst der bei ihnen übliche borkendicke Schmutz nicht völlig verdecken kann, und die auch unter den Wangenkrusten der jungen Mädchen noch einen Anflug von Rot durchschimmern läßt. Endlich wird aber auch von den Resten des, sagen wir „Etappenvolkes" der Miao, den kaum erforschten heutigen Tjiang[1], berichtet, daß sie „entschieden von westlichem und nicht mongolischem Typus" seien (Torrance '32).

Es mangelt also auch hier weder an anthropologischen noch ethnologischen Hinweisen und damit Bestätigungen für die Richtigkeit der mythologischen Überlieferungen der Miao, und das klingt ebenso mit den chinesischen Überlieferungen wie dem wirtschaftlichen Tatsachenbestand zusammen. Das alles ergibt ein einheitlich geschlossenes Bild von Rasse und Herkunft der Miao.

Die Miao sind darnach keineswegs ein ursprünglich in Südchina ansässiges Bevölkerungselement. Sie können vielmehr sowohl

historisch wie wirtschaftlich und typologisch unmittelbar und etappenweise an immer nördlichere Stämme oder Stammesverbindungen angeschlossen werden, die jeweils mindestens die herrschende Oberschicht für die Etappe um Etappe weiter südlich gelegenen Völker abgegeben haben. Jede Stufe von jenem Norden, wo Miao bereits in der Nähe der Ursitze der Chinesen mit diesen in Verbindung standen, führte weiter südlich zu neuen Einschmelzungen, aus denen ein Volkstum hervorging, das sowohl nach Habitus wie Kultur und Überlieferung die Bindungen an den Norden und seine letzten Ursprungsgebiete erkennen läßt. Es handelt sich bei den Miao also um richtige Wanderer, die in dem ihnen gemäßen Wirtschaftsraum, nämlich den Hochsteppen, seit Jahrhunderttausenden halbleere und leere Räume immer weiter südwärts besetzt haben und damit eine eigene anthropodynamische Stromlinie entwickelten.

Wie steht es nun heutigentags um die Dynamik der Miao? Im Norden, in Kueichow, werden sie unablässig von den Chinesen bedrängt und eingeschnürt, im Frieden fast noch mehr als im Krieg und auch das harte Rittertum der Lolo-Schwarzknochen (vgl. S. 163) sucht heute wie einst in ihren Bergen festeren Fußzu fassen (Frank '25). Sie weichen also weiter nach Süden aus.In unserem eigenen Jahrhundert und unter unseren eigenen Augen besetzen sie jetzt die allerletzten und südlichsten Leerräume ihres Wirtschaftsgebietes — die Stromlinie hat noch nicht ihr Ende gefunden. Das Einströmen setzt sich im nördlichen Hinterindien, d. h. im nördlichen Thailand und vor allem nördlichen Französisch-Indochina fort (Abadie, '24, Bernatzik '38, Bonifacy '06, v. Eickstedt '39, '43, Girard '03, Lunet '04).

Hier entfaltet sich ihr Halbnomadentum aber nur und ausschließlich in Höhen über 1200 m. Es findet also unten in den Tälern der Tai ein Weiterdrücken kompakter Bevölkerungsmassen mit erheblicher eigener Resistenz statt, bei den Miao ein Wandern oben von Höhen zu Höhen und Wandern überhaupt jahraus jahrein. Das

hat natürlich auch eine große dynamische Labilität und Elastizität zur Folge. Urheimat der Miao ist eben der Steppengürtel. Sie versackten aber nicht, wie so viele durch die Yü⁴-mën²-Pforte angreifende Steppenvölker, in der chinesischen Masse der Ackerbauebenen, sondern schweiften westlich derselben frei über die Berghöhen weiter gegen den Süden. Die Vorgänge in dem ein- und zweihundert Meter-Niveau der tiefgelegenen Täler, die dortigen Kämpfe zwischen Tai und Chinesen, berühren sie also zunächst überhaupt nicht, spielen sich gewissermaßen in einer ganz anderen Etage ab — „parterre".

Jeder neue Druck von Norden — und der Steppengürtel, wie wir wissen, sendet pulsierend und periodisch immer wieder neue biodynamische Kräfte aus — ließ sie weiter nach Süden ausweichen, bis im letzten Jahrtausend auch der Druck aus den westchinaländischen Tälern selbst herauf in die Berge, also von Seiten der Chinesen, immer fühlbarer wurde. Er führte u. a. dazu, daß die scharenweise abwandernden Miao im letzten Jahrhundert ihre Verbreitungsgebiete um nachweislich nicht weniger als 400 km südwärts legten, eben in die meist leeren Räume der hohen hinterindischen Berge. So bilden sie im hochgelegenen und durch die Grenzkämpfe zu Anfang des vorigen Jahrhunderts entvölkerten Bezirk Tran-ninh von Französisch-Laos bereits ein Drittel der Bewohnerschaft und im ganzen nördlichen Indochina eine Fremdgruppe von über 95 000 Seelen. Aber auch hier, wie gesagt, wandern sie nur hoch oben in den herrlichen, windkalten Bergen mit ihren Pferden und Schweinen, Sack und Pack, Kind und Kegel von Brandfeld zu Brandfeld. Wie oft bin ich ihnen da begegnet! Die reisbauenden taisprechenden Lao in den Ebenen interessieren sie überhaupt nicht. Dagegen gibt es gelegentlich Reibereien mit den Yao, die inzwischen auch hierher gelangt sind.

Damit sehen wir, daß auch die zweite große Gruppe der Südbarbaren längst auf einer Südwanderung begriffen ist, und es fragt sich, wo ihre Heimat liegt und wie sich ihre Kräfte in das Spiel

Abb. 47. Tanzende He-Miao beim Frühlingsfest. Beachte die großen Mundorgeln. (Nach dem Ming-jĕn djing-hsiä Miao-Man-tu bei Chiu '37.)

der vielverzahnten und vielgeschichteten fernöstlichen Rassendynamik einfügen.

Das ist umso interessanter, als unsere obigen Ableitungen zeigten, daß die Miao (noch unter dem Namen der Fan[1]) erst in verhältnismäßig späten, ja erst den historischen Zeiten in die eigentlichen Südgebiete eingerückt sind. Es erscheint daher fraglich, ob die Hochweiden noch überall unbesiedelt waren, und es ist sogar sicher, daß die Talweiden großenteils nicht besiedelt waren. Die beiden Gruppen, die als Gegner in Frage kamen, waren aber nur die Primitiv-Monkmerier vor allem aus dem Kreis der Liau[4]-Stämme, die zweifellos, wie immer, zurückwichen, und jene höherentwickelten Monkmer-Verwandten, die als recht kulturstarke Yao keineswegs immer freiwillig gewichen sein werden.

Als Gegner größeren Formats kommen also nicht etwa die ebenenbewohnenden Tai von Ba[1] oder Tschu[3], sondern die gleichfalls bergnomadischen alten Bewohner des ganzen Südens, also von Yuä[4] und seinem tiefen Hinterland, die Yao und Vor-Yao in Frage. Um so wichtiger erscheint es, die Stellung dieser Yao zu klären. Bis 1163, wo ihr heutiger Name zum ersten Mal in offiziellen Berichten auftritt (d'Hervey '83: Ma[3] II, 31), fielen sie überhaupt unter solche Allgemeinbezeichnungen wie Pan[2]-hu[2]-Leute oder Yüä[4]-Leute.

3. Yao-Barbaren im Süden

Den Chinesen werden die Yao also erst spät genauer bekannt. Das ist nicht überraschend. Lag ihr Heimatgebiet doch hinter dem kriegerischen Taistaat Wu[2] in fernstem Land, eben in Yüä[4]. Hier dürften sie ohne Zweifel den Hauptteil der Bevölkerung gebildet haben.

Auch heute nehmen sie noch weite Gebiete im bergigen Inneren der südostchinesischen Küstenprovinzen ein, so im nördlichen Kwangtung, im westlichen Kuangsi und im östlichen Yünnan, und einige Splitter finden sich noch bis nach Kueichow und Süd-

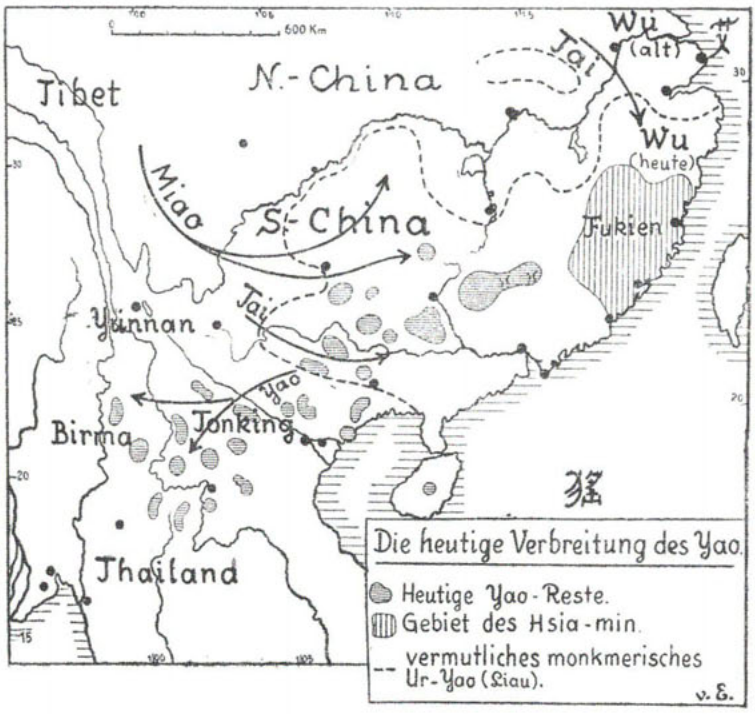


Abb. 48. Die Restgruppen der Yao innerhalb des alten Nord-Mon-Gebiets und ihre abgedrängten Splitter in Birma, Thailand, Indochina. Beachte die Bindung an die subtropischen Wälderzonen.

Yünnan (vergl. Karte 48). Rechnet man aber auch die Hsia⁴-min³-* sprecher von Fukien und Chekiang zu den Yao im weiteren Sinne des Wortes — was durchaus berechtigt erscheint — so umfaßt ihr Verbreitungsgebiet auch heute noch die meisten unzugänglichen Teile der südlichen Küstenprovinzen überhaupt.

Dabei sei zum Hsia⁴-min³ bemerkt, daß es einen allgemein verbreiteten Dialekt in Fukien darstellt, also nicht nur Bergbewohner-

* Hsia⁴-min³ 畲民, auch Hsia⁴-mēn³ (= Amoy) 廈門.

sprache ist, sondern gewöhnlich auch in den Ebenen und Städten gesprochen wird. Das reine Chinesische hat sich also hier in der zuletzt einverleibten und unzugänglichsten Provinz — dem alten Min[3]-Yüä[4] — bis heute nicht durchsetzen können: es ist bei einem sinisierten Yao geblieben (Stübel '31, Stübel und Li '32, Wist '38). In den letzten Jahrhunderten ist dieser nordöstliche Zweig der Yao — mit eben diesem Namen werden sie in den älteren Stadt- und Familienchroniken auch bezeichnet — in die leeren Berggebiete des südlichen Chekiang hineingeschoben worden, insbesondere in der Gegend von Chin-ning.*

Auch bei den Yao ist also der fortschreitende Abdrängungsprozeß deutlich zu verfolgen, und zwar heute ebenso wie schon in älterer Zeit. Die ersten bekannten Staatenbildungen im Sikiang-Becken**— im oberen, wo heute noch Yao sitzen, und im unteren bis Kanton, das inzwischen sinisiert wurde —, waren zweifellos noch reine Barbarenkonföderationen. Die Fürstengeschlechter dürften allerdings bald taiisiert worden sein, wie das später nachweislich — wie wir noch sehen werden — für die größere Masse der Küstenbevölkerung galt, und zwar verständlicherweise besonders im Norden, dem heutigen Fukien. Aber was heute in die Berge zurückgedrängt ist, spricht überwiegend Yao, was heute in den Beckenlandschaften sitzt, spricht heute chinesisch und nur an den Rändern gelegentlich auch Tai. Die sprachlich-kulturellen Wellen Yao-Tai-Chinesen lassen sich also noch ablesen (vgl. Karte 40 u. 48).

Daraus folgt, daß wir die Yao bzw. ihre Vorfahren als die ältesten Bewohner Südwestchinas überhaupt und als Urbewohner jenes Yüä[4] ansehen müssen, das den Chinesen erst spät, nämlich 474 v. u. Z., als vages politisches Gebilde bekannt wurde. Diese Annahme, naheliegend und offensichtlich genug, wie sie aus biodyna-

---

* Djing[3]-ning[2] (Chin-ning) 景 寧, d. h. Landschaft-Friede — ein bedenklicher Name.

** Hsi[1]-djiang[1] 西 江, d. h. Weststrom; vgl. die Schlüsselkarte 4.

mischen Gründen ist, klärt auch sogleich verschiedene bisher fragliche Einzelheiten.

So sind die vielen Meer-Mythen der heute nur inland lebenden Kuangtung-Yao durch ihr Heranreichen an das Meer vor ihrer Taiisierung bedingt. Diese war, wie die chinesischen Quellen erkennen lassen, selbst an den Küsten noch zur Zeit des alten Yüä[4] in vollem Gange und hatte wohl nur erst bei Fürsten und Oberschicht vollen Erfolg gehabt. Daher sind auch jene Stämme, die schon seit der Sung-Zeit (960—1279) regelmäßig als die letzten Reste der eben damals erst politisch völlig ausgeschalteten Yüä[4]-Leute gelten, sind die Dschuang[4]-Stämme* noch heute nichts anderes als stark taiisierte Yao oder Vor-Yao, die inland gedrängt wurden (Eberhard '42, Ting '29). Ma[3] gibt (im 13. Jahrh.) viele historische Einzelheiten über sie, die für die Beziehungen zwischen Chinesen und Urbewohnern recht aufschlußreich sind (d'Hervey '82: Ma[3] II).

Was wir von ihren Vorfahren, also den alten und unzweifelhaften Yüä[4]-Leuten selbst wissen, von der Masse jener Stämme, die den Chinesen des 5. vorchristlichen Jahrhunderts bekannt wurde, paßt daher auch noch gar nicht zur Wirtschaftsweise der Tai. Denn es heißt: „Im Anfang lebten die Leute von Yüä[4] in den Bergen und trieben, den Bergketten und dem Land folgend, Anbau" (Eberhard '42, 339). Das galt auch keineswegs nur im küstennahen Yüä[4], sondern bis tief nach Kueichow hinein, wo es zwar heute keine Yao mehr gibt, das frühere Vorhandensein aber durch Überlieferungen, Restsitten und die chinesischen „Verwaltungsführer" zur Ethnologie des Westens belegt ist (Torrance '32). Später erst setzte sich dann immer rascher der Einfall des Taielementes von Tschu[3] und Wu[2] her durch. Nicht Tai, sondern Yao sind also die Urbewohner der chinesischen Küstenprovinzen, nicht Yao, sondern Tai die spätere Welle.

Ist aber so gut wie alles Land südlich der Unteryangtse-Tai ursprünglich Yaogebiet gewesen, so war auch ein Zusammenstoß mit

* Dschuang[4] (auch Tung[2] gesprochen) 獞.

den südwärts drängenden Alt-Miao bzw. Tjiang[1] unvermeidlich (vgl. Karte 44—40—48). Auch diese Annahme klärt vieles.

An erster Stelle wäre dabei die sprachliche Verwandtschaft zu nennen, die Miao und Yao nicht weniger nahe aneinanderrückt, als etwa Chinesisch und Tai. Die ersten gegen den Süden und nach Kueichow hineindrängenden Miao, wie immer sie hießen, mögen nicht mehr als eine Oberschicht der von dort selbst noch den mittelalterlichen Quellen wohlbekannten Liau[4]-Monkmerier (S. 122 u. Karte 40) gewesen sein, nichts anderes also, als etwa noch heute die Lolo-Schwarzknochen des Da[4]-liang[2]-schan[1]* gegenüber ihren Weißknochen darstellen. Daher setzte sich auch, wie der heutige Wortbestand zeigt, das ureinheimische monkmerische Element alsbald weithin wieder durch, wieviele osttibetische Reminiszenzen aus Tjiang[1]-Quelle auch erhalten geblieben sein mögen. Bei den Yao aber handelte es sich von Anfang an überhaupt nur um eine monkmerische Sprache. Sie entwickelte sich bei den zivilisierten Küstenstämmen zu einem höherstehenden Dialekt als bei den primitiveren Berg- und Inlandstämmen, eben jenen Liau[4], die in den alten Quellen auch als „Bergyüä[4]" bezeichnet werden. Dann aber, als das Tai und später das Chinesische an den Küsten vordrangen, lagerte sich seinerseits das hoch-monkmerische Yao über diese primitiv-monkmerischen Liau[4], und es entstand das Verteilungsbild, dessen Reste unsere Karte zeigt.

So bildet also das Liau[4] das gemeinsame monkmerische Substrat sowohl für Miao wie Yao, und die Liau[4], mindestens die Ost-Liau[4], sind nichts andres als Ur-Yao.

Taibeeinflussungen konnten dabei der Lage nach bei beiden, Miao wie Yao, nicht ausbleiben. Sie bilden die zweite sprachliche Erscheinung, die die beiden südchinesischen Stammesgruppen zueinanderrückt. Sie gingen bei den Miao wesentlich von Tschu[3], bei den Yao wesentlich von Wu[2] aus und überwiegen kennzeichnender-

---

* Da[4]-liang[2]-schan[1] 大凉山, der Groß-Kühle-Berg; vgl. Karte 43.

weise bei küstennahen Yaogruppen noch heute (Leuschner '26, Maspéro '12, Schmidt '26, Schotter '10). So ergeben sich auch hier wieder die sprachlich-kulturellen Wellen von nacheinander Yao-Tai-Chinesen, oder genauer: des älteren Liau[4]-Mon, des jüngeren Yao-Mon, des Tai und des Chinesischen.

Aber wie steht es mit der Rasse der Yao? Wir können nach dem Gesagten nicht den gleichen typologischen Aufbau wie bei den Miao erwarten, wenn auch in sprachlicher Hinsicht ein gleiches, monkmerisch (austroasiatisch) anmutendes Sprachelement für beide gilt. Tatsächlich ist der Typus mindestens des größeren Teiles der Yao, wie der Verfasser an verschiedenen Orten und Stämmen feststellen konnte (v. Eickstedt '39a, 51; '39b, 157), überwiegend südsinid. Die typologische Basis der Bevölkerung gleicht also größtenteils derjenigen von Tonking und Kuangtung. Daß aber deren Ausgangszelle das breite Sikiang-Becken ist, dürfte eindeutig sein, und hier liegt daher auch die Urheimat der „Yao-Barbaren".

Es ist der erste größere Raum, der im Süden bei vorzeitlicher Wirtschaftsweise für Ansiedlungen größeren Stils in Frage kam. Und dieser Raum war gut gegen Norden abgeschlossen, viel besser als die beiden anderen Kammern, diejenigen von Hoangho und Yangtse. Dementsprechend hebt sich der südsinide Typus auch wesentlich deutlicher von den beiden anderen ab als diese unter sich. Innerhalb der Südsiniden erscheinen somit die heutigen Yao als älteste ethnische Schicht, die Kantonesen dagegen als erst taiisierte, dann sinisierte und dabei dann auch rassisch zersetzte Ur-Yao. So ist auch klar, daß diese Yao im Gegensatz zu den Miao als ein weitgehend einheimisches Element angesehen werden müssen.

Es ist in diesem Zusammenhang daher noch von Interesse, daß von nördlichen (dem Verf. nicht bekannten) Yao-Gruppen ein sehr merklicher europider Einschlag ähnlich wie bei den Miao berichtet wird (Leuschner '13, '26). Ob hier Kontakt, Einwanderung oder

Überschichtung vorliegt, läßt sich bei dem sehr bescheidenen Stand unserer derzeitigen Kenntnisse der südchinesischen Einheimischen natürlich noch nicht sagen. Aber ein Analogieschluß von den Lolo — mit denen sie nach deren Überlieferungen einst weit im Norden, in Kueichow, in Verbindung gestanden haben sollen (Clarke '11, 21) — ließe es als möglich erscheinen, daß es sich auch hier um eingeschmolzene Reste einer Oberschicht handelt. Das wären dann vielleicht Verwandte von abgedrängten sibiro-tungiden Stämmen, wie sie mit den Kleinen Yüä[4]-schï[4] und anderen halbtürkischen und indogermanisch beeinflußten Stämmen an der Grenze von Nordost-Tibet im Laufe der Geschichte wiederholt greifbar werden und bei den Miao ganz deutlich sind. Möglicherweise handelt es sich überhaupt um das gleiche Element. Aber hier ist noch alles unklar und unsicher.

Daß außerdem auch noch ein weiteres rassisches Moment mit hineinspielen mag, deuten die nicht geringen monkmerischen Bestandteile an, die sich in der Sprache der Yao wie auch Miao finden. Man vergleiche nur die Nationalnamen Mon-Mun-Möng. Man beachte auch, daß im Chinesischen — das ein Schriftzeichen Mon oder Mun nicht besitzt — alle Südbarbaren zusammen seit uralter Zeit als Man bezeichnet werden. Das nächstliegende ist hier natürlich der Gedanke an ein älteres palämongolides Mon-Substrat, für das der Lage der Dinge nach nur Stämme aus dem Kreis der Liau[4] in Frage kommen können. Seine typologischen Spuren sind im Obersikianggebiet bei Taisprechern ebenso unverkennbar, wie bei Miaosprechern in Inner-Kueichow, und zwar besonders bei weiblichen Typen. Man gewinnt darnach den Eindruck, als ob es sich um abgedrängte Formen handele. Dann wären hier die Palämongoliden (und Monkmerier) vom mittelsiniden Typus genau so abgedrängt, wie die Südsiniden (und Yao) im Untersikianggebiet und Kuangtung. Aber auch das sind nur erst Vermutungen, denn die Forschung steckt hier noch in ihren ersten Anfängen, und es bleibt noch viel zu tun übrig.

Eindeutig ist dagegen, daß der Sinisierungsprozeß wie überall, so auch bei den Yao zur Verdrängung der sittentreuen Stämme oder Stammesteile geführt hat. Das ist aus vielen chinesischen Quellen hinreichend zu beweisen. Und dabei wiederholt sich auch, was schon bei den Alt-Miao quellenmäßig belegt ist: die größere Macht der chinesischen Kultur als der chinesischen Waffen. Wist ('38) faßt das geradezu in den Worten zusammen: „Was den chinesischen Truppen in der Vergangenheit nur unvollständig gelang, die Unterjochung der freiheitsliebenden Primitivstämme, das ist die Angleichungskraft der überlegenen chinesischen Kultur auf dem besten Wege, in Kürze zu vollenden."

Eben deshalb haben wir die Yao auch nur noch überall dort, wo sich in dem in ganz besonders starkem Maße abgeholzten Sikiang-Tal noch Waldreste finden bzw. vor einigen Jahrhunderten fanden, haben sie nur an allen größeren Bergmassiven und eben deshalb auch in Indochina bis hinunter zum Tran-ninh und besonders in der Gegend um Bao-Lac und Bac-kan. Letzteres gilt — anders als bei den Miao — schon seit mehreren Jahrhunderten, wahrscheinlich schon seit dem 13. Jahrhundert, sodaß die immer wieder verstärkten Yao-Siedlungen in Tonking auch erheblich älter als die der erst später von den Chinesen energisch bedrängten Miao sind. Anders auch als bei diesen handelt es sich bei den Yao, oder, wie sie hier allein heißen, den Man, immer um ein ganz allmähliches und friedliches Einsickern in hochgelegenes Niemandsland. In Nord-Indochina leben jetzt mehr als 80000 Seelen von ihnen.

Heute tragen beide Stämme zu der beispiellosen Buntheit von Schichtungen und Völkerverflechtungen der Randzonen Tonkings bei, und inzwischen hat sich der Zuzug verstärkt. War doch das Ausweichen nach Osten durch die Chinesen selbst verlegt, wenigstens mit Ausnahme der Insel Hainan*, wo sie auch tatsächlich

* Hai^{3}-nan^{2} 海南, Meer-Süd, d. h. die im südlichen Meer gelegene Insel.

genau so auftauchen (Stübel '37, Moninger '21), wie ihre alten Verwandten, die monkmerisch-taiischen und palämongolo-südsiniden Li²* (Li²-Liau⁴: Karte 40) des alten Nan²Yüä⁴ (Li '14). Im Norden und Westen aber saßen Lolo und Miao, die ihnen durchaus gewachsen waren, ja die letzteren — ihrerseits von den Chinesen gedrängt — haben sie in ihrem ureigensten Obersikianggebiet weithin vernichtet (d'Ollone '11, 158). Bezeichnenderweise scheuen noch heute die dortigen Miao die Manen der einstigen Yao als die eigentlichen Landesherren, obwohl sie selbst inzwischen ihrerseits teilweise wieder von dem flüchtenden Herrenvolk der yünnanischen Tai überlagert wurden.

Bei alledem ist wieder auch die Wirtschaftsweise nicht zu vergessen, die ein ganzes Volk — gar geschlossen — nicht so leicht aufgibt. Das wird besonders im Süden, in Tonking mit seiner Schichtung der Wirtschaftsböden deutlich. Die Yao aus dem weiten Hügelgebiet der warmen Sikiang-Landschaften sind nämlich in erster Linie auf eine halbnomadische Brandfeldkultur der subtropischen Zone eingestellt, nicht der nördlich-gemäßigten, wie die Miao. Sie siedeln daher auch in Indochina im wesentlichen nur in Höhen um 400—900 m, also unter den Miao, aber noch über den Tai. Die Zusammenhänge zwischen wirtschaftlicher und rassischer Herkunft werden damit schlagend deutlich. Hier liegt wieder eine rassisch-ethnische „Etage" für sich vor.

Trotzdem konnten Hecheleien mit den Miao auch bei den dortigen jüngsten Verschiebungen nicht ganz ausbleiben. Zu oft begegnen sich die in Jahresrythmen von Brandfeld zu Brandfeld wandernden Sippen und Dörfer auf den Höhenpfaden, und mancher Hang und Horst wird dann eben doch strittiges Wirtschaftsgebiet. Die Miao und Yao mögen sich daher gar nicht, meiden sich, wo sie können. Feindliche Vettern! Sie sagen sogar, daß sie nichts

* Li² 黎, d. h. die Schwarzen oder Schwarzhaarigen, womit in den ältesten Teilen des Schu¹-djing¹ auch die altchinesische Volksmasse bezeichnet wird.

Abb. 49. Yao beim Sammeln im Waldgebirge.
(Nach dem Ming-jĕn djing-hsiă Miao-Man-tu bei Ch.-K. Chiu '37.)

miteinander zu tun hätten oder zu tun haben wollten und sich auch gar nicht verständigen könnten. Und tatsächlich haben sich diese beiden trotz ihres gemeinsamen Substrats und ihrer vielfach wenigstens ähnlichen Wirtschaftsweise im Lauf ihrer ethnischen und historischen Entwicklung soweit voneinander entfernt, daß sie heute jedes für sich als geschlossene völkerkundliche Individualität vor uns stehen.

Es bleibt uns jetzt noch die Berücksichtigung der Traditionen der Yao. Sie wurden etwas unkritisch gesammelt und gedeutet und führen auch an sich nicht besonders weit. Das liegt auch mit an dem politischen Leben der vielen und weitzerstreuten Yaogruppen. Ihr Zusammenhang unter sich ist nämlich ungemein lose; von einem Nationalgefühl kann keine Rede sein. Gleiche bunte und oft sehr kunstvolle Kleidung der Frauen — mit Stickereien, riesigen Turbanen oder festlichen Kopfaufbauten, Schürzen und Silbergehängen — kennzeichnen größere Stammesgebilde, innerhalb deren erst die Sippen und Dörfer die politischen Realitäten darstellen. Gemeinsam sind allen außer der Sprache — die aber in viele Dialekte zerfällt — die Wirtschaftsweise, der Hausbau, die Grundzüge der Trachten und Gebräuche und die freien Beziehungen der Geschlechter (Wist '38).

Manche Yao sagen, daß sie vor langem aus den Tälern eines großen Flusses gekommen seien, wo sie von den Chinesen bedrängt und unterdrückt wurden (Leuschner '13). Das läßt sich natürlich ohne weiteres auf den Sikiang anwenden, aber gewiß nicht, wie geschehen ist, auf die Hoangho-Ebenen. In der Zeit dieser Bedrängung, und als sie schon halb sinisierte Barbaren waren, dürfte sich ihr vermutlich ursprünglicher Name Yüä[4], der ihrer Heimat entnommen war, auch in den von ihnen selbst keineswegs überall geschätzten Namen „Yao" umgewandelt haben. Denn es handelt sich dabei, wie z. B. Jaeger ('33) betonte, einfach um das Zeichen yau[2] oder Fronleute, dem zur Kennzeichnung des Barbarenstammes und bei nach wie vor gleicher Aussprache statt

Abb. 50. „Gekochte" Yao in Frohnsknechthaltung nach dem Huang^{2}-tjing^{2}-dschi^{2} gung^{4}-tu^{2} (G. Devéria '86).

des Radikals für Linksschritt oder Mensch nur dasjenige für Hund und damit das verächtliche Barbarenzeichen überhaupt angefügt wurde. Schon Ma^{3} Duan^{1}-lin^{2} beklagt sich im 12.—13. Jahrh. amüsanterweise darüber, daß die Yao, obwohl sie Diener hießen, doch gar keine Dienste leisteten, ja nicht einmal Tribut zahlten (d'Hervey '82; Ma^{3} II, 38: vgl. Abb. 50a—b).

Daneben bleibt bemerkenswert, daß der Hund oder Wolf bei den Yao (und Hsia^{4}-min^{3}) eine große, fast totemistische oder wirklich ur-totemistische Rolle (Koppers '30) spielt. Das kommt auch in der vielgenannten Stammessage (Bonifacy '04, Leuschner '26, Liu '32, Price '29, Wist '38) zum Ausdruck, die die Herkunft der Yao und Hsia^{4}-min^{3} erklären soll. Dies tut sie zwar nicht, wirft aber ein umso interessanteres Licht auf die Beziehungen zwischen Chinesen und Barbaren.

Es heißt nämlich in dieser von beiden Seiten anerkannten und immer wiederholten Legende, daß der sagenhafte Kaiser Gau^{1}

Hsin[1]* in der Mythenzeit die Hand einer seiner Töchter demjenigen versprochen habe, der ihn von seinem gefährlichsten Feind befreie, ihn töte und den Kopf brächte. Und wenn es sich dabei auch nur bescheidenerweise um die dritte im Rang handelte, so waren damit natürlich erhebliche staatsrechtliche Vorteile verknüpft. Wie das daher ein gelber Hund — gelber Diener — namens „Pan[2]-hu[2cc]** hörte, führte er alsbald die Tat aus, heiratete die Prinzessin und hatte mit ihr sechs Söhne und sechs Töchter, von denen nun alle Yao oder Yao-ähnlichen Stämme abstammen. Bei der folgenden Reichsteilung unter den Bundesgenossen aber hieß es: für die Yao die Berge und für die Chinesen die Ebenen. Da die Yao ja sowieso in den Bergen saßen, war der Vorteil nicht sonderlich groß.

Die ganze Legende — schon im Hou[4]-Han[4]-schu[1] enthalten, auch bei Ma[3] usw. — besagt natürlich nichts anderes, als daß kräftige Yao-Häuptlinge bei den zahllosen inneren und äußeren Wirren in China gelegentlich eine ausschlaggebende Rolle spielten. Sie waren Hilfsvölker, wie von Zeit zu Zeit alle halbsinisierten, „gekochten" Barbaren es waren. Daher ist es auch nicht auffällig, daß die Legende, wie wir schon S. 122 sahen, im Norden und bei den alten dschouzeitlichen Mon von Zentralchina entstand, was auch dadurch belegt wird, daß der „gefährlichste Feind" zu den Nordvölkern, den Hunnen gestellt wird, an die die späteren Yao gar nicht herankonnten. Mit der Kulturdynamik war sie zu immer südlicheren Mon (Man) „gerutscht". Ihr Inhalt blieb berechtigt und wurde verständlicherweise sorgfältig gehütet und beansprucht. Das wird auch von chinesischer Seite selbst vielfach bestätigt und erinnert stark an innerindische Verhältnisse. Der einzige Vorteil für die Yao — oder allgemeiner: die jeweils be-

* Gau[1]-Hsing[4] 高 幸 (angeblich 2436—2366).

** Pan[2]-hu[2] 盤 瓠, d. h. „gewundener Kürbis" oder 槃 瓠, was wohl nur die ungefähre phonetische Wiedergabe eines monkmerischen Wortes sein dürfte.

troffenen Mon-Urbewohner — dürfte darin bestanden haben, daß ihr Machtbereich in den Bergen in losem Umfang und für eine gewisse Zeit als legaler Besitz angesehen wurde, und es versteht sich, daß diese nicht nur angeblich, sondern wahrscheinlich sogar zu verschiedenen Malen oft und wirklich geschehene und wie heute aktenmäßig festgelegte Begebenheit bei einem allzu groben und harten Vorgehen auch den chinesischen Steuertreibern und Gouverneuren vorgehalten wurde.

Die bevölkerungsdynamischen Prozesse liegen also ebenso wie die rassischen und ethnischen Grundzüge auch bei den Yao ziemlich klar, wenn auch vorläufig nur erst in ihren ganz großen und groben Umrissen und ohne lokale und historische Einzelheiten.

Wir können darnach heute, kurz gesagt, die Yao als die Reste der Urbevölkerung der ganzen südostchinesischen Bergländer auffassen. Zwar sind dort auch noch ganz wenige Splitter der abermals älteren monkmerischen Liau^4-Gruppe erhalten. Aber wie diese im Norden, in Kueichow, fast völlig von den Miao aufgesogen wurde, so im Zentrum und Süden von den nächstverwandten aber höherstehenden Yüä^4-Völkern. Liau^4 und Yao bilden also wohl nur Stufenunterschiede einer gleichen Bevölkerung. Die alte Yüä^4-Bevölkerung wurde dann erst von Nordosten, später auch von Südwesten taiisiert, und als taiisierte Monkmerier mit ausgesprochen südsinider Typenbasis standen die Yao-Yüä^4 gegen den Ansturm der mittelsiniden Rasse und chinesischen Kultur.

Sieht man von den Hsia^4-min^3-sprechern von Fukien ab, deren Zugehörigkeit zum Yao nur noch lose ist, so erhielten sich allerdings nur kümmerliche und weitversprengte Reste von ihnen — dem einzigen südchinesischen Altvolk, das vor zwei Jahrtausenden mit Yüä^4 wenigstens den Ansatz zu einer wirkungsvollen Staatsbildung machte. Und diese Reste wurden im letzten Halbjahrtausend noch zum guten Teil nach Indochina abgedrängt: sie gerieten in den östlichen Stromzug der großen kontinentalen Dynamik, die wir weiter unten schärfer fassen werden.

4. Herren und Sklaven der Lolo

Schließlich die Lolo. Sie bilden von China aus gesehen das entlegenste der drei im Süden einheimischen Völker, leben ganz im fernen Westen, ja stoßen über die chinesische Grenze und Verbreitung bis nach Birma hinein und weit gegen das indische Assam vor.

Als ihr Hauptgebiet erscheint jedoch das westliche Szechuan, wo das Plateau des Da⁴-liang²-schan¹, des Groß-Kälte-Bergs, östlich und südöstlich von Suifu* ausschließlich von unabhängigen Lolo bewohnt ist. Ihre Weiler und Gehöfte sind deutlich an den kahlen Höhen, auf Spornen und in Nischen zu sehen, wenn das Flugzeug Kunming-Chengtu im Tiefflug über ihre Matten, Felder und Felsen, ihre schlängelnden Saumpfade und die Silberbänder der tief eingeschnittenen Flußläufe gleitet (Tafel 17b, Abb. 50a). Erst in zweiter Linie kommt auch Yünnan in Frage, wo jedoch eine beträchtliche Durchsetzung mit Tai und Chinesen stattgefunden hat, und allenfalls der Südosten als ein zweites Zentrum gelten könnte. Damit steht das ganze Verbreitungsgebiet — Intrusionen unbeachtet — Deutschland an Größe kaum nach. Aber es ist nicht nur vielfach durchsetzt und aufgesprengt, sondern auch bereits mittendurch zerspalten. Liegen doch die Lolo gerade in der Vorstoßrichtung unserer großen westlichen Stromlinie aus China, die den Yangtse aufwärts durch Szechuan nach Yünnan hinein zielt. Der Verbindungskorridor wird von dem Djiän⁴-tschang⁴-Tal** bei Mien³-ning²*** (Tafel 16a) gebildet und zieht in genau nord-südlicher Richtung geradenwegs auf das zentrale Yünnan (Tafel 16a u. Karte 39).

Außerdem sind aber auch noch verschiedene isolierte Splitterstämme — wie Mo-so, Li-su (Taf. 21) u. a. mit den Lolo auch als „Wo-ni" zusammengefaßte Stämme — und ein merkwürdig finger-

* Dschou¹-fu³ (Sui-fu) 州 府.

** Djiän⁴-tschang¹ (Kien-tchang) 建昌, vgl. Tafel 16a und Karte 39.

*** Mien³-ning² 緬 寧.

förmiges Vorgreifen gegen Hinterindien festzustellen (Bacot '13, Bonifacy '08, v. Eickstedt '28, Enriquez '23, Rose '10). Die Ursache der letzteren Erscheinung ist eindeutig. Auch die Lolo leben nur in den Bergen, ja noch viel höher hinauf als die Miao und besetzen damit gewissermaßen die oberste „Etage". Die sog. Einwanderer wie Tai oder Chinesen sind also weitaus überwiegend Zwischenwanderer in den Tälern oder den breiten und zentral gelegenen Beckenlandschaften. Hier kann man daher auch überall beobachten — und ich habe mir diese Gelegenheit nicht entgehen lassen —, daß Handel und Stadtleben in Händen von Chinesen oder seit langem sinisierten Tai liegt, während die buntgekleideten Lolo in Mengen und als Hauptkäufer aus den Bergen zu den befestigten Marktflecken herabströmen (Tafel 21).

Der weiten Verbreitung, die auf Karte 51 erstmalig zusammenzufassen versucht wurde, entspricht ein starker Stammeszerfall. Wenn auch überall die Leute, die heute als Lolo bezeichnet werden, Dialekte ein und derselben Sprache sprechen, so ist doch ihre Kultur alles andere als einheitlich. Nicht nur die bunte, von Stamm zu Stamm wechselnde Tracht, sondern auch Wirtschaftsweise und Gesellschaftsverhältnisse sind in Norden und Süden erheblich verschieden. Im Norden herrscht mehr Viehzucht, im Süden mehr Ackerbau, im Norden eine scharfe soziale Schichtung, im Süden ein einheitliches Stammestum vor. Im Norden ist das Jodeln bekannt, im Süden nicht.

Den Kern der Nordgruppe bilden die noch ganz unabhängigen Lolofürstentümer des Da^4-liang^2-schan^1 im westlichen Szechuan. Baber '82, zu Castell '38, Cook '36, Jack '04, Labarthe '09, Legendre '09, '11, '13, Stevenson '32). Hier liegt eine blutstolze Adelskaste, die Schwarzknochen*, die kämpfen, reiten, Pferde züchten und herrschen, aber keinen Pflug anrühren, über einer Schicht von Untergebenen, den Weißknochen**, die für das tägliche Brot sorgen, und

* He^1-gu^3-tou^2 黑骨頭, d. h. Schwarz-Knochen-Stamm.

** Bai^2-gu^3-tou^2 白骨頭, d. h. Weiß-Knochen-Stamm.

50a. Das wilde Bergland der Lolo vom nördlichen Djiän-tschang-Tal aus gesehen (Hackmann '07)

einer Schicht von Leibeigenen aus Urbewohnern und zahlreichen früher und heute geraubten Chinesen (Tafel 18), die sich jedoch selbst auch als Lolo bezeichnen (Liétard '13.). Kastenmischung wird mit dem Tode bestraft (d'Ollone '11, 54).

Hier ist auch die Eigenkultur des ganzen Volkstums am stärksten ausgeprägt. Priester und Fürsten (Tu^{3}- sï^{1})* besitzen sogar eine ausgebildete eigene Schrift, die neben vorwiegend kultischen Zwecken auch mancherlei praktischen Aufgaben dient (Cordier '08, d'Ollone '12, Young '35; vgl. Abb. 52). Das allerdings klingt alles schon unterhalb des Da^{4}-liang^{2}-schan^{1} und erst recht in Yünnan ab, wenngleich es auch hier noch vorkommt, daß vereinzelte chinesische Kolonistendörfer unter loloischer Jurisdiktion stehen (d'Ollone '11). Doch zumeist unterliegen gerade hier die Lolo einer raschen Verdrängung und haben selbst das Bewußtsein eines baldigen Untergangs (Clarke '11, 121).

* Tu^{3}-sï^{1} 土司, d. h. Erde-Verwalter, auch Tu^{3}-mu^{4}, d. h. Erdauge.

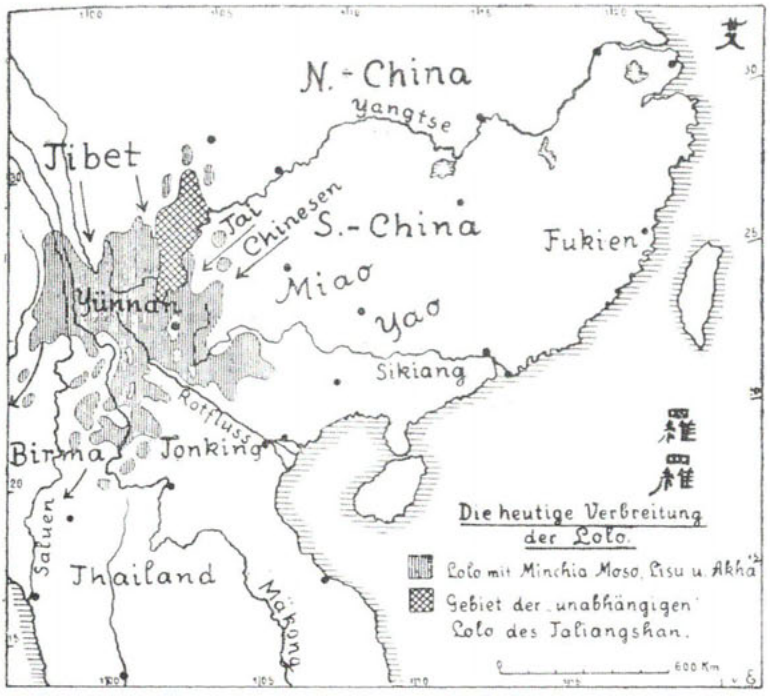


Abb. 51. Kerngebiet, Verbreitungsareal und Splittergruppen der Lolo. Beachte die Bindung an die westlichen Hochlandzonen und die Schlüsselkarte 4 für die Lage der Splitter und die Städtepunkte.

Aber je weiter nach Süden, desto mehr verlieren sich Selbstverwaltung und Sozialschichtung, ja im eigentlichen Yünnan sind Schrift, Pferdezucht und der Name der Schwarzknochen zum Teil überhaupt unbekannt (Abb. 53). Es ist also sehr deutlich zu sehen, daß Kern und Quelle dieses Volkstums im Norden liegen, wie es ja auch nach Wirtschaftsweise, Kultur und, wie wir noch sehen werden, Typus über China hinaus noch weiter nach Norden deutet. Und wenn im Süden in jeder Hinsicht eine stärkere An-

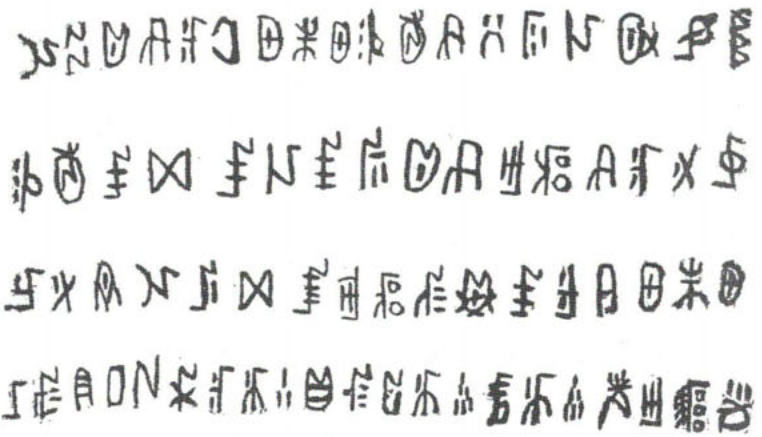


Abb. 52. Loloschrift aus einem Buch zur Beschwörung von Krankheiten. Original im West China Union University Museum (nach J. West China Border Res. Soc. '32).

gleichung an taiische oder vortaiische Kulturen stattfindet, so weist das darauf hin, daß dort eine loloische Fremdintrusion zwar in der Lage war, eine neue und verbindende Sprache über zahlreiche Bergbevölkerungen zu legen, aber seine soziale und blutsmäßige Herrschaft nicht aufrecht erhalten konnte (Davies '09, Rocher '80). Spätestens die chinesische Invasion zertrümmerte sie, doch leben noch heute Erinnerungen an große Lolo-Reiche in Yünnan (Frank '25). Die altchinesischen Quellen sprachen hier von den Tsuan[4]*.

Noch deutlicher wird es, daß auch hier über die Bergmatten wieder ein Einfluß aus den nordwesttibetanischen Regionen vorliegt, wenn wir auch das Rassische mit einbeziehen. Es zeigt sich dann gewissermaßen eine kleine Nebenstromlinie aus dem Unruhegebiet der Nordsteppen. Denn der Typus der Lolo ist in den verschiedenen Gegenden wiederum auch außerordentlich verschieden, und dies in sehr kennzeichnernder Weise. Während nämlich in

* Tsuan[4] 爨.

Abb. 53. Weiße Lolo aus Yünnan.
„Einst die Herren, heute die niedersten in der Rangfolge seiner Barbaren".
Nach dem Huang^{3}-tjing^{2}-dschï^{2} gung^{4}-tu^{2} (G. Devéria '86).

Birma helle, hochmongolide Elemente aus südsinidem Kreis unter z. B. Li-su* unverkennbar sind (Taf. 21) und sich auch im südlichen und südöstlichen Yünnan finden, nehmen im südwestlichen und zentralen Yünnan kleine braune, gemäßigt mongolide Typen aus palämongolidem Kreis zu. Und in Szechuan schließlich überwiegt das mittelsinide Element bei der Masse, während in der Oberschicht hochwüchsige und hellhäutige Elemente mit reliefreichen Gesichtern, also europide Typen, unverkennbar sind. Sie strahlen von hier auch in die szechuanesische Bevölkerung hinein.

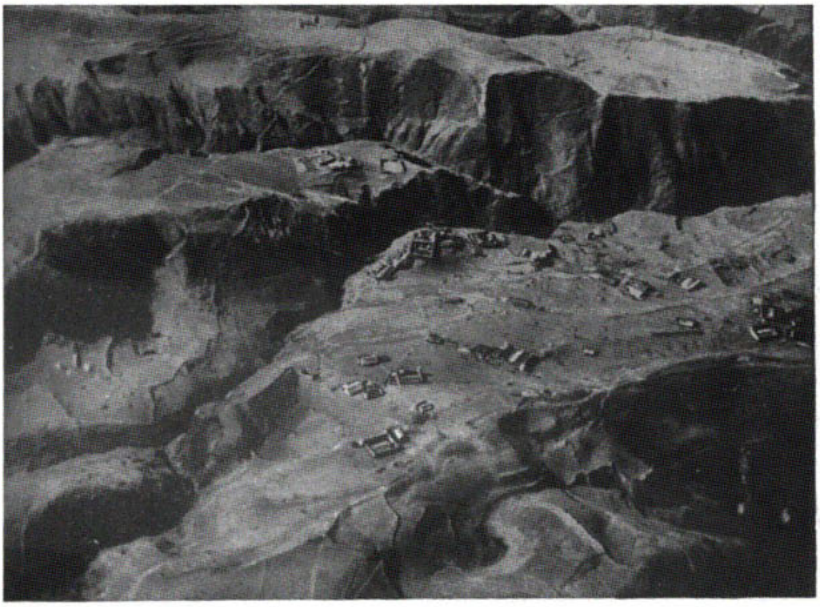
Diese Beobachtungen des Verf. decken sich völlig mit den Angaben älterer Reisender, die insbesondere die szechuanesischen Lolo besuchten. So wies Thorel ('68) als erster auf die Europäerhaftigkeit der Schwarzknochen hin. Seine Zigeunerhypothese kann allerdings heute als erledigt gelten. Dagegen dürfte es sehr treffend gesehen sein, wenn er die Weißknochen in nähere Beziehungen zu

* Li^{4}-su^{4} (Lissu, Lisho, Lishaw) 栗 粟.

den Lao bringt, d. h. also den Tai. Das spricht sich auch im rassischen Typus aus, denn die nördlichen Weißknochen gehören wesentlich dem mittelsiniden Typus an. Und wie es sich hier um loloisierte mittelsinide Tai handelt, so weiter südlich im eigentlichen Yünnan um loloisierte ursprünglich mehr oder minder palämongolide Monkmerier.

Der rassische Gegensatz zwischen Schwarzknochen und Weißknochen bzw. gar den Süd-Lolo ist also sehr beträchtlich. Die Adelskaste stellt in rassischer Hinsicht etwas völlig anderes als die Leibeigenen oder gar die Südbauern dar. Sie sind hochgewachsene, um 170—190 cm hohe, ragende Gestalten mit hartem und stolzem Gesichtsausdruck, schmalgesichtig und hellhäutig mit hohem Nasenrücken und vorwiegend europider Augenbildung (Tafel 17a). Sie bilden zweifellos den eigentlichen Kern des Lolotums, gelten als kühn, räuberisch, gastfrei und offen, kriegsgewohnt und kriegsbereit und sind voller Haß und Mißtrauen gegen die Chinesen, während sie gegen Europäer keinerlei Abneigung zeigen (Legendre '09, 351, d'Ollone '11). Unter sich gilt das Recht der Gewalt. Es herrschen blutige Fehden, Mord, Diebstahl und schrankenlose Habgier, aber auch Liebe zum edlen Zuchttier und Achtung vor der Frau — genau wie bei anderen hirtenkulturlichen Adelsschichten. Sind doch die Parallelen zu den Tuareg-Adelsstämmen der Sahara ins Auge springend. Auch das heldische Kriegertum kehrt wieder. Von diesen Lolo gilt das chinesische Sprichwort: „Schlag einem Lolo den Kopf in der Schlacht ab, und er wird sich umdrehen und dich mit dem Schwanz bekämpfen" (Torrance '32; vgl. Tafel 19 u. Abb. 54 sowie 135—136).

Die Süd-Lolo aber stellen ein friedliches und heiteres Völkchen dar, das wohl auch bei allzu starkem administrativem Druck einmal aufsässig wird, aber meist ganz unter chinesischer Oberhoheit steht und mit den freien Fürsten und Adligen des Da^{4}-liang-^{2}schan^{1} nicht zu vergleichen ist. In Typus wie Psyche ist die Annäherung an die Palämongoliden und das Taivolkstum deutlich.



Taf. 17. Die Südbarbaren: Lolo.
a) Europider Lolo mit Sichellanze aus dem nordöstlichen Yünnan (H. A. Franck '25). b) Burgen und Siedlungen der Lolo auf den Matten des 4000 m hohen Da-liang-Massivs (Graf Castell '38).

Taf. 18. Herren und Knechte bei den Nord-Lolo.
a) Schwarzknochen oder Lolo-Edelleute vom Da-liang Schan. Hochwüchsige, stark europoide Typen (d'Ollone '11). b) Weißknochen oder Lolo-Fronleute vom Da-liang Schan. Mittelgroße, vorwiegend mittelsinide Typen (d'Ollone '11).

Taf. 19. Lolo-Edelmann mit Gefolgsleuten.
Beachte europoide Typen, Stirnhorn, Schwert, Lanze, Panzerung, Sandalen und Hosenmuster (d'Ollone '11).

Taf. 20. Die Süd-Lolo.
a) Südsinide Lolo-Frauen auf dem Markt des yünnanischen Städtchens Kai-yuen. Eine unbemerkte Aufnahme der Furchtsamen (Phot. v. Eickstedt).
b) Lolo-Frauen und moderne Chinesen am Binnentor von Kunming, der Hauptstadt der Kolonialprovinz Yünnan (Phot. v. Eickstedt).

Abb. 54. Lolokrieger auf der Hasenjagd
Beachte Pferde und Bewaffnung. Nach dem Ming^{2}-jen^{2} djing^{1}-hsiä^{3} Miau^{2}-Man^{2}-Tu^{2} bei Ch.-K. Chiu '37.

Es ist daher in der Tat dem unbefangenen Beobachter auch nicht ohne weiteres möglich, auf süd-yünnanesischen Märkten Tai und Lolo nach Typus und Haltung allein zu trennen.

Verständlicherweise haben sich die Chinesen schon aus verwaltungsmäßigen Gründen recht bald mit diesen Stämmen im Südwesten beschäftigen müssen. Verlegten ihnen diese doch mehr als einmal den Weg zu den yünnanesischen Tai und den dortigen chinesischen Kolonien und wurden als Verbündete der Tai-Oberschicht von Nan²-dschau⁴* zu gefährlichen Feinden. So weiß bereits Sī¹-ma³ Tjiän¹ aus der späteren Dschou¹-Zeit — also dem ersten vorchristlichen Jahrtausend — von verschiedensten Stämmen bei ihnen zu erzählen und kennt auch ethnographische Einzelheiten (Young '36). Er berichtet auch schon davon, daß diese Leute Bergnomaden sind, die mit Familie, Besitz und Pferden von Jahr zu Jahr über die Bergmatten ziehen. Er weiß auch schon, daß sie sich die Haare mit einem Tuch hornartig über der Stirn zusammendrehen. Das tun die echten Nord-Lolo tatsächlich auch heute noch — nach zweiundeinhalbtausend Jahren! Später werden die Lolo in der Geschichte von Nan²-dschau⁴ (Sainson '04) aus der Zeit der Tsin (265—419) erwähnt und unter eigenen Namen zusammengefaßt, womit bereits ein Unterschied gegenüber den talbewohnenden Bai²-i² oder Tai gegeben ist.

Als dann 1256 die Konföderation der Staaten von Nan²-dschau⁴, also des yünnanesischen Taireichs (vgl. S. 206—209), durch den Mongolenprinzen Kubilai erobert wurde, beließ dieser den Lolo die Selbstverwaltung, die sie auch unter den Nan²-dschau⁴-Tai besessen hatten. Damals auch tritt der unerklärliche abschätzige Name Lu-lu** auf, der später zu Lo-lo-po und schließlich Lolo*** wird und wohl von der phonetischen Wiedergabe eines einzelnen Stammesnamens genommen sein dürfte. Er bezeichnet heute im

* Nan²-dschau⁴ 南詔.
** Lu²-lu⁴ 盧鹿.
*** Lo⁴-lo² 猓羅.

Abb. 55. Mann und Frau der Schwarzen Lolo oder Nosu. Beachte namensverbundenes Seelenkörbchen, Stirntragband und Hoheitszeichen. Nach dem Huang-^{3}-tjing^{2}-dschï^{2} gung^{4}-tu^{2} (G. Devéria '86).

Chinesischen auch die Seelenkörbchen der Lolo. Diese selbst lehnen den Namen ab, sie wollen als Nosu bezeichnet sein.

Es versteht sich, daß die chinesische Regierung darauf bedacht sein mußte, den Lolo die Selbstverwaltung allmählich zu entwinden. Dazu war aber wieder eine gewisse Kenntnis der Stämme notwendig, weshalb anscheinend verschiedentlich und schon früh ethnographische „Führer für Verwaltungsbeamte" zusammengestellt wurden. Leider beschränken sie sich in der Tat im wesentlichen auf das, was dem Verwaltungsbeamten entweder nützlich ist oder ihn kuriositätshalber interessieren könnte. Das älteste dieser Art von Büchern dürfte das auch von Europäern verschiedentlich übersetzte und in China in zahlreichen Ausgaben vorhandene „Album über die Miao und Man"* sein. Es soll in seiner endgültigen

* Ming^{2}-jen^{2} djing^{1}-hsiä^{3} Miau^{2}-Man^{2}-tu^{2} 名人精寫苗蠻圖, Name-Mensch fein-schreiben Miao-Man-Abbildung, d. h. „das von einem berühmten Mann fein beschriebene Album über die Miao und Man".

Redigierung aus der Mingzeit (1368—1644) stammen, doch haben für die europäischen Übersetzungen meist jüngere Ausgaben oder Auszüge gedient (Chiu '37). Eine spätere ähnliche Arbeit ist das Huang²-tjing²-dschï² gung⁴-tu²*, das auf einen Auftrag des Kaisers Djin¹-lung³** zurückgeht und 1773 mit 9 Bänden vollendet war (Devéria '86). Noch jünger ist das Tjiän²-dji⁴***, das 1807 entstand (Soulié '07). Alle diese ethnologisch recht aufschlußreichen Arbeiten behandeln neben den Lolo auch noch die übrigen Stämme des Südwestens.

Dabei ist es von besonderem Interesse, daß sich in dem Mingzeitlichen „Album über die Miao und Man" auch eine anthropologische Bemerkung findet (Chiu '37, 9, Yule '74, 107). Sind solche doch in chinesischen Schriften ungemein selten. Aber diesmal handelte es sich offenbar um eine außergewöhnlich auffallende Erscheinung. Während nämlich bei allen übrigen Stämmen über den Typus nichts gesagt ist, heißt es bei den Lolo der Präfektur Da⁴-ding⁴†: „Sie zerfallen in zwei Stämme, einen schwarzen und einen weißen, der schwarze bildet die vornehmere Kaste. Sie haben tiefliegende Augen, hohen Wuchs, gebräunte Gesichtsfarbe und Adlernasen. Sie rasieren sich den Schnurrbart ab, aber tragen lange Kinnbärte." Das dürfte eine recht zutreffende Beschreibung der wesentlichen europiden Züge sein, wie sie von chinesischer Seite her auffallen. Sie waren offenbar für den Beschreiber der Lolo in nicht geringerem Maße erstaunlich, wie seinerzeit für Dschang¹-Tjiän¹, als erseinen Landsleuten zum allerersten Mal den europiden Typus in Turkestan beschreibt (vergl. S. 45). Beide Male werden

* Huang²-tjing²-dschï² gung⁴-tu² 皇清職貢圖, Kaiser-rein-Pflicht-darbringen-Abbildungen, d. h. „das auf kaiserlichen Wunsch pflichtschuldigst hergestellte Album". — Vgl. Abb. 42, 46, 48.

** Djiun¹-lung³ 金龍, d. h. Golddrache.

*** Tjiän²-dji⁴ 點記, Kueichow-Bericht oder Diän¹-dji¹ 滇繫, Yünnan-treffen, d. h. das echte Yünnan.

† Da⁴-ding⁴ 大定, d. h. Groß-Gründung.

auch die gleichen Eigentümlichkeiten hervorgehoben — wohl mit einem gewissen Gruseln —, nämlich dichte Behaarung und eingesunkene Augen.

In diesem Zusammenhange sei auch erwähnt, daß die Europäerhaftigkeit der Lolo dem venezianischen Großkaufmann und Weltreisenden Ser Marco Polo* aufgefallen ist. Er spricht nämlich im 53. Kapitel seines Reisewerkes von einer Provinz Coloman, also dem Lande der Co-lo oder Lolo, die zu den Man-Barbaren gehören. „Diese sind Götzendiener" (was er stereotyp zu betonen nie versäumt), „haben eine besondere Sprache und sind Untertanen des großen Khan (also Kaiser Kublai Khans). Sie sind große und sehr schöne Leute, obwohl eher braun als weiß, und sind gute Soldaten" (Yule '74, 205). Während sich also der Chinese über den ungewöhnlichen Typus entsetzt, wird vom Europäer betont, daß es sich um „sehr schöne Leute" handele. Und schön heißt in solchen Zusammenhängen bei den alten Autoren — und schließlich ja auch noch bis Meiners und Gobineau herauf — im Grunde genommen europid**.

Das Gleiche betonen dann manche moderne Autoren besonders stark, so nach Thorel auch Richard (zit. Williams '18), dann Bons d'Anty, Devéria '86, Graham '29 und d'Ollone '11, (vergl. a. Cordier '08 u. Zaborowski '01, '05), die z. T. sogar von blonden und blauäugigen Individuen berichten. Auch Reisende, wie mein Freund

---

* Marco Polo, chin. Ma^{3}-go^{1}-bo^{4}-lo^{2} 馬哥孛羅.

** Charignon ('26, II 268ff.) will allerdings auf Grund des 128. Kapitels der französischen Ausgabe von Marco Polo (von 1307) nur „Tholoman" lesen und dies als Bo^{2}-lau^{3}-man^{2} 僰獠蠻 (vgl. S. 189 u. 198) deuten, also auf die Tai beziehen. Das erscheint gewagt, obwohl Marco Polo anschließend tatsächlich von der Höhlenbestattung der Nordost-Tai berichtet (vgl. S. 193). Da er aber zweifellos durch das Djiän^{4}-tschang^{1}-Tal (S. 162) gereist ist, muß er beide, sowohl Lolo wie „Po-jen" gesehen haben, und es ist wohl möglich, daß sie für ihn in der Erinnerung zusammengeflossen sind. Immerhin wird man zugeben müssen, daß die Frage nicht vollständig geklärt ist.

Herold oder der Missionar Hackmann ('07), die den Weg von Chengtu* nach Kunming** im Sattel zurücklegten, wurden wiederholt von völlig europiden Typen auf das angenehmste überrascht, und Frank, den sonst Anthropologie wenig interessiert, schildert sie so in seinem schnoddrigen Reisebuch ('25, 498ff.), das auch Beobachtungen und Berichte von Missionaren bringt. Ein starker europider Einschlag unter den jüngeren Schüben der Lolo steht also außer Zweifel, und zwar in erster Linie für den nördlichen, szechuanesischen Flügel der Lolo. Hier reicht sein Einfluß allerdings auch bis in die kolonisierende Chinesenbevölkerung hinein, wo er mit feiner, schmaler Hakennase und fehlender Mongolenfalte als „typisch szechuanesisch" gilt (Taf. 22 a).

Was nun die Frage der Herkunft der Lolo angeht, so wird allgemein die Überlieferung wiedergegeben: aus Tibet***. Dies kann natürlich nur für die Schübe der sprachbringenden europiden Adelskasten in Anspruch genommen werden. Es liegt dann aber auch in der Tat sehr nahe, und umso näher, wenn man die wirtschaftlichen Möglichkeiten in Betracht zieht; auch sind die Sprachen grammatisch nächstverwandt (Liétard '13, Vial '98), wenn auch gegenseitig nicht verständlich. Es dürfte also an der Richtigkeit dieser Angabe, so vage sie vorläufig ist — die tibetischen Annalen sind noch völlig unausgewertet! — nicht gezweifelt werden können.

Daß trotzdem oder eigentlich gerade deshalb bei vielen Lolo noch jetzt eine Feindschaft gegen die Tibeter (Taf. 26[b]) besteht, kann dabei wenig überraschen, denn diese werden an dem allmählichen Südwärtswandern der Lolo nicht unschuldig gewesen sein. Überlieferung, Wirtschaftsraum, Kultur und Sprache deuten also auf die unmittelbar und genau nördlich anschließenden osttibetischen Gebirgslandschaften, die heute von den Hsi[1]-fan[1]† eingenommen

* Tschĕng[2]-du[1] (Chengtu) 成都, d. h. Stadt der Vollendung.

** Kun[1]-ming[2] 昆明, für die Lage vgl. die Schlüsselkarte 4.

*** Hsi[1]-dsang[4] 西藏 = (im) Westen verborgen (nämlich hinter Hochgebirgen).

† Hsi-[1]-fan[1] 西蕃.

werden. Das aber ist eine Gegend, die unmittelbar südlich jenes Gebietes liegt, das wir eben als die Hauptetappe der Miaowanderung etwa zur Hsia[3]-Zeit ansahen. Umso weniger können die typologischen Beziehungen hier wie da überraschen.

Liegt doch das ganze nordöstliche Tibet in unmittelbarer Nähe jener uralten Völkerstraße, die von Ost-Turkestan nach Kansu und China an der Yü[4]-mën[2]-Pforte führt. Hier haben im Laufe der Jahrtausende immer wieder Stämme Zuflucht gesucht, die bei den Kämpfen zwischen dem tungiden Unruhezentrum und der turaniden Resistenz in Turkestan abgeschleudert wurden. Im nahen Ost-Turkestan selbst lagen zudem die Stadtfürstentümer der Tocharer, wo noch heute europide Elemente weithin vorherrschen, und hier liegen auch die Landschaften, in denen Wu[1]-sun[1] und besonders Yüä[4]-schï[4] bald herrschten, bald Zuflucht fanden. Gerade dieses Gebiet aber trocknete in den vor- wie nachchristlichen Jahrhunderten immer stärker aus und hat neben furchtbaren kriegerischen Erlebnissen im Kampf gegen Mongolen und Wu[1]-sun[1] auch in historischen Zeiten, so im 2. oder 9. Jahrhundert, schwerste Dürrekatastrophen durchgemacht (Brooks '22, v. Le Cocq '26, Chu '26, Huntington '07, Stein '25). Beides, Kriege wie Dürren, haben schließlich im Verein zum Untergang der reichen Vermittlerkultur der Tocharer geführt (vgl. Karte 11 u. S. 47).

Es ist darnach verständlich, daß durch die kriegerischen Ereignisse losgerissene Völkersplitter oder auch der von Klimapulsationen ausgelöste Bevölkerungsdruck einheimische Elemente in die osttibetanischen Hochsteppen führte. Damit gelangten sie unmittelbar in die beiden parallelen nord-südlichen Stromrichtungen der dortigen Bergnomaden, für die im Süden noch lange, noch bis in unsere Zeit, offener Raum lag. Druck und Sog wiesen südwärts. In West-China werden diese Ströme dann unter den Namen Miao und Lolo greifbar.

Damit dürfte wenigstens in den großen Zügen eine gewisse vorläufige Klärung erreicht sein, so sehr viel auch noch im

einzelnen zu tun übrig bleibt, und wir fassen wieder kurz zusammen.

Auch dieser große Block von nichtchinesischen Völkern im Süden, die der bevölkerungsdynamische Druck aus den beiden großen Alluvialkammern zum Ausweichen und zu einer Spaltung der Abstromlinien zwingt, ist in sich wieder ein Gefüge mit lebhaftester Bewegung. Seine Widerstandsfähigkeit beruht in erster Linie auf den geographischen Verhältnissen, auf den breit gelagerten Bergsockeln und Höhenketten des südlichen sinischen Systems. Diese erfordern eine spezielle wirtschaftliche Anpassung, die den Reis- und Weizenbauern zunächst nicht liegt. So strömt der Bevölkerungsdruck auf den Linien des geringsten biologischen Widerstands beidseitig gegen Westen und Süden an dem Hindernis vorüber. Aber andererseits sind es auch eben diese wirtschaftlichen Verhältnisse, die nunmehr Linien geringsten Widerstandes nach ähnlich gearteten Räumen und Bevölkerungen öffnen und damit Verbindungen nach dem Nordwesten schaffen, Verbindungen also von den Hochgebirgen und Hochweiden der südlichen Bergsockel zu den Weidetälern und Steppen des nördlich angelagerten Osttibet. Damit ist die Möglichkeit des Einströmens von Hirtenkulturen und ihren Trägern aus dem breiten eurasiatischen Steppenkorridor gegeben (Abb. 45, Karte 4 u. 44 sowie Tafel 22b).

Da aber eben dieser Steppenkorridor, wie wir schon sahen, aus seiner wirtschaftlichen Eigenart heraus unter dem Druck dauernder bevölkerungsdynamischer Pulsationen liegt, mußten sich hier wiederum regelrechte dynamische Stromlinien entwickeln. Sie sind ihrem Wesen nach, also ihrer wirtschaftlichen Bedingtheit, soziologischen Eigenart und Wirkensweise nach, etwas durchaus anderes als diejenigen aus den großen chinesischen Alluvialkammern. Auch ist die nördliche Stromlinie derselben, die yangtseaufwärts verläuft, im wesentlichen von Nordosten nach Südwesten gerichtet, während die offenen Wirtschaftsräume für die Hirtenkulturen von Nordwesten nach Südosten verlaufen. So kommt es schon in

Szechuan zu einem Überschneiden bzw. teilweise mehr einem Überspringen der Stromlinien und dann zu Überschichtungen und Verflechtungen, bei denen trotz Vordringen des Ackerbaus und trotz des mannigfachen Entstehens kombinierter Wirtschaftsformen die ursprünglichen rassischen Sonderungen noch erkenntlich und wirksam bleiben.

Dabei ist es jedoch grundsätzlich wichtig, sich auch der verschiedenen soziologischen Aufbauformen bewußt zu bleiben. Stark und herrschend erweist sich das nomadisch-hirtenkulturliche Element verständlicherweise in den nördlichen Abschnitten, wo bei Nord-Lolo sowohl Zeitnähe wie Raumnähe und Raumcharakter für den Erhalt scharfer rassischer Schichtungen und ausgeprägter sozialer Klassen wirken. Hier steht daher ein weitgehend europider, anthropologisch selbständiger Adelstypus unvermittelt gegen eine vorwiegend mittelsinide sozialtypisch charakterlose Leibeigenenschicht. Je weiter nach Süden und zu je älteren Schüben wir aber gelangen, desto mehr klingen die sozialen Schichtungen und damit auch die rassischen Trennungen ab. Südlolo, Miao und Yao sind zum großen Teil Mischvölker regional leicht unterschiedlicher Art, in denen überhaupt keine soziale Schichtung mehr besteht. Nur noch die Zusammensetzung der rassischen Typengemenge als solcher mit ihren mehr oder minder wieder aufspringenden europiden Typen, die bis zu den sog. Lolo-Meo von Obertonking hinunter nicht fehlen (Taf. 26a), erinnert an den älteren sozialen Aufbau.

So versteht es sich, daß die letztgenannten drei Gruppen zwar alle auch europiforme Elemente (verschiedener Art und Herkunft) erkennen lassen, in ihrer Hauptmasse aber erheblich voneinander abweichen. Vorwiegend palämongolid sind die Südlolo, mittelsinid die Miao, südsinid die Yao. Und damit erklärt sich gleichzeitig, wieso trotz sprachlicher Verschiedenheiten eine rassisch weithin ähnliche Zusammensetzung bei den mittelsiniden Nordlolo-Leibeigenen und den mittelsiniden Miao auftreten kann, und wieso andererseits umgekehrt bei sprachlicher Verwandtschaft rassische

Unterschiede bei den vorwiegend mittelsiniden Miao und südsiniden Yao bestehen können.

Es hat also der Vergleich der sozialen, sprachlichen und wirtschaftlichen Verhältnisse einerseits mit dem anthropologischen Typenbestand andererseits zu einer Klärung der großen rassengeschichtlichen und bevölkerungsdynamischen Abläufe geführt, und es haben sich zwei mehr minder parallel verlaufende Sickerzonen annähernd südwestlich-nordöstlicher Richtung ergeben. Indem auch sie dem Steppengürtel und seinem pulsierenden Bevölkerungsdruck entspringen, äußert sich letztlich wieder das gleiche biologisch wirksame Raumelement, das auch den großen alluvialen Druckkammern Chinas den Weg nach Norden verlegt und auch ihre Dynamik südwärts lenkt. Hier im Süden und nahe dem chinesischen Interessenkreis treffen daher auch die beiden konkurrierenden Bevölkerungsströme aufeinander und äußern sich in einer langen und bewegten Geschichte des Kampfes zwischen Südwestbarbaren und Chinesen bzw. Trägern des Chinesentums.

Dieses biologische Ringen als historischer Prozeß ist noch heute in vollem Gange und jedes Grenzscharmützel, jede beurkundeteAbmachung, jeder Übergriff eines chinesischen Bauern und jeder Angriff kriegerischer Lolo, jedes Ausweichen wandernder Miaofamilien und jede Flucht gequälter Yaobauern ein Beleg dafür. Diejenigen Prozesse also, die im Yangtsegebiet längst zum Abschluß gekommen sind, gehen in den Tälern und auf den Plateaus von Yünnan, Kueichow und Kuangsi in unverminderter Heftigkeit noch heute weiter.

V. TAI DER WESTLICHEN STROMLINIE

1. Rassentypen in Fernost

Wir kehren nun wieder zum Yangtsegebiet und den beiden Stromlinien aus den alluvialen Bevölkerungskammern zurück, deren Druck durch den Widerstand des Blocks der Südvölker zum Ausweichen gezwungen wurde. Diese biodynamischen Stromlinien sind aber, rein mengenmäßig genommen, auch kulturell und rassisch wesentlich wichtiger für die bevölkerungsbiologischen und historischen Vorgänge in Fernost. Zunächst sei die nördliche Ablenkung behandelt, also jener biodynamische Strom, der aus dem Mittelyangtsegebiet über Szechuan gegen Yünnan vordrückt. Er kommt aus einem Gebiet, das, wie wir sahen, weitaus überwiegend von einem mittelsiniden Typus besetzt ist und zielt mit Yünnan bereits in die Landschaften der mongoliden Südform, d. h. der palämongoliden Rasse.

Jetzt wird daher die genaue Trennung der siniden Unterrassen und der südasiatischen Formengruppen, also der palämongoliden und weddiden Rasse, von entscheidender Wichtigkeit für die Beurteilung der bevölkerungsdynamischen Vorgänge, und es wird daher gut sein, sich vorher über die wesentlichen somatisch-psychologischen Unterschiede der beteiligten Typenkreise klar zu werden.

Diese verschiedenen Typenkreise, von denen so viel für das Wesen, Schaffen und Schicksal der Menschen abhängt, werden von der abendländischen Wissenschaft — und damit der menschlichen Erkenntnis überhaupt — erst ungemein spät gesehen. Sich selbst hat der Mensch zuletzt erkannt. Und noch heute ist die Verwechslung der beiden hauptsächlichen Erscheinungskreise der Menschen weithin gang und gebe: der Formenkreise von leiblich-seelischer Ähnlichkeit oder Rassen mit den Fortpflanzungskreisen

von sprachlich-kultureller Ähnlichkeit oder Völkern. Gewisse vage Formenunterschiede dämmerten zwar hier und da bei mittelalterlichen Schriftstellern auf, doch erst Bernier 1684 versuchte, sie im Zusammenhang darzustellen und erst Linné 1758 sie auch in ein selbständig benanntes zoologisches System zu bringen.

Damit tritt die heute von uns als der mongolide Rassenkreis bezeichnete ostasiatische Formengruppe erstmalig auf, nämlich als Homo sapiens asiaticus. Aber noch Bradley konnte sie 1739 völlig vergessen. Erxleben trennte dann 1777 die Tungiden als Homo sapiens tatarus von einem sino-palämongoliden Rest des Homo asiaticus ab, Blumenbach verwendete zuerst die Bezeichnung mongolische Rasse, Virey 1801 sinische Rasse, und Bory 1825 latinisierte die letztere als Homo sapiens sinicus auch in nomenklatorisch gültiger Form. Die Kenntnisse für diese Typenunterscheidungen stammen aus den schönen Werken von Le Comte 1698, du Halde 1736, Barrow 1793 und einigen anderen Reisenden, vor allem aber von den in Menge importierten chinesischen Porzellanmalereien, mit denen die Mode der Chinoiserieen das ganze vornehme Europa ergriff (Reichwein '23). Damals ließ sich auch Blumenbachs Lehrer und Chef, der Zoologe Büttner, mit chinesischen Schriftrollen malen und Goethe paukte 1813 Kaiser Kang^{1}-hsis^{1}* 214 Radikale!

Merkwürdigerweise verschwindet dann die sinide Rasse wieder ganz aus den Klassifikationen bzw. verschmilzt mit einer enorm verbreiteten, ungegliederten mongolischen Großrasse. Deren weiteren Rassenzerfall vermutet Brinton 1890 — und zwar ohne eine Ahnung von seinen Vorgängern zu haben! —, aber erst Biasutti gliedert 1912 wieder eine formazione centro-asiatice von einer sinica und fügt mit einer indo-cinese auch die Vermutung der kontinentalen Palämongoliden an. Schon vorher hatten die Vettern Sarasin 1905 erkannt, daß die weddide Rasse wie in Indien (1892), so auch in Indonesien eine beträchtliche Rolle spielt. Sie war 1898

* Kang^{1}-hsi^{1} 康熙, d. h. der strahlende Frieden.

von Haeckel nomenklatorisch gültig als Homo sapiens veddalis bezeichnet worden.

Erst 1923 aber fand Shirokogoroff an osteologischem Material wieder den Rassenzerfall im Norden, indem sein Typ A den Nord- und Mittelsiniden, seine Typen Δ und Γ den Tungiden entsprechen, während ihm die Analyse des koreanischen Gemisches nicht gelang. Kurz darauf wird auch wieder der asiatische Süden schärfer gefaßt. Haddon gliedert nämlich die Palämongoliden in ihren kontinentalen oder pareïden Flügel und ihren insularen oder nesiden Flügel, doch tritt der Name Palämongolide erst 1934 bei v. Eickstedt auf, und 1937 erfolgt die nomenklatorisch gültige Benennung auch dieser Formen (v. Eickstedt '37). Im gleichen Jahre hatte Liu erstmalig festgestellt, daß die Siniden nicht nur wie bei Buxton und v. Eickstedt in zwei, sondern in drei Unterrassen zerfallen, die sich entsprechend den drei Hauptstromgebieten und damit drei Hauptlebensräumen Chinas gruppieren. Damit ist der heutige Stand erreicht, ein Stand, auf Grund dessen wir nun in der Lage sind, auch bevölkerungsdynamische und rassengeschichtliche Einblicke zu gewinnen.

Umreißen wir nun kurz das typische Erscheinungsbild der für die ostasiatische Rassendynamik wichtigen Formengruppen.

Die Tungiden (Homo sapiens tatarus Erxleben 1777: Tafel 2 u. 22b—c) in den östlichen Steppen Zentralasiens und unter den eigentlichen Mongolen besitzen — wie der alte Erxleben selbst schon klar beschreibt — mäßig gelbliche Hautfarbe und straffes Haupthaar bei allgemein geringem Haarwuchs, dazu ein ungemein flaches und breites Gesicht mit stark vorspringenden Wangenbeinen und ganz flachliegenden Augen, zeigen niedere Stirn, kurzen Kopf, niederen und breiten Wuchs und kurze Beine. Die auffallendste Bildung aber ist die sog. Mongolenfalte, besser Nasenlidfalte, des Auges. Sie besteht darin, daß die obere Deckfalte des Auges, die bei Europäern gewöhnlich ganz oder teilweise freiliegt, in der Mitte bis auf die Augenlider niederfällt, so daß die Wimpern unter ihr hervortreten,

und am Innenrand über den Augenwinkel samt der Tränendrüse zieht, so daß letztere teilweise oder ganz zugedeckt wird. Nasenhaut und Lidfaltenhaut gehen also unmittelbar ineinander über. Dazu unterstreicht ein gewisses Vorquellen des Augapfels und eine sehr hohe flache Überaugengegend, die beide von inneren Fettpolstern verursacht werden, noch die allgemeine Gesichtsflachheit. Sehr hochliegende schmale Augenbrauen und eine allgemeine Schräglage der Augenspalte betonen zudem jene sog. Schlitzäugigkeit, die sich als typisches allgemein-mongolides Rassenmerkmal auch in der ganzen ostasiatischen Kunst selbst einer besonderen Beliebtheit erfreut (v. Eickstedt '34, '37).

In physiologischer Hinsicht sind die Tungiden durch außerordentliche Härte, Widerstandsfähigkeit und Ausdauer ausgezeichnet, auch durch große Gelenkigkeit und Sinnesschärfe. In psychologischer Hinsicht wird ihnen ein harter, ja grausamer, doch ehrlicher und zuverlässiger Charakter zugeschrieben, auch Gutmütigkeit, aber nicht Güte, Vergnügtheit aber nicht Freudigkeit. Dazu treten als weitere bemerkenswerte Züge Stolz und Ritterlichkeit, viel Geduld und großer Mut, aber nur eine geringe geistige Beweglichkeit.

Die meisten und gerade die kennzeichnenden Merkmale der Tungiden klingen bei den Siniden (H. s. sinicus Bory 1825: Tafel 3 u. 23a—c) schon mehr oder minder ab. Die Tungiden sind also die höchstspezialisierte Rasse im mongoliden Rassenkreis, auch die am weitesten verbreitete — aber ihre Kopfzahl ist nur gering und wird von den Siniden um ein Vielfaches übertroffen. Diese umfassen nahezu ein Viertel der Menschheit und dürften damit den zahlreichsten menschlichen Rassentypus überhaupt darstellen.

Ihre nordsinide Unterform (H. s. s. borealis Liu 1937) erweist sich als schlankwüchsiger, höher, schmalgesichtiger und schmalnasiger als die Tungiden. Der Gesichtsumriß ist länglich-rechteckig, der Nasenrücken hoch, die Hautfarbe lichtbraun mit Gelbstich. Auch

die Wangenbeine springen nicht so weit vor. Der Körperbau ist derb, die Beine sind verhältnismäßig lang. Diese Leute gelten in China als bieder, langsam, großmütig, kriegerisch und konservativ. Das Verbreitungsgebiet liegt in Nordchina und der Mandschurei. Bei der mittelsiniden Unterrasse (H. s. s. medius Liu 1937) sinkt die Körperhöhe gegenüber den Nordsiniden, die Züge runden sich, die Nase ist schon mittelbreit, der Körperbau graziler, und die Lippen werden dicker. Der Gesichtsumriß zeigt eine ovale, die sog. Melonkernform. Die Hautfarbe besitzt mehr bräunlichen Ton. Diese Typen gelten als lebendiger und intellektueller, auch für friedlicher als diejenigen des Nordens, erweisen sich als vielseitig in Begabung und Verhalten und liberaler in den Auffassungen. Die Verbreitung umfaßt Mittelchina südlich von Tsinling und Hueiyangschan einschließlich der Tallandschaften der Binnenprovinzen des Südens. Die südsinide Unterrasse (H. s. s. meridianus Liu '37) schließlich ist abermals kleiner, breitwüchsiger und kurzbeiniger, auch noch breitnasiger und bräunlicher als die Typen der Mitte, die Lippen sind stärker geschwellt, die Nase ist richtig breit, ihre Wurzel niedrig und ihre Kuppe rund, ja, das ganze Gesicht knollig gepolstert. Diese Leute gelten als lebhaft, fröhlich und unternehmungslustig, als fleißig und vielseitig begabt, als gute Organisatoren und Kolonisatoren, aber auch als wankelmütig und eitel. Ihr Hauptverbreitungsgebiet sind die südlichen Küstenprovinzen und Annam.

Die Typenfolge der drei siniden Unterrassen ist also sehr einfach und klar. Eine größere Zahl kennzeichnender körperlicher und seelischer Merkmale verändert sich gleichmäßig und gemeinsam von Stufe zu Stufe von Norden über Mitte zum Süden, ohne dabei den Rahmen eines bestimmten Allgemeintypus zu überschreiten. Oder anders gesagt: ein mongolider Grundtypus vom Schlag der Mittelsiniden zeigt bei an sich überall erhaltenen typisch mongoliden Merkmalen der Haut, Haare, Wangen und Augen einmal nach der einen, der nördlichen Seite, eine Häufung von hochwüchsig-schmalen, hellfarbenen und reliefreichen Typen ruhigeren Temperaments,

und dann nach der anderen, der südlichen Seite, eine solche von kleinwüchsig-breiten und rundlicheren Typen lebhafteren Temperaments. Dazu treten noch mancherlei Einzelheiten, deren Anführen hier zu weit gehen würde, und die zudem meist auf die entwicklungsgeschichtlich progressive Tendenz der Nordform im Gegensatz zu der entwicklungsgeschichtlich primitiven Tendenz der Südform zurückgehen. Der Zusammenhang mit den ursprünglichen sinischen Lebensräumen in den drei Hauptstromgebieten von Hoangho, Yangtsekiang und Sikiang ist ebenso offensichtlich. Die Frauen auf Tafel 23 lassen die rassischen Unterschiede der Tungiden gegen die Siniden und deren Formenverschiebung unter sich gut in Erscheinung treten (vgl. a. Taf. 13 a—c).

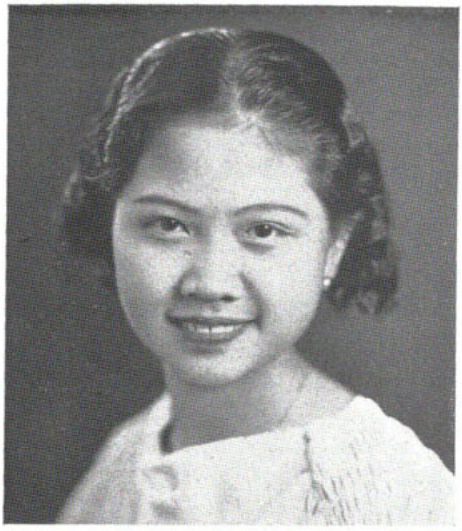
Weniger leicht ist eine Kennzeichnung der psychologischen Grundkomponenten der Siniden im allgemeinen. Zweifellos liegt bei ihnen eine völlig andere Haltung als bei allen Rassen des europiden Kreises vor. Deren Nachempfinden und Verstehen ist aber umso schwieriger, als die rassenseelischen Unterschiede durch eine in hohem Grade ausgebildete rasseeigene Kultur noch vertieft worden sind, ohne daß ohne weiteres zu trennen wäre, was rassebedingt oder was kulturgebunden ist.

Äußerste Nüchternheit und Wirklichkeitsnähe, denen Idealismus und Religiosität fernliegen, eine bewundernswerte, sippengebundene Unpersönlichkeit, der Aktivität und schöpferischer Individualismus fremd sind, werden dem beobachtenden Europäer als entscheidend bestimmende Züge des siniden Seelenlebens ebenso auffallen, wie eine kindliche, humor- und spottbereite, mitunter ins Kindische gesteigerte Heiterkeit und eine unentwegt nutzbedachte Ichhaftigkeit mit ausgeprägtem Handelssinn. Dazu treten als rasseeigene Eigenschaften emsiger Fleiß und große Genügsamkeit, Mangel an Genauigkeitssinn, große rechtsbewußte Empfindlichkeit und jene berühmte „Nervenlosigkeit", die den ungeheuerlichsten Lärm, den beispiellosesten Schmutz und viel körperliche und seelische Not bei sich und anderen gleichmütig und mühelos erträgt.

Taf. 21. Lischo, Verwandte der Lolo.
Südsinider Typus einer Lischo-Frau aus Ober-Birma (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 22. Rassentypen.
a) Typischer Szechuanese: Major aus Chengtu mit stark europoidem Typus (Phot. v. Eickstedt). b) Tungider Solone aus der Nord-Mandschurei (Phot. E. Stoetzner). c) Tungide Mongolin aus der Mongolei (Phot. A. Enke).

Taf. 23. Sinide Rassentypen.
a) Mittelsinider Typus einer Polizeihelferin aus Chengtu (Phot. v. Eickstedt).
b) Südsinider Typus einer Schauspielerin aus Kanton (Slg. v. Eickstedt).
c) Nordsinider Typus einer Schauspielerin aus Nord-China (Slg. v. Eickstedt). Beachte die zunehmende Gesichts- und Nasenbreite und die abnehmende Nasenrückenhöhe von Nord nach Süd als Kennzeichen der Unterrassen. Links unten künstlich gewelltes Haar.



Taf. 24. Palämongolide Rassentypen.
a) Feiner städtischer Typus palämongolider Rasse bei einer Seidenverkäuferin aus Chieng-mai (Slg. v. Eickstedt). b) Derbe, bäuerliche Typen palämongolider Rasse aus Padaeng. Alles typische Lao (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 25. Weddide Rassentypen.
a) Weddider Typus eines Senoi-Mädchens mit leichtem negritischem Einschlag (Phot. v. Eickstedt). b) Weddides Pulaër-Ehepaar aus Nord-Malabar (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 26. Druckgebiet Tibet.
a) Sogenannte Miao-Lolo von der yünnanisch-tonkinesischen Grenze. Beachte indianiforme Typen und Kleidermuster (Slg. v. Eickstedt).
b) Mittelalterliche tibetische Kavallerie beim Nationalfest in Lhasa (Phot. Tibet-Expedition E. Schäfer).

Dagegen mag die bis zum Fremdenhaß sich steigernde Überheblichkeit, das groteske Mißtrauen und die oft bedrückende Verhangenheit — die aber keineswegs mit Verschlagenheit gleichzusetzen ist — ganz oder teilweise auf kultur- oder zeitbedingte Überspitzungen zurückgehen. Unbestritten sind die scharfe Intelligenz, sehr hohe Begabung und ein ausgeprägter Schönheitssinn, die Ehrlichkeit, die Geduld. Unbestreitbar ist auch, daß der kardinalste Einsatz der Gesamtpsyche, nämlich im Suchen nach Lebensglück, in der siniden Seele auf grundanderem Wege als im aktiven, derben und gefühlsüberschwenglichen Europa vorgeht und ihre letzten Ziele schon auf einem goldenen Mittelwege und in einer heiterfriedfertigen und nüchtern-bescheidenen Diesseitigkeit findet. Das alles nimmt im Norden wieder strengere und mehr schizothyme Formen an, im Süden losere und mehr zyklothyme, ja kindischbildsamere Formen, wie das den rassisch-körperbaulichen Varianten im siniden Kreis entspricht.

Die entwicklungsgeschichtlich primitiven Körpermerkmale der Südsiniden finden sich auch bei einer zweiten Primitivform des Südens, der mehr südwestlich gelagerten palämongoliden Rasse (H. s. palämongolicus v. Eickstedt 1937), die das nordhinterindische Bergland mit den Lao und Birmanen einnimmt und in vielfachem Typenspiel von Insel zu Insel nach Indonesien hineinreicht. Daraus ergibt sich ein pareïder oder kontinentaler Flügel und ein nesider oder insularer Flügel, letzterer unter den Malayen mit ihrem schweren Untergesicht. Bei diesen südlichen Tropenformen treten manche ähnlich kindhaften Züge in Form und Haltung wie bei den Südsiniden auf, aber es wird jetzt die Braunkomponente im Hautton herrschend, das Relief wird betonter und auch alle übrigen mongoliden Merkmale — Flachgesichtigkeit, Mongolenfalte, Straffhaar — klingen merklich ab. Dadurch entsteht ein Übergangstypus zu einer dritten tropischen Primitivform, die überhaupt keine mongoliden Merkmale mehr aufweist und daher als letzter südlicher Ausläufer des europiden Rassenkreises angesehen werden muß.

Das ist die weddide Rasse (H. s. veddalis Haeckel 1898: Tafel 13[b] u. 25), die in Innerindien bei den Dschungelvölkern weit verbreitet ist und nach Millionen zählt, aber stark von ihren progressiveren indischen Nachbarn zersetzt ist, so auch bei den namengebenden Wedda von Ceylon. Sie findet sich (trotz gelegentlichen Negritoeinschlags) in extrem typischer Form bei den Senoi im Innern von Malaya und dann im ganzen Südosten von Asien. Hier hält sie sich im kontinentalen Gebiet an einstige Sumpfniederungen oder Berge (Siam, Kambodscha, Moiberge) und auf den Inseln an Binnengebiete (Sundanesen, Toala usw.). Dabei ist sie hier von den Palämongoliden nicht weniger zersetzt wie in Indien von den Indiden. Es handelt sich also um eine typische tropische Rückzugsrasse. Ihr Anteil am Typenspiel Südostasiens und Indonesiens wurde im Grunde genommen schon von Marsden 1816 und Junghuhn 1847 und später vielen anderen gesehen, aber erst ganz neuerdings scharf umrissen.

Dieser Typus zeigt mittelbräunliche Hautfarbe und sehr kleinen Wuchs, und in der Gesichtsbildung dominieren die Formen des Kleinkind- oder Schulkindtypus der höherspezialisierten europiden Rassen: Rundgesichtigkeit, Steilstirnigkeit, Dickwangigkeit, nach unten gebogener Mund, fliehendes Kinn, große Augen usw., auch Grazilität und Untersetztheit. Das alles natürlich besonders gut bei den Frauen ausgeprägt, die bei allen Rassen besser die kindhaft-primitiven Rassenmerkmale bewahren.

Im Seelischen sind die Palämongoliden wie die Weddiden durch ihre gewinnende Freundlichkeit und helle Lebensfreude, durch Offenheit und Sorglosigkeit, ja Unbedachtsamkeit und durch Ehrlichkeit, Güte, Unzuverlässigkeit und Faulheit gekennzeichnet, die Weddiden meist mehr, die Palämongoliden weniger. Aber dieses sanfte und unauffällige Wesen kann auch explosiv umschlagen, wenn die Leidenschaften geweckt werden und zu Ausbrüchen maßlosen Hasses und sinnloser Grausamkeit führen. So liegen kindliche Lebensfreude und kindliche Unbeherrschtheit nahe beieinander

und sind auch — ganz anders als die Grundhaltung im sino-tungiden Kreis — dem Europäer ohne weiteres verständlich.

Allerdings fehlt den Palämongoliden der geduldige Fatalismus und die persönliche Verhangenheit, das Verbergen der Ziele und die Idealarmut der Mongoliden nicht ganz. Und bei den Ostweddiden wird in der Zivilisation die natürliche Scheu leicht durch Überheblichkeit und die angeborene Achtlosigkeit durch Bürokratismus überkompensiert. Bemerkenswert ist, daß die intellektuelle und künstlerische Leistungsfähigkeit der Weddiden bei aller Kindhaftigkeit des Charakters durchaus in der Lage ist, bemerkenswerte Höhen zu erreichen.

Überblickt man die Verbreitung dieser ostasiatischen Haupttypen, so wird eine gürtelartige Aufeinanderfolge auffallend deutlich. Nacheinander entwickeln sich aus einer tungiden eine nordsinide und mittelsinide, dann eine südsinid-palämongolide und schließlich eine vorwiegend palämongolide und schließlich eine gemischt palämongolid-weddide Zone. Der Zusammenhang mit den Klimagürteln ist also eindeutig, aber er ist keineswegs etwa ursächlich. Denn selbstverständlich hat nicht das Klima diese Typen geschaffen, sondern nur die typischen Lebensräume, die ihrerseits die Menschen zu bestimmten Wirtschaftsformen zwangen, haben die Rassen festgehalten. Wirtschaftsraum ist immer gleichzeitig Isolationsraum. Er fesselt die eigenen Lebewesen, er stößt die fremden ab. In bald stärker, bald weniger geschlossenen relativen Inzuchtkreisen entstanden damit selbständige Typenkonglomerate und aus Abschlußgebieten Rassenzentren. Allerdings wechseln mit den Unterschieden der Nutzbarkeit auch die Unterschiede in der Menge der Bewohner und damit ihre Druckkraft, und so entstehen jene Bewegungen, die die typenschaffenden Zentren zerstören und zersetzen, die Rassengürtel verschieben, die schwächeren Wirtschaftsgebiete durchlöchern.

So stößt auch jener Bevölkerungsdruck, der aus den mittelsiniden Räumen des Yangtsebeckens nördlich um den Block der

Südbarbaren herum und von Szechuan dann beidseitig um den Da⁴-liang²-schan¹ gegen Yünnan vorgeht, bereits in die Lebenszone eines anderen weiteren Rassentypus, der Palämongoliden. Es fragt sich, wie das typologisch und historisch zu fassen ist.

2. *Die Vorläufer von Nan²-dschau⁴*

Wir verließen die Mittelsiniden, als ihre Überwältigung durch die Nordsiniden endgültig erreicht worden war, die Tai des Yangtse zu Chinesen wurden und das einst so überragend mächtige Tschu³ in Hupeh 223 v. u. Z. von Tsin vernichtet und aufgesaugt wurde (vgl. S. 126 u. Karte 39). Das war nur durch einen strategischen Schachzug möglich gewesen, durch die Besetzung der beiden Taistaaten Schu³ und Ba¹ in Szechuan, die nach reiflichem Plan 316 v. u. Z. geschah und alsbald kräftig ausgebaut wurde. So wurden gleich nach der ersten Besetzung „10000 Siedler" aus dem Altreich in die fruchtbare Ebene von Chengtu gebracht, und zahllose weitere folgten. Damit war ein Bollwerk im Rücken von Tschu³ entstanden und dieses von zwei Seiten angreifbar geworden. Die Katastrophe mußte eintreten, sobald in Tschu³ Schwächelinien und Sprünge im staatlichen Gefüge auftraten.

Aber noch viele Jahrhunderte später war selbst in den Oberschichten des zentralen Yangtsetales die Abstammung von den „Man" durchaus lebendig und wurde keineswegs stets als anrüchig angesehen. Ba¹ war ein Kulturzentrum, Tschu³ eine Militärmacht ersten Ranges gewesen. So verzeichnen die Annalen auch immer besonders die Erhebung von Nachkommen der alten Tai-Großen zu chinesischen Beamten. Dabei wird, da Tschu³ ja längst verschwunden ist, gewöhnlich wieder der Clan- oder Stammesname Pang (Pëng²) oder auch irrigerweise (d'Hervey '82: Ma³ II) Pan²-hu²* verwandt, so in dem vielzitierten Fall der Ernennung eines Pang-Großen des 5. nachchristlichen Jahrhunderts zum

* Pan²-hu², vergl. S. 160; Pëng 彭.

Gouverneur von Hupeh, womit, was in der Tat durchaus bemerkenswert ist, ein Bewohner des einstigen Tschu³ noch einmal an die Spitze von dessen Nachfolgeland tritt. Aber das war im 5. nachchristlichen Jahrhundert, 700 Jahre nach dem Untergang des alten Staatswesens.

Auch in Schu³ und Ba¹, also im heutigen Szechuan und nun schon yangtseaufwärts, war inzwischen der Sinisierungsprozeß ganz allmählich weitergegangen. Er ist für uns von besonderer Bedeutung, weil hier ein Angelpunkt der völkerdynamischen Geschichte Ostasiens liegt. Die nächste Station ist schon Nan²-dschau⁴. Es fragt sich also, wie der Ablauf der rassischen Dynamik in den langen Jahrhunderten seit dem ersten Bekanntwerden der Völker von Szechuan vor sich gegangen ist.

Ursprünglich war hier nur die Rede von den Jung²-Barbaren des Westens gewesen, später den Tjiang¹, doch werden schon zur Dschou¹-Zeit die dortigen Tai unter dem Namen der Ba¹ bekannt und von den eigentlichen Bergstämmen gesondert. Als ihre letzten Nachkommen gelten heute noch die Bo²-jen² und Dschung⁴-djia¹* im nördlichen Szechuan (Graham '36, Morse '36). Diese Ba¹ waren aber, wie wir schon sahen, rings noch von Monstämmen der Liau⁴-Gruppe umlagert. Im Tung¹-djiän³**, der großen Enzyklopädie des VIII. Jahrhunderts, werden die beiden Gruppen gleichfalls deutlich getrennt. Sie waren nach Verbreitung und Kulturhöhe grundverschieden (Ma³ II, 55, 69: „Sie gehören nicht zu den Pan²-hu²-Leuten (Mon)", „Sie sind vom Volk der Lin³-djün²***" (vgl. Karte 40, auf der das T in Szechuan den Ba¹ entspricht).

Wieder also folgen auch hier Mon, Tai und Chinesen aufeinander, wieder auch wirkt die Talebene als Sprengzelle, und in den Rand-

* Po²-jĕn² (P'o jen, Beh Ren) 賨人, Dschung⁴-djia¹ (Chung-Kia) 仲家.

** Tung¹-diän³ 通典, Buch der Berichte.

*** Lin³-djün¹ 廩君, d. h. Reisspeicherfürsten, ein für Tai in der Tat sehr treffender Name!

gebirgen lagern sich die Altschichten ab. Während der Mittelpunkt von Schu[3] immer in Chengtu lag, scheint das Zentrum der Ba[1]-Leute schon zur Shangzeit weiter südlich um Chungking* und Suifu gelegen zu haben, später Suifu allein. Wie Städte und Täler sinisiert und von Chinesen überlaufen wurden, rückte ihre alte Kultur in die randlichen Berge. Mit der Kultivierung der Ebenen schritt also auch der Taiisierungsprozeß der Liau[4] (Mon) weiter fort. Die heutigen dortigen Lolo wie Miao, die ihrerseits von Norden hereinstießen, geben daher auch noch heute übereinstimmend an, daß „die Ngai dsi" (Ai[1] Lau[2]) schon vor ihnen im Lande saßen (Graham '36, 86, vergl. unten S. 200).

Später kamen dann die Zeiten der Bündnisse mit China, wo die Ba[1] den Dschou[1] 1122 v. u. Z. bei der Vernichtung von Schang[1] halfen und Gesandtschaften (wie die schon in den Bambusannalen genannte vom Jahre 859 v. u. Z.) hinüber und herüber gingen. Die Tai von Ba[1] waren bereits ein Machtfaktor geworden. Es kamen die Zeiten der Konföderation und darauf der Vasallenschaft gegenüber China, die selbständige Erhöhung des Herzogtitels zum Königstitel, schließlich jene Tsin-Eroberung im Jahre 316 v. u. Z., die zunächst nichts anderes als die Züchtigung eines Vasallen bedeutete (vgl. S. 126). Aber sie hatte eine starke bevölkerungsdynamische Wirkung: die Historiker berichten, daß damals die Tai von den Chinesen „in großen Mengen südwärts getrieben wurden" (Torrance '32, 12) Ba[1]-Leute, mittelsinide Tai, nach Yünnan! Bisher Kulturausweitung, jetzt Rassenverdrängung!

In der wechselvollen Geschichte nach ihrer Unterwerfung, in der der außerordentliche Reichtum des flutensicheren Landes um Chengtu eine immer größere Rolle spielte, haben die Ba[1]- und Schu[3]-Leute dann auch noch wiederholt teils selbst Aufstände gemacht, teils sich an den Aufständen chinesischer Vizekönige beteiligt. Diese Kämpfe wurden zuzeiten mit ungeheurer Grausamkeit geführt. Die verschiedenen Annalen wissen davon zahlreiche Einzelheiten

* Tschung[2]-tjing[4] (Chungking, Tschungking, Chung-Ch'ing) 重慶.

Abb. 56. Chinesischer General der Han-Zeit.
Die damaligen Truppen warfen die letzten Aufstände der China-Tai nieder.
(A. v. Pawlikowslki-Cholewa '40).

zu melden (vergl. z. B. d'Hervey '82: Ma³ II, 46 u. 55). Sie hatten aber auch noch so spät wie im 13. und 17. Jahrhundert eine fast völlige Vernichtung der Bevölkerung der Chengtu-Ebene zur Folge, die danach aus Mittelchina, so besonders von Anhui und Honan aus, neu besiedelt wurde (v. Richthofen II '77).

Die alten Taielemente sickerten dann aber wieder von den Bergen nach, mit ihnen aber auch viele osttibetische Elemente und daher jetzt auch jene europiden Züge, wie sie dort noch heute besonders unter den Tjiang¹ auftreten (Torrance '32, 21). So sticht auch gerade heute der szechuanesische Provinzialtypus eben deshalb von den übrigen Provinzialtypen Chinas ab, und das ist auch den Chinesen selbst allgemein bekannt (vgl. Tafel 23a). Gautypen sind nicht nur in Europa eine Realität für das Laienbewußtsein.

Einer der wütendsten Aufstände der alten Taibevölkerung von Schu¹ und Ba¹ geschah noch 118 n. Chr., also mitten in der Glanzzeit der Han⁴*-Kaiser, und darnach gingen wieder Schübe nach Süden (Li '28), neue Rebellionen setzten um 291, 440, 500 und 545 ein. Die von Graham um Suifu und Hanchow gefundenen szechua-

* Han⁴ 漢.

nesischen Kulturen aus gleicher Zeit können nur den damaligen Tai zugesprochen werden, das noch ältere schangzeitliche und sogar steinzeitliche Material aber wohl der Liau[4]-Urbevölkerung. (Edgar '33, Graham '35, '37.)

Die Grabungen in hanzeitlichen Siedlungen förderten Figuren von Tieren und Menschen, so von Kriegern, Dienern, Mädchen zutage, allerlei Hausrat und auch Reliefs auf glasierten Grabziegeln, die typische Taihütten auf Pfählen mit Einsteigleiter und geradem Gras- oder Blätterdach zeigen (Graham '34, '37: Abb. 57). Gerade für das alte Chengtu der Hanzeit, also eine Siedlung der Schu[3], werden aber auch von chinesischen Historikern Pfahlbauten der Schu[3] erwähnt (Torrance '36, 6). Es war auch erst Wen[2]-Wëng[1]*, der hochgebildete Statthalter des ersten Hankaisers, der die alte taiische Flußgottheit im Tempel von Chengtu zerschmetterte oder zerschmettern ließ, wie einst Bonifazius die Irminsul zu Fall brachte.

Es kann also selbst Jahrhunderte nach der Besetzung noch gar keine Rede von einem Abschluß der Sinisierung sein. In dem wirren Zeitalter der Sechzehn Staaten (265—420) gelang es sogar noch einmal einer einheimischen Tai-Familie, das alte Schu[3] zum selbständigen Kaiserreich zu erheben (306—347)**. Sein Begründer war ein gewisser Li[3] oder Li-te vom Stamm und der Sippe der Lin[3]-Djün[1], dessen kaiserliche Dynastie von 6 Generationen selbst ein so aufgeklärter und kritischer Historiograph wie Ma[3] in wenigen Zeilen und mit der ganzen Verachtung und Empörung abtat, die der echte Chinese den „Barbaren" gegenüber empfindet (s. II, 53). Daß es damals aber überhaupt möglich war, daß sich noch ganze 6 Generationen von Tai-Fürsten dem nordchinesischen Kaiser nach Titel, Rang und Macht gleichstellen konnten, wirft

---

* Wen[2]-Wëng[1] 文翁.

** Reich Tschëng[2] 成, ab 338 Schu[3] Han[4] 蜀 漢, Gründer Li[3] 李 von der Sippe Lin[3]-Djün[1] 廩 君, d. h. der Reis-(reichen)-Fürsten-Sippe, einem bezeichnenden Namen für Tai, der dann auch für Stämme bzw. die Schu[3]-Leute überhaupt auftritt (vgl. Ma[3] II, 46).

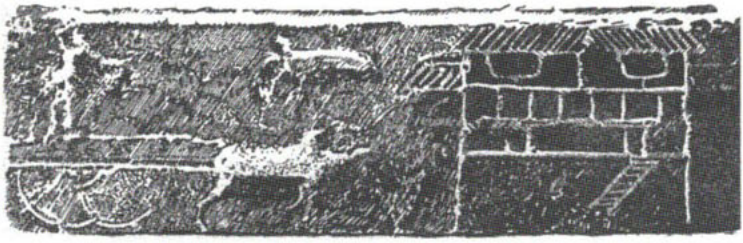


Abb. 57. Typische Tai-Pfahlbauten mit Leiter
im alten Szechuan auf einem Ziegel der Han-Zeit (D. C. Graham '35).

ein klares Licht auf die kulturelle und militärische Stärke der alten China-Tai.

Diese starke Widerstandsfähigkeit dürfte nicht zum geringsten in der ausgezeichneten Kultur bestanden haben, die eben jene hanzeitlichen Funde belegen. Ba¹ stand lange an ihrer Spitze. Aber sie blühte noch lange. In dem bemerkenswerten, großen Museum bei Chengtu, das Graham gründete und leitet, stehen Reihen schönster Tonkrüge mit reichen Verzierungen und eleganten Formen, die aus mittelalterlichen Gräbern des westlichen Teils von Szechuan stammen, wo das Land Ba¹ lag. Diese Krüge werden den Bo²-jen² zugeschrieben, deren reichausgestattete Begräbnisstätten an den Felsen der Umgebung von Suifu festgestellt wurden. Die Särge sind hier an den steilen Felsen auf Pflöcken abgestellt (Graham' 35, Münsterberg '24, I, 97, Torrance '30). Sie waren schon Marco Polo aufgefallen (Charignon '26, II, 268). Auch die alte Schrift der Ba¹-Leute wurde neuerdings bei Sui-ling in Szechuan auf einer Steintafel unter einem entwurzelten Baum entdeckt*.

Man versteht nach alledem, daß sich selbst heute noch die Szechuanesen keineswegs schämen, sich gelegentlich als die Leute von Schu³ oder Ba¹ zu bezeichnen, denn die Erinnerung an die alte Kultur der dortigen Tai ist noch lebendig genug, um im Bewußt-

* Vgl. Abbildung in J. West China Border Research Society V, S. 152, 1932.

sein des Volkes ihre Gleichwertigkeit mit der chinesischen erhalten zu haben.

Tatsächlich brach auch der letzte politische Widerstand der einstigen Tai, der Bo²-jën², erst 1573 endgültig zusammen. Das von den chinesischen Historikern berichtete Ereignis fand durch eine 1929 bei Straßenumbauten in Suifu gehobene Erinnerungstafel beste Bestätigung. Auf dieser wird die durch eine List gelungene Überrumplung ihres letzten Bergnestes Djiu³-Sī¹-Tscheng² bei Hsing¹-Wen² Hsiän⁴* dramatisch und ausgiebig geschildert (Graham '36).

Die Verdrängung des alten Taitums aus ihrem Westgebiet am Ober-Yangtse ist also von allem Anfang an, von 316 v. Chr. bis herauf zum Jahre 1573, historisch genau belegt und Schritt um Schritt aktenmäßig zu verfolgen. Auch hier wirkt sich der Druck des allmählich immer mächtiger und gewaltiger gewordenen bevölkerungsdynamischen Zentrums der Nordebenen mit der gleichen geradezu unheimlichen Konsequenz aus, wie das gegen die zentralen Tai von Tschu³ der Fall gewesen war. Er geht dann über Tschu³ und ebenso aus Tschu³ wie Ba¹ weiter gegen Westen vor.

Jedes Mal aber laufen vor dem Druck aus Norden die Flüchtlingswellen der Unterworfenen. Das sind gewiß nicht alle gewesen, die von dem Einbruch überhaupt erfaßt wurden, war aber immer die verantwortliche Führerschicht mit ihren Gefolgsleuten. Es ist nötig, dessen eingedenk zu bleiben, wenn man die Verhältnisse in dem Gebiet richtig verstehen will, wohin sich die Flucht richtete, nämlich in Yünnan, einem nur erst ganz dünn besiedelten Gebiet (Abb. 58). Was kam, waren Herren und Siedler, die sowohl Land wie auch Leute suchten. Existenz und Einfluß hing für sie also von einer möglichst raschen Einbeziehung der Vorbewohner ab, sei es der Mon (Austroasiaten — hier meist von der Gruppe der

* Hsing¹-Wen²-Hsiän⁴ (Hsing Wen Hsien) 興文縣; Djiu³-Sī-Tschëng² (Chiu Ssu Ch'eng) 九絲城.

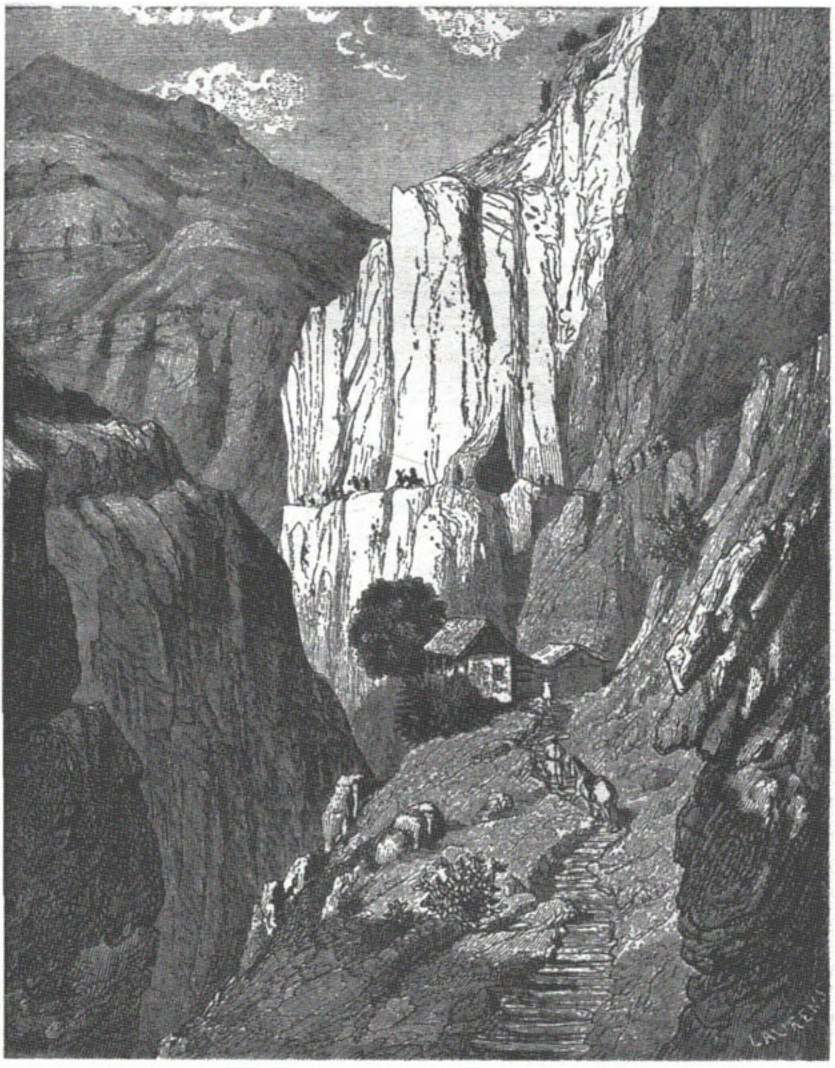


Abb. 58. Yünnan ist weithin verkehrsfeindliches Gebiet, wo Wu-man, Lolo und Alt-Tai bis in jüngste Zeit ein nur wenig gestörtes Eigenleben führten. Hier bestanden vom 6.—13. Jahrh. die Staaten der Tai-Konföderation von Nandschau als lose verbundene Talherrschaften zwischen der Altbevölkerung. Landschaft am oberen Blaufluß (F. Garnier '73).

Wu[1]-man[2]: Karte 40) in den Tälern, sei es der Lolo in den Bergen (Karte 51) oder überhaupt tibetischer Randstämme. Gerade neuerdings wiesen Credner ('35) und Eberhard ('42) darauf hin, daß die Herrschaft von Nan[2]-dschau[4] selbst gar nicht über einer Taibevölkerung, sondern von einer Taioberschicht über einer tibetischen Randbevölkerung errichtet worden sei. So ist auch der rassische Einfluß zunächst noch gering, denn das alte taiische Mittelsinidentum konnte sich nur in Oberschicht und kleinen kolonialen Zellen durchsetzen.

Das hatte aber auch schon für die älteren mittelsiniden Beeinflussungen in Yünnan gegolten. Diese gingen in erster Linie von Tschu[3] aus, das direkte Wege nach Yünnan gesucht hatte, wohin yangtseaufwärts und unter Umgehung des Blocks der bergbewohnenden Miao und Liau[4] schon sein Vasallenstaat Diän[1] (S. 121 u. Karte 39) gereicht hatte. Bei diesem handelte es sich zweifellos um ein von taiischen Siedlern oder Adligen errichtetes Kolonialreich, das schwerlich mehr als einige reisbaufähige Talwannen in Zentralyünnan besetzen konnte. Daß dies überhaupt geschah, ist ein unmittelbarer Ausdruck dafür, daß in den Zeiten vor und nach der Glanzzeit von Tschu[3] um das 6.—3. Jahrhundert für dessen Taibewohner oft gar kein anderer Ausweg als nach Yünnan bestand. Denn im Norden lag die nordchinesische Übermacht und in den Bergen das Miao- und Yaotum (nebst seinem Monsubstrat). Auch hier ist also die mittelsinide Zersetzung der jenseitigen, d. h. jenseits der Miao und Yao gelegenen alten Mon anfangs gewiß nur gering gewesen.

Auch was an Chinesen nachstieß, verrann zunächst spurlos. Und das geschah sogleich nach dem Fall von Tschu[3] zur Han-Zeit im 2. Jahrhundert, wo eine chinesische Armee bis in das Land einer als Kun[1]-ming[2] bezeichneten und wahrscheinlich monkmerischen Bevölkerung (natürlich aus dem Kreis der Pu[4]-man[2] * oder Wu[1]-man[2])

* Pu[4]-man[2] 濮蠻.

Abb. 59. Mann und Frau der Ba-i oder Bo-i.
Nachkommen der hochzivilisierten Tai von Ba. Nach dem Huang²-tjing²-dschī² gung⁴-tu² (G. Devéria '86).

drang. Das ist interessant, weil ihr althistorischer Name neuerdings wieder zur Benennung der yünnanischen Hauptstadt Yünnanfu* erhoben wurde, in deren Gebiet ihre Sitze lagen. Aber von ihnen selbst hat man nie wieder etwas gehört, und auch jene chinesische Armee, die den Rückweg nicht fand und sich in Militärkolonien auflöste, blieb spurlos verschwunden. Spätere Annalen beklagen das bitter.

Bezüglich der tai-sprechenden Bevölkerung von Yünnan aber verdichten sich die Traditionen immer mehr um eine als Bai²-i² oder Bai²-Barbaren** bezeichnete Völkergruppe (Abb. 59). Daß es sich bei diesen nicht um „weiße" Barbaren (Baber '82) handeln konnte, bemerkten die der chinesischen Schriftquellen kundigen Forscher natürlich bald. Denn dieser Laut Bai² fand eine vielfache Umschreibung und war wohl ursprünglich nur die Bezeichnung der

* Yün²-nan²-fu³ 雲南府, d. h. Wolken-Süden-Stadt.

** Bai²-i² (Pai I) 白夷, auch 百夷, 擺伊, 百彝, 僰夷.

taiisierten nordost-yünnanesischen Kontaktzone gegen das ältere szechuanesische Taitum. Auch die Erklärung, daß hier eine Korruption des Wortes Tai vorläge (Davies '09), mußte wenig wahrscheinlich anmuten. Hatte doch schon Terrien ('87) darauf hingewiesen, daß es sich bei diesen Leuten ursprünglich um Flüchtlinge aus Ba^{1} gehandelt haben müsse, und daß daher die historisch einzig richtige Schreibweise nur Ba^{1}-i^{2}* sein könne. Und schließlich macht auch Graham darauf aufmerksam, daß in den Quellen für Bai^{2}-i^{2} vielfach Bo^{2}-i^{2} geschrieben wird, wodurch beide Namen nur als Varianten der Bezeichnung für die einstigen Bewohner des ost-szechuanischen Taireichs von Ba^{1} erscheinen. Das hat denn auch ein neuerer historisch-anthropologischer Vergleich klar erwiesen (v. Eickstedt '44).

Tatsächlich werden nämlich schon in der Geschichte von Nan^{2}-dschau^{4} (Sainson '04, 164; Soulié '07, 352) Bai^{2} und Bo^{2} gleichgesetzt, ebenso im Huang^{2}-tjing^{2}-dschï^{2} gung^{4}-tu^{2} von 1773 (Devéria '86, 99), und im Djiän^{3}-dji^{4} von 1807 (Soulié '07, 315) heißt es: „Die Bo^{2}-i^{2} stammen von jenseits des Schwarzflusses. Man nennt sie jetzt infolge eines Fehlers der Aussprache Bai^{2}-i^{2}. Ihre Konstitution läßt sie große Hitze ertragen. Sie wohnen in den Niederungen, die naß und buschbedeckt sind. Daher hat man ihren Namen aus den Zeichen für Busch und Mensch zusammengesetzt".**

Damit wird verständlich, daß schon früh — angeblich sogar bereits vor 877 n. u. Z. — das ganze den Chinesen damals bekannte Yünnan, also vor allem der Nordwesten, überhaupt als Bai^{2}-yai^{2}-guo^{2}*** bezeichnet wurde, während die eigentlichen Herren, die Lolo der Berghöhen und ihre Untergebenen, die Wu^{1}-man^{2} der Berghänge, noch kaum bekannt waren. Heute wird der Name Bai^{2}-i^{2} von den chinesischen politischen Ethnologen daher auch gleichbedeutend mit Schan verwandt (Siguret '37, 137).

* Ba^{1}-i^{2} 巴夷.

** Busch 棘 Mensch 人, vgl. Anm. S. 189 u. S. 197 vorletztes Zeichen.

*** Bai^{2}-yai^{2}-guo^{2} 白崖國, d. h. eigentlich Weißklippenland.

So ist die Gleichsetzung von Bai^{2} und Ba^{1} sprachlich wie historisch durchaus berechtigt, und von den Ba^{1}-jen^{2} läuft eine unmittelbare Verbindung zu den Ai^{1} Lau^{2}*, den Bai^{2} oder Bo^{2} und schließlich den heutigen Lao und Schan. Sie alle waren Tai, verbinden das alte szechuanische mit dem jüngeren yünnanischen Taitum und zeigen das Ausbrechen unserer westlichen biodynamischen Stromlinie aus dem Yangtse-Gebiet.

3. Das Ausschwärmen der Verdrängten

Mit den abgewanderten Bai^{2}-i^{2} als den Nachkommen der einstigen Ba^{1}-jen^{2} und Vettern der zurückgebliebenen Bo^{2}-jen^{2} kommen wir also auch zu der yünnanischen Dynamik, dem nächsten Achsenpunkt der bevölkerungsbiologischen Geschichte des Ostens, und damit zur Frage der Entstehung der dortigen Tai-Reiche und schließlich des Großreiches von Nan^{2}-dschau^{4}.

Waren schon die Diän^{1}-Leute (S. 121) wie die älteren Wellen der Bai^{2}-i^{2} nichts anderes als die Avantgarde der mittelsiniden Tai von Szechuan gewesen, folgten ihnen nach jedem Aufstand und jeder neuen chinesischen Siedlungskolonne weitere Wellen und Vorsickerungen, so konnte das schließlich nicht ohne nachhaltigen politischen und bevölkerungsdynamischen Einfluß in Yünnan bleiben. Mit kleinen Talherrschaften und allmählich Bünden Gleichsprachiger entstand hier eine neue Widerstandsfront.

Zwar stießen nun die Chinesen bei jeder gegebenen Möglichkeit sofort nach. War das einstige Ba^{1} jetzt doch, wie schon die alten Annalen sagten, zur „Avantgarde des Kaiserreichs" geworden. Aber ein Festsetzen zumindestens mit Gewalt war den Chinesen nicht leicht gemacht. Es sollte daher lange dauern, bis richtige Chi-

* Ai^{1}-Lau^{2} 哀牢, auch Lau^{3} (Lao) 猺 in Hinterindien, alte Schreibweise 獠, oder angeblich Liau^{4} 僚 (in Szechuan bis zum 9. Jahrhdt., doch darf dieser letztere Name eigentlich nur für die szechuanesischen Mon Anwendung finden). — Vgl. a. S. 200.

nesen oder solche, die sich so nannten, in geschlossener Menge und mit politischer Macht den Nordweg um den Resistenzblock der Man-Barbaren herum beschreiten konnten. Denn was zur Zeit des alten Tschu[3] und Ba[1] floh, waren ja hochzivilisierte Leute gewesen, waren die Tai aus einem kulturell dem alten Nordchina gewiß nicht nachstehenden Mittelchina gewesen, die sehr wohl im stande waren, Widerstände zu organisieren, und die den Chinesen auf lange den politischen Eintritt in den fernen Südwesten verwehrten.

So wissen wir auch, daß im Jahre 47 n. u. Z. Stämme oder Fürsten der Tai wieder gegen das sinisierte Szechuan zurückschlugen, die jetzt als Ai[1]-lau[2] (in südlicher Aussprache Ngai[1]-lau[2]) bezeichnet wurden und den Yangtse abwärts gegen die Chinesen vordrangen. Zwar kam es im Jahre 69 zu Gesandtschaften, aber schon wieder im Jahre 78 mußten solche Laofürsten weit im Innern des chinesischen Gebiets zurückgeworfen werden, und noch um 566 n. u. Z. baute Kaiser Wu-ti* einen Wall bei Ichang**, um die Yangtseübergänge gegen sie zu schützen (Scott '00, '22, Rocher '99). Sie besaßen tapfere Truppen und vielerlei Schätze: Amber, Perlen, Edelsteine, Seide und köstliche Stickereien, auch Elefanten, Rhinozerosse und den geheimnisvollen, sprechenden Affen Hsing[1]-hsing[1]*** (d'Hervey '82: Ma[3] II, 174). Später fließt ihr Name mit dem der Ba[1]-i[2] zusammen.

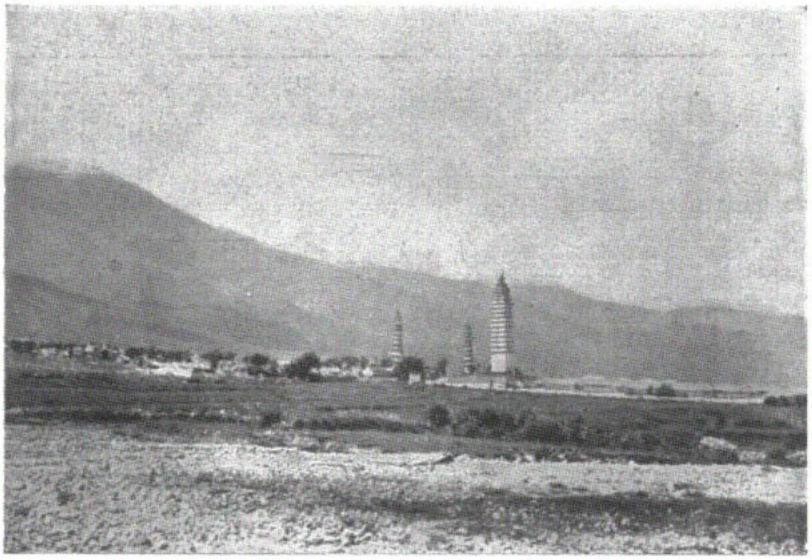
Inzwischen hatten also Ansätze zu selbständigen Staatenbildungen bei diesen yünnanischen Tai eingesetzt, für die in den chinesischen Annalen nun auch immer mehr der heute noch weitverbreitete Name Lao gebraucht wird. Das setzt die weitgehende kulturelle Einschmelzung bzw. Höherentwicklung der yünnanischen Urbevölkerung voraus. Deren Reste — Reste vorloloischer Mon-Be-

---

* Wu[3]-di[4] 武帝 (d. h. Kriegskaiser, auch Kriegsgott) zur Nan[2]-Be[3]-Tschau[2]-Zeit 南北朝 (420—589).

** J[3]-tschang[1] 宜昌.

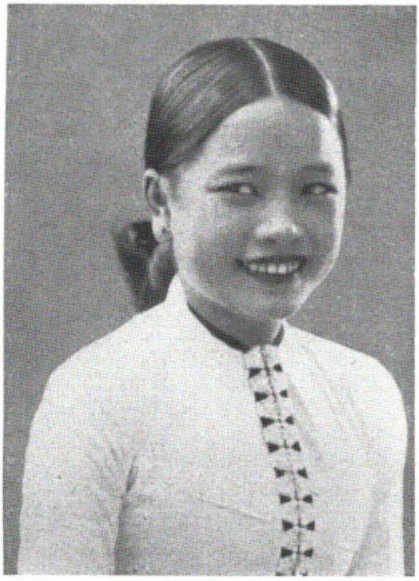
*** Hsing[1]-hsing[1] 猩猩 (aus dem fabelreichen Schan[1]-hai[3]-djing[1] 山海經, dem vorchristlichen „Altbuch der Berge und Meere" (Mänchen-Helfen '24).



Taf. 27. Ruhepunkt und Ausstrahlungszentrum.
a) Zwei typische Schan-Männer palämongolider Rasse (Phot. v. Eickstedt).
b) Die Ebene von Talifu (Nan-dschau) (G. Wegner '30).

Taf. 28. Der Vorstoß nach Westen.
a) Typische junge Birmanin palämongolider Rasse beim Rosenpflücken (Phot. v. Eickstedt). b) Der Königin Goldenes Kloster zu Mandalay, typisch birmanische Architektur (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 29. Der Vorstoß nach Süden.
a) Ostweddider Typus einer jungen Thailänderin aus Bangkok (Slg. v. Eickstedt). b) Prozession der Königsbarken bei einem Hoffest in Bangkok. Kennzeichnend thailändische Bauweise (K. Döhring '23).



Taf. 30. Der Vorstoß nach Osten.
a) Südsino-palämongolider Typus einer Weißen Tai-Frau aus Ober-Tonking (Slg. v. Eickstedt). b) Der Bazar von Laokay, dem kleinen, dynamisch bedeutsamen Übertrittsstädtchen an der yünnanisch-tonkinesischen Grenze (Phot. v. Eickstedt).

völkerung — sind noch heute im Südosten von Yünnan und in den Schanstaaten, ja in geringsten Mengen sogar auch noch im Westen und bis Kueichow hinein erhalten. Es handelt sich dabei um rassisch palämongolide Bergbevölkerungen mit eigener, nämlich monkmerischer (austroasiatischer) Sprache, als deren Hauptgruppe die wohlhabenden und zivilisierten Palaung und Riang, die wilden Wa* und die recht primitiven wenigen Pu⁴-man²(Wu¹-man²) sowie die vielen Stämme der Ka anzusehen sind. Einige kaum bekannte Reste in Yünnan und die über fast das ganze Südchina südlich des Yangtse zersplitterten Überbleibsel der Liau⁴ mögen auch zu ihnen zu stellen sein (Eberhard '42, 246, 367).

In einem breiten Gürtel um das westliche Yünnan haben sich also diese Reststämme oberhalb der Reisbautäler der Tai in den mittelhohen Gebirgen gehalten. Ihre Traditionen weisen mit einziger Ausnahme der traditionslosen, primitiven Ka alle nach Inner-Yünnan (Cochrane '15, v. Eickstedt '28, Milne '10, Rocher '80).

Es ist also sehr deutlich: die vor-taiische Bevölkerung von Yünnan gehörte Stämmen an, die diesen Restvölkern verwandt waren, und es handelte sich bei ihnen um Leute, die wesentlich palämongolider Rasse und monkmerischer Sprachzugehörigkeit waren.

Sie also bildeten das Bevölkerungssubstrat, die Diener, Bauern, Helfer der Taioberschicht , die seit der zweiten Hälfte des 1. vorchristlichen Jahrtausends immer stärker nach Yünnan abfloß. Sie wurden zum großen Teil in sprachlicher und nationaler Beziehung zu Tai. So erklärt sich auch der rassische Unterschied zwischen den vorwiegend mittelsiniden Alt-Tai vom Yangtse und den vorwiegend palämongoliden Neu-Tai von Yünnan und dem angrenzenden Hinterindien. Dafür besitzen wir auch einen unmittelbaren anthropologischen Beweis aus den chinesischen Annalen, der um so wertvoller ist, als diese nur selten Bemerkungen über den Typus von Fremdvölkern enthalten. Anläßlich einer Gesandschaft zur

* Bo⁴-lung⁴ (Palaung) 勃弄, Wa³ 瓦.

frühen Sung-Zeit wird nämlich außer Armbrust, Tanz und Kän auch das offenbar recht auffallende Aussehen der Leute beschrieben.

Es heißt: „Die Gesandtschaft, die diese Tanzvorführung darbot, bestand aus 12 oder 15 Häuptlingen, die über 1000 Beamte und Diener mitführten. Alle zeigten prachtvolles Haar, hatten braune Gesichtsfarbe und besaßen schwarze Augen von der Form wie bei den großen Affen." Es fielen also das tatsächlich sehr lange und reiche Haar der palämongoliden Rasse, ihre braune — nicht gelbliche — Haut und die geringe Ausprägung — oder bei weddidem Einschlag überhaupt das Fehlen — der Mongolenfalte auf (Ma[3]: d'Hervey II '83, 143).

Aus alter taiischer Kultur und mit taiischem Führertum entstanden also in Yünnan 5 oder 6 mäßig große selbständige Gemeinwesen unter je einem Oberhäuptling oder Fürsten, deren rassische Grundlage wenigstens im Süden schon palämongoloweddider Art war. Ihre Domäne umfaßte warme Talwannen und feuchte Hochtäler und die benachbarte abhängige Bevölkerung, die auch den größten Teil der Truppen stellte. Mit diesen kämpften die Generäle der chinesischen Kaiser.

Als dann nach 221 n. u. Z. der chinesische Raum in drei Großreiche zerfiel und mit Wei (We[4]) das Schang[1]-Reich im Norden, mit Wu[2] im Südosten die alte Taiherrlichkeit eine Wiederauferstehung feierte, trat auch — und es war noch nicht zum letzten Mal — das alte Taireich von Schu[3] in Erscheinung. In dessen Hauptstadt Chengtu hatte sich ein Seitensproß des ruhmlos durch Abdankung verklungenen Kaiserhauses der Han selbst zum Gegenkaiser gegen We[4]* und Wu[2] erklärt. Aber dieses neue Schu[3] wurde jetzt chinesisch regiert, und gegen die eigentlichen und echten Schu[3]-Leute, nämlich gegen die Reste der Tai, richtete sich unter anderem der sagenumsponnene Kampf, den der kulturgeschichtlich so bedeutsame Roman der „Drei Reiche" imposant schildert

* We[4] 魏.

Abb. 60. Kampfszene aus dem berühmten epischen Roman der Drei Reiche (3. Jahrh.), dessen Schauplatz großenteils die alten Tailänder im Südwesten sind (F. Kuhn '40).

(Abb. 60). Auf dankbarem Posten und mit großem Erfolg führte ihn der listenreiche, kluge und doch tragische Feldmarschall Dschu¹-go²-liang⁴ *, der Freund seines Kaisers Liu²-Be⁴**. Wenn es ihm gelang, seiner abgedrängten Dynastie außerordentlich weite Gebiete rings um Schu³, also um Szechuan, zu erobern,

* Dschu¹-go²-liang⁴ 諸葛亮.
** Liu²-Be⁴ 劉備.

so bedeutete das in erster Linie eine weitere Verdrängung der Taivölker, deren yünnanesische Nordostgrenze er völlig in Besitz nahm. Die kurze Episode von Schu[3] Han[4] (s. oben S. 192) blieb dem gegenüber bevölkerungspolitisch bedeutungslos.

Vom 3.—7. Jahrhundert schweigt dann die Geschichte über die Tai überhaupt fast völlig. Es ist die Zeit der Konsolidierung der Lao in Yünnan. Von hier rücken sie anscheinend schon um die Zeitwende bis in die östlichen Berggebiete des heutigen Birma und Südwest-Yünnan vor, wo sie unter dem Namen der Schan* auftreten. Im Süden festigt sich gleichzeitig ihr Reich Yä[4]-lang[2] mit seinen „Bambuskönigen", im Osten das ältere Diän[1].

In jener Zeit beginnen bereits alle Chroniken der birmanischen Schanfürsten, wenn dies auch durch spätere buddhistische Überarbeitungen oder Niederschriften teilweise verwischt worden ist. Außer Zweifel aber steht, daß gerade jene nördlichen peripheren Fürstentümer in dem Maße zu immer größerer Macht gelangten, in dem die zentralen Kräfte schwächer wurden. Kam doch mit den nordbirmanischen Mao-schan vom Shwe-li eine Macht auf, die zur Zeit des Sinkens von Nan[2]-dschau[4] bis nach Indien vorgriff und ganz Birma für Jahrhunderte unter seinen Einfluß stellte. Er wurde erst an der Schwelle der Neuzeit endgültig gebrochen (1604, 1758, 1943: Karte 62). Mit dieser Ausbreitung wanderten auch die alten Tai- bzw. Schannamen und Schantitel. Ja selbst der Name von Diän[1] oder Shen(?), dem einstigen Vasallenreich von Tschu[3], scheint sich unter dem Namen des Mao-schan-Staates Shen-she zu verbergen, denn Terrien de Lacouperie und Cochrane ('10) möchten ihn in dem heute bestehenden Hsen-wi wiedererkennen.

Jedenfalls ist eindeutig, daß die alte Taiausbreitung von Szechuan her schon sehr früh in allen warmen und reisbaufähigen Gegenden weit nach Westen vorgreift, und dies umsomehr, als Nordbirma in unmittelbarer Fortsetzung der einmal angegangenen biodynamischen

* Schan[1] (- dsï[3]) 山子, alte hanzeitliche Schreibweise 扌單.

61. Der liebliche See von Tali, die wirtschaftliche und strategische Basis der Großkonföderation von Nan-dschau, ein nördliches Gegenstück zum Tonlé-See, der die Grundlage der Macht von Angkor und dem Kmerreich im Süden bildete (Hackmann '07).

Stromrichtung liegt. Dagegen werden die kalten südyünnanischen Hochgebirge mit ihren Hochplateaus — Kunming liegt in 1900 m Höhe — zunächst noch durchaus gemieden. Nach wie vor handelt es sich also bei den Taifürstentümern um Talreiche.

In den Tälern und unter Einbeziehung möglichst vieler der ursprünglichen Einwohner dehnten sich die genannten fünf Gemeinwesen also weiter aus und schlossen sich etwa im 4. oder 5. Jahrhundert zu lockeren Bünden zusammen, in denen die Sippe Mëng[2] im Norden in der Gegend von Tali* recht bald ein Übergewicht erhielt. Hier sollte ein neues Zentrum entstehen (vgl. Karte 39/62). Es bildete zunächst eine Art von Präsidialmacht über einer Konföderation nach altchinesischem Muster, innerhalb

* Da[4]-li[3] (Talifu) 大理, wörtlich Groß-Ordnung-Stadt, was aber nur die phonetische Wiedergabe eines Fremdworts ist. Das gleiche gilt für die folgenden Worte.

deren sich, wieder im Anschluß an das chinesische Beispiel, alsbald ein gewisser Mëng Hsi⁴-nu²-lo²* 648 zum Oberfürsten aufschwang, den Titel König zulegte und sein Land Da⁴-Mëng²-guo²** oder „Großmengland" bezeichnete. Die Chinesen verschweigen allerdings diesen etwas anspruchsvollen Namen und sprechen vom Reich des Süddschau oder Südfürsten, d. h. eben von Nan²-dschau⁴. Das ist also ein chinesischer Name. Der spätere Großstaat hieß Tali nach seiner 765 ausgebauten Hauptstadt (vgl. Abb. 61 u. Tafel 27b).

Hier hatte sich inzwischen ein sehr beachtlicher Kulturmittelpunkt gebildet (Terrien '85, Cochrane '15, 19). Er konnte eine günstige verkehrspolitische Lage nutzen — war er doch Knotenpunkt des Überlandverkehrs der drei großen Kulturzentren Indien, Kambudschadesa und China. Die chinesischen Quellen lassen daher auch erkennen, daß es sich um ein Staatswesen handelte, das dem chinesischen offenbar nur in wenigem nachstand.

Es gab Minister, Gouverneure und Generäle, Würdenschirme, Goldgürtel und Tigerehrenmäntel, gestickte Seidenröcke, Muschelgeld und Nephritschmuck. Es gab Ministerien für Finanzen, öffentliche Arbeiten, den Palast und — für die Haustiere. Das waren gute Buddhisten. Die Garderegimenter waren mit kupfernen Helmen und Schilden und jenen Rhinozerospanzern ausgerüstet, die auch schon im alten Tschu³ bekannt waren, und von denen Sï¹-ma³ Tjiän¹ meint, daß sie „hart wie Metall und Stein" wären (Chavannes '95, III, 216). Es wird auch sonst noch manches alte Kulturgut aus Tschu³ hier weitergelebt haben. Typische Taisitten und Tailiebhabereien, die Frühlingsfeste und die freien Beziehungen der Jugend, das Tatauieren, Schmücken der Haare (aber kein Schminken wie in China) werden berichtet, auch die schrecklichen Sauer- und Salzfischgerichte und der Gebrauch der schwermütig-melodischen vierteiligen Mundorgel aus Bambus, der Kän (Abb. 47),

* Mëng² Hsi⁴-nu²-lo² 蒙細奴邏.
** Da⁴-Mëng²-guo² 大蒙國.

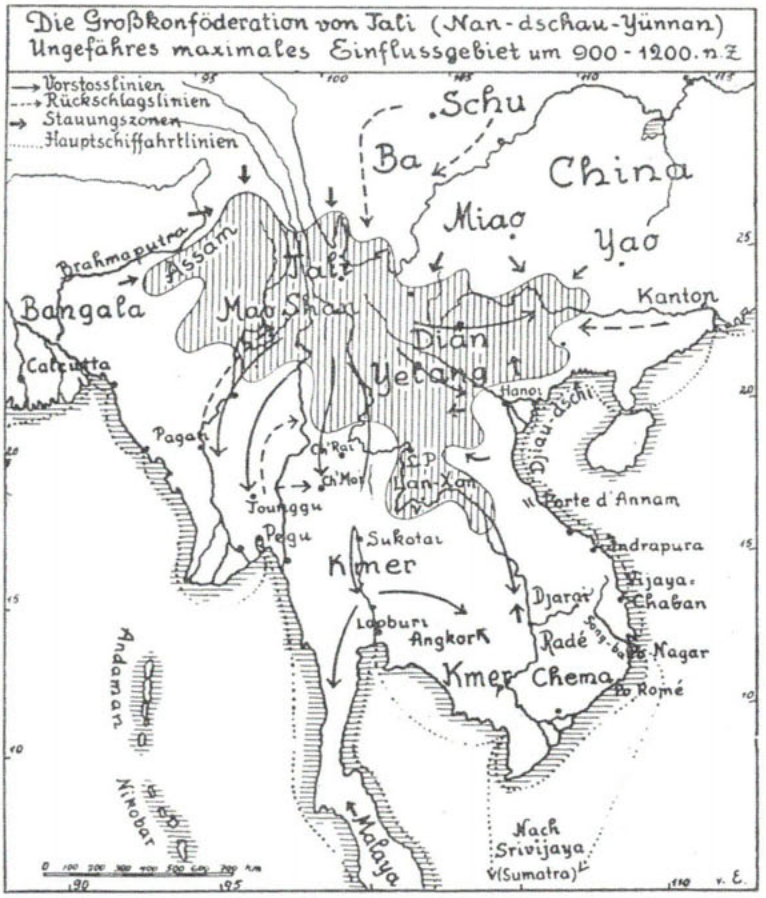


Abb. 62. Das Herrschaftsgebiet der Verdrängten: Nan-dschau-Tai über yünnanischen Lolo und Mon und die drei Vorstoßrichtungen nach Birma, Hinterindien und Südwest-China. Der Vergleich von nacheinander Karte 39, 62 und 75 läßt das allmähliche Südwärtsgleiten des politisch-kulturellen Schwergewichts von Tschu über Tali nach Thailand gut erkennen.

deren weiche Töne noch heute allabendlich durch die Stille der trockenzeitlichen Dschungeldörfer der Lao schwingt, wenn die jungen Männer — meist erfolgreich — um ihre Freundinnen werben.

Nicht ohne Interesse für unsere Fragen ist es sodann, daß im älteren Hofzeremoniell von Nan²-dschau⁴ die Könige bei den Staatsaktionen nach Osten zu schauen pflegten. Das war die Richtung, in der einst die große Taivormacht Tschu³ gelegen hatte, dem ganz China untertan war, und von der auch die Schan in Yünnan abhängig waren. Später aber richteten die Herrscher den Blick nach Norden, woher die Macht der Chinesen einbrach (Cochrane bei Milne '10, 10). Das ist ein unmittelbarer Ausdruck für das Fortschreiten der Bevölkerungsdynamik im südwestlichen China und für das wachsende Übergewicht, das China alsbald auch über diese Rückzugsstellung seines bevölkerungsbiologischen Gegners erlangen sollte.

Zunächst bemühte sich das neue Reich von Hsi⁴-nu²-lo² noch sehr um chinesische Gunst und Titel und war durchaus chinafromm. Hsi⁴-nu²-los³ Urenkel Go²-lo²-föng⁴* jedoch, der von 748—778 Dschau⁴ war und von den Tai Hkun Lu-fong, d. h. Fürst Lu der Ruhmvolle genannt wurde, erfuhr von den Chinesen eine äußerst schlechte Behandlung und verbündete sich daraufhin mit den benachbarten Tibetern (Tafel 26b). Er besiegte 751 die Chinesen, griff noch einmal bis Szechuan vor und eroberte sogar Chengtu, womit eine lange Zeit des Ausspielens von Tibet gegen China eingeleitet wird. Dadurch erklimmt Nan⁴-dschau⁴ eine Höhe der Macht, die derjenigen von China oder seinem damals erbittertsten Feind Tibet nur wenig nachgestanden haben dürfte.

Auch nach der Niedermetzelung der Sippe Mëng² im Jahre 902 (Franke '36 II, Sainson '04, Ma⁴ II, 198) blieb Nan²-dschau⁴ unter

* Go²-lo²-fëng⁴ 閣邏鳳.

der Herrschaft von schan-chinesischen Tai noch für dreieinhalb Jahrhunderte bestehen. Seine Macht reichte von den tibetischen Bergen bis tief ins heutige Birma und Laos und von Kuangtung bis nach Assam — ein riesiges Gebiet. So schien es, als ob sich die mittelsiniden Tai, wenn auch über und zwischen ganz Andersrassigen, zu einer dauernd selbständigen Macht zusammenballen würden.

Daß dies nicht gelang, liegt in erster Linie an der faszinierenden Macht der chinesischen Kultur. Nach dem Ausscheiden der Mëng[2]-Dynastie wurden die bis da weithin obwaltenden indischen Kultureinflüsse durch chinesische abgelöst, denen Einsickern und schließlich auch Massensiedlungen von Chinesen folgten (Pelliot '04, Scott '00). Yünnan hatte ja noch Menschenbedarf, das Yangtsegebiet Menschenüberschuß. Das alte große Taireich war rassisch unterhöhlt, schon ehe es zu Fall gebracht wurde. Der Schlag ging von den Mongolen aus, vom Druck des Steppengürtels. Als man hier zum Sprung auf die Weltmacht ansetzte, war die Beseitigung der unruhigen und gefährlichen Tai in der Flanke nötig, ehe auch China endgültig unterjocht werden konnte. Prinz Kubilai*, jüngerer Bruder des Mongolenkaisers Mangu und später glanzvoller Herrscher über fast ganz Asien, rückte 1253 mit gewaltigem Heer vor die Mauern von Tali und schlug den Taikönig vernichtend. Den Rest besorgte sein Feldherr Uriangkadai.

Jetzt war Nan[2]-dschau[4] unter seinem letzten Fürsten als erstem Gouverneur zu einer Provinz des Mongolenreichs geworden und verschmolz alsbald beim Untergang der Sung-Dynastie** 1279 mit dem neuen mongolisch-chinesischen Großreich (Chavannes '05, Sainson '04). Der Zustrom chinesischer Bevölkerungen — man vergleiche die Schilderung bei Marco Polo — nimmt jetzt ruckartig zu. Einmal kommen chinesische Beamte und chinesisches Militär ins

---

* Hu[1]-bi[4]-liä[4] 忽必烈.

** Sung-Dynastie, Sung[4]-tschau[2] 宋朝.

Land, dann aber auch geschlossene Kolonien. So heißt es schon vom Jahre 1384: „Man brachte chinesische Familien aus dem ganzen Reich nach Yünnan, um es zu besiedeln. Seit diesem Jahr begann Yünnan auch Steuern zu zahlen" (Sainson '04). Das war natürlich die Hauptsache. Jetzt verbanden sich chinesische Altsiedlungen und die Neukolonien, und ihre Wirkung war viel zu stark, um je wieder an eine Änderung denken zu lassen. Wieder hatte sich ein Völkerschicksal auf der nördlichen bevölkerungsdynamischen Stromlinie erfüllt.

Und so mußte der Völkerdruck jetzt weiter gegen den Süden fluten. Das ist Zug um Zug zu verfolgen.

Radiär vom alten Tali, dem Zielpunkt der nördlichen biodynamischen Stromlinie, spreizen sich die Gebirgsrippen gegen Südwesten ins heutige Birma, nach Süden ins heutige Thailand und nach Osten ins heutige Kuangtung (vgl. Karte 39). Genau dementsprechend verstärken sich sogleich nach dem Fall von Tali die drei scharf gekennzeichneten Vorstoßrichtungen der Tai: die südwestliche, die eine jahrhundertelange Fremdherrschaft über Birma bringt, die südöstliche, die im südsiniden Gegendruck abgebogen wird oder versackt, und die zentrale, die das prachtvolle Kmerreich mit dem märchenhaft schönen Angkor zertrümmert, allmählich von Westen ein Siam an seine Stelle setzt, die Hauptstädte von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter südwärts schiebt und heute — nämlich seit 1937 — die alten West-Kmer unter dem Namen ihrer einstigen Besieger als Thailand Großmachtansprüche anmelden läßt.

Wir können uns mit Belegen hierfür kurz fassen. Es liegt alles klar und offen, wenn man nur das über mancherlei Sprachen, Länder und Staaten verstreute Quellen- und Literaturmaterial zusammenzufassen sich bemüht. Schan hatten sich schon, wie wir sahen, bald nach Beginn unserer Zeitrechnung gegen das Gebiet vorgeschoben, das wir heute als Nordbirma bezeichnen, hatten Herrschaften um Mogaung, Bhamo und Hsipaw, besonders aber um das

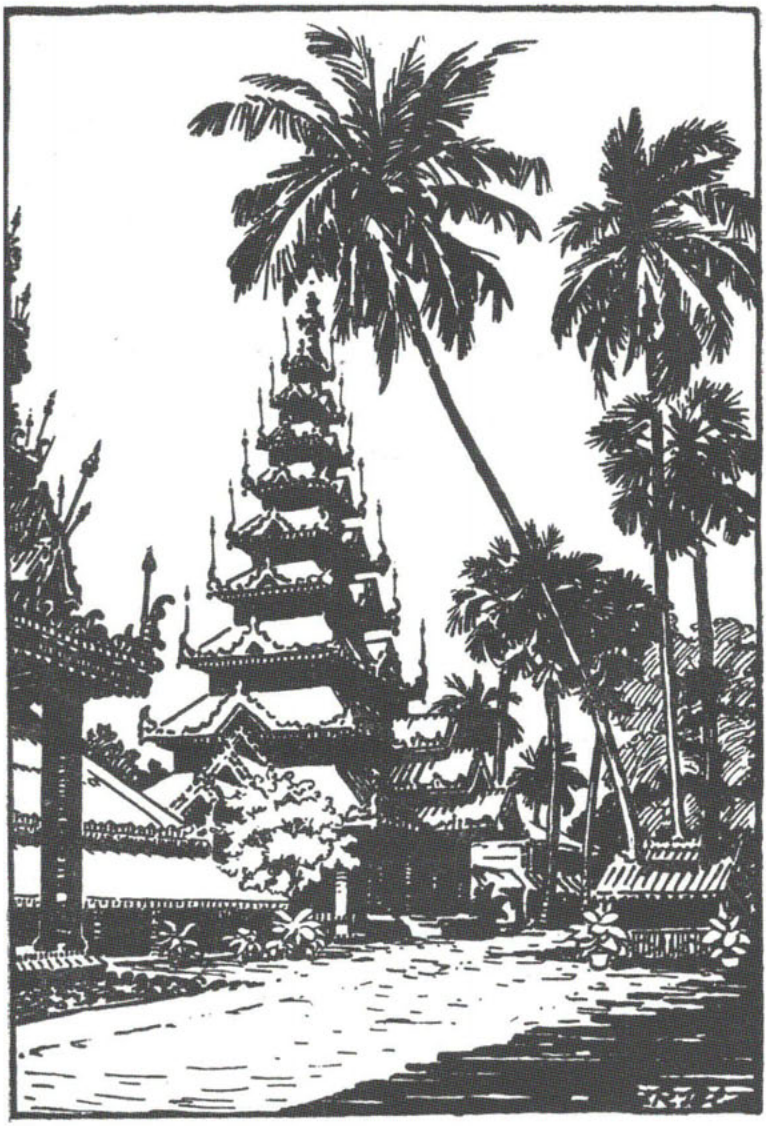


Abb. 63. Die Monkmerstaaten bildeten auf indischer Grundlage eigene Talkulturen aus: die der Mon von Pegu und der Kmer von Angkor: Pagoden in Birma, das das Erbe der Peguaner übernahm (A. Osswald '30)

Shwelital und Möngmit begründet und am Glanz von Nan²-dschau⁴ teilgenommen, ja ihn wohl unter dem Mao-Schan-Reich und besonders gegen dessen Ende überflügelt. Sie waren auch den Mäkong abwärts an die Grenzen des heutigen Laos gelangt und schoben sich langsam gegen den dynamisch toten Winkel im südöstlichen Yünnan vor. Das alles — selbstverständlich! — immer nur in den reisbaufähigen Tälern.

Wir sehen also: dünne Wellen gehen weithin vor nach dem Zusammenbruch von Schu³ und Ba¹ (Bo²-jen², Bai²-i², Diän¹), verstärken sich zentral um Tali (Mëng², Nan²-dschau⁴), dann auch peripher (Mao-Shan), werden zentral überholt (Kubilai) und unterhöhlt (chinesische Unterwanderung), breiten sich abermals peripher aus, verstärken sich und durchbrechen schließlich, wie das Zentrum versackt, auch diese Peripherie, um nun nach allen Richtungen südwärts weiter auseinanderzugleiten. Drei große Länderräume werden überflutet (vgl. Karte 39, 62 und 75 sowie Tafel 28—30).

Birma, damals noch als Kleinstaat Pagan am Mittel-Irrawaddi in dauerndem Kampf mit den reichen Mon von Pegu am Unter-Irrāwaddi, wird zuerst berannt. Es liegt den kraftvollen Mao-Schan von Möng-mit am nächsten und ist zudem schon schwer erschüttert durch die aggressive mongolisch-chinesische Nachbarschaft aus Tali (Einfälle 1277—87). Nun muß es, nachdem der gebirgige Norden längst schanisch war, auch fast alle ebenen Gebiete an Schan oder schanische Herrschaft abtreten, ebenso die Mon. 1299 fallen Pagan, gleich darauf Ava und Pegu, bald auch Sagaïng, um bis 1539 fest in der Hand der Tai zu bleiben (Hallet '85, Harvey '25, Huber '09; vgl. Karte 106). Vom letzten birmanischen Rückhalt, dem Fürstentum Taunggu aus, wird dann Pegu und allmählich das übrige Land bis auf die heutigen Schanstaaten zurückerobert, die nie mehr als eine lockere birmanische bzw. chinesische Oberherrschaft duldeten Cochrane '15, Gait '26, Schulze '40, Scott '00, ('06, v. Wißmann '42). In ihrem Rachebestreben ziehen die wieder freien Birmanen dann bis in das heutige nördliche Thailand vor, wo der echte

Lao- und Taistaat Chieng-mai 1557 zerstört und damit für die Übernahme durch die südlicheren Siamesen reif wird.

Inzwischen war nämlich, und damit kommen wir zur zentralen Stoßlinie, im heutigen nördlichen Siam bereits 1262 und mithin wenige Jahre nach dem Fall von Tali, um Chieng-rai ein Taifürstentum entstanden, das sich alsbald 1292 über das südlich gelegene inzwischen gleichfalls taiisierte Haripunjaya (vgl. Karte 107) bis nach dem eben genannten Chieng-mai ausweitete. Auch hier also Erfolg über Erfolg an der Peripherie, während der alte Mittelpunkt Tali hoffnungslos verloren ging. Um 1300 wurden dann auch zwei weiter südlich gelegene Staaten, jetzt schon im Monkmergebiet und in der kmerischen Konföderation gelegen, von den Tai überrumpelt, nämlich Sukotai und Supan — jenes Supan, das heute in so manchen siamesischen Dramen und Liedern als die Urzelle Thailands gefeiert wird. Hier festigte sich in der Tat die Fremdherrschaft der Tai, Siam wird „Thailand". Und von hier wurde auch alsbald das abermals südlichere Dvāravati mit Lavapura (Stadt der La Wa, der monkmerischen Wa, heute Lopburi — vgl. Karte 62 und 107) erobert. Damit war einer der mächtigsten Vasallen des Kmerkönigs von Angkor gestürzt. (Elias '76, Finot '31, Lefèvre-Pontalis '97, '09, N. N. '26.) Neue Hauptstadt des vielgerühmten Königs Rama Tiboti wird 1351 Ayuthia, das erst 1782 Bangkok wich. Das Vorrücken auf den zentralen Stromlinien von Jahrzehnt zu Jahrzehnt und Breitengrad um Breitengrad erfüllt sich also mit einer geradezu schicksalhaften Folgerichtigkeit.

Und von Ayuthia wird selbstverständlich weitergegriffen gegen das glänzende Angkor. Das ist der eine Arm einer gewaltigen Zange, der eines der glanzvollsten Reiche Asiens zum Opfer fallen sollte. Doch davon später mehr.

Noch bleibt die letzte Stromlinie, diejenige gegen den Südosten. Sie erscheint in tiefes Dunkel gehüllt gegenüber dem hellen Licht der birmanischen und siamesischen Vorgänge. Taieinflüsse haben

Abb. 64. Indisch beeinflußte Kulturen treten nach der Zeitwende am Unterlauf von Irrāwaddi, Mānam und Mākong auf, die zum heutigen Birma, Thailand und Kambodscha führen. Thailändische Tänzer (Vorlage U. Pajareeyangkura).

gewiß schon von Wu² aus, wie wir oben zeigten, gegen die Yüä¹-staaten sehr früh vorgegriffen, und es ist heute bei dem dürftigen Stand unserer Kenntnisse gerade aus diesen Gebieten sehr schwer zu entscheiden, was von den reichlichen Spuren der Tai in Kwangtung von Nordosten aus Wu² oder Nordwesten aus Yünnan gekommen ist. Aber die Taistaaten im Obersikianggebiet — zum Teil noch heute fast unabhängig (d'Ollone '11) — liegen dem alten Tali so nahe und gehörten teilweise mit Sicherheit zu der Konföderation von Nan²-dschau⁴ (oder Tali), daß man auch hier weit eher an ein Weiterströmen des Druckes von Nan-dschau⁴, als vom fernen Wu² denken möchte.

Das betrifft vor allen Dingen die sino-taiischen Kontaktstämme der Nung* und Nhang**, dann die annamito-taiischen Stämme der weißen und schwarzen Tai*** und Tho† (Abadie '24, Bonifacy '08, Bourlet '07, Lunet '06, v. Eickstedt '39; Abb. 66 und Tafel 30a). Die ersteren sind noch heute in sickernder Bewegung nach Tonking

* Nung² 獞 oder 儂 人.

** Nhang (ann., spr. Nyang), chin. Scha¹-jen² 沙 人.

*** Tai: Tai⁴-jen² 泰 人, die „Großartigen", oder meist einfach Bai²-i² 白 夷, die „Barbaren aus Bâ (vergl. S. 198 u. 222).

† Tho (ann.) = Tu³-jen² (chin.) 土 人.

Abb. 65. Betender Fürst. Altsiamesische Darstellung (K. Döhring '23).

hinein begriffen. Es betrifft erst recht die sogenannten Laostaaten in Indochina, also vor allem Luang Prabang und Vientiane (Vieng-tschan: Karte 62: V.), deren Anfänge unter kleinen Taihäuptlingen bis ins 8. oder 9. Jahrhundert verfolgbar sind. Sie wurden 1353 durch den Fürsten Fa-Ngun von Muong-swa (später ab 1563 Luang Prabang) zum Reich von Lan-Xan (Lan-tschan), dem „Land der 10000 Elefanten", zusammengefaßt. Dieses bildete zuzeiten in seinen Bergen ein recht widerstandsfähiges Staatswesen, das im Mittelalter mit Birma und Siam oder Tonking bald Bündnisse einging, bald Kriege führte (Finot '31, Lefèvre-Pontalis '09, Diguet '95, Pavie '98, Raquez '02, de Reinach '05, Schulze '40). Hauptstadt war bald Vientiane (Abb. 72—73), bald Luang Prabang (Tafel 31 b).

Luang Prabang besteht ja auch heute noch als französisches Protektorat unter einem König und zeigt mit seiner sozialen Schichtung, seinem Hof, dem schmucken Königspalast, den wirtschaftlichen,

Abb. 66. Ehepaar der Nung, eines kriegerischen tonkinesischen Grenzstammes sino-taiischer Herkunft. Nach dem Huang^{2}-tjing^{2}-dschï^{2} gung^{4}-tu^{2} (G. Devéria '86).

kulturellen und religiösen Verhältnissen noch in ebenso ansprechender wie eindrucksvoller Weise Leben und Wesen solcher taiischen Kleinherrschaften. Sie waren dem Verfasser schon von Lashio und Hsipaw im birmanischen Westen vertraut, zu denen ein langer und etwas unfreiwilliger Aufenthalt in Luang Prabang ein reizvolles Gegenstück wurde.

Jahreszahlen, Städtegründungen und Dynastienwechsel sind aber nur der Ausdruck innerer biologischer Kräfte, die sich erst bei der Berücksichtigung auch der wirtschaftlich-kulturellen Eigenart und der rassischen Erscheinungen erschließen lassen.

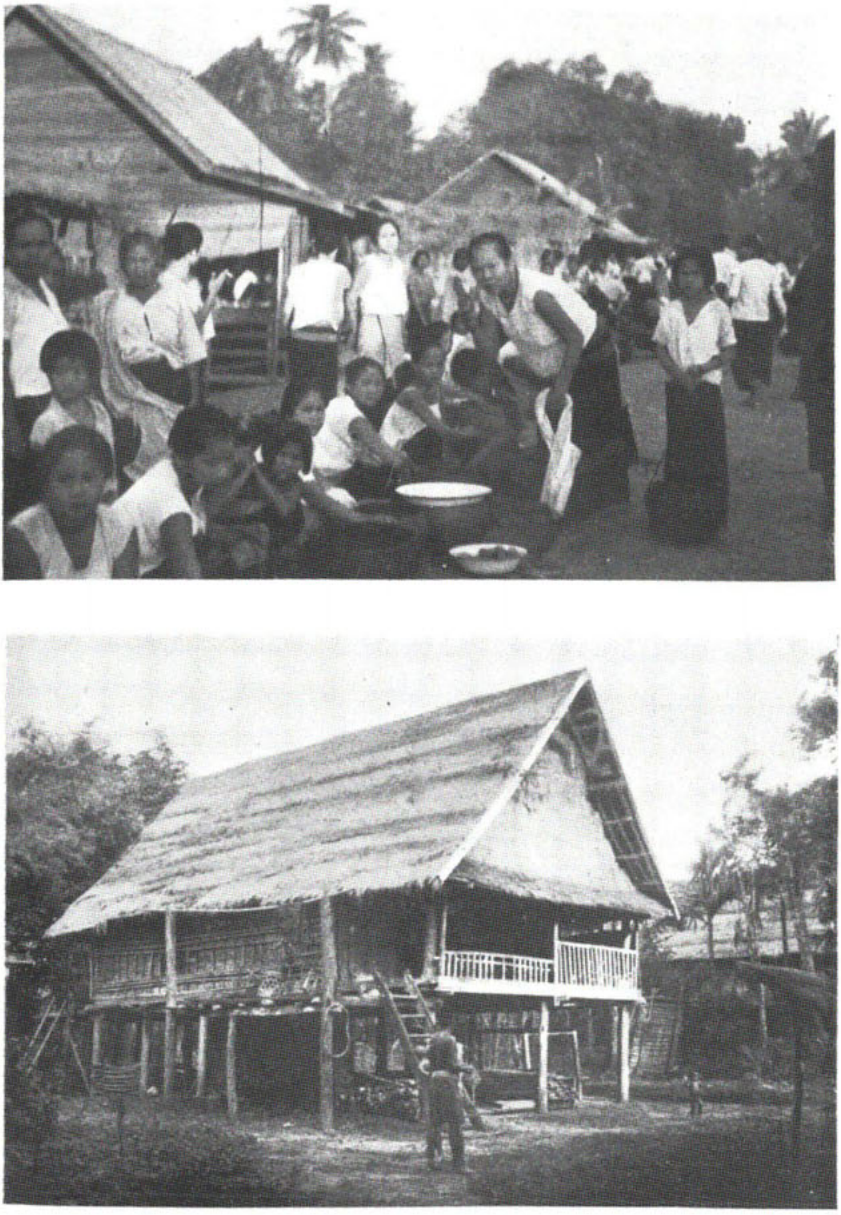
Auch dafür bieten die historischen Quellen und die heutigen Verhältnisse bei den weitverstreuten und bunt zusammengewürfelten Tai genug der Hinweise. Unter den Quellen steht die Geschichte von Nan^{2}-dschau^{4}* an erster Stelle, denn wenn sie auch erst 1550 von Yang^{2} Schën^{4}** in Chinesisch geschrieben wurde, so baut sie doch auf einheimischen Überlieferungen, Urkunden und Annalen auf (Sainson '04). Dann folgen einerseits die vielen lokalen Schanchroniken, die sich ergänzen oder bestätigen, so vor allem die der nördlichen Schanstaaten, die zwar zum großen Teil in den Wirren der

* Nan^{2}-dschau^{4} yä^{3}-schï^{3} (oder be^{4}-kau^{3}) 南詔野史 (oder 備考).

** Yang^{2} Schën^{4}, 楊愼, Beiname Schëng^{1}-an^{1} 升菴, aus Hsin^{1}-du^{1} 新都.

Taf. 31. Die Sieger im Kampf.
a) Ein Schwerttänzer der Schan in den nördlichen Schan-Staaten (Phot. v. Eickstedt). b) Das uralte Kulturzentrum des reisbaufähigen Kessels von Luang Prabang. Aufnahme von dem zentral gelegenen Pagodenhügel gegen Osten auf die Hänge der Ka und die Höhen der Roten Miao (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 32. Die Besiegten im Kampf.
a) Der Sawbwa (Fürst) der monkmerischen Palaung des Staates Tawnpeng auf dem Schloßhügel seiner Hauptstadt Namhsan. Im Hintergrund die Pagode von Phayagi (Phot. v. Eickstedt). b) Palaung von Tawnpeng beim Pflücken des Tees, der heute Quelle ihres beträchtlichen Reichtums ist (Phot. v. Eickstedt).



Taf. 33. Der Vorgang der Zersetzung.
a) Der Lao-Markt von Padaeng bei Prae in Nord-Thailand (Phot. v. Eickstedt). b) Ein Waldbauernhaus der Lao nördlich Mieng Pua im nordöstöstlichsten Thailand (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 34. Reste der Primitivsten.
a) Monkmerische Ka-Mu am Ober-Mäkong bei Thasuang (Phot. v. Eickstedt). b) Eine Siedlung der Ka unfern des Sala Phou Khoun im zentralen Ober-Laos (Phot. v. Eickstedt).

Abb. 67. Oberteil einer Mon-Inschrift von einer Stele vom Vat Phou bei Bassac, errichtet von König Jayavarman I um 667 zum Lobpreis für Indra. (A. Barth '02.) Diese und andere Schriftarten altindischer Herkunft finden auch in den Laochroniken Anwendung.

letzten Jahrzehnte der birmanischen Herrschaft zugrundegingen, aber in den wesentlichen Zügen schon vorher von Elias ('76) dargestellt worden waren (Scott '00).

Es folgen andererseits die lokalen Laochroniken (Le Boulanger '30, Finot '17, Coedès '25, Lefèvre-Pontalis '97, Pavie '98), die noch lange nicht vollständig ausgewertet sind. Das gilt erst recht für das süd-yünnanesische Material. Und sie sind schriftfreudig, diese Tai aller Zonen, kein besseres Haus ohne ein paar Rollen in der landesüblichen Schrift, von der 6 Arten aus verschiedenen Quellen gebildet wurden (Scott '00). In allen diesen Chroniken, in den Traditionen, ja der Haltung dieser Stämme überhaupt, äußert sich immer wieder der ausgesprochen historische Sinn, der die Taivölker kennzeichnet und als Erbe jener geistigen Kultur Chinas nachklingt, die selbst nicht zum geringen Teil auf den literarischen

Fähigkeiten ihrer einstigen Manbarbaren des Yangtegebietes aufbaut (vgl. Abb. 67 und 70).

Und dazu kommen als Ergänzung die Inschriften, Überlieferungen und Chroniken der blutströmenden Geschichte von Birma, der vielbewegten von Siam und der glänzenden von Kambodscha (Ahmad '43, Aymonier '04, Claèys '31, Frankfurter '22, Guignard '11, Halliday '31, Harvey '25, Hiranplücks '41, Hosseus '12, Migliorini '41, Notton '30, '32, Phayre '83, Trittel '43, Wood '26) und die Arbeiten der Archäologen, die besonders in Französisch-Indochina Ausgezeichnetes geleistet haben (École Française d'Extrême Orient, daneben auch Archaeological Survey of Burma).

Das alles findet schließlich seine Ergänzung durch das oft reiche und schöne Material zahlreicher moderner und einiger mittelalterlicher Forschungsreisender, Völkerkundler und Missionare (Marco Polo, d'Ollone, Prince d'Orléans, Pavie, Garnier, Davies, Legendre, Clark, Cochrane, Credner), die in den weiten Gebieten der einstigen und heutigen Taivölker reisten und Überlieferung, Sitten, Wirtschaft und Rasse studierten. So waren auch dem Verfasser wiederholte Reisen im ganzen Taigebiet vergönnt — von Chengtu im chinesischen Norden bis Bangkok im siamesisch-kmerischen Süden und von Mandalay im birmanischen Westen bis Kanton im südchinesischen Osten. Da aber alle die alten dynamischen Prozesse heute weiterlaufen, braucht man nur mit offnen Augen durch die Weiler und Wälder der Schan und Lao und ihrer höher- oder tieferstehenden Nachbarn zu wandern, um am Heute die typischen Züge des Einst abzulesen.

Dabei darf man sich allerdings von der Fülle von Stammesnamen nicht verwirren lassen. Durch ihre Dialekte, Überlieferung, Wirtschaft und Kultur sind sie alle in ganz bestimmte Kulturgruppen und Sprachfamilien zu stellen. Nur bei den Phantasienamen der alten chinesischen Verwaltungsethnographen ist mitunter alle Mühe vergeblich. Aber bei den heutigen Stämmen ist noch jede Einzel-

heit greifbar. Was überhaupt als Tai angesehen werden kann, entscheidet hier zuerst die Sprache, dann die immer getreue und gepflegte Tradition und endlich die Kultur mit der Wirtschaftsweise. Dabei gibt es dann zahlreiche Übergänge und ein Mosaik und Verflechten von Einflüssen, und die Rassen, Mischgruppen und Stammestypen ziehen oft mit erstaunlicher Unbekümmertheit, ja Rücksichtslosigkeit quer durch die Zusammenhänge — aber gerade das ist das Aufschlußreiche. Es macht daher auch wenig aus, daß sich heute allein die von den Südtai unterworfenen Völker noch Thai und ihr Land seit langem Muong Thai oder Thailand nennen, während weiter nördlich im birmanischen Interessengebiet nur Schan, in der indochinesischen Übergangszone nur Lao und in Yünnan im wesentlichen Bai[2]-i[2] bekannt sind.

Die Herkunft dieser Namen ist allerdings z. T. recht dunkel. Daß Tai oder Dai — beide Aussprachen und Schreibweisen sind gebräuchlich und berechtigt — von der Silbe Ta kommt, die die alten yünnanesischen Staatsnamen und so auch Ta-li einleitete, ist möglich, aber nicht sicher, und die Sinndeutung als die Freien oder Erhabenen ist wohl nur eine liebenswürdige spätere Interpretation, mit der die rühmlich Unterworfenen auch den Ruhm ihrer einstigen Herren für sich in Anspruch nahmen. In den Schanstaaten ist die Bezeichnung zudem nicht nur nicht gebräuchlich, sondern vielfach unbekannt. Schan aber könnte von dem in der Geschichte von Nan[3]-dschau[4] genannten Staat Schan Schan stammen und von Birmanen und Europäern übernommen worden sein, als dessen Dynastie im Westen und in damaliger Diaspora unter Monkmerstämmen mächtig wurde. Denn das ist ja oft zu beobachten, daß bei höheren Völkern der dynastische Name zum Volksnamen wird, wie sich auch die alten Chinesen je nachdem als Schang[1]-Leute, Dschou[1]-Leute und später auch für einige Zeit als die Tsin-Leute oder eben Chin-esen bezeichneten.

Dagegen dürfte der Name Siam kaum — wie oft angegeben wird — von dem Wort Schan abzuleiten sein, das jüngeren Datums ist, auch nicht von einem korrumpierten portugiesischen Sciam, denn die Portugiesen lernten diese Bezeichnung erst im 16. Jahrhundert bei den Mon von Pegu kennen. Hier wurde sie urkundlich nachweisbar schon 1120 als Volksbezeichnung für eingewanderte kmerische Berufsgruppen und deren Dörfer verwandt (Luce '33). Zur gleichen Zeit ist sie aus dem Kmer-Reich selbst belegt (Coedès '18ff.), wo sie sich bis heute auch noch in dem Namen des Dorfes bei den Ruinen von Angkor erhalten hat: Siem-Reap = Siamesenburg. Siam ist also, historisch gesehen, der ältere im Mon-Bereich übliche Name, Thailand der jüngere, der von der Herrenschicht der Thai eingeführt wurde.

Die Lao aber sind gewiß nichts anderes, als die Stammesgenossen und Nachkommen der den alten Han-Chinesen wohlbekannten Ai[1] Lau[2] (Ngai Lao) von Nord-Yünnan und Süd-Szechuan, die dann in den Leuten von Tali aufgingen. Diesmal haben also die Chinesen wirklich einen alten Stammesnamen übernommen. Das wohl deshalb, weil er sich auf das einfachste durch chinesische Schriftzeichen, z. B. dasjenige für „alt", wiedergeben ließ, wobei dann allerdings gern noch das abschätzige Hunderadikal als Barbarenmerkmal, besser Nicht-Chinesenmerkmal, davorgesetzt wurde. In den folgenden Jahrhunderten ist dann dieser Name in dem gleichen Maße, in dem im Norden chinesischer Einfluß den taiischen Einfluß beseitigte, mit dem Weitersickern der Tai südwärts gerutscht und den Chinesen entschwunden, die dann nur noch von den „Leuten des Südherrschers" sprechen. Dessen Bezeichnung selbst kann offensichtlich nur in den chinesischen Amtsstuben in Szechuan entstanden sein. Denn von dort lag Tali in der Tat stracks südwärts. Vielleicht gibt es kein zweites Verbindungstal auf der Erde, das so deutlich und so weit südwärts verläuft, wie das des Djiän[4]-tschang[1] (Kien-tschang: Karte 39). Später sind die meisten alten Stammesnamen von Nan[2]-dschau[4] in größeren Völkernamen

untergegangen, also in den Bezeichnungen Schan und Lao, und sogar die Tai von Nan²-dschau⁴ selbst wandten schließlich nur noch die Bezeichnung der Großtai oder Tai Long für die nördlichen Gruppen einschließlich Nordbirmas und Kleintai oder Tai Noi für die südlicheren kleineren oder neueren Herrschaften an.

Daher fühlen sich auch heute noch die Siamesen nur als Tai Noi gegenüber den Lao und diese wiederum gegenüber den Mao-schan der Nord-Schanstaaten, und bei zeremoniellen Gelegenheiten spricht der König von Thailand von den nördlichen yünnanesischen Taifürsten als seinen älteren Brüdern, vom chinesischen Kaiser aber als seinem ältesten Bruder. So haben sich die vielen kleinen alten Stammesnamen — von chinesischen Lokalbenennungen meist unsicherer Herkunft abgesehen — nur noch in besonderen Fällen erhalten, und zwar besonders dort, wo unvollständige Einschmelzungen stattfanden. Das zeigt sich sehr deutlich, wenn man die rassenkundlichen und kulturellen Verhältnisse etwa der Nung² oder Tho oder Bai²-i² mit den Trägern der großen Völkernamen vergleicht. Aber davon später mehr.

Viel auffallender als die Fülle von Staaten, Gauen oder Stämmen eines in vollem Rückzug begriffenen Volkstums ist die Tatsache, daß sich ihre Sprache in einer Geschlossenheit erhalten hat, die in diesen von weiten Hochgebirgen durchsetzten Gebieten sonst nicht zu finden ist (Bonifacy '08, Davies '09, Dodd '23, Maspéro '11). Von den indischen Ahom im Brahmaputratal bis zu den chinesischen Tai im Sikiangtal, also über eine Entfernung von über 1000 km und nach einer Zeitspanne von 600 Jahren seit dem Untergang des Föderativreichs von Nan²-dschau⁴, verstehen sich heute doch noch alle diejenigen, die mit den gastfreien und lebensfrohen Sitten der blumen- und wasserliebenden Tai auch deren Sprache annahmen (Karte 62).

Gerade das aber ist für die dynamische Stellung der Tai kennzeichnend. Es handelt sich um eine Verbreitung in verhältnismäßig jüngerer Zeit, denn selbst Luang Prabang ist erst im 8. Jahrhundert,

Assam sogar erst nach 1229 ein Taigebiet geworden (Gait '26, Shakespeare '14, Scott '00). Und es handelt sich zudem um zivilisierte, traditionstreue Sippen und Familien, die sorglich die Erinnerung an große Zeiten bewahrten und ihren Kulturstolz sogar an so hochstehende Völker wie die Südkmer von Siam weitergeben konnten. Und es handelt sich um ein Ausschwärmen von Siedlern und Sippen durch reisbaufähige Täler und Talwannen, Plateaus, Schluchten und Niederungen, die den Zusammenhang auch nach der letzten peripheren Zerstreuung noch aufrecht erhielten.

Das alles liegt bei den übrigen Fremdvölkern – oder richtiger umgekehrt Heimvölkern — in Yünnan und Hinterindien völlig anders. Setzte hier etwa bei Lolo ein Bevölkerungsdruck durch Vermehrung oder Bedrängung ein, so suchte die überschüssige Jugend auf fernen Höhen jenseits unwegsamer Schluchten neues Siedlungsland, und suchte auch in Menge Sklaven zu rauben, wenn ein erstes Machtgebiet abgesteckt war. Menschenraub war hier für Jahrtausende üblich und ist im yünnanesisch-birmanischen Grenzland noch keineswegs ausgestorben. Die Gründergruppe aber dachte dann nicht mehr daran, die Bergketten, Ströme und Schluchten wieder zu durchqueren, um die Verbindung mit den weit entfernten Verwandten aufrecht zu erhalten. So verloren sich die Traditionen und änderten sich die Sitten und auch die Sprache, und das Leben eines neuen Stammes ging seine eigenen Wege. Traditionen und Talverbreitung also waren es, die die Tai erhielten.

Ebenso blieb die staatenbildende Fähigkeit, wenn auch nicht der gemeinsame Staatsgedanke. Er mußte an den vielen Hochgebirgsketten zerbrechen, die sich zwischen die weit nach allen Richtungen ausschwärmenden Fürstentümer legten und unmittelbare Verbindung oder Hilfe nur in benachbarten Räumen zuließen. Diese selbst aber werden immer wieder in jener kennzeichnenden Form gewählt, die die Wirtschaftsweise vorschreibt. Nur im Notfall griffen kleine Gruppen im Hochgebirge von Yünnan auf Trocken-

Abb. 68. Urwaldhof von Lü-Bauern.
Die Bauart ähnelt derjenigen der Lao. (H. v. Wißmann '42).

böden über — die „Han^4 Bai^2 I$^{2''}$ gegenüber den „Schui^3 Bai^2 I$^{2''}$* der dortigen Chinesen.

Jedes Schan- oder Laofürstentum aber, und gar im hinterindischen Süden, entstand unweigerlich in einem reisbaufähigen Talkessel. Hier ließen sich die höhergesitteten Neuankömmlinge nieder und suchten die Freundschaft der eingeborenen Monkmerier (Austroasiaten), die sich als Urwaldsammler nur wenig von ihnen beengt fühlten. So entstand jener freundnachbarliche Verkehr mit fortschreitender Taiisierung, wie ihn etwa das Verhalten der alten Lawa von Chieng-mai oder der Lü (Abb. 68) um Luang Prabang zeigt.

* Han^4 Bai^2 I^2 早白夷, Schui^3 Bai^2 I^2 水白夷 (白衣, 擺夷), d. h. die Trocken-Tai u. Wasser-Tai, bzw. wörtlich natürlich „weißen Barbaren".

Diese sind jetzt Tai, aber noch bekannt und genannt als die Altherren des Bodens.

In den alten Nordschan-Chroniken nimmt die Überlieferung die Form an, daß zwei Taibrüder vom Himmel stiegen, sich am Shweli, Irrawaddi usw. niederließen und eine Altbevölkerung fanden, die sie sogleich bereitwilligst als Könige empfing. Und die „Königinnen" mußten dann natürlich zumeist von den Altbewohnern gestellt werden (Scott '00, 194). Diese werden gern als wild und minderwertig bezeichnet, gelten aber trotzdem als Erbauer konischer Grabhügel, Befestigungen und teilweise recht großer Siedlungen abseits der heutigen Verkehrsadern (Cochrane '15, d'Hervey '87 II, 297). Sie können also wohl nicht so wild gewesen sein. Das leuchtet auch ein, wenn man sich daran erinnert, daß es sich hier um monkmerische Bergstämme gehandelt haben kann, deren monkmerische Vettern jene Mon waren, die als die unmittelbaren Vorgänger der Birmanen eine höchst anerkennenswerte und über viele Jahrhunderte den eigentlichen Birmanen überlegene Kultur besaßen. Denn die birmanischen Sprachbringer stellen ja nur eine Einwandererwelle aus dem Norden dar, der es seit dem Dämmern der Geschichte und Schritt um Schritt gelang, sich im Irrāwaddital weiter südwärts zu schieben, bis schließlich in dessen äußerstem Süden Pegu, die glanzvolle Hauptstadt der Mon, fiel. Das geschah aber erst im 18. Jahrhundert!

Inzwischen sind hinter Birmanen und Schan auch noch weitere Bergstämme aus dem Norden aufgetaucht, wie die Li^4-su^4 (ein den Lolo verwandter Stamm) und besonders die Katschin (Kachin, Singpho: Taf. 35a). Die letzteren unternahmen, bevor Birma unter britische Schutzherrschaft kam (Hansen '13, Lowis '19, Wehrli '04), dauernde Angriffe mit Versklavung und Einverleibung der Talbewohner, so daß sich hier bis in Einzelheiten das gleiche Bild wiederholte, das auch andere ältere Stämme geboten hatten. Doch das ist nur der Ausdruck einer der kleinen dynamischen Nebenlinien aus dem Norden, wir wollen uns mit ihr nicht aufhalten.

Abb. 69. Besuch eines Herrscherpaares bei einem Einsiedler im Urwald. Älteres kambodschanisches Gemälde (P. Lefèvre-Pontalis '94).

In den Tai-Chroniken aus den Laogebieten von Indochina und Siam ist gleichfalls von Kämpfen, dagegen weniger von den unvermeidlichen Einschmelzungen die Rede. Hier wird besonders die Abdrängung der Monkmerier deutlich, die sich der (hier allerdings zweifellos wesentlich überlegenen) Kultur der Neuankömmlinge nicht fügen wollten. Gleichzeitig ergeben sich mancherlei interessante Einzelheiten.

So heißt es in der Geschichte von Luang Prabang: „Zwei Einsiedler — vgl. Abb. 69 — kamen in diese Gegend, steckten die Grenzen ab und bezeichneten den Platz des künftigen Königspalastes. Dann riefen sie 15 Nack-Könige zu sich, die in dieser alten Zeit Herren des Landes waren, wo die Lao jetzt leben" (Pavie '98 II, 5). Hier fühlen also erst Einsiedler vorsichtig vor, und die Urbewohner werden als boshafte Geisterwesen (Nack = Nagas) dargestellt, beides durchaus analog den indisch-ceylonesischen Überlieferungen, wie sie z. B. in der Mahawamsa oder dem Ramāyana heraustreten (v. Eickstedt '33, '35). Dann heißt es, daß vom Himmel herab der König Kun Borom (vergl. Hkun und Kon, S. 72) mit Gefolge niederstieg, und als er nur Erde, Wald und Wasser sah, gleich noch Siedler nachkommen ließ, die Reisfelder anlegen mußten. Sein Nachfolger Kun La aber machte sich schon auf Eroberungen aus: „Wie er an den Mänam-khong kam, regierte in Sup-Ta ein Phya namens Karang, ein anderer war König in Sup-Hon. Es war nötig zu kämpfen und sich zu schlagen. Sie flüchteten sich in die Lao- und Ka-berge, und seitdem heißt ihr Volk die Ka-Khaos oder alten Ka". Durch Übertölpelungen wurden sie dann immer weiter verdrängt.

Der bevölkerungsbiologische Gehalt dieser alten Chroniken ist hinreichend klar. Die Tai stellen hier späte, lange nach-buddhistische Ankömmlinge dar, die die Urbewohner teils unterjochen und einschmelzen, teils verdrängen. Die Masse der heutigen Lao sind also einfach früh-taiisierte Monkmerier, die Lü spät-taiisierte, die Ka nicht-taiisierte.

Langsam, sehr langsam ging und geht der Taiisierungsprozess aber unaufhörlich fort, und so weiteten sich die kleinen Talherrschaften über die nächsten niederen Berge nach weiteren Tälern und Wannen, und es entstanden schließlich Zusammenschlüsse und richtige Fürstentümer. Stets ist ihr Zentrum eine reisbaufähige Talwanne. Mitunter hängen solche Siedlungszentren eines nach dem anderen an einem Strom wie Perlen an der Kette. Stromaufwärts werden sie immer kleiner.

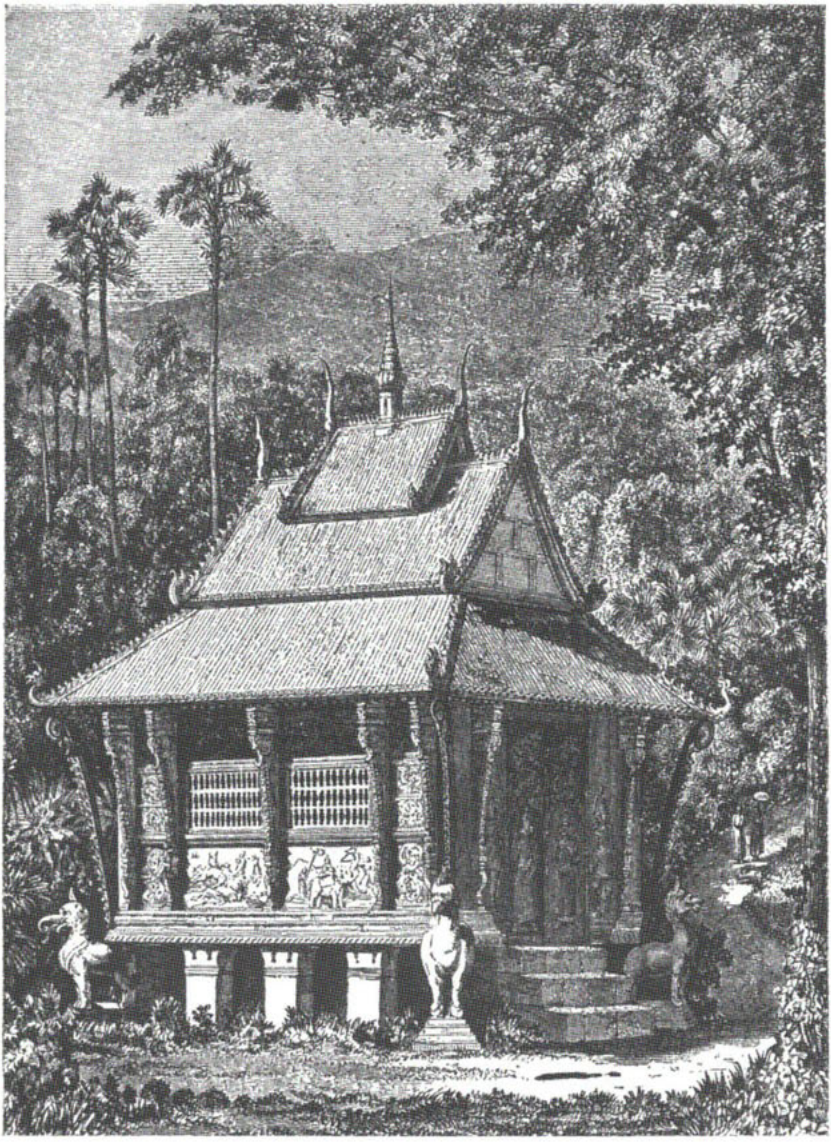


Abb. 70. Klosterbibliothek in den Laostaaten. Aufbewahrungsort für religiöses und historisches Schrifttum (F. Garnier '73).

In etwa Nan am hier schon kleinen Mänamflüßchen in Nordost-Thailand sieht man von den Palmengärten der pagodengeschmückten Stadt mit ihrem kleinen alten Fürstenpalast ringsum die Berge stehen, und ein kurzer Marsch führt zu den letzten Laodörfern — dann dehnen sich Wälder über Wälder mit hier und da den seltenen Hütten der schon etwas taiisierten Ka Mu am Hang oder mit den Rastplätzen der noch primitiveren Ka Tong Liang in unwegsamen Bambusdschungeln (Bernatzik '38, Credner '35, v. Eickstedt '39, Guignard '11, Seidenfaden '26, Kerr '24). Höher auf den Bergen sitzen natürlich die Yao und ganz oben die Miao. Genau das gleiche Bild ergibt sich etwa bei Chieng Dao (Nordwest-Thailand) oder Luang Prabang (Ost-Laos) oder Cao Bang (Tonking): die scharfe Schichtung der Stämme und damit meist auch der Sprachen und Rassen je nach der Wirtschaftsform, genauer den wirtschaftlichen Auswertungsmöglichkeiten der klimatischen Lagen (Credner '35, '37, v. Eickstedt '39). Das läßt sich bis in die Einzelheiten der wirtschaftlichen Struktur nachweisen.

Es kann daher auch nicht überraschen, daß sich die Tai der genannten Landschaften keineswegs wesentlich von den umwohnenden primitiven Monkmerierstämmen unterscheiden. Selbstverständlich zeigen sie einen anderen, einen weit feineren Sozialtypus, selbstverständlich auch talweise gautypische Gruppenunterschiede, selbstverständlich auch hie und da verschiedene typologische Mengenanteile. Aber der Grundtypus ist der gleiche. Die Tai in Assam ähneln also in allen wesentlichen Zügen durchaus dem indo-palämongoliden Typus der umwohnenden Naga, die Lao weisen den gleichen palämongoliden Typus wie die Ka auf, die Siamesen sind palämongolo-weddid wie ihre noch kmerisch gebliebenen Nachbarn in Kambodscha, in Yünnan ist so gut wie alles in den Tälern sinid, in den Bergen sino-palämongolid, in Kuangtung vorwiegend südsinid. Die Tai sind also eine Herrenschicht, sind Kulturbringer und Staatenbildner, aber ihre einstige Rasse hat sich nur nahe den Ausgangsgebieten mehr oder minder gehalten und ist

in der Diaspora und Peripherie in den Mengen der Einheimischen wie Tropfen im Meer verronnen.

Und damit schließt sich die Kette unserer Folgerungen, und wir kommen zum Ende dieses Abschnitts wieder zu der anfangs erwähnten Frage der Typen zurück. Damit wird die Wirkungsweise der ostasiatischen Biodynamik ganz klar. Es ist wie beim Meer: Welle um Welle rollt weiter, wie der Wind weht, und das Auge kann sie an Küsten, Buchten und Flußmündungen verfolgen, aber die einzelnen Wasserteile, aus der die fortschreitende Welle sich aufbaut, schwingen selbst nur in begrenztem Raum und werden nicht vom Wind, sondern von den langsamen Strömungen der Tiefe weitergetragen.

So auch ziehen die Wellen der Wanderungen und Kulturen mit wenigen Herrensippen als Trägern augenfällig, weithin kenntlich und historisch greifbar auf vorgezeichneten Wegen weiter. Aber diese Träger verschwinden meist bald, und es sind die tieferen Ströme der Geburtendynamik und des stillen Sickerns der Nichtbeachteten, die über das Rassentum und damit auch das Schicksal der lauten und geschäftigen Wanderer an der historischen Oberfläche entscheiden.

4. Tailänder und Tairassen

Fassen wir das etwas schärfer. Der Gesamtraum der Tai sei dazu in vier Regionen geteilt, in 1. ein dreigliedriges Nord-Yünnan und dann die umliegenden Großräume 2. Nord-Birma, 3. West-Kuangtung und 4. Laos und Siam (vgl. hierzu Tafel 28—30).

1. Nord-Yünnan und Süd-Szechuan zeigen in den Tälern vorwiegend mittelsinide Chinesen, in den Bergen halbtibetanische Stämme wie die Min²-djia¹ * und Hsi²-fan² oder sino-europoide Lolo. Das gleitet in Mittelyünnan in die sino-palämongoliden Südlolo und im wesentlichen ebenso zusammengesetzte Taireste in den Höhen über, während sich in den Tälern das vorwiegend

* Min²-djia¹ (Minchia, Min-kia) 民家.

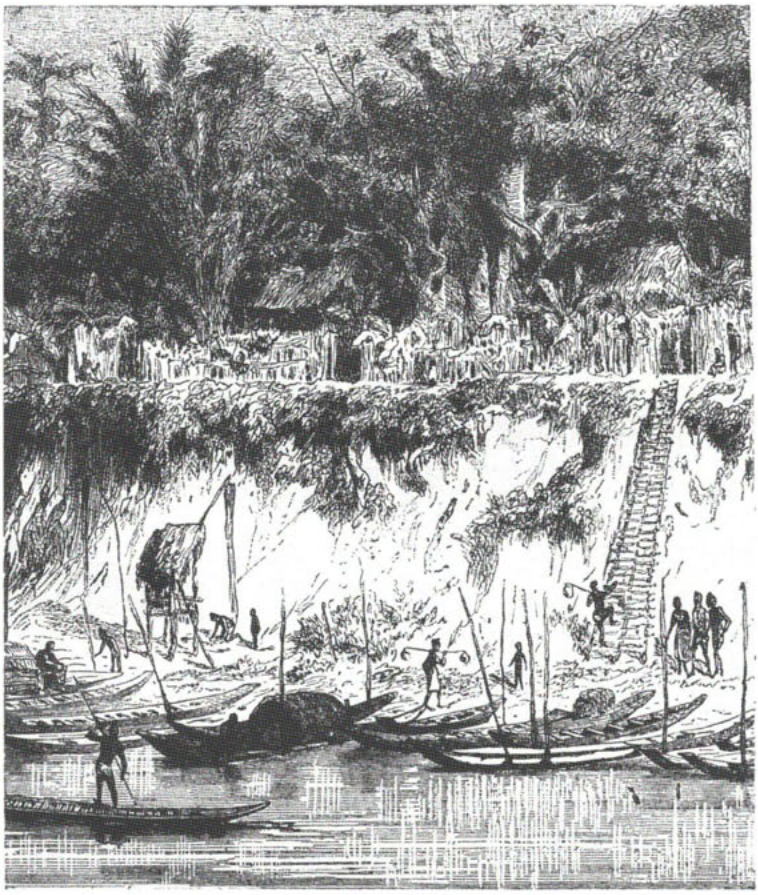


Abb. 71. Lao-Siedlung am Mäkong. Seit den Tagen der Vierkantbeilleute geht die Nord-Süd-Bewegung der Rassen und Völker im hinterindischen Raum und in die Südwaldmasse hinein an den Flüssen entlang. Mit Schiffahrt, Fischfang und Reisbau werden die Urwälder an den Alluvialwannen geöffnet. Das obige Bild, vor zwei Generationen gewonnen, findet sich auch heute noch allerorten und bot sich nicht wesentlich anders dar vor zehn oder hundert Generationen (Harmand '79).

mittelsinide Element hält. Im Süden aber gehen die palämongoliden Züge besonders gegen Südosten zu in südsinide Züge über. Die Folgerung ist: Halbtibetaner, Zentraltai und Südtai sind nur oberflächlich taiisiert und haben sich alle ihre ursprünglichen rassischen Grundlagen Gürtel um Gürtel in der Hauptsache erhalten. Die wirklichen Tai aber, die Mittelsiniden aus Schu[3] und Ba[1], sind von der nachdrängenden Unterwanderung der gleichfalls mittelsiniden Chinesen völlig aufgesogen worden.

Die Folgerung: erst haben also die Tai eine ältere monkmerische Sprachschicht verdrängt, deren Reste bei Palaung, Wa, Riang und in einem gewissen Yao-Substrat sich erhalten haben, dann haben die Chinesen das Tai verdrängt, aber keineswegs ihre Rasse, sondern sie vielmehr umgekehrt verstärkt.

2. Nord-Birma und Assam zeigen mit den berg-assamesischen Stämmen der Ahom und Khamti die gleichen palämongolo-indiden Typen wie die Nagastämme. Die nordschanischen Tai in der Irrawaddi-Ebene, heute sprachlich (aber nicht traditionsmäßig) völlig birmanisiert, und die starken nordschanischen Tai der Schanstaaten zeigen den schaniden Untertypus der Palämongoliden, dem auch der größere Teil der Birmanen selbst angehört und der den Übergang zwischen den Mittelsiniden und den Palämongoliden bildet.

Die Folgerung: in Assam haben Mittelsinide überhaupt nicht nennenswert Fuß gefaßt, bei den Mao-Schan haben sich möglicherweise noch somatische Spuren der Alt-Tai erhalten.

3. In West-Kuangtung und Nord-Tonking zeigen die zahlreichen Taistämme weitaus überwiegend südsinide Typen, wenn auch je nachdem mit leichten Einschlägen von palämongolider Seite, so bei schwarzen und weißen Tai und Tho, während andere Gruppen sino-palämongolide Mischungen zeigen, so die Nung und Nhang.

Die Folgerung: Südsinide aus dem Kreis der Ur-Yao wurden taiisiert, das mittelsinide Element verschwand. Über die Nung wird noch zu sprechen sein.

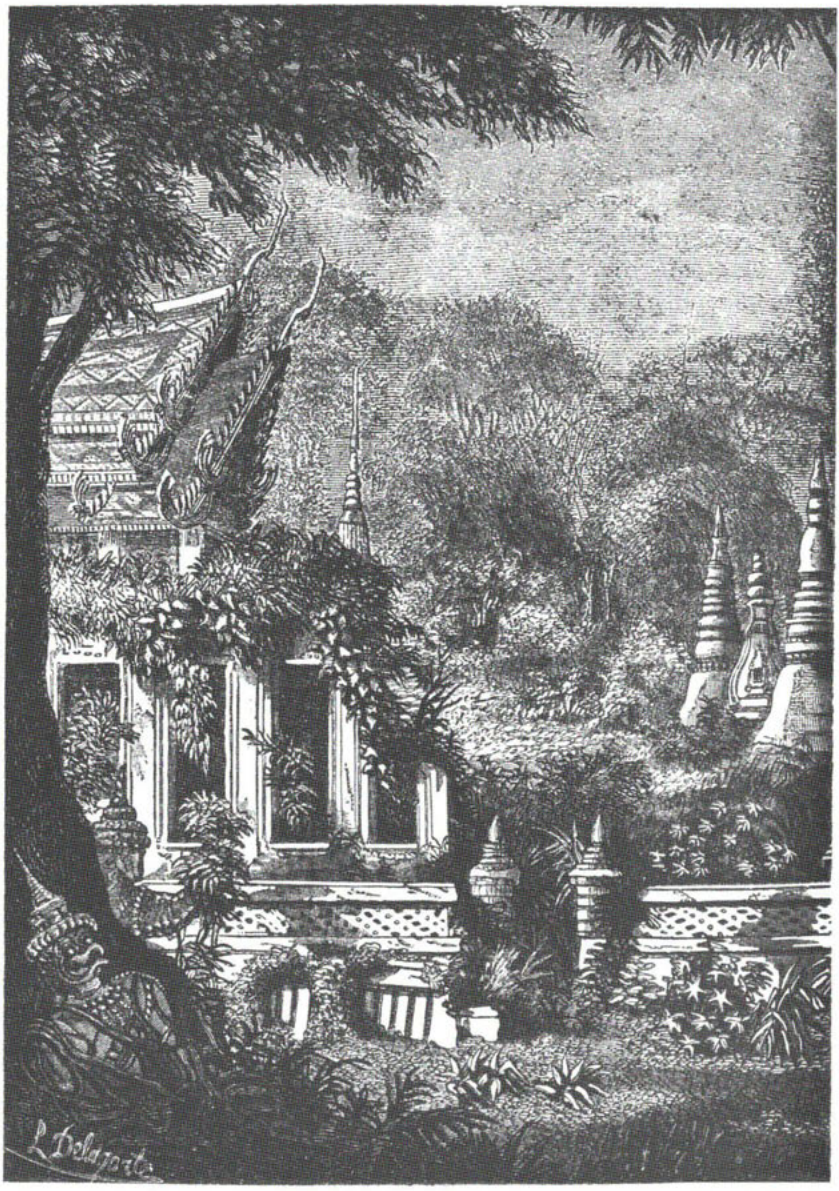
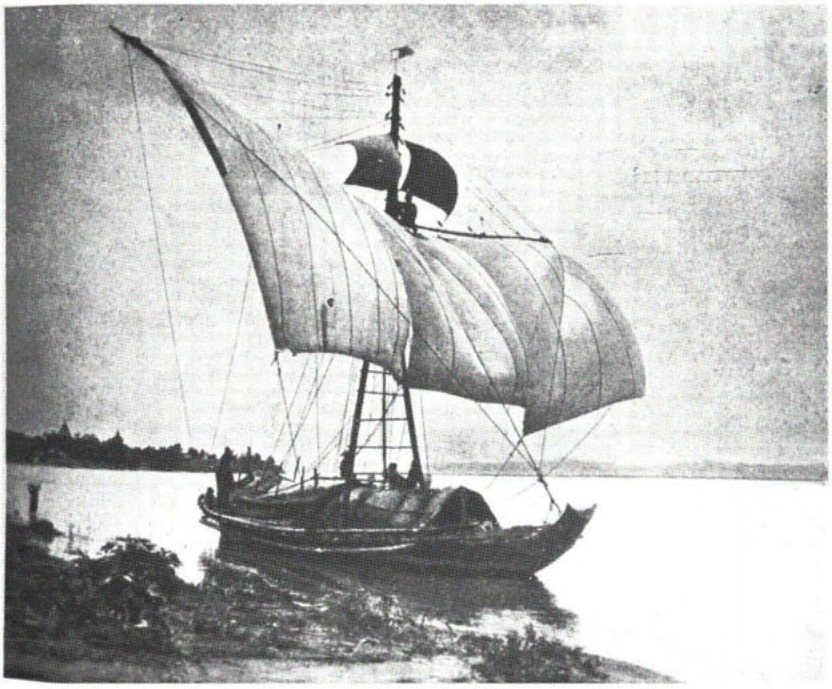


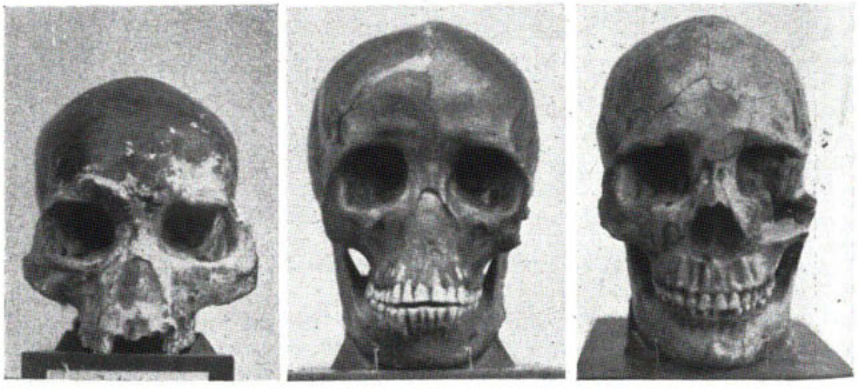
Abb. 72—73. In den Ruinen des alten Vientiane, der zeitweiligen Hauptstadt von mit Reliquientürmen (Thats), Tempelwächtern und Tempelhallen als kultureller



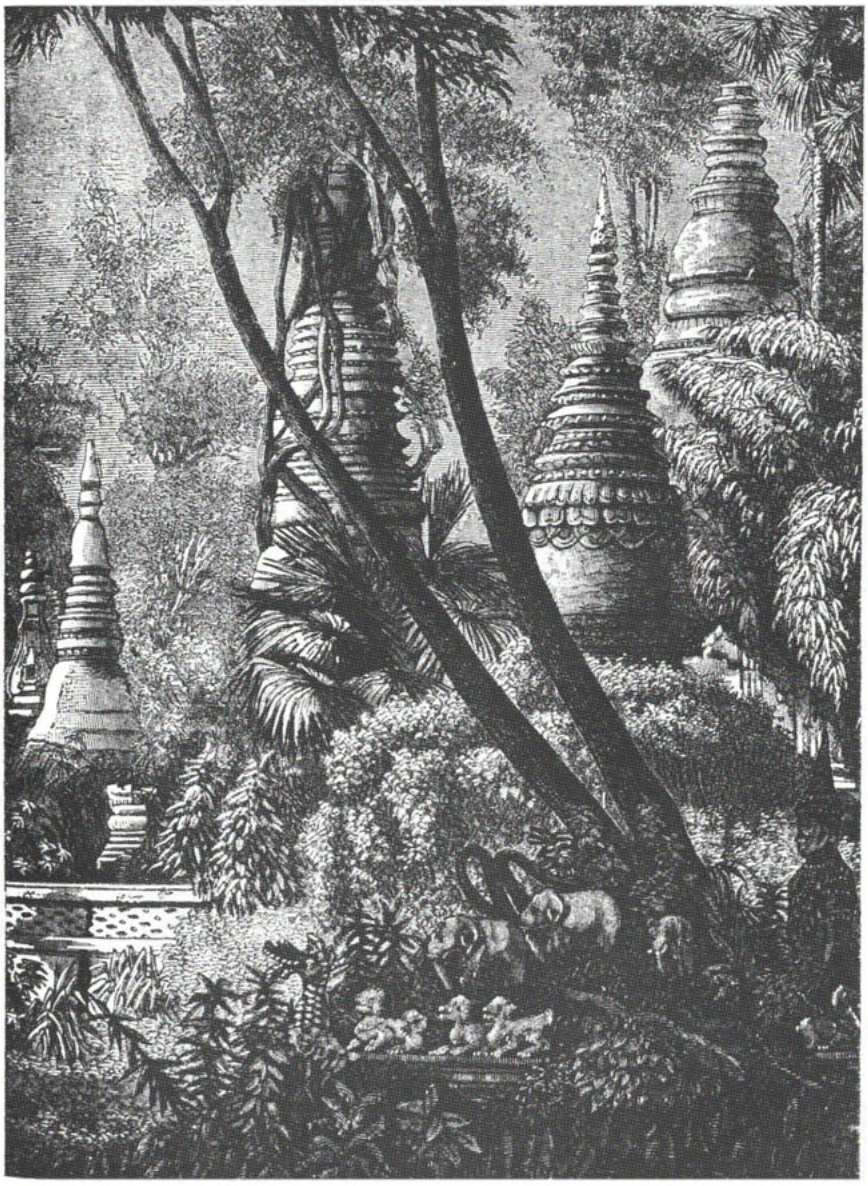
Taf. 35. Die Wellen der Nachstoßenden.
a) Eine Frau der Katschin, eines starken oberbirmanischen Stammes (Phot. v. Eickstedt). b) Transportboot auf der Völkerstraße Birmas, dem Irrâwaddi (F. u. B. Ferrars '00).

Taf. 36. Der letzte Leerraum.
a) Urwald im thailändisch-laotischen Grenzwald zwischen Pon und Thasuang (Phot. v. Eickstedt). b) Im Wohnboot am Stromschnellengebiet des Ober-Mäkong-Kniees (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 37. Der letzte Leerraum.
Der laotische Urwald zur Regenzeit. Ein typisches Expeditionsbild (F. Garnier '73).



Taf. 38. Hinterindische Urzeit.
a) Eine der alten Tai-Trommeln aus einem Ka-Dorf unfern Luang Prabang (Slg. v. Eickstedt). b)—d) Palämongolider, weddider und melanesider Schädel aus den frühneolithischen Schichten des Bacsonien und Hoabinhien von Tonking (Phot. v. Eickstedt).



Lan-Tschan, dem Reich der Tai von Ost-Laos. Typisch indochinesischer Übergangstil Ausdrucksform der indochinesischen, palämongoliden Übergangsrasse (F. Garnier '73).

4. Der quer von Thailand nach Indochina hingelagerte große Lebensraum der Lao ist Kerngebiet der Palämongoliden, wenn auch im Osten mit südsiniden Einsprenglingen (Muong) und hie und da weddiden Durchsetzungen. Im thailändischen Süden nehmen die weddiden Einschläge stark zu und die typologische Basis der Bevölkerung ähnelt durchaus derjenigen von Kambodscha — doch sprechen die einen Tai, die anderen Monkmer.

Die Folgerung: die erst in historischen Zeiten taiisierten palämongoliden Lao sind die ursprüglichen Hauptträger des Monkmer. Sie brachten es mit reichlicheren Einsickerungen ihres Typus zu südlichen weddiden Stämmen der großen Flußniederungen des Mänam und später Mäkong, um dann ihrerseits taiisiert zu werden, erst die Laoten, dann die heutigen Thailänder. Bei den Kambodschanern erhielt sich dagegen die alte Restsprache ebenso wie in den Bergen der annamitischen Kordillere. Darauf wird gleichfalls noch zurückzukommen sein. Von den mittelsiniden Tai, ja auch nur von den schaniden Tai ist nicht mehr die geringste rassentypologische Spur erhalten.

Wir sind damit bei den letzten Ausläufern unserer großen westlichen Stromlinie angelangt und sehen hier zum ersten Mal den Gegenspieler des mächtigen siniden Druckzentrums auftreten. Das sind die Weddiden, eine entwicklungsgeschichtlich primitive Braunrasse ohne alle mongoliden Merkmale, eine Tropenform aus letztlich europidem Rassenkreis.

In ihr enden die fernen Aufsplitterungen der nördlichen Stromlinie. In ihr enden aber auch die letzten Ausläufer der südlichen Stromlinie, der wir uns sogleich zuzuwenden haben werden. Die Erörterung der Dynamik und Kämpfe am Boden des Sackes der hinterindischen Sackgasse, wo es für den Unterlegenen kein Ausweichen mehr gibt, wird daher erst nach der Darlegung der Gesamtdynamik fällig sein.

* * *

Inzwischen mag ein Rückblick auf die außerordentliche und kulturell und historisch so deutlich greifbare Dynamik der westlichen bevölkerungsbiologischen Stromlinie und ihre Auswirkungen nützlich sein. Sie kommt der Zusammenfassung des vielerwähnten, aber selten angegangenen Taiproblems gleich (v. Eickstedt '39, 40).

Die einzelnen Glieder der Kette sind heute räumlich und zeitlich gleich klar zu fassen. Das gilt mehr oder minder ebenso für die rassische und sprachliche wie für die kulturelle und wirtschaftliche Seite. Dabei zeigt sich, daß diese Tai eine der beweglichsten menschlichen Gruppen sind, die wir überhaupt kennen, und bei der Stärke ihrer Dynamik, die mit zahlreichen Vortrupps, Unterwanderungen und Nachdrängungen verbunden war, sind auch rassische Verdrängungen nicht ausgeblieben. Aber sie beziehen sich gewöhnlich nur auf den jeweils nächsten Rassengürtel. Stehen doch die Tai seit Jahrtausenden auf dem Rückmarsch vor den Chinesen und auf dem Vormarsch in Hinterindien. So haben schon vor zwei Jahrtausenden die alten Tai von Tschu[3] ihr Alt-Tai zugunsten des Chinesischen geopfert und sind, alsbald von den Leuten von Schu[3] verstärkt, teilweise gegen Yünnan hinein gesickert. Und andererseits haben die Thailänder (Siamesen) ihre Taisprache erst vor wenigen Jahrhunderten von den nördlicheren und echteren, aber auch noch keineswegs echten Tai oder Lao gelernt. Zu beiden ist dabei kaum mehr eine Spur des Blutes von Tschu[3] und Schu[3] gelangt, wohl aber ist dort das ältere Monkmer zersprengt worden, so daß es sich nur noch bei einigen birmanischen und siamesischen Bergvölkern, in Südbirma und vor allen Dingen in Kambodscha und der annamitischen Südkordillere halten konnte.

Die sprachlichen Verhältnisse lassen also ein Drängen von Norden gegen Süden in der ganzen Breite des kontinentalen Südens erkennen. Dabei wurden nördliche Sprachen über südliche geschoben, die südlichsten, die Monkmersprachen, zersetzt.

Die Rassen aber sind geblieben. Nur an den Rändern ihrer Verbreitung sind sie eingedrückt oder ihr Saum zerschlissen worden,

auch gelegentlich ihr Kerngebiet von Sprengzellen durchsetzt worden. So geschah es bei den Palämongoliden von Yünnan, wo gleichzeitig die tibetischen Alt-Lolo raubend über die Berge vorstießen und die Mittelsiniden in den Tälern zu siedeln begannen und dann Schub um Schub verstärkt wurden. Das war aber auch gleichzeitig der Einbruch zweier neuer Wirtschaftsweisen und damit die Besetzung zweier großenteils bis dahin unbewohnter „Etagen".

Die einheimischen Monkmerier konnten dieser Eroberung neuen Lebensraumes in den Höhen und dem Geburtensieg der Ebenenwanderer nur ein Einsickern in die Volkskörper ihrer Bedränger entgegenstellen. Das allerdings auch umso leichter, als der übliche ausgiebige Sklavenraub alle Möglichkeiten bot und ja auch bei den Yünnan-Lolo und Yünnan-Tai schließlich die alte Rasse wieder weitgehend zum Durchbruch brachte. Sie blieb dort im zentralen Süden unter dem Namen der Lolo und Tai erhalten. Im Norden aber wich sie bis an die Ränder ihres Lebensraumes zurück, also in die westlichen, birmanahen Waldgebirge, wie denn z. B. bei den Palaung von Tawnpeng in den hohen Bergen der Nord-Schanstaaten die Erinnerung an ihre einstige und wohl noch gar nicht so lange zurückliegende Heimat im yünnanesischen Osten auch durchaus noch lebendig ist (v. Eickstedt '28, Milne '24).

So kämpfte jeder Rassenteil in dem weiten, unwegsamen Gelände nach seiner Art: mit Umwanderung oder Unterwanderung, durch Sprengzellen in den Tälern oder auf Rückzugshorsten der Höhen, durch Widerstand, Anpassung oder Einsickern. Jeder Fall, jede Landschaft, jeder Stamm hat im einzelnen seine eigene dynamische Charakteristik. Es gab dabei Kontakterscheinungen, Vermischungen, breite Gürtel von Übergängen, aber auch völliges Verschwinden oder ungeahntes Ausschwärmen. Daher weist der südchinesisch-hinterindische Raum alle Übergänge zwischen sinider und palämongolider Rasse, palämongoliden und weddiden Typen, zwischen chinesischer und indischer Kultur, zwischen Tai und Monkmersprachen auf, und in der Absetzung und Abschätzung der großen

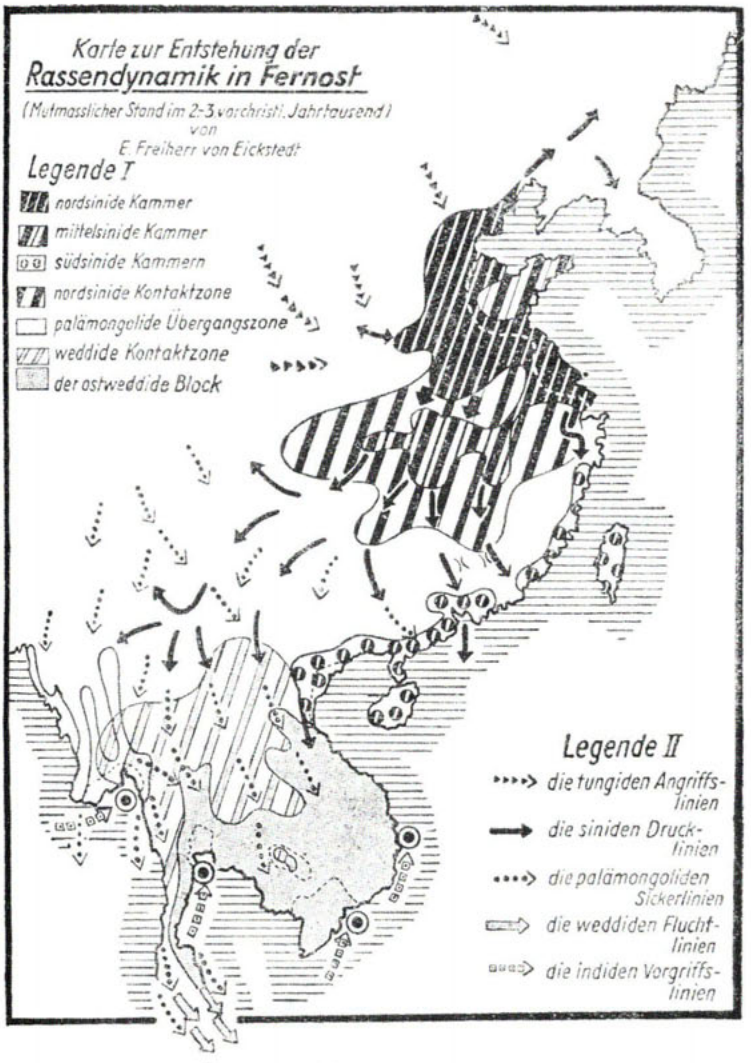


Abb. 74. Zusammenfassende Übersichtskarte zum Tai-Problem. Der Druck aus den großen nordsiniden Alluvialkammern des Hoangho (dunkle Schraffur) assimiliert die Tai der mittelsiniden Alluvialkammern des Yangtse-kiang (helle Schraffur) und schiebt ihre Reste südwestwärts ab (dunkle Pfeile), wo sie sich mit der südostwärts gerichteten Dynamik der Lolo und Miao verflechten (obere punktierte Pfeile), um schließlich in den weddiden Süden hineinzustoßen (untere punktierte Pfeile). (E. v. Eickstedt '39, '40).

Gegenspieler in Rassen, Kultur und Sprache liegt die vielhundertfach verzahnte und so ungemein fesselnde anthropologische Problematik dieser Räume. Die dynamische Kraft in allen diesen Bewegungen ging aber von denjenigen Gruppen aus, die mit den Taisprachen verbunden waren.

Von den Ahom und Khamti im indischen Assam bis zu den Bai[2]-I[2] von Szechuan und Kuangtung und von den schneebedeckten tibetischen Bergen bis zu den Südgrenzen der feuchtheißen Schwemmländer Thailands wird daher heute Tai gesprochen. Ein enormes Gebiet und ein enormes Volkstum!

Und doch ein völlig schattenhaftes Volk und Dasein. Es hat Zeiten der Ballung und Macht, aber nie eine volle nationale Einheit gekannt, es hat eine verwirrende Fülle von Rassen und Völkern ergriffen, und doch galt seine Rassengrundlage als unbekannt und sein Ursprung als fraglich. Seine politische Bedeutung ist selten und widerstrebend, seine biologische nie behandelt worden. Dabei liegen hier ohne jeden Zweifel historisch wie biologisch Erscheinungen von hohem Interesse und größter Tragweite vor, dynamische Vorgänge, die so scharf wie selten die Ursachen und treibenden Kräfte großer Völkerbewegungen und Völkerschicksale aufzeigen, ein wahrhaftes historisches Musterbeispiel für Art und Stärke der Wirkung rassisch-anthropologischer Kräfte. Denn es waren biologische Gründe, die die Ur-Tai aus ihren ursprünglichen Sitzen gedrängt haben, es waren wirtschaftliche Gründe, die ihnen die weiteren Lebensmöglichkeiten vorschrieben, es waren dann die räumlichen Bedingungen, die Richtung und Verlauf ihrer Ausbreitung bestimmten, und waren rassische und psychische Ursachen, die zu ihrer Macht oder Ohnmacht führten.

Aber Tai und Chinesen, die Leute von Tschu[3] und Tsin, die Leute der großen und kleinen Alluvialkammer, die Söhne der Himmelsbrüder und die des gelben Kaisers, waren rassisch immerhin noch recht verwandt, bildeten bestenfalls Unterrassen, nämlich die nordsinide und mittelsinide Gruppe. Mag alles von Szechuan

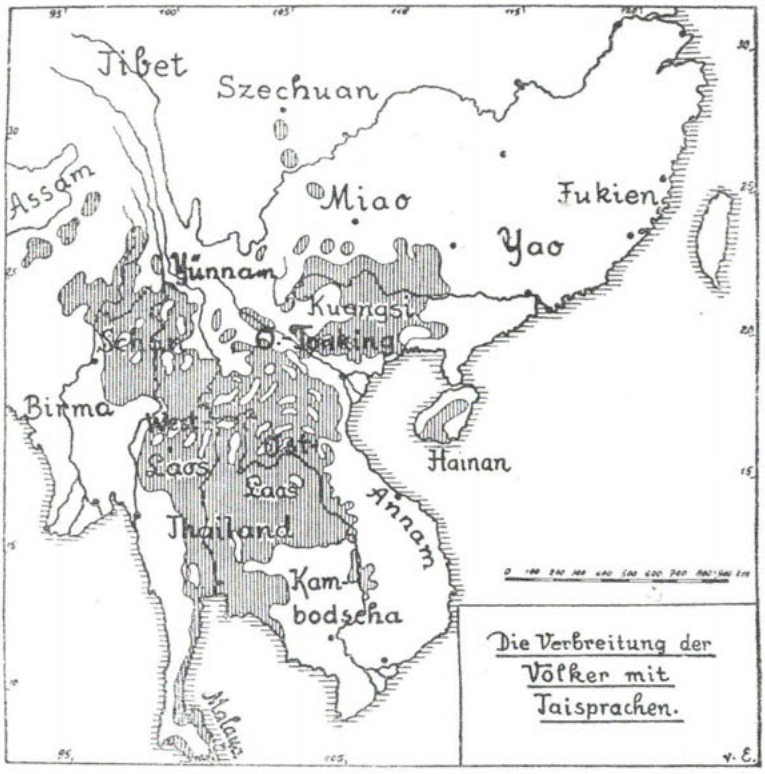


Abb. 75. Die Verbreitung der Völker mit Taisprachen. Birma, Thailand, Indochina und China nehmen an ihnen teil. Das politisch-kulturelle Schwergewicht liegt im einst kmerischen Thailand (vgl. Karte 62 und 105—106).

bis Kuangtung in Thailand oder, später wenigstens, in Tai-Mao-Händen gewesen sein — es waren überwiegend mittelsinide Hände, die diesen breiten Landgürtel hielten.

Die nächste breite Wirtschaftszone gehörte einem kleineren und dunkleren, auch entwicklungsmäßig primitiveren und weniger mon-

goliden Typus an. Das sind die Palämongoliden. So schoben und überschichteten sinide Tai die palämongoliden Eingeborenen und taiisierten sie. Es ist psychologisch bemerkenswert, daß bereits nach einer kurzen, meist schon historisch etappenweise zu verfolgenden Überfremdung in Oberbirma, den Schanstaaten, Assam, Siamesisch- und Französisch-Laos, Kuangsi und Yünnan ein höheres, aber doch rassenfremdes Volkstum in so ungemein starkem Maße sein Wesen anderen mitteilen konnte. Hier überall wird heute Tai gesprochen, nach Taiweise gebaut, nach Taisitten gefeiert, gefaulenzt, geliebt.

Aber der rassische Typus dieser Leute ist längst nicht mehr mittelsinid, sondern bald stärker, bald weniger stark palämongolid. Dazu kommen indide, südsinide und im südlichsten Süden reichlich weddide Einschläge und Lagen. d'Ollone nennt die Tai-Völker treffend „fils de toutes races". Es war also die geistige und kulturelle Kraft der Mittelsiniden hier nicht geringer, sie beeinflußte auch einen nur wenig geringeren Raum, als es die nordischen Indogermanen in Europa taten. Auch hier das körperliche Ausschwärmen, geistige Beeinflussen und blutsmäßige Versickern, auch hier der mangelnde Zusammenschluß und die kontinentweite Wirkung. Tai und Indogermanen, Nordische und Sinide sind Gegenstücke.

So haben auch die Tai wie die Indogermanen ganze Massen adynamischer Völker dynamisiert. Wenn die Lao-Tai in Tali oder später die Mao-schan in Oberbirma einen Rückschlag wirtschaftlicher, militärischer oder politischer Art infolge des chinesischen Vorgreifens erlitten, so wirkte sich das irgend einmal bis zu den Stammesfürsten und kleinen und kleinsten Talhäuptlingen im Süden aus. Ein dynamisches Weitergreifen gegen abermals den Süden war das Ergebnis.

Damit wurden schließlich auch die Grenzen der Hauptzone der kontinentalen Palämongoliden überschritten, und der Druck griff in die Schwemmländer von Mänam und Mäkong vor, in dessen einstigen Sumpfdschungeln sich noch bis heute sehr bemerkens-

werte Reste jener Rasse gehalten haben, die nur noch im nahen Inner-Malaya einigermaßen rein erhalten blieb. Das sind die Weddiden.

Vor der Übernahme des Tai in Siam sprachen diese Weddiden Monkmer, wie es noch heute in Kambodscha und Süd-Annam der Fall ist. War Monkmer auch ihre ursprüngliche Sprache gewesen?

Wir können es bei einer ganz anderen Rasse und in einem ganz anderen Lebensraum ohne weiteres nicht annehmen. Wie Millionen der indischen West-Weddiden von den Indiden zersetzt wurden, so auch die schütterer verbreiteten hinterindischen Ost-Weddiden von den Palämongoliden. Das ist das Schicksal von Urwaldprimitiven in allen Kontinenten gewesen. Gerade mit und von den Palämongoliden allein aber kann auch das Monkmer gekommen sein, wie — wieder ist die Parallele ganz deutlich — in Indien das Drawidische von den Indiden (v. Eickstedt '33). Und gewiß ist die palämongolide Zersetzung der süd-hinterindischen Weddiden nicht gering, der palämongolide Einschlag sogar vielfach so stark, daß die Übergänge in die gleichfalls noch weddid durchsetzten Lao-Völker nur dem aufmerksamen Beobachter auffallen und auffielen. Wir werden sogleich (S. 295 ff.) sehen, daß die prähistorisch-kulturellen Verhältnisse damit durchaus übereinstimmen. Weddide Inseln wie bei den Kmer, erst recht sehr deutliche Reste bei den Süd-Moi und das Bestehenbleiben der Senoi in Malaya zeigen zudem, daß hier in den Ebenen wirklich einmal ureinheimische Weddide gesessen haben müssen, daß es sich nicht etwa um Überläufer und Einschläge, sondern um Altansässige gehandelt hat.

Daß sich diese überhaupt halten konnten, daß sie nicht, wie sonst die sammelnden Urwaldprimitiven, völlig verdrängt wurden, liegt gewiß an einem wirtschaftlichen Moment. Denn wenn irgend jemand, so können es wieder nur diese sich von Norden vorschiebenden Palämongoliden gewesen sein, die den Reisbau mitbrachten, den Reichtum jener Südländer noch heute. Gerade die großen Schwemmländer aber waren glänzend für den Reisbau geeignet, und

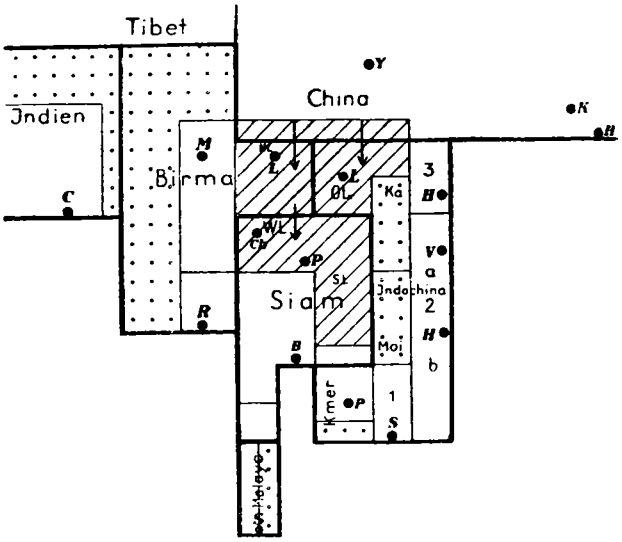


Abb. 76. Schematische Übersicht über die heutigen Staaten in Hinterindien. Hochkulturvölker weiß, Bergvölker punktiert, Lao schraffiert. Die letzteren verteilen sich auf vier Staaten. 1—3 bezeichnet die annamitische Gruppe: Kotschinchina, Nord- und Süd-Annam sowie Tonking. Abkürzungen der Städtenamen: Bangkok, Calcutta, Chieng-mai, Hanoi, Hongkong, Hué, Kanton, Lashio, Luang Prabang, Mandalay, Pnom-Penh, Prae, Rangoon, Saigon, Singapore (Schonan), Vinh, Yünnanfu (Kunming).

indem die alten weddiden Sammlerhorden den Reisbau übernahmen, konnten sie kompakte Bevölkerungsmassen bilden, die den Palämongoliden eine endgültige Verdrängung schwer möglich machten. Daher sind nur die Wälder-Moi Verdrängungsweddide, die Mänam-Mäkong-Weddiden Resistenzweddide.

Ein Block der Resistenz tat sich also hier im Süden auf, der blutsmäßig älteste Rassen erhielt, wenn er auch eine Übernahme des palämongoliden Monkmer durch seine Weddiden ebenso dulden mußte, wie weiter nördlich die Palämongoliden eine Übernahme des mittelsiniden Tai.

Dieses Resistenzzentrum im äußersten Süden aber ist für uns aus zwei Gründen von besonderem Interesse. Einmal, dynamisch gesehen, ist damit der Gegenspieler des gewaltigen Druckzentrums im Norden gefunden. Dann handelt es sich, rassisch gesehen, um Leute aus letztlich europidem Kreis, so daß im Grunde genommen nicht nur die säkulare Fernost-Dynamik, sondern die millenären Auseinandersetzungen zwischen den Großrassenkreisen betroffen sind. Das aber bringt mit den Schicksalen der alten Weddiden und schließlich ihrer glanzvollen politischen Macht im Kmerreich so viele neue Fragen mit sich, daß wir ihnen einen eigenen Abschnitt widmen müssen. Er wird auf die Erörterung der östlichen Stromlinie zu folgen haben, denn auch sie endet hier im Süden und trägt zu dem Druck einer gleichzeitig von Ost und West und letztlich gleichartig aus dem großen nördlichen Druckzentrum herabgreifenden Zange bei, die die Weddiden, die Kmer, zermalmte, und unter deren unmittelbarer Bedrohung noch heutigen Tags die letzten Trümmer von Kambodscha stehen.

VI. TAI DER ÖSTLICHEN STROMLINIE

I. Südchinesische Küstenstaaten

Die Stoßkraft der westlichen Stromlinie um den Block der Südbarbaren herum wurde damit bis ins Herz ihres Gegenspielers, der stark weddiden Kmer, verfolgt. Zwei Angreifer aber springen die Kmer in ihrem Todeskampfe an, nur einen erst kennen wir. Beide gehen von den nördlichen Druckzentren der Siniden aus, dem zweiten wenden wir uns jetzt zu.

Ging der Druck der alten Taigroßmacht Tschu[3] westwärts über Schu[3] und Ba[1], über das heutige Szechuan, so ostwärts gegen den starken Rivalen Wu[2] am Unteryangtse, und von Schu[3] und Wu[2] gemeinsam gegen den Süden. Das sind die Küstenländer von Yüä[4]. Wir wissen manches von ihnen, Jahreszahlen, Begebenheiten, Könige und Bündnisse, nur gerade in den wichtigsten Dingen tappen wir wie immer im chinesischen Geschichtskreis in einer nur von wenigen und winzigen Lichtlein durchglimmten Dunkelheit. Denn was waren eigentlich diese Leute von Yüä[4], was waren sie in volklicher, sprachlicher, rassischer Hinsicht?

Die Chinesen lernten sie erst viel später als die westlichen Tai kennen, die ihnen ja schon bei der Thronbesteigung der Dschou[1] 1122 halfen. Aber das ist nicht erstaunlich, denn schon Wu[2] lag weit, und Wu[2] ließ sich nicht gerne in den Rücken schauen. Das Beispiel von Tschu[3], das letztlich durch das in seinem Rücken gelegene Schu[3] fiel, zeigt auch, daß die Sorge nicht unbegründet war. So tritt Yüä[4] auch erst rund ein Jahrtausend nach den mittleren und westlichen Taistaaten in den chinesischen Gesichtskreis. Noch zur Tsinzeit konnte ein chinesischer General mit größtem Erstaunen feststellen, daß man in das südliche Yüä[4] gar nicht nur an der

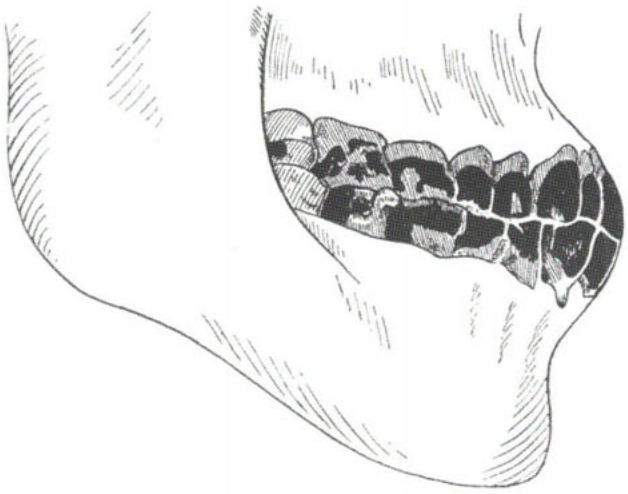


Abb. 77. Schwarzlackierte Zähne am Schädel einer Tonkinesin (P. Huard et E. Leriche '38).

Meeresküste entlang, sondern auch verhältnismäßig leicht inland von Tschu[3] aus und den Hsiang[1]-Fluß* aufwärts gelangen konnte. Und damals erst wurde die erste Landverbindung nach Kanton hinunter eingerichtet. Wir sind daher über Wesen und Zugehörigkeit des ältesten Yüä[4] noch mehr auf Vermutungen angewiesen als sonst. Sicher ist allein, daß dort auch Typen südsinider Rasse saßen. Recht wahrscheinlich ist es für das heutige südliche Küstenland auch, daß dort noch eine dem Yao verwandte Sprache gesprochen wurde (vgl. S. 149ff.). Es wäre das immer noch eine Sprache aus sinidem Kreis, genau wie das Tai (Aurousseau '23, Chavannes '02, '16, Gaspardone '29, Grousset '29).

Aber das heutige Kantonesisch steht auch seinerseits dem Tai nahe, die Fukiendialekte nicht minder, und Hsia[4]-min[3], der Amoy-

* Hsiang[1]-djiang[1] 湘江.

Dialekt, gilt vielen überhaupt als Tai. Was zudem an Einzelheiten ethnologischer Art aus Yüä[4] bekannt ist — einer späteren Zeit schon in der zweiten Hälfte des 1. vorchristlichen Jahrtausends — das weist oft recht eindeutig auf die Tai.

Da ist einmal das Tatauieren, das im ostasiatischen Kulturkreis immer als ein Hinweis auf Tai oder Taibeeinflussung gelten kann (Abb. 84). Es wird bereits von Sï[1]-ma[3] Tjiän[1] erwähnt, nämlich in einer lehrhaften Rede, deren Beispiele uns dankenswerter Weise ethnologische Daten über die Leute aus Yüä[4] bewahrt haben. „Sich den Körper bemalen und die Schultern tatauieren, das machen die Leute von Ngu[1]-Yüä[4]*. Sich die Zähne schwärzen, die Stirn tatauieren, kein Mützchen tragen und sich grober Nadeln bedienen, das machen die Leute im großen Königreich Wu[2]." (Chavannes '95, 578.) Das bezieht sich auf das Ende des 4. vorchristlichen Jahrhunderts, wo das Tatauieren in Südchina anscheinend allgemein verbreitet war, ebenso das Zähneschwärzen, das sich ja noch vor einigen Jahrhunderten in Japan und heute noch in Annam und bei Schan findet (Abb. 77).

Auch in der Geschichte der Han-Dynastie wird von den Bewohnern von Min[2]- und Dung[1]-Yüä[4]** für die Zeit um 138 v. Chr. das Tatauieren erwähnt (Li '28, 245), dazu das Bündeln der Haare, Bambuskultur, Talsiedlungen, Vertrautheit mit Wasser, auch das Fehlen von Wagen, Pferden und angeblich Bögen (also wohl nordchinesischen Tatarenbögen). Alle diese Angaben passen ausgezeichnet zu Tai bzw. taiisierten Primitiven.

Den politischen aber noch lange nicht völkischen Untergang des Reiches von Yüä[4] — noch heute betonen ja die Kantonesen nicht selten mit gefährlichem Nachdruck ihre Eigenart — schildert Sï[1]-ma[3] Tjiän[3]: „Im Süden bemächtigte sich Ts'in Shi Huang Ti*** der

---

* Ou[1]-Yüä[4] (Ngou[1]-Yüä[4]) 甌越 (= Wentschau, d. h. Süd-Chekiang).
** Min[2]-Yüä[4] 閩越 (≃ Fukien), Dung[1]-Yüä[4] 東越 (≃ Chekiang).
*** Tjin[2] Schï[3]-huang[2]-di[4] 秦始皇帝.

Gebiete der Hundert Yüä[4], aus denen er die Kommandanturen Kueilin und Siang* machte. Die Fürsten der Hundert Yüä[4] aber gaben gebeugten Hauptes und die Schnur um den Hals ihr Geschick in die Hände niederer Beamter" (Chavannes '95, II, 228). Die Freundschaft zwischen den beiden Völkern dürfte damals nicht groß gewesen sein. Erst aus viel späterer Zeit, nämlich der Geschichte der Sui-Dynastie** (589—618), wird dann auch von einem friedlichen Durcheinanderwohnen der inzwischen halb sinisierten Nichtchinesen mit den in Masse von Norden einwandernden Chinesen gesprochen, aber noch immer ihr Leichtsinn, die Freiheit der Frauen und ihr Fischertum betont, auch ihr „Aberglaube", also ihr Festhalten an nichtchinesischen Religionsgebräuchen. Diese sind in Menge sogar in das Chinesentum eingedrungen (Granet '29, Maspéro '19). Die gelegentliche Anwendung der Bezeichnung Bai[3] Yüä[4]*** oder Hundert Yüä[4] auf diese Leute zeigt außerdem, daß es noch eine große Stammesvielfalt gab und jene oben erwähnten armen Fischerstämme nur einen (wie häufig) kuriositätshalber erwähnten Teil der Bewohner von Yüä[4] ausmachten.

Tatsächlich ging von Yüä[4] längst auch ein schwunghafter und hochorganisierter Handel bis nach Shantung, ja Japan und Korea hinauf, der von politischen und kulturellen Einflüssen begleitet war, und zu den Kmer hinunter, der vielgeschätzte exotische Handelsgüter brachte, wie denn auch schon die damaligen Nordchinesen von dem gewaltigen Reichtum der Stapelstadt Pan[1]-Yü[2]† berichten, also von Kanton. Auch die Bündnisse der Nordstaaten im 2.—4. Jahrhundert können sich nur auf gleichgeordnete Kriegsmächte bezogen haben.

---

* Gue[4]-lin[2] (Kueilin) 桂林 (= Zimtwald, Hauptstadt von Kuangsi), Hsiang[4] (Siang) 象 (= Elefant, heute Nanning).

** Sui[2]-tschau[2] 隋朝 (589—618), vgl. Dynastien im Anhang.

*** Bai[3] Yüä[4] 百越.

† Pan[1]-Yü[2] 番禺.

Abb. 78. Darstellung geschmückter und tanzender Männer mit Mundorgeln und Holzklappern. Von einer alt-tonkinesischen Bronzetrommel aus Dong-son in Thanh-hoa etwa aus der Zeitwende (V. Goloubew '29).

In diesem Zusammenhang mögen auch jene großen und prächtigen Bronzetrommeln (Foy '03, '06, Goloubew '29, '32, Heger '02, Heine-Geldern '33, Parmentier '18, Schnitger '43: vgl. Abb. 79) erwähnt werden, die zwar von den alten chinesischen Archäologen auf Musik-Geschenke chinesischer Kaiser an die „Man" zurückgeführt werden, die aber ohne jeden Zweifel zu den Tai und besonders den östlichen Tai gehören.

Dem widerspricht keinesfalls, daß schon 196 v. u. Z. der Gesandte Lu²-Tji³* eine solche Trommel als Zeichen freundschaftlicher Gesinnung und in landesüblicher Weise dem Tempel des Königs von Nan²-Yüä⁴ stiftete und daß später, 41 und 225 n. u. Z., ähnliche Schenkungen chinesischer Generäle an die Man stattfanden. Dabei bezieht sich letzteres Datum auf den noch immer viel besungenen Nationalheros Feldherrn Dschu¹-go²-liang⁴ in Szechuan, von dessen Trommeln man noch heute eine in dem stimmungsvollen Dämmerlicht seines Gedenktempels südlich Chengtu bewundern kann. Sie waren also auch im Westen im taiischen Schu³ bekannt. Von den

* Lu²-Tji³ (Lu Kia) 盧杞.

Taf. 39. Das tonkinesische Druckzentrum.
a) Junge tonkinesische Mutter mit Kind aus Hanoi (Phot. v. Eickstedt).
b) Reisfelder und Tonkinesendorf im Rotflußdelta (Slg. v. Eickstedt).

Taf. 40. Alt-Annam.
a) Südsinides Tonköpfchen aus frühmittelalterlichen Burgen Zentral-Tonkings (Slg. v. Eickstedt). b) Die Porte d'Annam, Völker- und Raumscheide zwischen Alt-Tonking und Tchampa (G. Maspéro '30).

Taf. 41. Neu-Annam.
a) Seine Majestät Kaiser Bao Dai von Annam. Südsinider Typus tonkinesischer Gauprägung (Slg. v. Eickstedt . b) Ihre Majestät die Kaiserin von Annam im Hofornat und in moderner Kleidung. Südsinider Typus annamitischer Gauprägung (Slg. v. Eickstedt .

Taf. 42. Vorsickerndes Südsinidentum.
a) Saubere, kleinbäuerliche Hütte südsinider Annamiten im einstigen Tchampa bei Quinhon (Phot. v. Eickstedt). b) Typische Reisfeldkammer zwischen Bergen im heutigen Zentral-Annam. Rechts (östlich) das Meer (Phot. v. Eickstedt).

Abb. 79. Darstellung eines Festbootes mit Kriegern und Bronzetrommel. Von einer alt-tonkinesischen Bronzetrommel. Ähnliche Kompositionen finden sich noch heute bei den Dayak. Gleichfalls aus Dong-son (V. Goloubew '29).

chinesischen Schriftstellern werden diese großen Bronzetrommeln — nicht Pauken — in der üblichen Gleichbenennung von Bronze und Kupfer einfach als tung^2-gu^3* oder Kupfertrommeln bezeichnet (wie ja auch die Legierung des sog. copper cash als tung^2-tjiän^2**), und zwar schon in den Han-Annalen (Hirth '90, '04), wo von General Ma^3 Yüan^2 († 49 n. u. Z.), dem Besieger der heroischen Schwestern Trung*** (vgl. S. 264), die Rede ist.

Schon durch das meist unchinesische Dekor, das man bereits auf den ältesten aus vorchristlicher Zeit aus Tonking stammenden Stücken sehen kann, wird auf eine südliche Kunst hingewiesen, in der Frösche, Reiher, Elefanten, Strahlenstern und Reisfeld-Rautenmuster die Hauptrolle spielen (Abb. 78—79 u. Taf. 38a). Chinesische Quellen selbst berichten auch, daß unter den gelegentlichen Menschendarstellungen Männer mit den typischen Mundorgeln der Lao auftreten und die taiischen Alt-Annamiten dieselben Tatauiermuster besaßen, wie sie sich auf den Trommeln finden (Goloubew '29, Hirth '90). Zahlreich wurden sie auch seit alters in den Gräbern der sogenannten Manfürsten des Südens

* tung^2-gu^3 銅鼓.

** tung^2-tjiän^2 銅錢.

*** Trung Trac und Trung Nhi 徵側, 徵貳 (chin. Dschëng^1 Tsö^4 und Dschëng^1 Örl^4), ihr Besieger Ma^3 Yüan^2 馬援.

gefunden und stellten daher schon im 12. Jahrhundert n. Chr. bei den immer so altertumsfreudigen Chinesen (Hutson '20) gesuchte Antiquitäten dar.

Ihre Herstellung — in verlorener Form und mit gestempeltem Bienenwachs-Negativ — erlosch dort wohl schon zur Tang-Zeit (618—907), doch sind Nachahmungen bis in die Neuzeit hinein hergestellt worden. Der Zusammenhang mit dem Untergang der Taikultur, nicht mit dem Aufgang der chinesischen Kultur, ist also ersichtlich.

So haben diese großen Bronzetrommeln als Zeichen von Macht, Würde und Reichtum ganz offenbar im taiischen Südosten über viele Jahrhunderte hin eine beträchtliche Rolle gespielt, und es ist kennzeichnend, daß auch heute noch die einzigen verbliebenen Hersteller Tai sind, nämlich Schan bei den Roten Karenn in Ostbirma (Fischer '03, Marshall '22). Denn wie es bei abgerutschtem Kulturgut oft geht, sind es schließlich nur noch äußere Randstämme, die das bei den Verfertigern selbst altmodisch gewordene Kulturgut auftragen. So die indischen Bergstämme das alte Urya-Kulturgut, das ihnen die wandernden Uryagiesser bringen, so hier die Karenn und viele hinterindische Kastämme, die über die Vermittlung der Schan altes Taigut unter sorglicher Kopierung der alten Form weiterverwenden.

In manchem Ka-Dorf hängt als Zeichen magischer und politischer Macht eines Dorfgroßen die hochgeschätzte und oft uralte, weithin tönende Bronzetrommel, von der sich der Besitzer nur bei äußerster Verarmung trennen wird, um sie durch Vermittlung der Lao zu Rauchtischchen für Kolonialeuropäer zu degradieren. Es ist schwer zu verstehen, wie sie früher „Miao, Lolo und dergl." zugeschrieben werden konnten, und das umso mehr, als nicht diese meerfernen Völker, wohl aber die Südost-Tai in der Lage waren, sie über die blühenden Häfen des machtvollen Kmerreiches von Fu²-nan²* nach Java gelangen zu lassen (vgl. Karte 105), wo sie

* Fu²-nan² 扶南, wörtlich Hilfreicher Süden.

gleichfalls, besonders um die Zeitwende und in weiteren Nachahmungen bis ins Mittelalter hinein, auftreten.

Der Schluß aus all dem kann für Südchina nur der sein, daß einer Sinisierung in der Moderne eine nicht minder starke Taiisierung in der Antike voranging. Aus rein südsiniden Ur-Yaostämmen (oder einem verwandten sprachlichen Substrat) wurden vorwiegend südsinide Taifürstentümer und schließlich beträchtlich südsinide Chinesenprovinzen. Dieser Prozeß ging in Schüben und mit Rückschlägen, in Zwangskolonisationen und zähem Infiltrieren, mit Kämpfen, Intrigen und Fluchtbewegungen vor sich. Was drüben im Westen Schu[3] zufiel, besorgte hier im Osten Wu[2].

Damit kommen wir auch wieder zu den Machtkämpfen am Unteryangtse im 5. und 4. vorchristlichen Jahrhundert und zu der großen Katastrophe des Jahres 333 v. u. Z. zurück (vgl. S. 125).

Damals hatte Yüä[4], das allzu übermütig geworden war, auf listigen Rat von Tji[2]* hin seinen mächtigen Nachbarn Tschu[3] angegriffen, um selbst Präsidialmacht zu werden. Und Tschu[3] hatte Yüä[4] zerschlagen. Nun zerstreuten sich seine Fürstenfamilien und Häuptlinge mit ihrem Anhang in alle Winde — flohen in die Berge von Fukien und Kuangtung, flohen über See, über den Sikiang nach Kuangsi, suchten nach Ausweg und Neuland, und beides bot nur eine Richtung: der Süden. Denn im Westen wurden die Berge bald allzu unwegsam, im Osten lag der weite Ozean, und im Norden stand ein unerbittlicher Feind. Die Dynamik der südlichen Stoßlinie beginnt jetzt also stark aufzuleben und damit gleichzeitig in das dämmernde Licht der Historie zu treten.

2. Die Entstehung der Tonkinesen.

Fragen wir uns zunächst wieder, was an Quellen zur Verfügung steht. Als erstes mögen die schriftlichen Nachrichten und Überlieferungen als unmittelbar pragmatisches Material genannt sein.

* Tji[2] (Ts'i) 齊.

Hier steht — ganz ähnlich wie bei Nan²-dschau⁴ — eine Zusammenfassung älterer Aufzeichnungen von Annalencharakter an der Spitze, die von Le-van-Hu'u* um 1250 auf Befehl des tonkinesischen Kaisers begonnen und 1272 in 30 Bänden vollendet wurde. Es sind das also nicht Annalen im strengeren Sinne des Wortes, aber man mag sie wohl so bezeichnen, nachdem sich diese Benennung in der annamitischen und abendländischen Literatur völlig eingebürgert hat (des Michels '94, Cadière '03, '05). Ergänzungen bilden die reichen chinesischen Annalen, Karten und Geschichtswerke und in neuerer Zeit die Béfeo (Bulletin de l'Ecole Française d'Extrême-Orient) und das Bulletin des Amis du vieux Hué. Als weiteres und nunmehr schon unmittelbar rassengeschichtliches Quellenmaterial steht uns sodann die Analyse der heutigen anthropologischen und linguistischen Sachbestände zur Verfügung. Sie bietet für uns recht aufschlußreiche Hinweise, mit denen daher die Deutung der Prozesse des Südwärtsströmens auf unserer östlichen Stromlinie begonnen sei.

Geht doch heute der südsinide Typus ohne Bruch und Grenze aus dem eigentlichen China nach Tonking über und gleitet dann weiter südwärts an der annamitischen Küste entlang und bis nach Kotschinchina hinein. Trotzdem wird ein aufmerksamer Beobachter Kantonesen, Tonkinesen und Annamiten nie verwechseln. Das liegt daran, daß einerseits die mongoliden Züge schon beim tonkinesischen Gautypus — vom annamitischen wird erst weiter unten S. 274 zu sprechen sein — gemildert sind, und andererseits ein bräunlicher Ton der Haut und ein stärkeres Relief an Untergesicht und Nase hinzutreten. Das Abrücken von der hochmongoliden Prägung geht also in Richtung auf den palämongoliden Typus (v. Eickstedt '39, 129ff.). Das ist nichts anderes, als man hier erwarten müßte, wenn immer stärkere Mengen südsinider Typen in die alluvialen Gebiete—

* Lë-vân-Hu'u: Dại Việt su' ki, chinesisch Li²-wën²-hsiu¹: Da⁴-Yüä⁴ schï³-dji⁴, in beiden Sprachen geschrieben 黎文休: 大越史記, wörtlich Groß-Yüä Geschichte-Erinnerung, d. h. „Historische Überlieferungen von Annam."

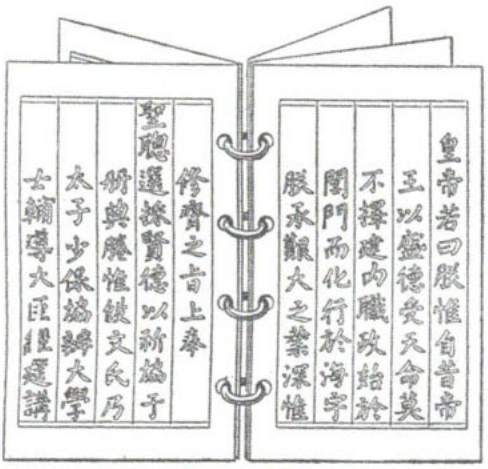


Abb. 80. Seiten aus einem historischen Werk der Annamiten. Das geistige Leben von Annam oder, wie Brodrick sagt: Klein-China, ist ganz von seinem großen nördlichen Nachbarn her geprägt (G. Maspéro '29).

und das eigentliche Tonking besteht nur aus dem weiten Rotfluß-delta — der wesentlich talsiedelnden Palämongoliden hineinquellen. In solchen Fällen können sich aber außerdem auch noch Ablagerungen, Verzahnungen oder Kontakterscheinungen erhalten, sei es in unteren Volksschichten oder in abgelegenen Gebieten oder in der Randzone. Wir werden dieser Frage sogleich nachgehen.

Vorher aber noch das Problem der Sprache. Im heutigen Tonkinesischen und Annamitischen, die ein Konglomerat teils recht abweichender Dialekte darstellen, ist durchwegs eine Art Dreischichtung zu bemerken. Der Oberbau ist chinesisch. Er umfaßt in der Schriftsprache annähernd die Hälfte des ganzen Wortschatzes, und besonders alle Worte und Wortbildungen, die mit kulturell wichtigen Erscheinungen zusammenhängen (Maspéro '12, '29, Przyluski '31, Schmidt '26). Seit spätestens dem 3. nachchristlichen Jahrhundert ist ja auch die chinesische Schrift allgemein üblich.

Der Unterbau zeigt dagegen eine solch innige Verbindung zwischen monkmerischen und taiischen Elementen, daß es kaum noch möglich ist, die ersteren als ältere Schicht zu erkennen, und daß bis heute der Streit noch nicht ganz abgeklungen ist, ob das Tonkinesisch-Annamitische zur Monkmergruppe (Austroasiaten) oder zur Taigruppe zu stellen sei. Das letztere hat jedoch im wesentlichen unter den Linguisten den Sieg davongetragen.

Doch für uns liegt ohnehin auf der Hand, daß damit kein mittelsinides Blut aus Wu[2] oder Tschu[3] in nennenswerten Mengen noch hierher gelangt sein kann. Das mußte schon in Min[2]- und Nan[2]-Yüä[4] versacken, wie es auf der westlichen Stromlinie in Nord-Yünnan stecken blieb oder verrann. Es konnte sich also sowieso nur um eine Taiisierung monkmerischer Gebiete handeln. Und diese Monkmerier waren auch hier Palämongolide, die Taisprecher längst rassisch wesentlich südsinid.

So sind also auch heute die sprachlichen Verhältnisse in Tonking eine Stütze für unsere Annahme, daß schon sehr früh eine Taiisierung von Wu[2] aus den ganzen östlichen Süden ergriffen hat. Verständlicherweise hat sich diese Taiisierung heute nur noch in der äußersten Peripherie erhalten, eben in Tonking, während sie weiter nördlich längst von der Sinisierung überholt wurde. Genau wie im Westen, läuft also auch hier vor der Sinisierungswelle die Taiisierungswelle, genau wie im Westen ermattet schließlich die Dynamik der einen Rasse, um umso frischer von der nächsten aufgenommen zu werden. Und in der Tat läßt die südsinide Aktivität bei den Annamiten, wie wir gleich sehen werden, nichts zu wünschen übrig, nicht in den vergangenen Jahrhunderten und nicht in unseren eigenen Tagen.

Sprache und Rasse gehen in ihren Aussagen über die Dynamik der östlichen Stromlinie an deren Einkurvung gegen Hinterindien also völlig parallel. Sie bestätigen die früheren anthropologisch-linguistischen Gleichsetzungen, die ähnlichen Abläufe auf den beiden Stromverzweigungen und zeigen das Eindringen südsinider

Abb. 81. Die rassischen Kontaktbögen im Norden und Süden von Tonking. Eine generalisierte Darstellung der Stammesverteilung in Ober-Tonking und Ost-Laos. Nördlich des nördlichen Kontaktbogens drängt der sinide Druck, südlich des südlichen Kontaktbogens staut die palämongolide Resistenz. Beachte 1. den Druck der Siniden mit C (Chinesen) und N (Nhang-Nung) gegen den nördlichen Kontaktbogen (Areal mit Raster), sowie 2. seine Durchsetzung mit jüngeren Siniden im Norden und sein Überspringen im Süden durch die Chinoisants (= Man und Miao; kleine weiße Areale), 3. das Vorschieben des nördlichen Kontaktbogens (T = Tai und Tho) gegen die Lolo (Lo) und des südlichen Kontaktbogens (M = Muong) gegen die Ka, 4. die Zersetzung der Ka (gepunktete Areale) durch die Laoten und 5. die Rolle der Flußtäler für die Siniden und Palämongoliden und der Berge für Ka und Chinoisants. Diese Karte schließt unmittelbar an diejenige auf S. 277 an. Die punktierte Linie gibt die chinesische Grenze an. Abkürzungen von Städtenamen: B = Fort Bayard, CB = Cao Bang, H = Hué, Ha = Hanoi, Hg = Haiphong, K = Kunming, L = Laokay, LP = Luang Prabang, Th = Thanh-hoa, V = Vientiane, Vh = Vinh, X = Xieng Khouang.

taiisierter Elemente in die Alluvialgebiete palämongolider Verbreitungszonen. Diese Intrusionen werden aber erst recht deutlich, wenn wir auch die Randgebiete dieses großen Rotflußdeltas, die Randzone der südsiniden Intrusion in Betracht ziehen.

Hier haben sich nämlich in dichten und vielzerschlissenen Bergländern nicht nur Reste der älteren Rasse der Palämongoliden erhalten, sondern es haben sich einzelne Kontaktbögen zwischen den südsiniden Eindringlingen und ihrer palämongoliden Umgebung herausgebildet. Diese heben sich im Norden um so stärker ab, als hier noch ein zentraler Druck wirkt und zwischen Tonking und Kuangsi ein anthropodynamisches Stauungsgebiet legt. So zeigen diese Kontaktbögen in besonders eindrucksvoller Form und beispielhaft die Auswirkung rassengeschichtlicher Prozesse (Karte 81). Noch heute lebt in diesen Bergen von Obertonking eine geradezu verwirrende Fülle von verschiedenen Völkern und Rassen verschiedenster Herkunft, mit Eigennamen, Doppelnamen und Umbenennungen, zersprengt über Bergkuppen, vorgeschoben in schmale Hochtäler, mit einer unübersehbaren Menge von Dialekten und einer faszinierenden Buntheit der Anschauungen, Bauweisen und vor allem der kunstvollen und vielfarbigen Trachten. Von allen Seiten sind Sprachen, Kulturen und Völker eingedrungen und haben Verzahnungen, Schichtungen und Übergänge zuwege gebracht, die von fast beispielloser Reichhaltigkeit sind (Abadie '24, Bonifacy '05, Dussault '24, v. Eickstedt '39, Louppe '34, de Lunet '06, Roux '25). Es erübrigt sich, an dieser Stelle nochmals auf Einzelheiten einzugehen.

Wir fassen also die typologischen Großgruppen zusammen. Im Norden finden sich mit Nung und Nhang Übergänge vom palämongoliden zum mittelsiniden Typus, im Westen mit Tho und Schwarzen und Weißen Tai (Sylvestre '18, vgl. auch Tafel 30 a) vom palämongoliden zu starker Südsinisierung und im Süden mit den Muong (Chéon '05) vom palämongoliden zu leichter Südsinisierung. So ergibt sich also ein Kontaktbogen rings um das spitz nach Yünnan hinaufgreifende weite Rotflußdeta der Tonkinesen, der die Wirkung

des Vorquellens der Südsiniden in einzelnen Kontaktabschnitten und Kontaktringen auf das Beste verdeutlicht. Weiter westwärts und hinter den Ringen und Intrusionen herrschen dann unter Lao überhaupt nur noch palämongolide Elemente, im Norden Mittelsinide, im Süden unter Ka bzw. Moi (beides bezeichnet mit laotischem bzw. annamitischem Wort das gleiche, nämlich Waldwilde) Palämongolide und Weddide.

Die vielfache Verzahnung aber, die sich oft in engem Umkreis findet und auf der Karte (Abb. 81) wie eine Zerbröcklung und Zerstücklung wirkt, ist wieder nichts anderes, als die Auswirkung verschiedener Wirtschaftsweisen. Alle Ka- und Moigruppen streifen an den Berghängen oder siedeln in fernen Südplateaus, alle taiähnlichen Gruppen in den bambusreichen Tälern, und je ebenennäher sie noch leben, desto südsinider und tonkinesischer, je mehr inland sie leben, desto palämongolider und laotischer, je höher und ferner, desto primitiver sind sie. So entsteht die zerfaserte Verteilung des Kontaktringes und der weiteren palämongoliden Lao-Zone, in die hier auch noch die schon früher behandelten Miao und Yao einspringen (vgl. S. 146 u. 155), während sich die dichtbesiedelten Deltaebenen typologisch weithin gleich und einheitlich ausbreiten. Auch das drängende Heraufgreifen dieser Ebenenkulturen und Ebenentypen in den Tälern, das Heraufzwängen der südsinisierten und halbtonkinesischen Gruppen zwischen die oberen Bergtäler wird auf der leicht generalisierenden Übersichtskarte 81 ganz deutlich, besonders im Süden, während im Nordosten über das Sikiangtal und die Meeresküste die Vorstöße Mittelsinider und das Nachdrängen Südsinider heraustreten. Im Nordwesten aber liegt schon der Block der Lolo in den sich immer höher staffelnden yünnanischen Bruchzonen.

Und wieder geht die Sprache (Bonifacy '05, Finot '08, Maspéro '12, Ting '29) weithin parallel mit den rassischen Erscheinungen. Sie hinkt wohl dem typologischen Bild in siedlungsfernen Gebieten etwas nach oder springt ihm in verkehrsnahen, d. h. bazarbeeinflußten

Abb. 82. Kopf einer alten Tonkinesin von südsinidem Typus. Die Mongolenfalte pflegt im Alter abzunehmen (G. Demailly bei G. Maspéro '29).

Tälern, auch voraus, und auch die Kultur zeigt modehafte, historische oder auch unerklärliche Eigenmächtigkeiten, aber in den großen Zügen deuten Typenanalyse, Kulturanalyse und Sprachanalyse in die gleiche Richtung, ergänzen sich und geben in den Einzelheiten Aufschlüsse über stammestümliche Eigenarten. Auch das wurde schon an anderer Stelle ausführlicher erörtert (v. Eickstedt '39, 148ff.). Zieht man gewissermaßen den Mittelwert aus den Sonderverhältnissen der Einzelstämme der Großgruppen, so zeigt sich beispielsweise bei den Tho, daß sie nicht nur taiwortreicher, sondern auch typologisch um eine Stufe weniger südsinid als die Tonkinesen sind, oder bei den Muong, daß sie nicht nur palämongolider, sondern auch sprachlich wesentlich monkmerischer sind als die Tonkinesen.

So ist auch hier das dynamische Bild durchaus klar und die Einstrudlungsecke unserer östlichen Stromlinie in das hinterindische

Abb. 83. Kopf einer jungen südsiniden Man-Frau (Süd-Yao) aus Ober-Tonking. Reicher Schmuck und bunte Tracht kennzeichnen die zahlreichen Stämme und Unterstämme in den Bergen um das Rotfluß-delta (P. Huard '38).

Rassenbereich von hohem rassengeschichtlichem Interesse. Im Grunde genommen gibt es hier nur zwei rassische Gegenspieler, die Siniden und die Palämongoliden. Der südwestlich gelagerte palämongolide Pol ist der passive, der nordöstlich gelagerte sinide Pol der aktive. Er schickt seine Dynamik in zwei rassischen Strömen gegen die palämongolide Resistenz vor. Mit dem älteren südsiniden Strom kamen erst die taiische, später die chinesische Kultur, an ihn sind auch die schon oben erwähnten Yaogruppen (in Tonking Man genannt) gebunden, und mit ihm dringen heute bereits nicht mehr assimilierbare Chinesen ein.

An den viel schwächeren und jüngeren mittelsiniden Strom, der weiter inland liegt, ist dagegen eine schon mehr-minder sinisierte Taikultur gebunden, die der Nung und Nhang. Das sind friedliche Leute. Sie haben sich auch erst spät im 16. Jahrhundert nach Süden

hereingeschoben und bei den faulen Tho und Tai eingekauft, während sie sich in China als Scha[1]-jën[2]* in den Tälern hinauf und hinunter zum Mittelyangtse finden — dem Weg nach Tschu[3]. Doch es ist noch niemand der Frage nachgegangen, wieweit hier vielleicht Reste aus dem großen Tschu[3] und dann möglicherweise die einstigen blutsmäßig noch echten Tai vorliegen könnten. Ihre Druckrichtung zieht im großen die gleichen Bahnen wie die anderen Ströme aus dem Block der Manbarbaren, vor allem also die schon oben behandelten Miaowellen (vgl. S. 143 und Karte 44).

Der passive Pol aber hat sein Schwergewicht bei den taiisierten Monkmeriern, also den Lao. So ist auch, von Tonking aus gesehen, mit dem Bogen der Tho, Weißen und Schwarzen Tai und Muong eine Reihe zunehmender Palämongolisierung bis hinauf zu den Lao gegeben, und gegen Norden tritt mit den Wellen der Nung, Nhang, Miao und eigentlichen Chinesen eine Stufenfolge immer stärkerer Sinisierung heraus.

* * *

Wie stellen sich nun die traditionellen und urkundlichen Quellen, also das im engeren Sinne historische Material, zu diesen so eindeutigen Aussagen der Anthropologie und Linguistik?

Wenn es in den Überlieferungen der annamitischen und chinesischen Annalen (Aurousseau '23, Maspéro '12, des Michels '94, Duong '36) heißt, daß im genannten Katastrophenjahr 333 v. Chr. die vier Hauptstämme der vernichteten föderativen Feudalherrschaft von Yüä[4] (oder annamitisch Viet) südwärts wanderten, so bedeutet das wohl, daß sich die regierende Schicht und ein Teil der ihr unmittelbar verbundenen Bevölkerung aufmachte. Das ging zudem altgewohnte südsinide Drucklinien entlang, denn daß das Delta erst in jenen Zeiten südsiniden Überschuß aufnahm, wird niemand annehmen wollen. Aber ihre Masse verstärkte sich, die Taiisierung nahm zu, die politische Organisation wurde straffer. Es

* Scha[1]-jën[2] 沙人, d. h. Sand-Leute.

Abb. 84. Kunstvolle Hautzeichnungen auf den Beinen eines Ost-Laoten. Tatauierung findet sich im ganzen Einflußbereich taiischer Kulturen (C. Bock '88).

wird auch berichtet, daß der vierte und wahrscheinlich nicht stärkste „Stamm" der Au Lac* die weiteste Wanderung zurückzulegen hatte und über Kuangsi ins heutige Tonking kam.

Dieses Gebiet war gewiß nicht unbesiedelt. Es war vielleicht sogar verhältnismäßig dicht besiedelt. Um Cao Bang bestand bereits eine Herrschaft, also kennzeichnenderweise zwischen den Bergen, nicht im nassen, weiten Delta. Ihre rassischen Träger können kaum anderer Art gewesen sein, als noch heute die Bewohner im weiteren randlichen Tonking, also palämongolid, wie wir eben sahen, oder sogar noch vorwiegend weddid, wie die Ka, deren Schädelreste in osttonkinesischen Höhlen gefunden wurden (Mansuy '24, Verneau '09). Es wird von ihnen das Tatauieren berichtet, auch Levirat, Haarknoten und Feudalsystem, es wird von Armbrüsten mit Giftpfeilen und primitivem Hackbau mit polierten Steinhacken gesprochen,

* Au Lac 甌 駱 (chin. Ou^1-lo^2).

aber wegen der Herausgabe eiserner Geräte sollte noch 183—179 v. u. Z. ein Krieg mit China entbrennen. Die Steinhacken sind längst von den Prähistorikern auch gefunden worden (Heine-Geldern '28, '32, Fromaget et Saurin '36, Colani '30, '36, Mansuy '20—'25, Patte '36), die Haarknoten lieben die Lao noch heute, und Tatauierung findet sich überall, wohin Tai kamen, ob bei den Schan im Westen oder den Lao im Osten. Und auch die schönen großen Bronzetrommeln (vgl. S. 248ff.) fehlten bereits in vorchristlicher Zeit nicht.

Es waren also Tai, die hier saßen. Wieviel sie an Gut und Sprache von den Monkmeriern noch aufwiesen, das wissen wir nicht, aber es wird nicht gering gewesen sein, nachdem es heute noch in allen Schichten und Kontaktringen greifbar ist.

Neben diesen noch vorwiegend palämongoliden Tai um Cao Bang (Karte 81) siedelten also jetzt die nunmehr aber vorwiegend südsiniden Tai aus Yüä[4] oder Viet, und ihrer wesentlich höheren Reisbaukultur mit Dammbauten und Umstecken wird die Eroberung des sumpfigen Deltas nicht einmal allzu schwer gefallen sein. Das nun entstehende Reich von Van-Lang*, das zweifellos auch eine entstehende Gefahr bildete, konnte sich aber Cao Bang schon im Jahre 257 v. u. Z. unterwerfen (Dumoutier '06, Maspéro '18) und ein Doppelreich gründen, das nunmehr den Namen der höher zivilisierten Eindringlinge trug, nämlich Au Lac. Das waren also immer noch Tai!

Wie sich dann der chinesische Gouverneur Triu-da** von Kanton im Jahre 208 v. u. Z. von der chinesischen Zentralgewalt lossagte und nunmehr seinerseits Au Lac im werdenden Tonking eroberte und in sein Reich Nam Viet (= Süd-Yüä[4]) einverleibte, war auch das im Grunde genommen nichts anderes, als ein vorübergehendes Wiederauferstehen des einstigen Taireichs von Yüä[4] (Aurousseau

* Van Lang (ann.), Wën[2] Lang[2] (chin.) 文郎.
** Triu-da (ann.), Dschau[4] to[1] (chin.) 趙佗.

Abb. 85. Echte Spreizzeher oder Djiau¹-dschï³ (Giao-chi) aus dem heutigen Tonking. Die Variante des Hallux varus gab Tonking für Jahrhunderte seinen chinesischen Namen (von Baki bei P. Huard et A. Bigot '37).

'23, Dumoutier '06, Gaspardone '29, Grousset '29, Maspéro '10). Allerdings gelang es den Han 111 v. u. Z., sich dieses ganze neue Süd-Yüä⁴ einschließlich des Rotfluß-Deltas wieder anzueignen, und damit wurde jetzt auch dieses letztere Gebiet chinesisch. Es wurde zunächst die Provinz Hsi¹-ngu* oder Ost-ngu, die später den Namen Djiau¹-dschï³** oder Spreizzeherland erhielt, indem sich ein recht vager südöstlicher Landschafts- oder Stammesname hierhin verengte. Und wenn auch China sich längst von hier zurückgezogen hat, so blieb doch bis zum heutigen Tage in Tonking die merkwürdige Anomalie des Hallux varus reichlich vertreten, die

* Hsi¹-Ou¹ 西甌.

** Djiau¹-dschï 交阯 (交趾), ann. Giao-chi.

einst dem Land den Namen gegeben hatte (Huard et Bigot '38, vgl. Abb. 85).

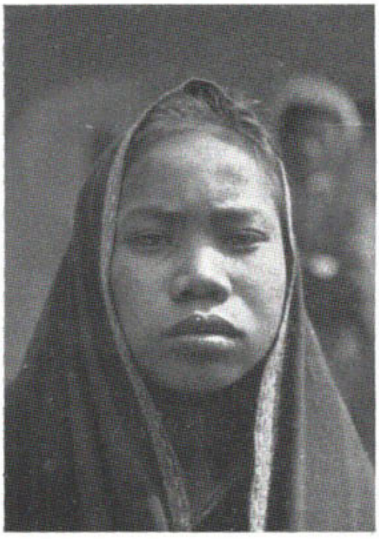
Jene alte chinesische Eroberung aber brachte dem politischen Brauch der östlichen Kaiser nach zunächst noch keineswegs etwa eine ruckweise Sinisierung mit sich. Man ließ so viel wie möglich vom Alten bestehen, denn die Sinisierung ging, und das haben die Chinesen immer gewußt, zwar langsam und allmählich, aber auch mit absoluter Sicherheit von allein vor sich. Es handelte sich also zunächst immer noch um Tai unter einem chinesischen Gouverneur.

Auch die bald einsetzenden Empörungen in dem nun nominell chinesisch gewordenen Tonking, wie die der berühmten Schwestern Trung (40—44), die hingerichtet wurden, oder diejenige von Ly By* (541—547), sind nichts anderes als späte Versuche, die immer und bis auf unsere Tage scheel betrachtete und doch so erfolgreiche Sinisierung aufzuhalten und die ursprüngliche Taimacht wiederherzustellen. In gleicher Richtung zielten auch die Revolten, die noch im Jahre 742 und 751 oben im benachbarten Sikiangtal für kurze Zeit zwei Taireiche wiederaufleben ließen, und jene weiteren, die dann 780, 816 und 821 das Land verwüsteten, in gleiche Richtung auch die Eroberung von Hanoi im Herzen von Tonking durch die mächtigen Tai von Nan^{2}-dschau^{4} (863).

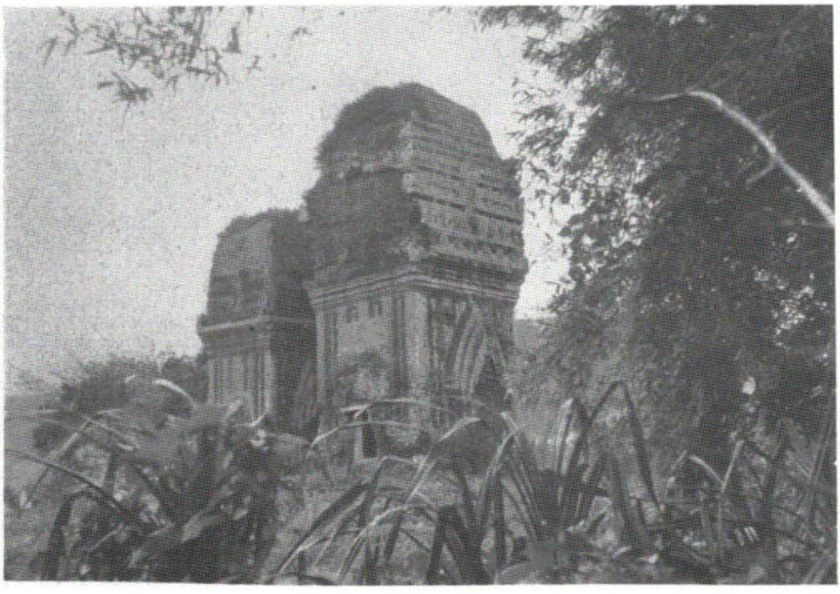
Am heftigsten und gefährlichsten war der Aufstand des großen Nung-tri-cao**, der 1056 ein Jahr lang Kaiser von Kanton wurde (d'Hervey: Ma^{3} II, 246ff.). Darnach nahm die rassische Sinisierung des alten Tailands reißend zu. Aber das alte Taitum war deshalb noch lange nicht gebrochen. Das Ende betraf nur den kantonesischen Norden, wo es längst unvermeidlich geworden war. Im Süden, in und jenseits der Obersikiang-Gebirge, konnte es sich auch weiter halten, wenn auch immer schwächer werdend. So war es auch nichts anderes als ein Durchbruch dieses alten Taitums,

* Li^{3} Bi^{4} 李賁.

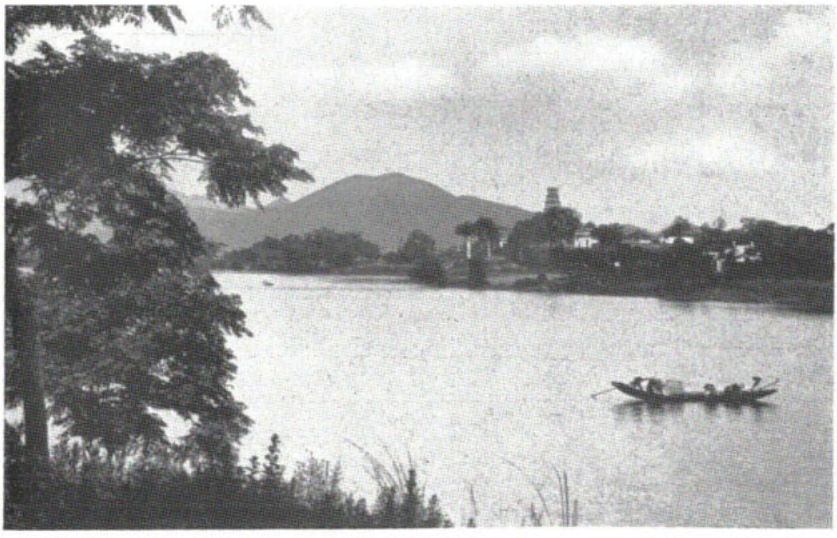
** Nung-tri-cao (ann.), Nung^{2}-dschï^{4}-gau^{1} (chin.) 儂智高 Nung = Bauer, bzw. mit vorgesetztem Hunderadikal: Wildbauer.



Taf. 43. Die Rasse der Vernichteten.
a)—c) Europide, neside (palämongolide) und weddide Tcham-Frau. Beachte das typologische Gegenspiel zum siegreichen Südsiniden-Typus auf Tafel 39—41 (Phot. v. Eickstedt).



Taf. 44. Tchampa: Äußeres Indien.
a) Der uralte Tempel von Po Nagar bei Nhatrang. b) Die „Silbertürme“ bei der alten tchamischen Hafenstadt Quinhon (Phot. v. Eickstedt).



Taf. 45. Im Herzen von Tchampa.
a) Sockelfigur einer Tempeltänzerin von europidem Typus aus dem Ruinenfeld von Mison unfern von Tourane (J. Leuba '23). b) Auf dem Strom der Düfte oberhalb der Kaiserstadt Hué (Slg. v. Eickstedt).

Taf. 46. Ausläufer der China-Kultur.
a) Im Grabpark des annamitischen Kaisers Tu Duc: Chinesische Kunstlandschaft (Phot. v. Eickstedt). b) Annamitisch-chinesische Geschäftsstraße in der kambodschanischen Hauptstadt Pnom Penh (Phot. v. Eickstedt).

Abb. 86. Die nassen Ebenen des weiten Rotflußdeltas mit ihren ausgezeichneten Anbaumöglichkeiten für Reis führten zur Entstehung des südsiniden Druckzentrums in Tonking (Der Große See bei Hanoi; nach Photo E. v. Eickstedt).

wenn ein neues Reich um das alte Cao Bang gegründet wurde, gleich nachdem die immer nationalbewußt gebliebenen Tonkinesen erst 906, dann endgültig 938 das chinesische bzw. kantonesische Joch abgeschüttelt hatten (Maspéro '25 usw.). Denn das war nun endlich eine erfolgreiche Erhebung, endlich nach einem ganzen langen Jahrtausend!

Aber sie kam im Grunde genommen zu spät. Denn trotz allem war Tonking inzwischen in Kultur und Wesen fast völlig sinisiert worden. Und wichtiger noch und Hand in Hand damit: unaufhörlich hatte es auch blutsmäßig ein südsinides Nachsickern gegeben. Die chinesischen Annalen enthalten zahlreiche Berichte hierüber. So erzählt z. B. Ma[3] (d'Hervey II '83) zusammenfassend „daß man sage, die wirklichen Eingeborenen seien in diesem so fernen Land wenig

zahlreich, da der größere Teil der Bevölkerung aus Chinesen bestünde, die ihrer Heimat entrissen seien." Viele Hunderttausende wurden durch List zur Auswanderung überredet und dann als Sklaven verkauft. Unzählige kamen auch als Emigranten ins Land, sowohl Kaufleute wie Gelehrte und Priester. Die meisten von diesen stammen aus den nahen Südprovinzen, woher sich die Djiau[1]-dschï[3] auch ihre Schriftkundigen holen, da sie (angeblich) wenig klug und gebildet seien, ausgenommen die Frauen. Soweit Ma[3]. Aus all dem Gesagten ergibt sich eine weitestgehende körperlich-geistige Sinisierung, die außerdem, nicht zu vergessen, ja nur die Wirkung der ältesten Einwanderungen verstärkte. Trotzdem blieb viel von Sitte und Sprache und vor allem die Freiheitsliebe der alten vorwiegend palämongoliden Tai erhalten.

Das Bewußtsein des Volkes hatte also an altem Brauchtum und alter taiischer Sprache offenbar noch lange festgehalten, als es von innen heraus und blutsmäßig eigentlich gar nicht mehr das alte Volk, das Volk von Cao Bang war. Jenes Bewußtsein selbständiger nationaler Art hat es sich bemerkenswerterweise über mehr als ein Jahrtausend chinesischer Herrschaft bewahrt, hat seine Freiheit von der politischen Oberherrschaft der Chinesen noch im Jahre 938 wiedererkämpft, hat sich den Versuchen einer Wiedereroberung durch die Mongolenkaiser keineswegs gebeugt und ist bis heute stolz auf sein eigenes Wesen, Volkstum und Reich. Und doch gehört es in Rasse und höherer Kultur zwar nicht ganz, aber doch so eng zu den Chinesen, wie das die starke Kraft der östlichen Stromlinie erwarten läßt.

Das Bemerkenswerte bei alledem aber ist, daß diese Widerstandskraft aus dem alten und so enorm starken Taitum quillt, das hier auf der östlichen Stromlinie in der Kurvung gegen den Süden, genau wie auf der westlichen Stromlinie mit Nan[2]-dschau[4], die entscheidende Rolle spielt. So zeigen auch trotz außerordentlicher landschaftlicher Verschiedenheiten die westliche und östliche Stromlinie in ihren anthropodynamischen Prozessen verblüffende Ähnlich-

keiten. Hier wie da führen alle wesentlichen Erscheinungen immer wieder zu den Tai zurück, und immer wieder erweist sich das Taiproblem als das Kernproblem der ganzen kontinentalen Fernostdynamik.

Dieser Knickpunkt unserer östlichen Stromlinie in Tonking ist auch genau wie die Talbecken von Nan²-dschau⁴ ein Ballungszentrum und Ruhepunkt in der Dynamik. Hier ruht für fast ein Jahrtausend — wie bei Nan²-dschau⁴ — die Strömung, staut sich, ballt sich und setzt dann zu gewaltigem Sprunge an.

Denn hier und gerade in den reichen und immer reicher werdenden weiten tonkinesischen Reisbauebenen konnten sich Massen von Menschen ansiedeln, die Massen von Menschen produzierten (Taf. 39). Und damit entstand ein latentes Druckgebiet, eine neue kleinere Druckkammer, die sich früher oder später entladen mußte. Das konnte nur nach einer Richtung geschehen. Unter dieser Gefahr stand alles Land südlich von Tonking, wo an der Küste entlang ein Weg noch 2000 km weit wies, ehe das Land endete. Kein anderer Weg kam in Frage. War doch der Norden, die uralte Einstromrichtung, restlos versperrt, und gegen Westen standen die hohen und waldbedeckten Bergmassive der Moi, gegen Osten lag der Ozean.

Es gab also nur einen Ausweg, den Weg nach Süden, und dieser mußte mit schicksalhafter Zwangsläufigkeit eines Tages beschritten werden. Dieser Tag kam unmittelbar nach der Befreiung von der chinesischen Vorherrschaft, als das junge Volk nach Raum und Macht ausschaute. Der einzige Gegner, der sich ihm in den Weg stellte, war dabei das geheimnisvolle Tchampa.

3. Rätsel um Annam

Wenn heutigentags der Südexpreß von Hanoi nach Saigon die weiten tischflachen Ebenen von Tonking verlassen hat, die zackigen Kalkschroffen von Nin Binh sich heranschieben, das uralte Vinh mit seinem Bazargewimmel zurückbleibt und der Zug sich über

buschbedeckte Hügel hinauf zur Porte d'Annam windet, ist die Grenze des alten Tonking und eine historisch höchst bedeutsame Gegend erreicht. Dieser Paß trägt seinen Namen durchaus zu Recht. Es liegt hier wirklich die leicht zu verteidigende Eintrittspforte zu den unzähligen kleinen Reisfeldebenen, die von hier kammerartig südwärts ziehen. Zwischen die Kammern greifen Bergrippen der völlig unwegsamen weiten Urwaldgebirge (der sogenannten annamitischen Kordillere) vor, die das Rückgrat der Halbinsel und das Heim der Moi, der monkmerischen, stark weddiden Urbewohner bilden (v. Eickstedt '40, Huard '37, de Lagrée et Garnier '66, Madrolle '25, 6, Maître '12, Mondière '73, '83, Ner '30).

So zieht sich eng und schmal an der Küste entlang Reisfeldkammer um Reisfeldkammer mit üppigen Kulturen und trägt Städtchen und wieder Städtchen, die sich wie ein Perlenband an der langen geschwungenen Küste der Chinasee entlangziehen (Karte 87 u. Taf. 42). Noch immer sind es an 1500 km bis zum Süden. Das erst ist das eigentliche Annam, das das einstige Reich von Tchampa. Die Tonkinesen haben es erobert und dort ihr Kaiserreich Annam eingerichtet, nachdem sie die Porte d'Annam eingedrückt hatten und dann Jahrhundert um Jahrhundert weiter südwärts Kammer um Kammer besetzten. Der strategische Vorteil des geschlossenen, verhältnismäßig gewaltigen Druckgebiets des Rotflußdeltas gegenüber den vielen kleinen Kammern liegt auf der Hand (vgl. Karte 87).

Wenn dann der Zug weiterrollt und Breitengrad um Breitengrad überrundet wird, die Flora südlicher, die Temperatur des fallwindgekühlten Tonking lauer und schwüler und schließlich glühend heiß wird, wenn Hügelsporn um Hügelsporn überwunden wird, dann zeigt jedesmal ein neues Städtchen den völlig tonkinesischen Charakter des Landes. Geschwungene Tortürme, Pagoden, säulenreiche Tempel mit Drachen und taoistischem Inventar, östliche Bazare — alles aus typisch chinesischem Kulturkreis und von tonkinesischem Grundcharakter (Abb. 88—89 u. Tafel 40 u. 46; Brodrick '42, des Michels '69). Das chinesische Jahrtausend Ton-

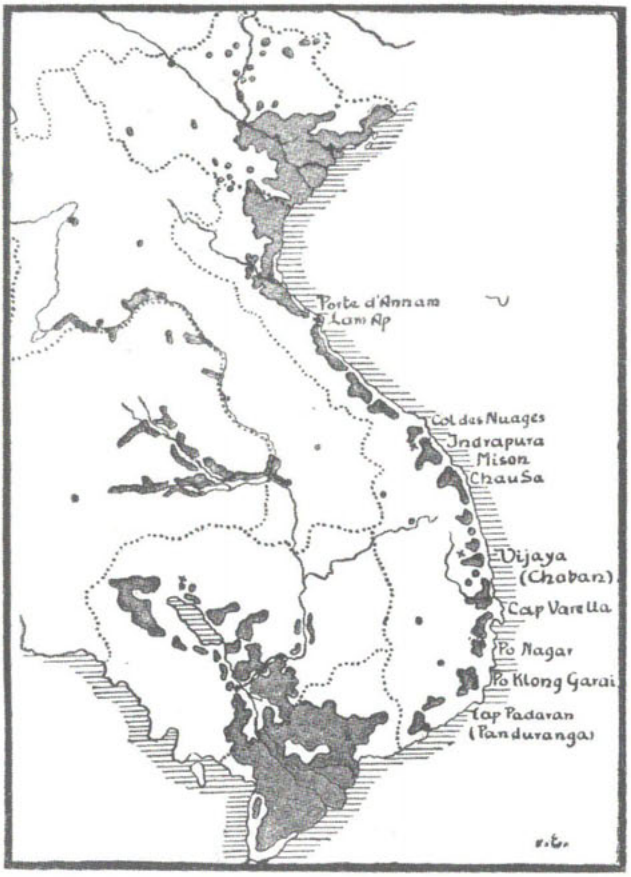


Abb. 87. Wie Perlen an einer Schnur ziehen sich die Reisfeldkammern von Annam an der bergigen und buchtenreichen Küste zwischen dem Rotflußdelta von Tonking und dem Mäkong-Delta von Kotschinchina entlang. Im Hinterland liegen in weiteren Reisgebieten die Bevölkerungszentren der Lao von Korat und Laos und der Kmer von Kambodscha um den Tonlé-See. Das Raster bezeichnet Gebiete zusammenhängender Naßkulturen mit mindestens 150 Bewohnern auf den Quadratkilometer. In allen übrigen Gebieten überwiegen Wald und Savanne mit Trockenkulturen und höchstens 3 Bewohnern auf den Quadratkilometer. An der Küste die historischen Namen aus dem Ringen zwischen den sinid-chinesischen Tonkinesen und den nesid-indischen Tcham. Kreuzchen geben die Lage berühmter Tcham-Ruinen an.

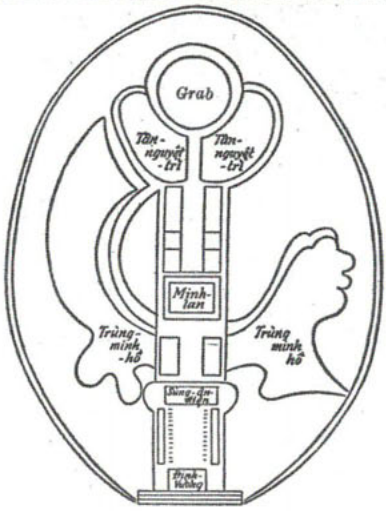


Abb. 88—89. Chinesischer Geist und chinesische Kunstauffassung kennzeichnen Annam. Die Grabbauten für Kaiser Tu Duc und die Grabanlage für Kaiser Minh Mang, beide unfern der alten Kaiserstadt Hué im Tal des Stroms der Düfte gelegen. Die Statuen der Grabwächter tragen südsinide Züge (88 nach G. Demailly bei G. Maspéro '29, 89 nach Brodrick '42).

Abb. 90—91. Indischer Geist und indische Kunstauffassung kennzeichnen Tchampa. Die menschlichen Darstellungen zeigen europide Züge. Links die Hülle eines Lingam aus den Ruinenfeldern der Tempelstadt Mison unfern Chaban (heute Tourane). Rechts die Skulptur einer vergöttlichten Tcham-Prinzessin (90 nach L. Finot '04, 91 nach J. Leuba '23).

kings lebt hier kulturell in voller Kraft weiter. Die Kultur der südlichen Stromlinie hat fast restlos gesiegt.

Aber hie und da und umso häufiger, je weiter südwärts man kommt, tauchen auf kahlen Hügeln oder zwischen Reisfeldern ragende turmartige Bauten auf, die gänzlich unchinesisch und untonkinesisch wirken. Das sind die sogenannten Tchamtürme, wuchtige Zeugen der Vorbewohner (vgl. Abb. 96 u. Tafel 44). Sie stehen heute einsam in Sonnenglast und Regengüssen und unter den rastlos arbeitenden Dünensandwinden der immer nahen Küste. Die Wände sind zersprengt, die Grundmauern angefeilt, die Skulpturen zerfallen, die feinen Reliefs abgeblättert. Der annamitische Aberglaube meidet sie — und erhält sie damit. Immer sind sie viereckig und mit ostwärts gewandtem Tor gebaut, kräftig und massig, von

Basreliefs in indischer Stilauffassung bedeckt, mit indischen himmlischen Apsara-Tänzerinnen und oft mit Skulpturen von Ganescha, Skanda, Schiwa oder mit Lingam und Nandi geschmückt (Finot '01, Mus '33, Parmentier '01, '19, Maspéro '14: vgl. Abb. 90 u. Abb. 91).

Die Götter und Tänzerinnen tragen europide Züge. Das ist westlicher Geist, indo-arisches Denken, eine andere Welt. Sie prallt hier auf den Osten, auf mongolides Denken, Fühlen und Schaffen. Simhapura (vgl. Singapore) und Vijaya (vgl. das große südindische Vijayanagar) hießen die Hauptstädte der Tcham, Simhavarman oder Bhadravarman usw. ihre Könige.

Waren Geist und Empfinden so ausgesprochen westlich — konnte die Rasse dann östlicher Artung sein? Man könnte sich vorstellen, daß hier an diesen Südküsten schon von je die letzten Ausläufer der Mongoliden saßen und daß sie von jenseits der Kordillere oder an der Küste entlang nur kulturell indisiert wurden.

Denn dort drüben lag während zweier Jahrtausende das gewaltige Kmerreich, dem zuzeiten ganz Hinterindien untertan war und dessen Kultur mit indischem Geist ganz gesättigt war. Und diese Kmer waren, wie wir schon erwähnten, in ihrer ältesten rassischen Grundlage weddid, also von jenem gleichen typologischen Element getragen, das auch im eigentlichen Indien eine so große Rolle spielt. Gewiß ist Kmerkunst nicht ohne weiteres Tchamkunst, aber provinzielle Eigenheiten wird man dem Reich Tchampa jenseits trennender Gebirge zugestehen können, und das erst recht, wenn dort eine rassenpsychologisch völlig andersgeartete Bevölkerung saß. Denn wenn eine solche, wenn südsinide Ausläufer nicht schon damals bis hier herunterreichten, dann müßte sie inzwischen über ganze Breitengrade hinweg völlig vernichtet und ein radikaler Rassenwechsel eingetreten sein, und zwar in kurzer Zeit. Das ist eine ungemein seltene Erscheinung.

Aber es gibt noch einige letzte Tcham (v. Eickstedt '40, Leuba '23, Reynaud '80). Sie rühmen sich mit Stolz, die Nachkommen der

Fürsten, Edlen und Mannen jenes großen alten Reiches indischer Kultur zu sein, und sie hüten die alten Traditionen und Sitten und sorglich auch das alte Blut, denn ihre sittenstrengen Frauen lehnen jede Beziehung zu den verhaßten Annamiten ab. Haß und Verachtung sind aber auf der annamitischen Seite nicht geringer. Da liegen also ganz im Süden, unfern von Phanrang, das einst den an Veden und Arier erinnernden Namen Panduranga (Finot '03) trug, noch eine Handvoll letzter, elender, schmutziger Tcham-Dörfer mit elenden, kümmerlichen Bewohnern. Sie haben auch noch eigene Priester, eigene javanisch-sanskritähnliche Schrift, manches von alter Tracht, indische Turbane und eigne Bauweise.

Welcher Art ist ihr anthropologischer Typenbestand? Es gibt viele „annamitische" Gesichter unter ihnen, also von jener feineren und länglichen, nur noch abgeschwächt südsiniden Formbildung, wie sie den annamitischen Gautypus kennzeichnet, dazu auch richtige Südsinide. Das ist wohl in jedem Fall zu erwarten bei den wirklich allerletzten und kümmerlichen Resten eines über Jahrtausende von Annamiten gehetzten, zerschlagenen und zersprengten Volkes, dessen Mädchen zu unzähligen Malen Freiwild der Sieger und dessen Frauen schließlich Zwangsgattinnen siedelnder Soldateska aus dem Norden waren. Aber zunächst sind sie alle brauner als die richtigen Annamiten und fast ohne Gelbstich der Hautfarbe, dann treten daneben in starker Anzahl auch noch ganz andere Typen auf. Das sind einmal Palämongolide von ausgesprochen malayischem (nesidem) Schlag mit schwerem Untergesicht und geringer Augenschlitzung, weiterhin starke weddide Anklänge mit rundlichen, europiden Gesichtsformen, und schließlich sogar südeuropide Bildungen (Tafel 43 und dagegen Tafel 39a u. 41a). Die Reihe ist klar — sie führt von palämongolo-nesiden Typen über die (ja auch bei den Malayen häufig eingesprengten) Weddiden zu jenen progressiven Varianten beider, die umso südeuropider wirken, je stärker sich die letztlich europide weddide Komponente durchsetzt.

Das also sind die eigentlichen Tcham, die alten echten Tcham. Sie waren ein durchaus unsinides Volk, und zwar in der seelischen Haltung wie in der körperlichen Formung (v. Eickstedt '40, 68). Die obige somatoskopische Analyse, an Ort und Stelle gewonnen, fand später eine ungeahnte Bestätigung in einer älteren entlegenen Arbeit (Reynaud '80). Die Aussagen des anthropologischen Tatsachenbestands sind darnach ganz klar. Als Tchampa zu Annam wurde, waren wirklich ein Volk und eine Rasse regelrecht vernichtet. Die Stoßkraft der östlichen Stromlinie hat hier furchtbar aufgeräumt. Und das ist zudem Schritt um Schritt historisch genau zu verfolgen.

Damit werden aber auch noch zwei weitere Erscheinungen verständlich. Die eine ist der annamitische Gautypus. Zeigen doch die langen, leicht europiformen Gesichter und die weitberühmten Frauenschönheiten von Hué in Mittelannam gerade Abweichungen in Richtung auf die progressiven, die langgesichtigen, großäugigen Tchamtypen (Tafel 41b u. 43). Und wir wissen, daß Zehntausende von Kriegsgefangenen in allen Jahrhunderten umgesiedelt wurden, noch bevor der Endkampf tödlichen Haß aufschrankte. Darum also sind die Frauen von Hué so schön! Darum also ist so vieles im Wesen und Stil der Annamiten doch schon anders als bei den Tonkinesen! Deshalb anders, weil die Annamiten das Blut der Verachteten in sich tragen (vgl. Abb. 92).

Abermals weiter südlich nehmen Schmalgesichtigkeit und Feingliedrigkeit aber noch zu, auch die Nasen sind schmaler gebildet. Das ergibt eine gleitende Typenreihe von Tonking bis ins südlichste Annam und schließlich Kotschinchina hinein. Außerdem zeigt natürlich jede größere Reiskammer ihren eigenen „Reiskammertypus" (vgl. Madrolle '25). Das ist die Auswirkung der verschieden dosierten Mischungen und der ausgleichenden hormonalen Erbkräfte.

Die zweite auffällige Erscheinung ist die Sprache der Tcham (Aymonier et Cabaton '06, Himly '90, Maître '12). Es handelt sich

Abb. 92. Figur einer Tcham-Frau nach einem tchamischen Relief aus Zentral-Annam. Die Frauen dieser Gegend, insbesondere diejenigen aus der Kaiserstadt Hué, gelten noch heute als besonders schön und zeichnen sich durch längliches Gesicht, regelmäßige Züge und grazilen Bau sowie durch Anmut und Geist aus (J. Leuba '23).

bei dieser um ein von vielen monkmerischen und sino-annamitischen Worten durchsetztes Malayo-Polynesisch. Malayische Sprache und malayisch-neside Typen gehen mithin völlig zusammen, und der südsinide Einschlag mit dem Sino-Annamitischen, der weddide mit dem Monkmer. Letzteres kann nicht überraschen, denn hinter der ganzen enormen Länge des kleingekammerten schmalen Küstenlands liegt breit das Rückgrat der Halbinsel hingelagert, die annamitische Kordillere mit ihren Bergen und Plateaus, in denen die weitgehend weddiden Moi leben. Wenn also einst eine kulturtragende malayische Oberschicht in der Zeit des Ausschwärmens der Eroberer und Abenteurer aus dem ja gänzlich indisierten alten Indonesien, etwa aus dem später so machtvollen Reich von Śrivījaya auf Sumatra kam, wenn sie indischen Geist auch an die Küste von Tchampa trug wie an die benachbarte von Kambodscha, so

ist das gezeichnete Rassen- und Sprachenbild durchaus zu erwarten. Und Malayen griffen auch später noch gegen diese Gegenden vor, nur fanden sie die Küste schon verschlossen von denen, die früher kamen. Sie konnten nicht mehr siedeln, sondern nur plündern, wie 774, wo sie aus Po Nagar (Parmentier '02) ganze Schiffsladungen von Goldfiguren davonschleppten.

Wichtiger noch ist es aber, daß auch oben auf den Bergplateaus Malayisch gesprochen wird. Das ist bei jenen Moi der Fall, die sich wie die Radé, Dscharai, Raglai u. a. nicht gern Moi nennen lassen, weil ihre Kultur höher ist als diejenige der monkmersprechenden Moi der Waldberge. Umso interessanter ist ihr Typenbestand.

Mein erstes Eindringen in Radégebiet führte an einem Brunnen mit wasserschöpfenden Frauen vorüber — und ich glaubte eine Szene drüben im wenige Wochen vorher verlassenen Java zu sehen. Auch hier also mit malayischer Sprache malayisch-neside Typen, die, wie die folgenden Untersuchungen dann lehrten, scharf bei den eigentlichen Moi, z. B. den Sedang oder Bahnar, abbrechen (v. Eickstedt '40, vgl. auch unten S. 352ff.). Bei diesen überwiegt der weddide Typus, und zwar mit progressiven und einigen palämongoliden Varianten. Eine Kartierung dieser Erscheinungen (vgl. Karte 93) zeigt sofort, daß mit dem malayo-polynesischen Sprachelement und ihren tragenden Stämmen eine fremde Intrusion zwischen die weddiden Urbewohner vorliegt. Sie zieht das einzige größere Tal aufwärts, das überhaupt die Reiskammern der schmalen Küste mit den Binnenplateaus verbindet, das Tal des Song-ba. Oben breitet sich die Intrusion dann fächerartig aus, und zwar eben auf den fruchtbaren Plateaus. Davon später mehr (S. 359ff.).

Diese selben Leute aber sind noch heute treue Freunde für die letzten kümmerlichen Tchamdörfer in den Ebenen, arbeiten für sie, geben Walderzeugnisse billig ab, ja hüten die alten Königsschätze. Diese sind keineswegs nur Sage, wie man lange geglaubt hat. Schätze der Tchamkönige gibt es tatsächlich. Einige wurden auch katalogisiert, beschrieben, abgebildet und dann wieder an Ort und Stelle

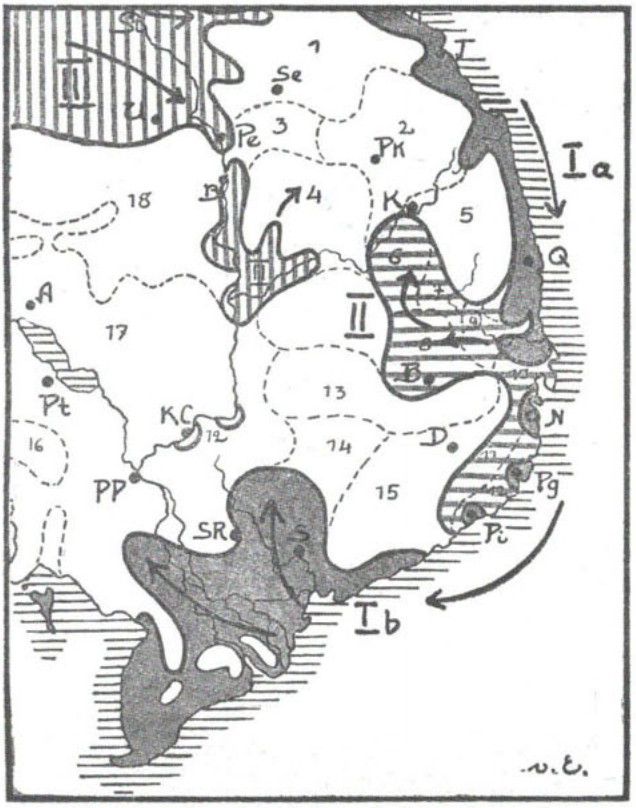


Abb. 93. 1. Die Intrusion der Malayo-Polynesier und des nesiden Typus (6—9: horizontale Schraffierung) auf die Hochplateaus der weddiden Moi (1—5, 13—15), 2. der annamitische und südsinide Vorstoß (Raster) entlang der Küste gegen die Tcham und hinüber ins Mäkong-Delta gegen die weddiden Kmer und 3. das Herabdrängen der palämongoliden Lao (senkrechte Schraffierung) am Unter-Mäkong: das sind die drei rassischen Ströme, die die weddiden in den Resten des alten „Südwalds" fortschreitend zersetzen.

Stammesnamen: 1. Suoy, 2. Sedang, 3. Boloven, 4. Brao, 5. Bahnar, 6. Dscharai, 7. Krung, 8. Radé, 9. Mdhur, 10. Blao, 11. Raglai, 12. Tcham, 13. Mnong, 14. Stieng, 15. Chema, 16. Porr, 17. Kambodschaner, 18. Kuoy. Städtenamen: A = Angkor, B = Banmethuot, Ba = Bassac, D = Dalat, H = Hué, K = Kontum, KC = Kampong Cham, N = Nhatrang, Pe = Paksé, Pg = Phanrang, Pi = Phanri, Pk = Poko, PP = Pnom Penh, Pt = Pursat, Q = Quinhon, S = Saigon, SR = Soairieng, St = Savannakhet, T = Tourane, U = Ubon.

Diese Karte schließt unmittelbar an diejenige auf S. 255 an.

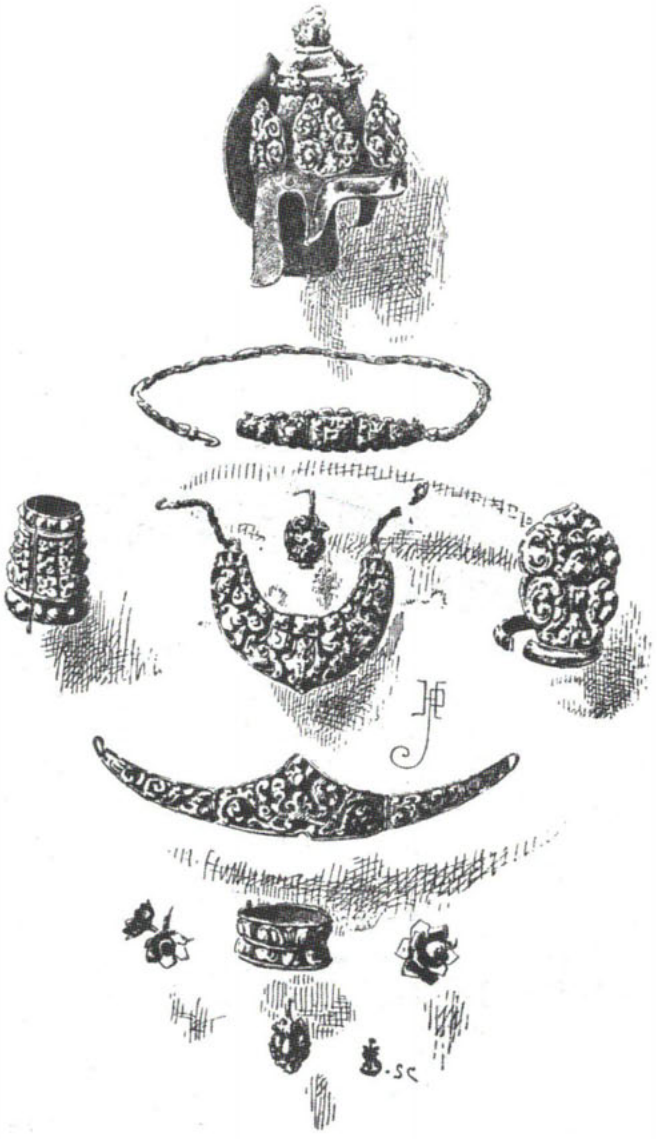


Abb. 94. Der goldene Tempelschatz einer Tcham-Gottheit aus Mison in Zentral-Annam. Er wurde unter dem Bodenbelag und den Trümmern des Tempels gefunden. Schmuck und Form der Königsschätze bei den Moi in den Urwäldern entsprechen denen der Tempelschätze, sind jedoch noch reicher (A. Parmentier '03).

gelassen, nämlich in den unauffindbaren Verstecken der weiten Urwälder (Parmentier et Durand '05, '09), ebenso Tempelschätze (Parmentier '02; vgl. Abb. 94). Die malayisch-sprechenden Radé und ihre Verwandten dort oben sind also in der Tat keine richtigen „Moi". Sie müssen vielmehr einfach als weitere restliche Teile der Tchamkonföderation angesehen werden, als rassisch viel echtere, wie die ärmlichen und zerkreuzten Reste am Rand der Ebene von Phanrang, dem einstigen Panduranga.

So gründete also seegewohnter malayischer Unternehmungsgeist, von indischer Kultur gesättigt wie das ganze westliche Malayentum schon vor unserer Zeitwende, eine Kolonie im Südosten der hinterindischen Halbinsel, wohl in der Gegend von Nhatrang und dem Tempel von Po Nagar, zog die primitiv-steinzeitlichen vorwiegend weddiden Moi der Küsten in ihren Bereich, erschloß mit hoher Ackerbaukultur die Reisfeldkammern, schob sich an der einzigen hierfür möglichen Stelle hinauf in die Bergplateaus und entfaltete, hinter diesen Bergen auch vor den Kmer geschützt, ein hochansehnliches Reich, dessen Glanz durch die Erzählungen der Araber und mittelalterlichen Reisenden wie Marco Polo (1280) und Odorico de Pordenone (1323: Yule '74, II 248; Charignon '26, III 142) bis in den fernen Westen bekannt wurde und das meist freundschaftliche Beziehungen mit China unterhielt.

4. Der Untergang von Tchampa

Ganz in grauer Vorzeit waren „die" Tcham, d. h. eigentlich nur der nördlichste Zipfel ihres Verbreitungsgebiets sogar einmal ein Teil des chinesischen Reiches gewesen, das bei dem Nachstoßen hinter den fliehenden Stämmen von Yüä[4] im 3. vorchristlichen Jahrhundert auch geschickterweise die Porte d'Annam und die anschließende Tcham-Herrschaft besetzt hatte. Das war die Kommanderie von Ji[4]-nan[2]*.

* Ji[4]-nan[2] 日 南, annamitisch Nhu't-nam, d. h. sonniger Süd.

Man hält nicht viel von den Leuten dort im Süden, wie ja nie von „Barbaren" und bedauert noch im Schui³-djing¹-dschu⁴* 527 n. Chr. (Aurousseau '14, d'Hervey '83), daß die von den Tsin (255 bis 206 v. Chr.) dorthin verbannten Chinesen völlig in der Bevölkerung aufgingen. Das ist bei Chinesen in der Tat ein ganz außergewöhnlicher Fall, und die Absorptionskraft dieser angeblich so minderwertigen Leute von Ji⁴-nan² muß beträchtlich gewesen sein. Sie werden also wohl auch kaum nur Laubhütten in den Baumkronen nebelnasser Wälder besessen haben, wie einmal behauptet wird.

Schauerlicherweise aber gingen sie auch barfuß, hatten lang herabhängende Ohrläppchen, waren schmutzig und nackt und fröhnten der Unsitte, sich in der heißen Zeit einzusalzen und den Sonnenstrahlen auszusetzen. Dadurch wurde die Haut „schwarz", was noch in viel späteren Zeiten als Inbegriff der Eleganz galt. Diese Sitte aber ist ein anthropologisch wichtiger Hinweis. Die hellgelbliche Sinidenhaut kann nämlich durch „Einsalzen" nicht schwarz, d. h. tief dunkelbraun werden, wohl aber die braune weddide Haut. Es war wirklich ein weddid-nesides Reich, das hier mit dem Losreißen von der losen chinesischen Herrschaft entstand und von Jahrhundert zu Jahrhundert reicher und kulturstärker wurde.

Für die spätere Han-Zeit — also das 3. nachchristliche Jahrhundert — geben dann die chinesischen Annalen auch schöne feste Terrassenhäuser, kunstvolle Baumwollstoffe, Zähneputzen, Schrift, Frauenehrung, Geschmeide und ein pompöses Königtum zu. Auch das geheimnisvolle Tier Hsing¹-hsing¹ tritt wieder auf, dessen Lippen das köstlichste Mahl bilden (Ma³: d'Hervey II, '83, 419ff.). Die Baumhütten bezogen sich also wohl nur auf die Moi. Immerhin gelten auch jetzt noch alle Leute von Lin²-i⁴** für kriegerisch und grausam. Aber das wichtigste ist ihre anthropologische Beschreibung: tiefliegende Augen, gerade und herausspringende Nase, schwarze

* Schui³-djing¹-dschu⁴ 水經註.

** Lin²-i⁴ 林邑, d. h. Land der Waldstädte bzw. von Wäldern und Städten.

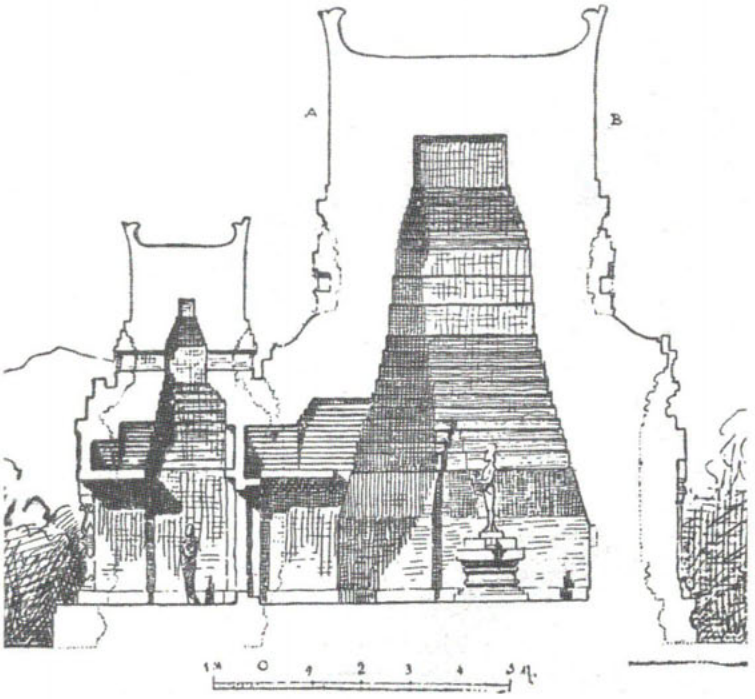


Abb. 95. Die Tcham entwickelten eine eigene Bauform aus indischen Vorbildern vorwiegend der Pallava-Kunst. Querschnitt durch einen Tcham-Tempel in Mison (Provinz Quang-nam in Zentral-Annam) (H. Parmentier '04).

lockige Haare. So werden Europide beschrieben. Die europide Komponente, von der wir oben (S. 273) sprachen, und die ja auch an den Götterbildern zu beobachten ist, war also schon den alten Chinesen vor $1^1/_2$ Jahrtausenden aufgefallen. An der Kultur, auch der hohen Intelligenz dieser Leute, ist nicht zu zweifeln.

Aber in politischer Hinsicht waren die Tchamfürsten offenbar unglaublich leichtfertig und ungeschickt. Annamitische und chinesische Traditionen und die eigenen Inschriften (Aymonier '98,

Finot '02, Leuba '23, Majumdar '27, Maspéro '14) an Felsen und Ruinenfeldern erzählen davon so manches. Auch der Zusammenhang zwischen den einzelnen Fürstentümern war — wie die Küstenkammer-Landschaft leicht erklärt — oft recht gering, und dynastische Kämpfe taten das ihre dazu. Außerdem waren die Tcham schlechthin unverbesserliche Piraten. Immer wieder schlugen das malayische Abenteuerblut wie die weddide Unbekümmertheit durch und führten zu Konflikten. Eben deshalb wurden schon 446 und 605 n. u. Z. die Tempel und Bibliotheken ihrer Hauptstadt Simhapura von den empörten Tonkinesen verbrannt.

Dabei waren sie reich an Gold und Reis, aber wohl weniger schon am wertvollsten, an Menschen. Von König Sri Manoratharvarman († 480) von Lin^{2}-'i^{4}*, wie jetzt das „Land der Waldstädte" heißt, sagt die chinesische Chronik: „Seine Macht war groß wie das Meer", von Bhadravarman III. († 915) heißt es: „Er war Herr des ganzen Landes, das der Ozean bespült". Aber dann töteten sie ohne wirklich stichhaltigen Grund Gesandte von Tonking oder auch gar von China und hatten die Folgen zu tragen. Ein anderes Mal gab ein Tchamkönig die schon lange blutig umstrittenen beiden Nordprovinzen um einer hübschen tonkinesischen Prinzessin willen her und starb ein Jahr darauf. Und dann brach der Feind ein.

Als in Tonking 938 die chinesische Herrschaft ihr praktisch endgültiges Ende fand, wandte sich die erstarkende, raumfordernde Kraft des jungen Volkes bewußt gegen Tchampa**. Dort war einziger Ausweg, einziger Gegner, dorthin mußte sich zwangsläufig der Ausdehnungswille richten. Die Tcham haben die tödliche Gefahr offenbar zu vielen Zeiten zu gering eingeschätzt. In diesen Kämpfen erwies sich immer wieder das tonkinesische Drachenbanner siegreich gegen die tchamischen Feldzeichen von Skanda und Schiwa. Immer wieder war Tchampa auch zu politischen Un-

* Siehe Seite 230 Anm. **

** Tchampa (Thiampa, Champa, nie Tschampa), chin. Dschan^{1}-tschëng^{2}-guo^{2} 占城國

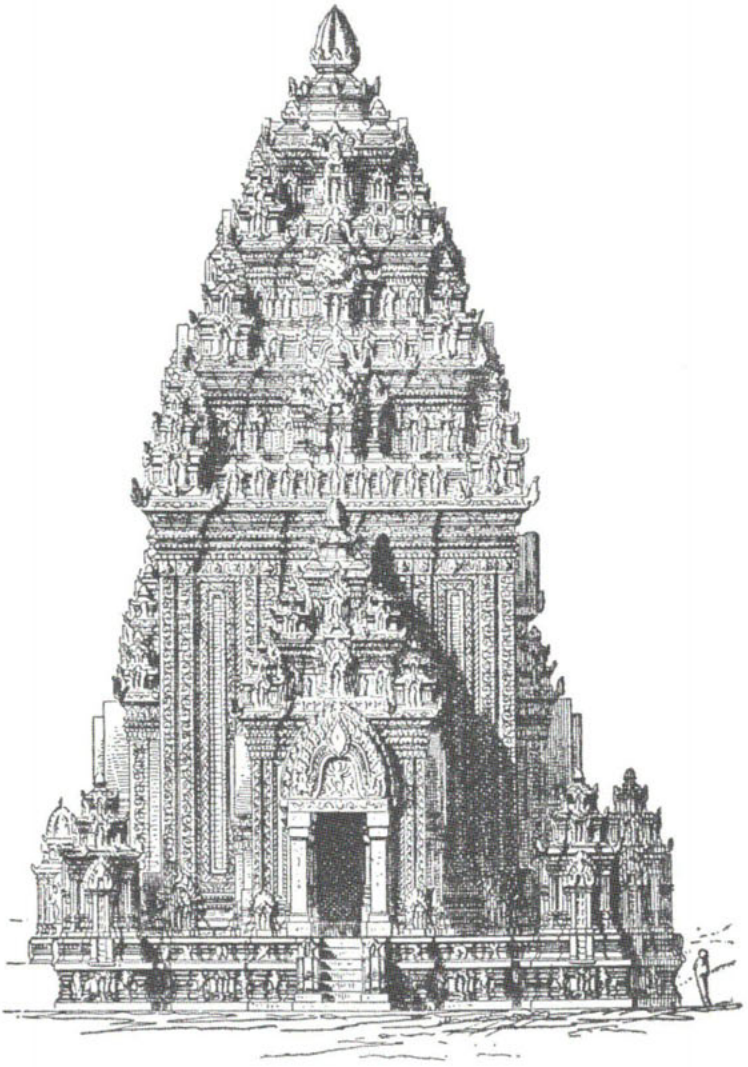


Abb. 96. Die Pracht der Bauten im Tcham-Reich stand der geistigen Heimat Indien vielfach nur wenig nach. Rekonstruktion des Heiligtums A in der Ruinenstadt Mison (H. Parmentier '04).

geschicklichkeiten bereit. Schon 984 wird zum ersten Mal ein Tchamkönig für einige Zeit tonkinesischer Vasall, und die alte Hauptstadt Simhapura (Claèys '31) wird südwärts verlegt, schon 1069 gehen ganz im Norden Quang Binh und Quang Tri verloren — beide bereits südlich der entscheidenden Porte d'Annam. Der erste Ansturm des ersten Jahrhunderts hat den Durchbruch gebracht. Schwere Verluste hatten auch die Kriege mit den Kmer zur Folge, die sogar einmal 1190—1225 ein Protektorat über Tchampa errichteten. Im Jahre 1308, nach glücklicher und machtvoller Friedenszeit — denn in Tonking brachen die chinesischen Mongolenkaiser ein —, geht auch Thua Thien verloren. Noch einmal erhebt sich dann die Macht der Tcham in ihrem ganzen alten Glanz unter einem König, dessen Namen wir heute nicht einmal mehr kennen. Die Annamiten nannten ihn Chê-bông-nga*. Zweimal eroberte er die tonkinesische Hauptstadt Hanoi, das Herz von Tonking, aber bei der dritten endgültig gedachten Eroberung wurde er — ein Opfer des Verrats eines beleidigten Offiziers — auf der Kommandobrücke seiner grünen Königsdschunke in vorderster Linie erschossen. Das war 1390.

Kaum hundert Jahre später wurde auch die jüngere südliche Hauptstadt der Tcham, die sieglose „Siegesstadt" Vijaya, die inzwischen in Chaban (spr. Tchaban, vgl. die Abb. 95—96 aus ihrer Tempelstadt Mison) umgetauft worden war, 1471 endgültig von den Tonkinesen zerstört und gleichzeitig der ganze Norden annektiert und aufgeteilt. 60000 Tcham, vor allem alle Führer, wurden dabei hingerichtet, 30000, vor allem alle jungen Frauen, fortgeschleppt. Ein und ein viertel Jahrtausend hatte die Zeit der Macht gewährt, genauer: 1279 Jahre.

Nun war die schöne Berglandschaft am Kap Varella (Karte 87) die Grenze zwischen Tonking-Annam und den drei kleinen Nach-

* Chê-bông-nga 制蓬峨 chin. Dschë-pëng^{2}-o^{2}, d. h. etwa „struppiger und hochmütiger Beherrscher", was wohl die abwertende Verderbung eines Sanskritnamens darstellt.

folgeherzogtümern des zerbrochenen Reiches. Die bewaldeten Berge und zerschluchteten Felskuppen, die sich hier in Zacken und Trümmern auflösen und schließlich in Klippen in das lichte Blau des weiten Ozean untertauchen, waren ein strategischer Punkt ersten Ranges. Aber sie stellten bei dem jetzigen Kräfteverhältnis einen verlorenen Posten dar. Unter diesem oder jenem Vorwand greifen die Annamiten weiter. Song Can wird 1611, Phanrang 1653, Phanthiet 1697 besetzt und dann auch gleich nach Kotschinchina* vorgegriffen. Die Flut der biodynamischen Stromlinie geht über die schwächlichen Trabantenfürstentümer hinweg.

Was an Resten der alten Tcham im Lande ist, wird erschlagen, vertrieben, verpflanzt, was wirklich noch übrig bleibt oder aus den Wäldern zurückkehrt, in jeder denkbaren Weise drangsaliert. Wie sich die Nguyen von Annam (Cadière '06) mit dem Mandarin von Kotschinchina im alleräußersten Süden hecheln, müssen die Tcham, wenn die Nguyen obenauf waren, schwer dafür büßen, daß sie die Kotschinchinesen ins Land gelassen hatten, und waren diese obenauf, so rächte sich nicht minder die andere Seite an ihnen.

Unter dem annamitischen Kaiser Gia Long**, der nun wirklich endlich und endgültig Anfang des 19. Jahrhunderts mit den Tcham aufräumen wollte, mußten alle erreichbaren jungen Tchamfrauen annamitische Söldner und Bauern heiraten, und der letzte islamische Schattenfürst der Tcham von Phanrang floh mit allen Getreuen 1822 nach Kambodscha und gründete Kampong Cham, die Kümmerkolonie am Mäkong (Karte 93). Und das war immer noch nicht das Ende. Denn die Kümmerkolonie lebt, 1858 nochmals zersprengt, trotzdem kümmerlich weiter, aber sie lebt, die letzten ärmlichen Dörfer um Phanrang sind sterbensarm, aber auch sie leben noch — letzter Schutt und Kehricht aus dem Bett der gewaltigen Stromlinie des Ostens.

---

* Kotschinchina, wohl von Djiau[1]-dschï[3] Tjin[2] (Aurousseau '24).

** Gia Long (ann.), Schĕng[1] Lung[2] (Friedvoller Drache, chin.) 昇 龍.

So erweist sich die Kraft dieser großen biodynamischen Stromlinie an der Chinasee entlang im Laufe der historischen Ereignisse in Annam in einer erschreckenden, aber auch grandiosen Weise.

Die Zurückdrängung der Tcham-Macht geht trotz gelegentlicher Ruhepausen und Schwächemomente mit einer letztlich eisernen

Abb. 97. Der südsinid-annamitische Druck gegen die weddiden Kmer: die Zunahme der Nährfläche in Kotschinchina von 1900—1936 (N. N. '39).

Folgerichtigkeit weiter. Die Masse des Ballungszentrums von Tonking konnte infolge seiner geopolitischen Lage eine enorme dynamische Kraft entfalten. Unaufhörlich dringen siegreich tonkinesische Interessen, tonkinesische Macht und vor allem tonkinesisches Volk gegen den Süden. Reiskammer um Reiskammer werden dem Gegner geraubt. Etappe um Etappe liegt jede jüngere tonkinisische Eroberung auch ein paar Dutzend Kilometer südlicher: Quang Tri fällt 1069, Hué (Taf. 45 b) 1306, Quinhon 1471, Nhatrang 1653, Phanthiet 1697. Die Festungsbauten der Tcham rücken Jahrhundert um Jahrhundert südlicher: vom mächtigen Chau Sa in Quang Ngai nach Chaban in Binh Dinh, abermals südlicher nach Thanh Ho am Song Darang und schließlich nach Song Luy in Binh Thuan (Leuba '23: Karte 87). Dann ist das Land zu Ende. Grenzwälder sperren noch heute den Weg gegen Kotschinchina. Die letzten Tcham saßen in einer Falle.

Aber über ihre Reste greift die Kraft der urgewaltigen biodynami-

schen Stromlinie hinweg. Den Annamiten gelingt 1690 die Annektion von Saigon, das den Kmer entrissen wird. Dort wird nunmehr ein umfassendes Siedlungswerk unternommen, das in kürzester Zeit aus dünnbewohntem weddid-kmerischem Land eine millionenstarke sinid-annamitische Bastion macht. Hier staut sich jetzt die Flut (Abb. 97). Aber der Druck hält an. Und so beginnt eine friedliche Durchsetzung der kambodschanischen Städte und ein Weitersiedeln an den annamitischen Waldrändern.

Wie die Franzosen Straßen bauen, geht der Druck auch in die Wälder hinein und die Täler aufwärts. An der ganzen langen annamitischen Kette sind daher heute die Annamiten im Vordringen gegen die älteren Siedlungsgebiete der Moi im Süden und der Lao im Norden. Xieng Khouang und Cua Rao im Norden sind im wesentlichen Annamitensiedlungen, selbst das ferne Luang Prabang im Herzen von Laos besitzt eine sehr starke Annamitenkolonie, und Kontum oder Banmethouot im Süden und im Zentrum der Kordillere sind überhaupt in erster Linie annamitische Kolonialstädtchen. Unweigerlich folgt jedem französischen Regierungsposten die annamitische Siedlung. Ja, die Regierung legt solche Siedlungen sogar selbst an, vor allem im Norden, um die enorme Übervölkerung des Rotflußdeltas zu entlasten. Aber auch sonst, wo immer man auf den Dschungelstraßen im ratternden Eingeborenenautobus fährt, sieht man bald hier bald da entlang des Wegs kleine Weiler oder oft auch nur eine einzige Hütte von Annamiten besetzt — ob es sich nun um Posten des Wegebaus oder um Rasthäuser, ob es sich um Plantagen, Militäranlagen oder richtige Neusiedlungen handelt.

Überall sickern und dringen die Annamiten jetzt in die Berge hinauf. Die Ebenen sind vollständig von ihnen besetzt, und der biodynamische Druck quetscht sie nun auch in die Gebirge und in unzähligen Kanälen aufwärts und zu den stillen Moi und Lao. „La colonie est toute préparée pour devenir la proie du peuple qui a été depuis 30 ans l'enfant gâté de la Métropole" (Madrolle '25). Das ist die Auswirkung biodynamischer Gesetze.

VII. DAS URWALDREICH ALS GEGENSPIELER

1. *Vorgeschichte von Indochina und Indonesien*

Damit sind wir zu den letzten Ausläufern der östlichen Stromlinie gelangt. Sie drängen und stoßen sich in vorwiegend oder wesentlich weddide Gebiete vor, sei es, daß die primitiven weddiden Moi der südannamitischen Kordillere oder sei es, daß die hochzivilisierten vorwiegend weddiden Kambodschaner des Tonlébeckens ihr Ziel sind. Die rassischen Gegensätze sind immer die gleichen: Sinide gegen Weddide. Auf der westlichen Stromlinie war dagegen der Weg länger, ergreift schon eine weitere Rassenschicht, und der Gegensatz heißt hier: Palämongolide gegen Weddide. In jedem Falle aber enden die Angriffslinien von beiden Seiten im Rassenkörper der Weddiden.

So werden die Weddiden zum letzten Gegenspieler des großen nördlichen Druckzentrums der Siniden. Denn die beiden Stromlinien sind nichts anderes als der Zugriff einer Zange, deren erste lebendige Kräfte im Norden liegen. Diese Zange greift von Westen mit den sprachlich voll taiisierten Siamesen auf Kmer und heute Kambodschaner vor und preßt im Osten mit den sprachlich weitgehend taiisierten Annamiten auf Moi und gleichfalls Kambodschaner ein. Die Kambodschaner und ihre historischen Vorgänger, das glänzende Reich der Kmer, werden damit zum Block des letzten Widerstands im Kampf einer kontinentweit greifenden Rassendynamik. Es ist der Mühe wert, sich diese Leute näher zu betrachten.

Das führt uns zur Rassengeschichte der Weddiden überhaupt. Sie greift zeitlich weit zurück und betrifft die Rassen von Hinterindien ebenso wie diejenigen von Indonesien, das wir daher einbeziehen.

Es handelt sich dabei aber nicht nur um die biologische Geschichte einer Rasse, sondern auch um diejenige eines Raumes, denn Lebensform und Lebensraum stehen stets in untrennbaren Beziehungen. Kein Erdenraum ohne ihre raumeigene Rasse, keine Rasse ohne ihren rasseeigenen Großraum! Der Lebensraum der weddiden Rasse aber ist der große südasiatische Wald, der von Zentralindien über ganz Hinterindien bis nach Südchina läuft, wo wir seinen Einfluß bereits oben S. 74 streiften. Dieser Südwald besitzt eine entscheidende anthropodynamische Wichtigkeit, denn er hat die beiden ost- und südasiatischen Großkulturen — Indien und China — für Jahrtausende fast völlig voneinander abgesperrt. Seine Bedeutung ist also wesentlich negativer Art, er ist Sperrriegel, ist adynamisches Element, hier entstanden nicht, sondern hier versackten die biodynamischen Stromlinien der Vorzeit und sickerten zunächst nur in dünnsten Verzweigungen gegen das zähe Hemmnis vor.

Die Weddiden teilen sich den Besitz des Südwaldgürtels noch mit den Palämongoliden. Das versteht sich aus Lage und Art dieses Lebensraumes ohne weiteres: seine dichte, menschenfeindliche Masse konnte und mußte von zwei Seiten aufgebrochen werden. Die Weddiden drangen und sickerten vom westlichen indischen Rand her an seinem Südsaum und über dortige Savannenauflockerungen vor, was leichter war, die Palämongoliden aber schoben sich vom Norden, genauer Nordosten her, an Flüssen und Flußalluvionen heran, was schwerer war. Daher sind auch die Weddiden älter und weiter verbreitet und zerfallen in zwei Flügel, deren einer von den zentralindischen Westweddiden und deren anderer von den südhinterindischen Ostweddiden gebildet wird (vgl. WW und OW auf Karte 98).

Die Palämongoliden also dürften jünger sein, bilden die jüngere Überschichtung von Nordosten her, wo ihr Eigenraum liegt, den sie erst mit entwickelter Steinkultur und Schiffahrt in vollen Besitz nahmen, um dann abermals weiter südwärts nach Indonesien hinein

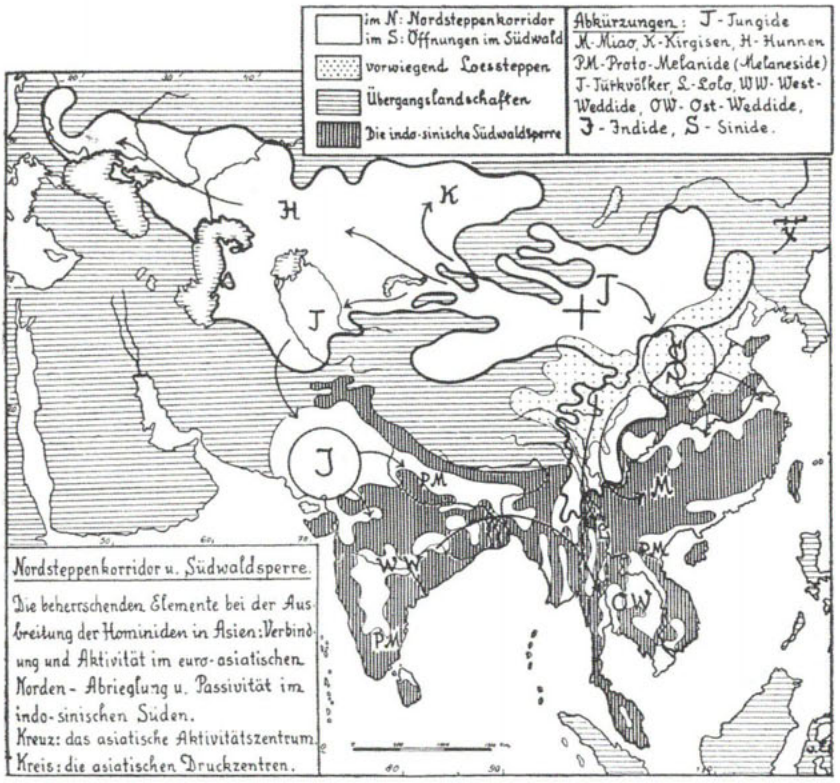


Abb. 98. Nordsteppenkorridor und Südwaldriegel bilden die entscheidenden dynamischen Raumelemente für die Bewohner Ostasiens. Die Unruhe der tungiden Bewegungszone mit seinem Mittelpunkt T am Altai wird im Norden durch Anökumene, im Süden durch den Himalaya-Riegel gestaut und daher (u. a.) gegen das indide Druckzentrum I und das sinide Druckzentrum S geleitet. Diese beiden stromgebundenen bevölkerungsbiologischen Dichtezentren fangen die dynamische Kraft auf und richten sie gegen die Südwaldmasse. So sickern 1. von Südwesten her die Weddiden über die Savannen am Südsaum ostwärts und zerfallen in einen West- und Ostflügel (WW, OW), und dringen 2. von Nordosten her die Palämongoliden an den Flüssen südwärts, überschichten die Weddiden und bilden im Weiterschieben mit diesen gleichfalls zwei Flügel, einen kontinentalen und einen insularen aus. Dabei werden Proto-Melanide und Proto-Melaneside an die Ränder des ausweglosen Indien-Kontinents und auf den Außenbogen der hinterindischen Inselkette geschoben. Über die westlichen Lössteppen ist die nördliche Bewegungszone mit den Hochsteppen des Südwalls verbunden (M).

zu sickern, ja in schon prähistorisch greifbaren Strömen auf die indonesische Inselwelt vorzustoßen. Daher ihr Zerfall in einen pareïden oder kontinentalen und einen nesiden oder insularen Flügel.

Die Palämongoliden stammen dabei letztlich aus mongolidem Rassenkreis und sind morphologisch und dynamisch über die Südsiniden deutlich an diesen anzuschließen, während die Weddiden aus dem europiden Rassenkreis stammen und in Indien und mit den Indiden ihrerseits ebenso deutlich an diesen angeschlossen sind. Der Druck von beiden, also von Nordosten wie von Nordwesten her, richtet sich letztlich gegen die eigentliche Südmenschheit, den negriden Rassenkreis, der mit den indischen Melaniden und den melanesischen Melanesiden auch heute noch ihren Südsaum bildet, ja mit den Melaniden noch immer tief in den weddiden und indiden Rassenkörper hineingreift (vgl. Karte 98). Einst reichten diese dunklen Elemente als Proto-Melanide und Proto-Melaneside noch wesentlich weiter nördlich, wofür wir nicht nur die biologischen Wahrscheinlichkeiten, sondern auch die konkreten Reste in den Händen halten (PM auf Karte 98). Der große Wald dürfte also einst, d. h. in den warmen Zwischeneiszeiten, hier wie im Westen in Afrika, im Bereich der dunkelhäutigen Südmenschen gelegen haben bzw. im afro-asiatischen Gürtel der europo-negriden Übergangsformen (v. Eickstedt '43). Nacheinander nahmen dann auch die beiden anderen großen Rassenkreise der Hominiden an seinem Besitz teil, um ihn endlich ausschließlich zu beherrschen.

Der Druck aber, der die Weddiden wie Palämongoliden gleicherweise gegen die Südwaldmenschen schob, der Druck, der das indide Bevölkerungszentrum gegen die Weddiden und der das sinide Bevölkerungszentrum gegen die Palämongoliden richtete, liegt weit im Norden, liegt im Steppengürtel. Seine Unruhe und seine wirtschaftliche Eigenart verbot es den dynamischen Zentren an Indus und Hoangho (I und S auf Karte 98) nordwärts zu greifen. So richtete er sich gegen den Süden und dies umso stärker, je höher die Kultur, d. h. je besser die Angriffswaffen und je er-

giebiger die Ackerbaumethoden wurden. So begannen sich auch die beiden großen dynamischen Stromlinien Südasiens herauszugraben — die südhimalayische von Indien her und die gegabelte ostasiatische Stromlinie, die wir kennen lernten, und beide vereinigen und verschlingen sich in Hinderindien und gleiten von dort gegen Indonesien vor, dessen ungemein buntes und vielgestaltiges Typenbild sie dadurch bedingen. Hier wurde der Boden langsam in Besitz genommen. Man muß sich bewußt bleiben, daß den beiden schon im Neolithikum außerordentlich starken Druckzentren an Indus und Hoangho nur dünnste Sickerlinien und wenige savannengebundene Siedlungsoasen im Südwaldriegel gegenüberstanden. Hier lag eine zähe Widerstandsmasse.

So bilden Südwaldsperre und Nordsteppenkorridor die beiden großen Gegenspieler der Anthropodynamik von Ostasien. Ihr Wechselspiel bestimmt die ganz großen Züge der Menschheitsgeschichte von der Urzeit bis in die Neuzeit, ja bis heute, denn selbst das Zeitalter der europiden Maschinenzivilisation hat seine Wirkungen, bzw. richtiger Gegenwirkungen, noch keineswegs zerschlagen oder gar aufheben können. Der biodynamische Druck aus dem Nordsteppenkorridor, auf Karte 98 durch einige diskrete, generalisierende Pfeile angedeutet, wird durch die himalayisch-osttibetische Gebirgsmasse abgelenkt und aufgespalten und greift im Westen gegen das indide wie im Osten gegen das sinide Bevölkerungszentrum vor. Damit sind wir aber schon über die südostasiatische Dynamik hinaus zu den Grundzügen der großasiatischen Dynamik überhaupt gelangt.

Das soll nicht weiter verfolgt werden, war aber kurz darzustellen nötig, denn im hinterindisch-indonesischen Raum vereinigen und verflechten sich ja die Impulse von Ost und West, und damit verbinden sich auch im Schlußkapitel unserer Darstellung der ostasiatischen Dynamik die Wirkungen der entscheidenden biodynamischen Elemente Ostasiens: des Nordsteppenkorridors, den wir schon

eingangs näher behandelten und der Südwaldsperre, deren Rassengeschichte wir uns zuwenden.

Fassen wir zuvor noch einmal die großen Züge der Dynamik der asiatischen Hominiden gegen etwa das Ende des Paläolithikums zusammen: Unruhe herrscht im schütter besetzten, von Viehzüchtern gehaltenen tungiden Nordsteppenkorridor, Massen wachsender indider und sinider Bevölkerungen ballen sich in den kulturell rasch aufblühenden Flußalluvionen von Indus und Hoangho, spärlichste weddide oder palämongolide Jäger- oder Fischerstämme sickern in den Südwald und gegen eine halb- oder vielleicht noch ganz negride Südmenschheit.

Soweit die biologischen Voraussetzungen. Wenden wir uns nun den paläbiologischen und prähistorischen Tatsachen zu. Sie fügen sich unmittelbar in die Lehren von Rassenentstehung und Urlandschaft ein, greifen sie auf und führen sie weiter, und begründen und sichern sie damit. Südostasien verfügt bereits über ein umfangreiches Belegmaterial aus der Urzeit, das die großen Züge der älteren Rassenschiebungen und Typenverflechtungen erkennen läßt und belegt.

Wir verzichten dabei auf ein näheres Eingehen auf den südostasiatischen Frühmenschen (den Pithecanthropus erectus Dubois von Java: Dubois '94), der als zweifellos diluviale Art noch keine wesentlich andere Formbildung zeigt, als wie sie oben S. 17 für den Sinanthropus (den Pithecanthropus erectus pekinensis Black) geschildert wurde. Beide dürften auch in annähernd der gleichen geologischen Epoche, eben dem Diluvium, gelebt haben.

Aber danach, d. h. mit dem Abklingen der letzten großen pluvioglazialen Klimaschwankung, setzte ein weltweiter Rassenzerfall ein, dessen Zeugen wir bereits oben (S. 20) in den nacheiszeitlichen proto-nordsiniden Oberhöhlenleuten begegneten. Er ist auch im Süden von Wichtigkeit. Auch hier geht eine neue Rasse auf. Sie wird durch den Fund von Wadjak auf Java belegt, der möglicherweise schon frühalluvialen Alters sein mag (Dubois '20, Teilhard '37;

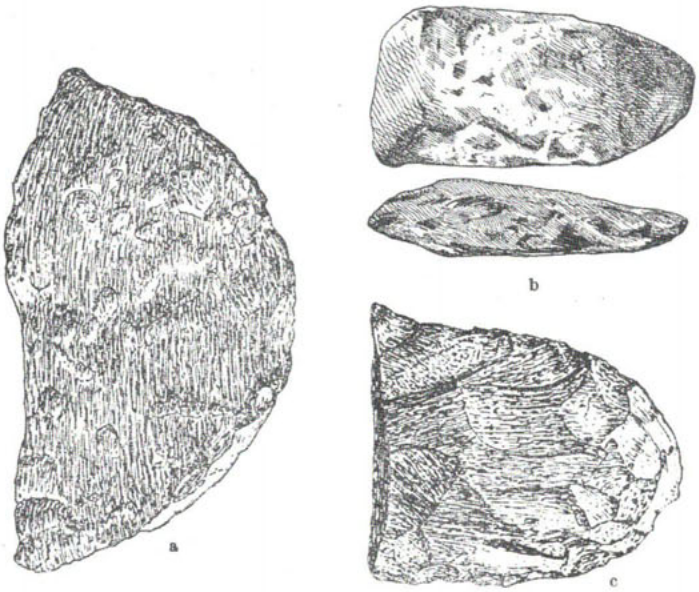


Abb. 99. a—b: die Kurzaxt, Leitform des (mittleren) Hoabinhien in Indochina (Länge 76 bzw. 79 mm). c: ein bereits angeschliffenes Steinbeil der letzten Phase des Bacsonien (Länge 76 mm). (M. Colani und H. Mansuy bei Heine-Geldern '32).

vgl. Karte 103). Er stellt nichts anderes als einen Protoaustralier dar. Heute leben seine Nachfahren weit östlich von Java, das von einem Neben- und Durcheinander weddider Elemente und palämongolider Elemente besetzt ist. Es hat also offenbar seit dem Beginn der geologischen Neuzeit und der späteren Altsteinzeit eine ganz erhebliche Rassenverschiebung im insularen Südostasien stattgefunden. Sie weist unserer Stromlinie und den räumlichen Möglichkeiten entsprechend auf einen Nord-Süd-Druck hin.

– Das wird in den jüngeren Epochen noch wesentlich deutlicher. Wir sind über das Paläolithikum insbesondere von Hinterindien recht gut unterrichtet. Zu dieser Zeit waren dort zwei ziemlich ähnliche Kulturen verbreitet, die nach ihren beiden wesentlichen

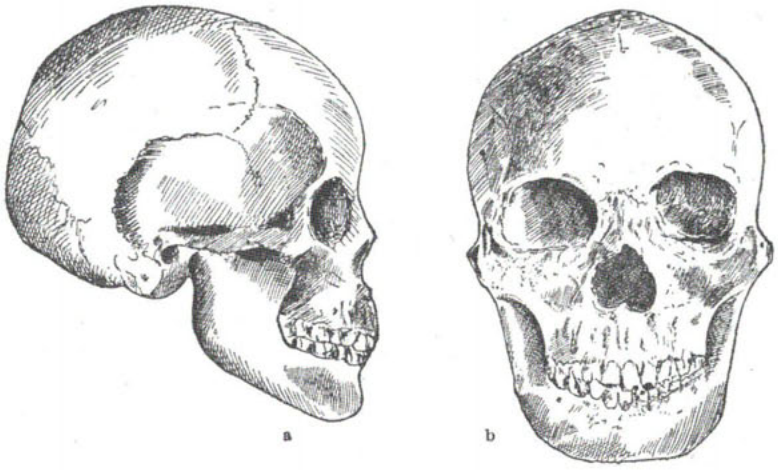


Abb. 100. Gegen Ende der Steinzeit lebten in Hinterindien neben Teilen der negriden Südmenschheit auch bereits Weddide. Mesolithischer weddider Schädel aus Tam-pong in Ober-Laos (J. Fromaget et E. Saurin '36).

Fundorten nördlich und südlich der Rotfluß-Ebene von Tonking als Bacsonien und Hoabinhien bezeichnet werden. Sie führen beide in drei von Colani ('26—'29, vgl. Mansuy '09—'31, Sarasin '33) sehr sorgfältig herausgearbeiteten Stufen in gleitender Entwicklung in ein frühes Neolithikum des etwa 4. vorchristlichen Jahrtausends über, wobei schon seit der Stufe II der Einfluß einer dritten Kultur mehr oder minder bemerkbar wird. Eben diese Mittelstufe hat aber auch ein umfangreiches Skelettmaterial geliefert, das seinerseits wiederum gleichfalls eine Mischung von zwei recht verschiedenen Elementen zeigt, zu denen der mehr oder minder leichte Einfluß eines dritten tritt.

Am merkwürdigsten erscheint zunächst unter diesen drei rassischen Elementen des altsteinzeitlichen Hinterindien das melaneside, und es ist zudem das am reichlichsten vertretene. Melanesier,

tief dunkelbraune Ostnegride im altsteinzeitlichen Hinterindien und mithin auf dem asiatischen Kontinent selbst! Sie traten in Pho-binh-gia (daher auch Pho-binh-gia-Typus), dann aber auch Lang-cuom, Keo-phay, Dong-thuoc usw. zutage und scheinen trotz einer bis in die gleichen Schichten, ja gleichen Fundstätten dringenden Mischung mehr die küstennahen Striche zu bevorzugen (Huxley '63, Verneau '09, '04, '25, vgl. Taf. 38 d). Von nicht geringer rassengeschichtlicher Bedeutung ist es, daß Bacsonien-artige Kulturen zur gleichen Zeit aber auch über den größten Teil von Malaya und Indonesien gelagert sind und daß, soweit wir heute urteilen können, damit auch die Verbreitung eines mindestens ähnlichen Rassengemisches wie in Hinterindien verbunden ist (vgl. die Funde von Goewa Lawa: v. Heine-Geldern '32, '36, Mijsberg '32). Das ist eine konkrete Bestätigung unserer einführenden Bemerkungen. Wir müssen darnach für das ganze Südwaldgebiet von Südostasien noch im Mesolithikum einen beträchtlichen melanesiden Einschlag annehmen. Dieser scheint die Küsten zu bevorzugen.

Umgekehrt steht es mit dem zweiten Typus. Das ist der weddide, genauer ostweddide Typus (= Indonesiens, Protomalayen). Er findet sich bereits im Neolithikum von Tam-pong in ausgezeichneter Ausprägung, ebenso in weiteren Stationen von Ober-Laos (vgl. Abb. 100). Er scheint also vorzugsweise inland verbreitet zu sein. Daneben ist er aber auch in den bereits oben genannten Fundstätten vertreten, wo er zuerst in Dong-thuoc zutage kam (daher auch Dong-thuoc-Typus). In Indonesien bevorzugen die Weddiden (Protomalayen) auch heute noch die Binnengebiete. Das entspricht wieder durchaus ihrer eben dargelegten Ausbreitungsrichtung und Wirtschaftsweise.

Dazu tritt dann als drittes Element noch der nicht sehr stark spürbare Einschlag eines groben palämongoliden (mehr nesiden) Typus (bei Minh-cam und Tam-hang: Patte '25, '36, Fromaget et Saurin '36), neben dem gewisse australiforme Nachklänge und einige negrito-ähnliche Funde der Lage nach nicht überraschen können. Als Zeit für dieses hinterindische Rassenbild mag, um

eine rohe Zahl überhaupt zu nennen, — das 8.—4. vorchristliche Jahrtausend in Frage kommen.

In dieser Zeit — und demnach erst verhältnismäßig spät — wurde also die große Südwaldsperre angegriffen, und die Nordfront stieß mit ihren beiden Zangenarmen von Indien und China her in die nur verschwindend gering besiedelte Südwelt vor. Der lebendige biologische Ausdruck dieser beiden Zangenarme sind die Weddiden im Westen und die Palämongoliden im Osten. Aber dabei kann es sich zunächst nur um die Besetzung der Savannenöffnungen bzw. um dünnste flußgebundene Sickerlinien gehandelt haben. Schon die Primitivität des paläolithischen Kulturinventars schloß das Aufbrechen größerer Kulturlandschaften aus. Die wirkliche Eroberung des südlichen Urwälderbereichs kann daher erst in die neolithische Zeit gesetzt werden. Das wird denn auch in der prähistorischen Archäologie und Anthropologie deutlich greifbar.

Erst das Neolithikum bringt die tatsächliche Eroberung des Südwalds und beginnt damit eine durchgreifende Neugestaltung der Rassen- und Kulturverhältnisse in Hinterindien und Indonesien anzubahnen.

Die Ursache dafür liegt zu Tage. Sie ist mit dem Impuls und Schwung gegeben, der gerade mit dem Neolithikum in der Dynamik zunächst der dichter siedelnden und höher entwickelten Nordvölker bemerkbar wird. Denn die neue Schleiftechnik, die damals an unbekannter Stelle erfunden wurde und sich mit großer Schnelligkeit bei allen höher entwickelten Völkern verbreitete, lieferte nicht nur bessere Waffen und bessere Werkzeuge, sondern führte damit auch gleichzeitig zu einem allgemeinen Kulturaufschwung und einer Intensivierung der Siedlungsdichte. Mit der jetzt einsetzenden Spezialisierung war also auch eine Bereicherung von Wirtschaft, Kunst und Geistesleben, eine Verfeinerung der sozialen Struktur und Verkomplizierung des materiellen Kulturbesitzes verbunden.

Diese große geistige Revolution hielt im nördlichen Ostasien wie in weiten anderen Teilen der Erde mit dem sogenannten Walzen-

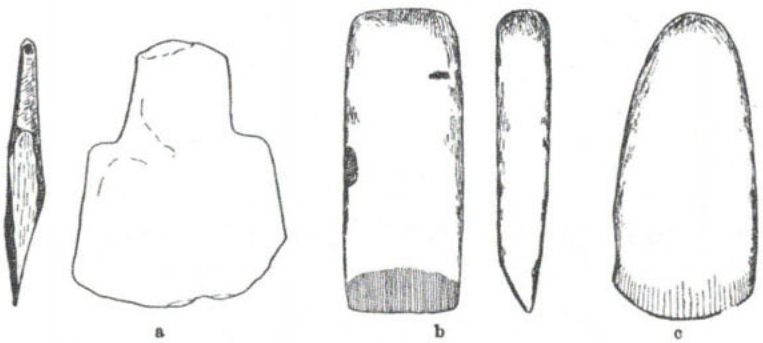


Abb. 101. Die Leitformen der asiatischen Prähistorie.

a) Schulterbeil: die kennzeichnende geschliffene Beilform von Hinterindien, d. h. bei den waldbewohnenden Palämongoliden und Monkmeriern, das von hier aus auch die hinterindischen und Teile der vorderindischen Weddiden ergreift.

b) Vierkantbeil: Nachfolger des Walzenbeils in Nordchina, durchschlägt das Schulterbeilgebiet des hinterindischen palämongolo-monkmerischen Südwalls und wird jenseits wieder in Indonesien führend.

c) Walzenbeil: das führende geschliffene, also neolithische Steinwerkzeug in Nordchina und Nordindien bei Siniden und Indiden.

(Vgl. hierzu auch Karte 103 und Karte 153.)

beil seinen Einzug (v. Heine-Geldern '32, Menghin '28, 40). Es findet sich auch im Indus-Indien und Hoangho-China. In Hinterindien aber entstand, sei es gleichzeitig, sei es nicht allzu lange danach, das Schulterbeil (vgl. Abb. 101). Dieses umfaßt ein viel kleineres, aber sehr kennzeichnendes Verbreitungsgebiet. Es entspricht nämlich durchaus der Verbreitung der Monkmer-Völker (vgl. Karte 103 u. Karte 153) und gleichzeitig, soviel wir bisher wissen, der Ausdehnung des kontinentalen Südwaldes. Es findet sich also schon nicht mehr bei den indonesischen und malayo-polynesisch sprechenden Völkern, obwohl die letzteren verhältnismäßig nahe sprachliche Verwandtschaft zu den Monkmeriern zeigen. Von sprachlicher Seite (Rivet '27, Schmidt '99, '26) wird diese Verwandtschaft dadurch zum Ausdruck gebracht, daß man die gesamte

Gruppe als Austrier bezeichnet und in die austroasiatische Gruppe in Hinterindien, also die Monkmer-Sprachen und das Munda, und die austronesische, also die indonesisch-polynesischen Sprachen der Inselwelt, gliedert.

Dabei ist der Zusammenhang der austroasiatisch (oder monkmerisch- und Munda-sprechenden) Völker mit der Schulterbeilkultur ganz besonders eng. Das ist beispielsweise sehr deutlich in Indien zu sehen. Hier deckt sich das Einzugsgebiet des vorarischen Einbruchs einer Schulterbeilkultur in die Weddiden — also einem kulturbedingten Rück-Einbruch in den westlichen Südwald — durchaus mit demjenigen der Munda-Sprachen und bezeichnenderweise auch dem eines paläomongoliden Einschlags (Ball' 75, Bodding '01, v. Eickstedt '31, '33, v. Heine-Geldern '27, vgl. Karte 103 u. 153). Auch in Hinterindien richtete sich ja die Verbreitung der Palämongoliden in eine ältere, noch wesentlich weddide Bevölkerung.

Man wird darnach auch annehmen dürfen, daß die Ausbreitung des neolithischen Schulterbeils und seiner höheren Kultur nicht nur in Indien, sondern erst recht in Hinterindien mit einem weiteren Südwärtsschieben des palämongoliden Typus Hand in Hand ging. Anders aber als in Indien, wo die Metallkultur von erst drawidisch, dann arisch sprechenden Indiden zu einer weitgehenden Verdrängung und einer weitgehenden Auflösung der palämongoliden Eindringlinge, der Austroasiaten (Mundarier, Monkmerier) führte, konnte sich in Hinterindien das Austroasiatische zunächst halten. Hier in ihrem Entstehungsgebiet und in dicht besiedelten Ebenen entwickelten die Schulterbeilkulturen und ihre palämongoliden Träger also erheblich größere Widerstandskräfte als in der indischen Diaspora und bei den dortigen schütter siedelnden Bergvölkern von weddidem und melanidem Typus.

Das ist umso bemerkenswerter, als auch die hinterindischen Schulterbeilleute schon früh einem offenbar sogar sehr heftigen Angriff ausgesetzt waren. Er kam wieder von Norden und ging

von den Trägern einer Vierkantbeilkultur aus. Diese hatte sich inzwischen als die führende Kultur im Norden entwickelt. Ihr steinernes Inventar bestimmt Yang[3]-schau[2] in Honan (vgl. S. 84) ebenso wie die bisher bekannten Fundstellen am Hoangho und sogar am Yangtse (Dye '30—'31, Nelson '26, Menghin '40). Ganz China besaß also bereits gegen Ende des 3. vorchristlichen Jahrtausends eine einheitliche lithische Grundkultur. Sie griff, was verständlich ist, auch nach Korea und Japan über und mag noch mit den starken tungo-siniden Einflüssen zusammenhängen, die dort später in rassischer Hinsicht das Übergewicht erlangen sollten (vgl. S. 489 u. 497).

Man wird in der Annahme nicht fehl gehen, daß sich diese Steinkultur auch über die im sinischen Raum überall noch zwischen die Völker der Ebenen eingesprengten Bergstämme verbreitete, und daß deren Zurückdrängen in nicht geringem Maße dadurch bestimmt wurde, daß bei den zivilisierten Völkern der Ebenen allmählich Bronzeguß und Bronzewaffen aufkamen. Denn diesen war selbst eine so gepflegte Steinkultur wie die der spätneolithischen Vierkantbeile natürlich nicht gewachsen. So ist denn auch die Zurückdrängung der Wald- und Barbarenvölker zur Zeit der Hsia[3] und frühen Yangtse-Tai schon in den chinesischen Annalen und mit der rasch fortschreitenden Ausdehnung von Hsia[3] gegen die Bergstämme im Süden und Osten deutlich zu verfolgen.

Das ist aber der Stoß gegen jene Völker, die wir oben S. 122 als Nord-Mon bezeichneten, also gegen den Südwaldrand und die Verwandten jener Liau[4], von denen sich nördlich und südlich des Yangtse nur noch geringe Reste bis auf unsere Tage erhalten haben. Sie machten den Chinesen, wie wir sahen, noch bis in die historischen Zeiten hinein viel zu schaffen.

Zu der gleichen Zeit, wo diese, nennen wir sie mangels besserem „Nord-Liau[4]", bedrängt wurden, also im mittleren China des beginnenden 2. vorchristlichen Jahrtausends, macht sich aber auch in Hinterindien eine Kulturveränderung bemerkbar! Die Ver-

Abb. 102. Javanische Vierkanter.
Das fein ausgeprägte und formenreiche Leitbeil des indonesischen Neolithikums (Pleyte bei Heine-Geldern '32).

gesellschaftung von Schulterbeilen mit Vierkantern nimmt dort zu, doch treten sowohl in Laos wie Tonking sporadisch auch selbständige reine Vierkantzentren auf. Es wäre schwer, hierin etwas anderes als die unmittelbare Auswirkung der Verdrängung der „Nord-Liau" zu sehen. Der Norddruck durchschlägt den Südwald! Es entwickeln sich in der Gegend von Luang Prabang und anderwärts sogar neue und sehr gepflegte Vierkant-Formen (Mansuy '20, Massie '04). Diese finden sich in völlig derselben technischen Vollendung dann auch in Malaya (Evans '27, Martin '05) und schließlich auch auf Sumatra und Java. Hier, im späteren Malayengebiet, aber fehlt das Schulterbeil. Das ist von wesentlicher rassengeschichtlicher Bedeutung.

Man könnte dabei zunächst zwar nur an eine Kulturübertragung denken. Aber dem widerspricht, worauf v. Heine-Geldern ('32) aufmerksam machte, daß der Kulturvorstoß gegen Indonesien das Schulterbeil gar nicht mitnahm. Eine nördliche, reine Vierkantbeilkultur hat also das Gebiet der Schulterbeilleute und damit den indo-sinischen Südwaldriegel erstmalig in großem Maßstab

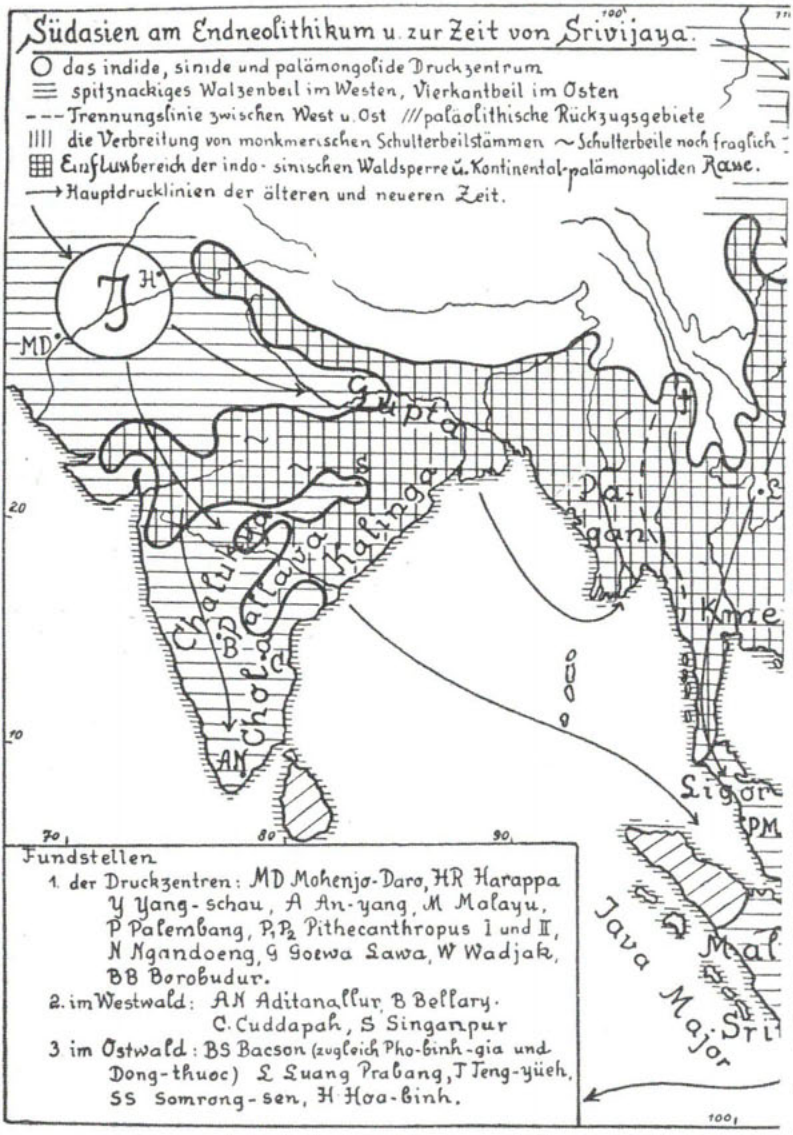
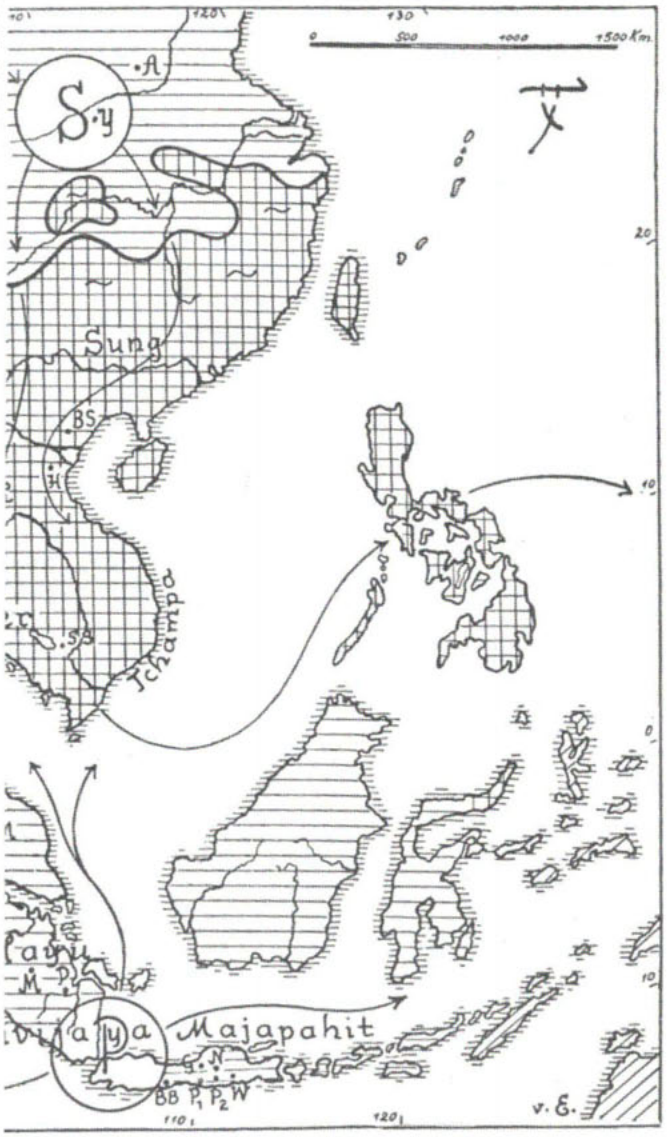


Abb. 103. Die drei asiatischen Völkerdruck-Zentren und das Schulterbeil der Waldsperrzone im 2. vorchr. Jahrtausend. Die eingetragenen Namen geben die daraus hervorwachsenden historischen Verhältnisse gegen Mitte des 1. nachchr. Jahrtausends wieder, die eingetragenen Buchstaben bezeichnen wichtige prähistorische Fundstellen. Beachte das Zusammengehen von Schulterbeil, Monkmeriern und Palämongoliden



im passiven Südwaldriegel (s. Karte 98), die Vorstöße vom siniden und indiden Druckzentrum gegen die Waldvölker und Waldkulturen und das nach dem Durchschlagen der Waldsperre heraufkommende jüngste, das neside Druckzentrum auf der malayischen Inselkette, wo sich die rassischen und kulturellen Ströme von Nordosten und Nordwesten vereinigen. Von hier laufen Teile der Bewegungen bis in die polynesische Inselwelt.

glatt durchschlagen und ist auf der anderen Seite wieder geschlossen und rein zutage getreten.

Das kann nicht ohne entsprechende Träger geschehen sein. Diese brauchen nicht notwendigerweise die gleichen, verdrängten Nord-Liau[4] gewesen zu sein, die vielleicht von mehr süd- und mittelsinidem als palämongolidem Typus waren. Sie dürften bei ihrem jahrhundertelangen Aufenthalt in Hinterindien vielmehr palämongolides Blut aufgenommen haben. Es wäre das nur die Parallele zu ihren Nachfolgern, den Tai. Auch diese waren ursprünglich mittelsinid, brachten eine geschlossene eigene Kultur und Sprache mit, und Kultur und Sprache blieben, aber in rassischer Hinsicht wurden sie restlos palämongolisiert.

Die Bewegung der Nord-Liau[4] ist also nichts anderes als ein früher Vorstoß unserer westlichen dynamischen Stromlinie, ist das erste greifbare Durchschneiden der Südwaldsperre und führte schon, wie erst recht die späteren Vorstöße, Wellen von Palämongoliden in den weddiden Süden Hinterindiens.

In der Prähistorie aber dringt die westliche Stromlinie über die malayische Halbinsel auch noch weiter gegen Süden und in den indonesischen Inselraum hinaus. Hier deckt sich die Verbreitung der Vierkantkultur durchaus mit derjenigen der austronesischen Sprachen. Wir müssen also annehmen, daß „Nord-Liau[4]" und Ur-Austronesier identisch sind. Wir müssen nach dem heutigen und prähistorischen Tatsachenbestand weiterhin annehmen, daß sie in Hinterindien palämongolisiert wurden und ihre Kultur auch den dortigen Weddiden vermittelten, um sich dann als eine wesentlich palämongolide Masse gegen den Süden zu bewegen. Hier drängten sie eine primitivere altsteinzeitliche Kultur und ihre Träger zurück. Das waren die uns bereits bekannten Melanesiden samt ihrer altsteinzeitlichen Kultur, die über die allmählich von der Vierkantbeilkultur völlig in Besitz genommene ostindonesische Inselkette nach Neu-Guinea abgeschoben wurden. Die von ihnen eingenommenen indonesischen Küsten besetzten jetzt die palämongoliden

Vierkantbeilleute. Die weddiden Inlandleute aber verschmolzen mit diesen dort genau so, wie das für Hinterindien gilt.

Dadurch ergibt sich das heutige Bild der Typenverteilung im indonesischen Raum: palämongolide (neside) Typen vorzugsweise an den Küsten und in den Niederungen (der sog. deuteromalayische Typus), weddide Typen vorzugsweise bei den Inlandstämmen (der sog. protomalayische Typus), und eine gleiche und gemeinsame Sprache, eben das Indonesische, über beiden.

Auch die östliche Stromlinie tat sich aber bereits in der Prähistorie auf und wird sogar schon so früh wie zur Walzenbeilzeit des Hochneolithikums greifbar. Auch sie läuft, genau wie die westliche, noch über das Meer weiter, geht also nicht an der Südküste nach Hinterindien hinein, sondern greift über Formosa nach den Philippinen, und Vierkanter und Schulterbeil folgen später. Das wird, wie die rassische Typologie zeigt, nicht ohne wesentliche Mitwirkung von Westen her geschehen sein und dürfte die Palämongolisierung der hier wie im Westen vorwiegend von Weddiden (und als ältester Schicht Negritos: Beyer '26, Dixon '30, Friederici '15, v. Heine-Geldern '32) bewohnten Inseln bedeutet haben. Die Walzenbeile erreichten schließlich auch Melanesien, wo sie noch heute eine merkliche Rolle in der Kultur der melanesischen Stämme spielen.

Die höhere Kultur der Schulterbeile und Vierkanter aber wanderte dann nach Mikronesien hinüber, wo der palämongolide Typus die Grundlage der Bevölkerung bildet, und schließlich in die weite polynesische Inselwelt. Das Neolithikum mit seinem leistungsstarken Steinschliff und das Durchschlagen der Südwaldsperre haben außerordentliche, haben weltweite Rassen- und Kulturauswirkungen zur Folge gehabt.

So haben die Nachfahren der kleinen, verdrängten Nord-Liau[4], soweit wir heute sehen können, nicht nur auf der östlichen Stromlinie die östliche indonesische Inselwelt besetzt und von hier an die Küsten beider Amerika gegriffen (Brown '27, Colani '36, Handy

'30, Rivet '25 u. a.), sondern auch auf der westlichen Stromlinie die westliche Inselwelt besetzt und von hier bis Afrika, bis Madagaskar vorgegriffen. Ein ungeheurer Raum!

Und es gelang ihnen zudem, ihren Nachfolgern das Meer zu versperren. Denn nie haben die Tai auf die philippinischen Inseln vorgegriffen. Nie auch haben die Tai nach Sumatra oder Java hinübergelangen können, obwohl sie es versuchten. Sie zerbrachen dort zwar das Jahrhunderte alte Reich von Śrīvijaya, aber sie zerbrachen selbst an den Bevölkerungsmassen der hochzivilisierten Inselreiche. Dort war ein neues Druckzentrum, das südlichste, entstanden (vgl. Karte 103). Und deshalb mußte ihr westlicher Stoß sich tiefer nach Hinterindien und gegen die weddiden Kmer weiterarbeiten.

Das alles ist also hinreichend klar: die Loslösung südchinesischer Stämme vom Charakter der Nord-Liau[4], ihre Palämongolisierung im Südwaldriegel, das Weiterrollen palämongolider Wellen auf die Inselwelt hinaus und schließlich das Aufstauchen ihrer palämongoliden Nachfolger.

Man könnte sich vielleicht nur noch fragen, wieso die Weddiden, die doch in den europiden Rassenkreis gehören und den Indiden nahestehen, deren rassische Primitivvariante sie gewissermaßen bilden — wieso auch diese Weddiden so weit in südöstliche Gegenden vorgreifen konnten. Und das geschah nach Aussage der paläanthropologischen Funde doch sogar schon sehr früh.

Die Erklärung dafür hat neuerdings Credner ('43) gegeben, eine Erklärung, die ebenso einfach wie einleuchtend ist und Vorhandensein wie hohes Alter der Weddiden in Hinterindien gleichzeitig verständlich macht. Sie sind bekanntlich noch heute wesentlich Sammler, vor allen Dingen der kennzeichnendste erhaltene Rest der Senoi in Inner-Malaya, dann aber teilweise auch noch die namengebenden Gruppen in Ceylon und Indien. Und für Urwaldsammler, deren Sammelbereich die tropischen Hangwälder darstellen, sind savannendurchsetzte Bergwälder keineswegs Schranken, sondern im

Gegenteil der gegebene Lebens- und Verbreitungsraum. So sind die Weddiden in gleichem klimatischen Gürtel, in ihrer ureigenen Lebenszone ostwärts weitergesickert, bis ihnen die küstennahen Fischerstämme der Melanesiden oder Negritos Einhalt boten und schließlich eine Verschmelzung der rassischen Elemente einsetzte. Eben das zeigt auch die Prähistorie.

Viel später erst drängten dann auch die wirtschaftlich höher organisierten talwandernden Palämongoliden nach, die als Fischer und Schiffer den Flüssen — nicht den Savannen — folgten, und die an den Küsten aufräumten, ihrerseits in das Innere drängten und damit das heute schon wieder verschwimmende Bild schufen: Palämongolide in den Tälern, Weddide in den Wäldern. Oder volksmäßig gesprochen: Lao gegen Ka.

Nur eines könnte bei flüchtigem Blick auf diese Deutung rassischer, räumlicher und wirtschaftlicher Gegebenheiten noch Bedenken hervorrufen, daß nämlich diese schon vielzerkreuzten Weddiden gerade in den hinterindischen Ebenen zu Trägern einer hervorragenden Kultur wurden. Ist doch die Waldrasse der Weddiden eine ausgesprochen primitive Tropenform. Das bezieht sich zuerst auf die Wirtschaft, dann aber auch Körperbildung und zum Teil die — eben dadurch sympathisch wirkende — seelische Haltung, aber selbstverständlich nicht auf die Intelligenz. Wer annehmen würde, daß die Kmer oder heutigen Thailänder oder Kambodschaner nur über eine mangelhafte Intelligenz verfügen, würde sich sehr täuschen, und wer immer auch mit primitiven Weddiden oder gar Negritos zusammengelebt hat, wird ohne Zögern zugeben, daß deren Intelligenz ganz und gar nicht unter dem Durchschnitt liegt. Es bleibt aber die ursprüngliche Primitivität der Wirtschaftsform. Sie ist nicht unwandelbar. Das Problem ist nur, wieso und von wem der Wandel durchgeführt wurde.

Prüfen wir nach, wie die wirtschaftlichen Lebensmöglichkeiten der Hominiden im postglazialen Hinterindien lagen. Die ungeheuren tibetanischen Schmelzwässer, die die Betten der großen

Ströme gruben, ließen weite Seen und Flußgebiete dort entstehen, wo heute die Aufschüttungen der Ebenen des unteren Mäkong und Mänam liegen. Der Tonlé Sap, die natürliche Grundlage von Versorgung und Reichtum der Kmer, war nach Aussage seiner Uferlinien einst ein Binnenmeer, dann ein Binnensee, und noch zur Zeit des großen Angkor vor einem Jahrtausend spülten seine Fluten an die Mauern der Hauptstadt, deren Ruinen heute über 10 km landeinwärts liegen. Ringsum dehnt sich auch heute noch, oder vielmehr wieder, sumpfiger Niederwald voller Raubzeug und Krankheiten an Stelle einstiger gepflegter Reisfelder. Hier wie in dem etwa gleichaltrigen Polonnaruwa auf Ceylon, wo sich dichte Dschungeln in einem als „Welasse = Land der tausend Reisfeldstreifen" bezeichneten Gebiet ausbreiten, ist die menschliche Kultur verschwunden.

Heute schrumpft der See weiter. Noch kann man zwar nicht von Ufer zu Ufer schauen, aber überall schreiten Verflachung und Verschilfung fort, und die Limnologen geben ihm keine zwei Jahrhunderte Lebensdauer mehr.

Das Werk der postglazialen Kräfte war also zuerst Seenbildung, dann Schwemmlandbildung. Anfangs standen dem Sammlertum der Weddiden nur die Bergwälder, dann aber auch Ebenen mit größtem Wild-, Fisch- und Früchtereichtum zur Verfügung. Sie hatten nur nachzurücken. Und als sich aus dem Wildreissammeln der gepflegte Reisbau entwickelte, für den gerade diese Böden hervorragend geeignet sind, entstand Lebensraum für zahlreiches Volk. Der Resistenzblock war geschaffen.

Man wird geneigt sein, als Reisbaubringer jene palämongolisierten Ur-Liau[4] anzusprechen, die in engerem Kontakt mit den höheren Wirtschaftsstufen des Nordens und des Yangtsegebietes gestanden hatten, und dies um so mehr, als die ostweddide Masse in nicht geringem Grade palämongolisiert ist. Das deutet nicht auf Verdrängung — diese war offenbar gar nicht mehr möglich — sondern auf engstes Zwischensiedeln, vielleicht auch einstige Überschichtungen. Die palämongolide Beeinflussung ist in der An-

marschstraße des heutigen Laos und im Norden am stärksten, im heutigen Thailand noch recht merklich, im bereits entlegeneren Kambodscha geringer, in den ganz abgeschlossenen Wäldern der südannamitischen Kordillere am geringsten. Die daraus folgenden volkstypologischen Unterschiede sind schon den Reisenden des vorigen Jahrhunderts aufgefallen (Crawfurd 1820, Finlayson 1827) und haben in neuerer Zeit (v. Eickstedt '40) auch eine systematische, somatoskopische Analyse gefunden.

Der Überschichtung und dem Zwischensiedeln der Rassen entspricht denn auch völlig das Kulturbild, das wir von der Vorzeit kennen lernten: Vierkanter und Schulterbeile erscheinen im hinterindischen Raum eng verbunden, wenn auch in den einzelnen Stationen in sehr verschiedenem Ausmaß. Gerade diese Verhältnisse dürften zu einer Intensivierung des kulturellen Rythmus und damit auch zu einer Intensivierung der wirtschaftlichen Möglichkeiten — man denke nur an die höher entwickelte Reisbautechnik — geführt haben.

So mußten in den reisbaufähigen Ebenen neue bevölkerungsbiologische Druckzentren entstehen. Für diese hatte die Kultur allein den Ausschlag gegeben: denn in rassischer Hinsicht sind auch heute noch die primitiven Porr der Cardamom-Berge oder die Kuoy des Dangrek-Plateaus den hochzivilisierten Kambodschanern völlig gleich. Inzwischen hat sich allerdings mancherlei von dem uraustronesischen Kulturgut bei diesen Bergstämmen abgelagert. Kamen doch mit der Umsteckkultur der Rieselfelder auch jeder Wahrscheinlichkeit nach Büffelzucht, Kopfjagd, Dolmen, bessere Keramik und mehr-minder mutterrechtliche Gesellschaftsformen nach Hinterindien, was sich bei den noch wenig bekannten Bergstämmen ersichtlicherweise zum Teil erhalten hat. Der kulturelle Vorteil aber fiel hier wie sonst der bereits höher zivilisierten und dichter siedelnden Bevölkerung der Ebenen zu. So wuchsen hier auch starke Abwehrkräfte gegen die Nachdrängenden empor.

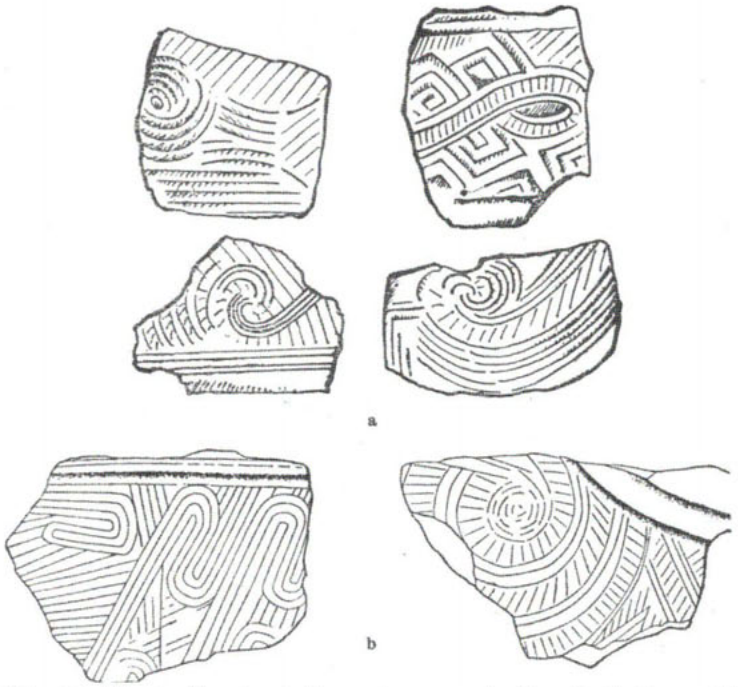


Abb. 104. Keramik von a. Somrong-sen in Kambodscha und b. Luang Prabang in Ober-Laos aus der Wende des 1. vorchr. Jahrtausends. Man beachte die stilistische Beeinflussung von Yangschau (vgl. Abb. 24) her (Mansuy '20).

Das wird am deutlichsten in der hochentwickelten spätneolithischen Kultur von Somrong-sen ersichtlich, einem heute zerwühlten Muschelhaufenlager bei Kampong Chnang am einstigen (heute weit zurückgewichenen) Südostende des Tonlé-Sees (v. Heine-Geldern '32, Mansuy '23). Sie liegt bereits in dem engeren Bereich der späteren Kmer und ist in mehr als einer Beziehung bedeutsam.

Einmal hat sich dort eine eigene und besondere elegante und reichhaltige Vierkantbeilkultur entwickelt. Diese ist der erste und älteste Beleg für die ostweddiden Kulturfähigkeiten. Denn zu der

damaligen ganz alten Zeit kann die Mongolisierung von palämongolider Seite noch nicht entfernt so stark wie heute gewesen sein, von der kräftigen Sinidisierung der Moderne ganz zu schweigen. Sodann zeigt die Keramik vielfach Muster und Formen, die eine weitgehende stilistische Ähnlichkeit mit Yang³-schau² aufweisen, obwohl dies doch 3000 Kilometer und an 1000 Jahre entfernt liegt (vgl. Abb. 104 sowie Abb. 24 S. 89). Aber manche Vierkantbeilgruppen dürften mit den Vierkantleuten von Yang³-schau² in Beziehung gestanden haben und wurden mit dem Sog der westlichen Stromlinie schon damals als Kulturgut in die weddide Masse getragen, die von den rassischen Wellen aus dem Norden erst viel später erreicht wurden. Und endlich bildet dieses alte „Ur-Angkor" am Süd-Tonlé nach Schaffenskraft und Kunstauffassung, im Ohrpflockschmuck, mit Perlen, Scheiben und Steinarmringen den frühen Vorläufer für Fu²-nan² und Kambujadesa, deren glänzende Leistungen nach diesem aus uralter Zeit heraufdämmernden Licht weniger ungewöhnlich erscheinen, als es sonst der Fall wäre.

Impulse aus Norden und eigene Leistungsfähigkeit haben hier also schon sehr früh außerordentliches geleistet — aber die weitere Entwicklung sollte noch wesentlich außerordentlicheres leisten.

2. Das Werden der Kmer

Die reisbauende weddide Masse im ur-kambodschanischen Raum bildete ja keineswegs nur einen bevölkerungsdynamischen Widerstandsblock durch ihre Bevölkerungsmasse, sondern war bereits auf dem Wege, sich auch zu einem kulturell ebenbürtigen Machtfaktor und damit zu einem vollwertigen Gegenspieler für das ferne nördliche Druckzentrum im sinischen Raum zu entwickeln. Konnte sie sich mit diesem auch nicht an Umfang und Volk messen, so übernahm sie doch bald, d. h. einige Jahrhunderte nach Somrong-sen, neue und sehr starke kulturelle Impulse. Diese kamen diesmal

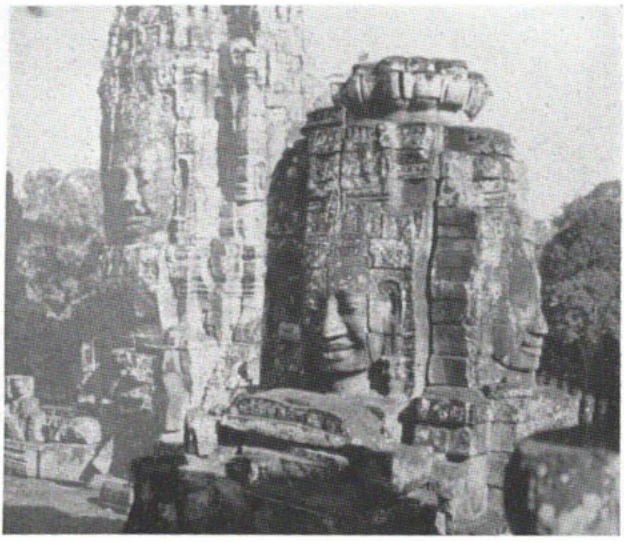
jedoch aus dem fernen Westen. Sie hatten bereits die palämongoliden Vierkantleute von Java und Sumatra beeinflußt und zogen an der malayischen Küste aufwärts nach Dvāravatī am Unter-Mäkong und dann in den kmerischen Raum. Das sollte die kolonialindische Blütezeit Hinterindiens einleiten.

Den biodynamischen Zangen aus Ost und West war die Vernichtungsarbeit daher auch keineswegs leicht gemacht. Sie war sogar von sehr vielen und fühlbaren Rückschlägen begleitet und erlitt auf kulturellem Gebiet sogar ein volles Fiasko. Denn die heutigen Siamesen sprechen zwar Tai, aber haben keineswegs eine wesentlich sinische, sondern durchaus noch kmerische Kultur.

Über den Ursprung dieser Kultur und damit des Kmerreiches überhaupt sind wir nun aus doppelter Quelle verhältnismäßig eindeutig unterrichtet. Die eine Quelle bilden — da die palastartigen Bibliotheken der Kmerklöster restlos vernichtet sind (Garnier '73, Mouhot '68) — die zahlreichen Inschriften der Ruinenstädte (Aymonier '04, '18, Coedès '18, Groslier '11, Parmentier '16, Russier '29). Die andere Quelle sind die dynastischen Geschichtswerke der Chinesen und ihre Reise- oder Gesandtschaftsberichte Pelliot '02, '03). Beide arbeiten sich ausgezeichnet Hand in Hand.

Dabei darf man nicht übersehen, daß die älteste Staatenbildung im Mäkong-Tonlébecken, die uns nur unter ihrem chinesischen Namen Fu^2-nan^{2*} bekannt ist, durchaus dasselbe Volk und Gebiet betrifft wie das Kmerreich im engeren Sinn und heute das restliche kleine Kambodscha. Der von der Archäologie übernommene Name der „Prä-Kmer", der die ältesten Stilepochen zusammenfaßt, ist also irreführend. Alt-Angkor ist durchaus gleich Prä-Kmer. Zwischen Fu^2-nan^2, das bis um 550 bestand, und dem Reich des späteren Angkor gab es keinen völkischen Bruch, sondern nur den Wechsel der Herrschaft von einem südlichen Feudalstaat am Tonlésap zu den Kambus aus der Gegend von Paksè am Mäkong und die anschließende Gründung von Iśanapura unfern Kampong Thom. Die Chinesen nannten diesen Nordstaat mit seinen Fürsten

Taf. 47. Kmerischer Geist.
a) Der ewig lächelnde Buddha auf der Königsterrasse zu Angkor Thom (Phot. v. Eickstedt). b) Flachreliefs in den Wandelgängen des Bayon: Kmerisches Heer mit Kriegselefanten, Fußvolk, Proviant und wehenden Feldzeichen (Phot. v. Eickstedt).



Taf. 48. Kmerische Kunst.
a) Die Tempeltürme mit den vier Gesichtern des Śiwa Lokeśwara auf dem obersten Stockwerk des gewaltigen Bayōn (um 1180). Sie überragen die Urwaldriesen (Phot. v. Eickstedt). b) Der breite Lotosteich vor den Wandelhallen und dem Zentralbau des Angkor Vat (um 1130) (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 49. Kmerisches Leben.
a) Kambodschanische Tänzerinnen vom Königshof zu Pnom Penh (Phot. v. Eickstedt) b) und ihre steingemeißelten Vorgängerinnen an der Vorhalle des Tempelbezirks von Angkor Vat (Phot. v. Eickstedt). c) Brückengeländer an einem der vier Hauptzugänge zu Angkor: die siebenköpfige Naga wird von Giganten getragen. Im Hintergrund die zerfallende Stadtmauer (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 50. Kmerische Spätzeit.
Die kunstvolle Ostpforte der Nord-Bibliothek von Bantay-srey. Die Mauern stehen, die Manuskripte sind verbrannt (G. Maspéro '30).

vom Sonnenclan der Ksatriyas Dschën[1]-la[4]* (Coedès '18, Steiger '36).

Für Jahrhunderte lag dann das kulturelle Schwergewicht in der Gegend des heutigen Pnom Penh, um sich erst nach der Gründung von Angkor 877 n. u. Z. mehr nördlich des Tonlésap zu verlagern (Parmentier '16). In den alten Kambus aber steckt ersichtlich schon der Name Kambujadeśa = Kambusöhneland oder Kambodscha. Es kommen also von Anfang bis heute nur das gleiche Volk und die gleichen Weddiden in Frage. Wie entstand ihr Reich?

Schon vor unserer Zeitwende schwärmte, wie wir sahen, aus hochzivilisierten Machtzentren der indischen Ostküste ein kriegerisches und priesterliches Abenteurertum weiter nach Osten und vor allem gegen Java und Sumatra, gründete Reiche, die epochale geschichtliche und kulturelle Leistungen aufzuweisen hatten, und griff dann als indisiertes Malayentum weiter nach der Südsee und auch in das kontinentale Hinterindien vor, setzte Kolonien aus, trieb Handel, verbreitete indische Kultur. Je nach Fall und Lage arbeiteten Kaufmann, Missionar und Soldat zusammen. Hinterindiens Bevölkerung, noch steinzeitlich in Kultur, aber anstellig und reich, etwa von Haltung und Wesen wie die heutigen höheren „Moi-Stämme", gab schier unerschöpfliche Möglichkeiten für ein glänzendes Geschäft und eine einträgliche militärische Eroberung nach der anderen.

Die Flotte eines solchen kriegerischen Kulturbringers namens Kaundinya** hatte sich als erfolgversprechendes Eroberungsziel das natürlich längst gut bekannte Mäkongdelta ausgesucht. Dessen Bewohner leisteten zwar Widerstand, mußten aber nach einigen Angriffen der höheren Kriegstechnik weichen. Um seiner Herrschaft auch den Schein einer gewissen Legitimität zu verleihen, zwang

---

* Dschën[1]-la[4] 眞臘. Bei den Eingeborenen hieß dieser Staat auch bereits Gan[1]-bo[4]-dschï[4] 甘孛智, d. h. Kambodscha, der heutige annamitische Name ist Cao-man 高蠻國, chin. Gau[1]-man[2]-guo[2], d. h. Kmer-Land.

** Kaundinya, chin. Gau[1]-tschën[2]-ju[2] 僑陳如.

Kaundinya die verwitwete oder nichtverwitwete Fürstin zur Heirat, und die Fremden und Einheimischen verschmolzen in der Folge völlig. Die Einheimischen gaben Rasse und Sprache, die Fremden Kultur und Organisation. Aus beiden zusammen wuchs eine streng schiwaitische Militäraristokratie empor, die zusammen mit einem hochgebildeten orthodoxen Priestertum Land und Volk mit eiserner Faust regierte.

In den kmerischen Inschriften nimmt das die folgende Form an: der Brahmane Kaundinya kommt mit einer Handelsflotille von Süden, bekämpft mit einem Götterbogen die Nagaprinzessin oder Flußnixenfürstin Somā und gründet mit ihr eine Dynastie zur Beherrschung der Wilden des Landes. Bei den Altchinesen der Tsinzeit (265—419) heißt es: ein Fremder namens Hun⁴-tiän²* fühlte den göttlichen Geheiß, einen mysteriösen Bogen zu ergreifen und mit einer Kaufmannsflottille nach der oder gegen die flußnahe Hauptstadt von Fu²-nan² zu ziehen. Königin Weidenblatt** kämpfte, aber als die Segel ihrer Schiffe von Pfeilen durchbohrt waren, ergab sie sich dem Sieger, der sie heiratete und das Reich begründete***.

Seine Nachkommen wurden im 3. Jahrhundert von einem einheimischen, hinduisierten Fürsten beseitigt, im 6. fand der Buddhismus Eingang. Schon 225 n. Chr. wurde eine Gesandtschaft zum Kaiser Wu²† nach Nanking†† gesandt, die dann auch 243 erwidert wurde. Dabei berichteten die Gesandten, daß dieses Reich im Süden

---

* Hun⁴-tiän² 混填.

** Weidenblatt Liu²-yä⁴ 柳葉, ein Name mit vielen schmeichelhaften Assoziationen.

*** Als Quelle hierfür vor allem das Djin⁴-schu¹ 晉書, das einen langen Aufsatz über Fu²-nan² bringt (7. Jhd.), der teilweise auf die San¹-guo²-dschï⁴ 三國志 (3. Jhd.) bzw. das Nan²-tji²-schu¹ 南齊書 (6. Jhdt.) zurückgeht (vgl. Pelliot '03). Weiteres enthalten das Liang²-schu¹ 梁書 (7. Jhdt.) und Ma³ (d'Hervey II, '83).

† Kaiser Wu² 武, (seit 222 n. u. Z.).

†† Nan²-djing¹ 南京.

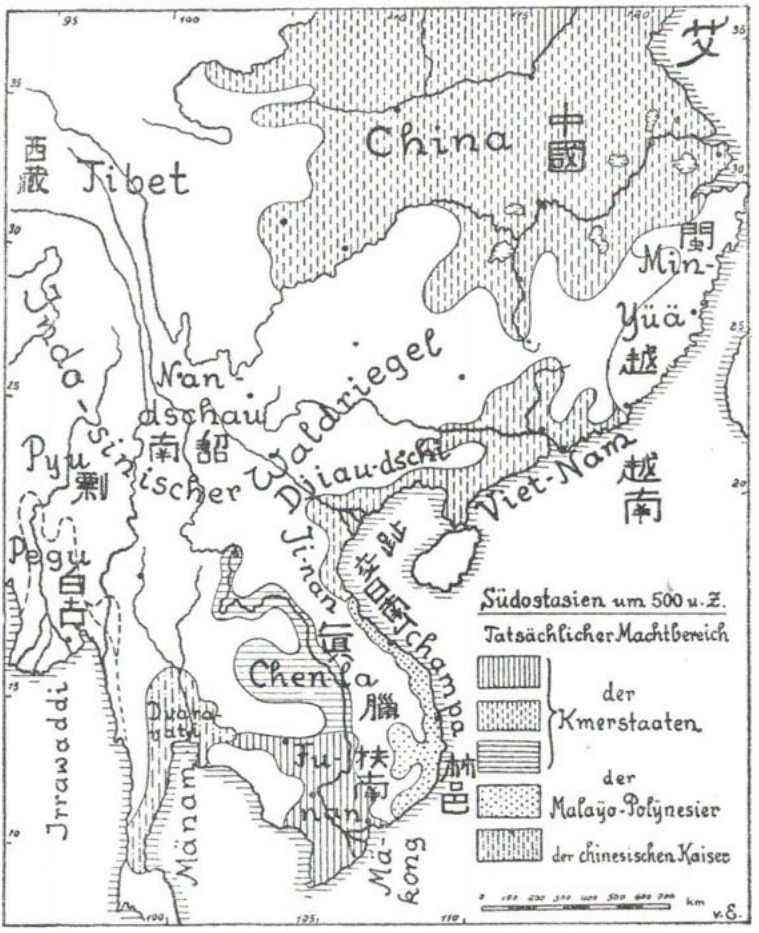


Abb. 105. Die Grundstaaten des Kmer-Reichs.
Fu-nan, Dschën-la und Dvāravati als stromgebundene Talfürstentümer inmitten weiter Urwälder.
Die Rassenmischung, nämlich Weddide mit palämongolidem Einschlag, ist hier wie da seit der Vierkanterzeit mehr-minder gleich, die völkerbiologische und kulturschöpferische Kraft der Ebenen- und Bergstämme aber enorm verschieden. Beachte auch die Ostküstenreiche der Südsiniden und Malayo-Polynesier: Viet-Nam und Tchampa.
Zwischen Norden und Süden liegt noch sperrend der indo-sinische Waldriegel. Nan-dschau als Knotenpunkt zwischen China, Indien und Kmer ist eben erst in Bildung begriffen.

von Malaya bis Laos reiche und nördlich davon im Koratbecken noch ein zweites Reich namens Dschën^{1}-la^{4} liege. Die Leute dort gingen alle fast nackt. Als gute Kaufleute machten die Chinesen auch sofort auf das ungeeignete dieser Sitte aufmerksam.

Von jetzt ab wird Fu^{2}-nan^{2} (Karte 105) in den Annalen der Tsin und ihrer Nachfolger des öfteren genannt (Pelliot '03, Finot '26, d'Hervey II '83). Der älteste eingehende Bericht findet sich in der schon erwähnten um 640 aus älteren Annalen kompilierten Geschichte der Tsin (245—419). Hier tritt Fu^{2}-nan^{2} bereits als „tributliefernder Vasallenstaat" auf. Das heißt natürlich gar nichts anderes, als daß freundschaftliche Beziehungen bestanden, die dann auch wie üblich durch gegenseitige Geschenke bekundet wurden. Man fürchtete sogar bereits damals — und das ist sehr aufschlußreich — den mächtigen Nachbarn. Ein Minister sagte: „Wir brauchen Truppen in Tonking, weil die Stämme von Lin^{2}-i^{4} und Fu^{2}-nan^{2} zahlreich sind und sich gegenseitig freundschaftlich helfen, auch unterwerfen sie sich keineswegs (sic!), weil sie aus ihrer Entlegenheit Vorteil ziehen" (Djin^{4}-schu^{1}). Der Gegenspieler des nördlichen Druckzentrums ist also noch in voller Kraft und braucht niemanden zu scheuen.

Ausdrücklich verbreiten sich die Berichte über die vielen kunstvollen, silbernen Speisegeräte von Fu^{2}-nan^{2}, über Perlen, Geschmeide und Parfüm, erwähnen wieder mißbilligend die südlich-spärliche Bekleidung, die hervorragende Architektur, Bibliotheken und Speicher, und den aufmerksamen Beobachtern entgeht auch nicht die Ähnlichkeit der sozialen Sitten und Verhältnisse mit dem benachbarten Lin^{2}-i^{4}, also dem gleichfalls indo-malayischen Tchampa. Von diesem werden wir sogleich mehr zu sagen haben.

Vor allem finden sich aber auch einige wertvolle anthropologische Bemerkungen. Sie weisen hinsichtlich der Psychologie der Fu^{2}-nan^{2}-Leute ausdrücklich auf die echt weddiden Eigenschaften der Natürlichkeit, Friedlichkeit und Ehrlichkeit hin, und betonen in körperlicher Hinsicht die Häßlichkeit — also die nicht-siniden,

europoiden Züge — die dunkle Haut und die lockigen Haare. Das ist eindeutig. Es wird auch in den folgenden Jahrhunderten immer wieder kopiert, jedoch in der Form von Häßlichkeit, Schwarzhäutigkeit und Kraushaar, und man hat daraus dann verständlicherweise auf Negrito schließen wollen. Noch 1904 hat der Militärarzt Brengues auch wirklich in den südkambodschanischen Bergen der Cardamoms richtige Negritos finden wollen, was in der anthropologischen Literatur weithin Aufnahme und Beachtung fand. Wir werden auch darauf S. 338 zurückkommen.

Nach den chinesischen und inländischen Berichten ist jedenfalls schon offensichtlich, daß die älteren oder jüngeren indischen Einwanderer — die Kaundinyalegende wird von den verschiedenen Quellen in verschiedene Zeiten verlegt — in ihrer neuen Heimat Bedingungen vorfanden, die denen ihres Ausgangslandes in hohem Maße ähnelten: Reisbauebenen, Dschungelberge und freundliche und heiter-primitive Urbevölkerung, die geduldig und willig mit den Neuankömmlingen zusammen arbeitete. Aber das Ursprungsgebiet war fern, und die Neulinge, also Kṣatriyas, Brahmanen, Handwerker, Künstler, gingen alsbald völlig in der ureingesessenen Bevölkerung auf, aus der heraus sie einen hochgebildeten und luxuriösen, aber harten und eigenwilligen Krieger- und Priesteradel mit schiwaïtischem Glaubensfanatismus aussiebten.

So wurden sie die Initiatoren, aber schon nicht mehr Träger einer kraftvollen und hohen Stadtkultur indischer Prägung inmitten einer mit natürlichen Schätzen reich gesegneten Bauern- und Fischerbevölkerung, die aus verwandtem indidem Geist ihrerseits eine weddide Zivilisation schufen.

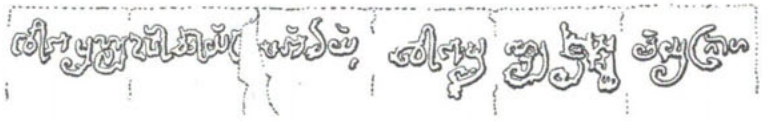


Abb. 106. Mon-Inschrift aus Lopburi, der einstigen Hauptstadt von Dvāravatī im Zentrum des heutigen Thailand. Entstehungszeit etwa 6. Jhdt. n. u. Z. (R. Halliday '31).

3. Glanz und Ende von Angkor

Nachschub kann nicht ausgeblieben sein. Wir wissen, daß die Beziehungen zu den nahen starken Machtzentren indo-malayischer Kultur auf Java und Sumatra sehr eng waren (Śrīvijaya-Palembang: Ferrand '22, Grousset '29, Wales '37). Es kamen von dort auch neue geistige Werte, religiöse Einflüsse, Handelsgüter, ja mehrfach noch Usurpatoren, denen Angkor einen unerhörten Aufschwung seiner Pracht verdankt. Und es liefen auch die einträglichen Seeverbindungen von Yüä[4], also Kanton und China überhaupt, nach Indonesien und Indien über die Stapelplätze des Kmerreiches, über „Cattigara", wie es Ptolemaeus nannte (Herrmann '38: = Saigon). So wirken auch gerade die Glanzperioden des großen Reichtums im 10. und 13. Jahrhundert noch viel indischer als die ältere Zeit.

Unter dem Usurpator Jayavarman III. (802—854) aus dem königlichen Haus von Śrīvijaya auf Sumatra wird zwar der Name Indraprastha in Kambujadésa geändert, aber in Kunst und Kultur herrscht indischer Einfluß, ja ausgesprochen der Einfluß der südindischen Pallava umso stärker. Zur Zeit von Indravarman I. (877—889) grenzt das Reich im Norden an Nan[2]-dschau[4], im Westen an das der Mon von Pegu in Birma und im Osten an Tchampa (Finot '12, Majumdar '27, Maspéro '30, Mookerji '12; vgl. Karte 107). Sein Nachfolger Yaśovarman I (889—908) gründet das nach ihm benannte Yaśodhāpura in den reichen Ebenen des Tonlé-Sap, das als Indraprastha, kmerisch Eintapah oder kurzweg Angkor, d. h. sanskritisch Nagara oder „die Stadt", Weltruhm erringen sollte. Er war der erste der großen Erobererfürsten der Kmer.

Längst hatte sich die indische Oberschicht damit abgefunden, daß sie ihre Sprache mit der der Urbewohner vertauschen mußte, längst diese selbst damit, daß sie für Priester, Herren und Könige werken mußte, die nicht mehr als fremd empfunden wurden. Indisches Kriegswesen war übernommen worden, um die aufblühende Kolonie, später die Herrschaften und schließlich ein großes Reich

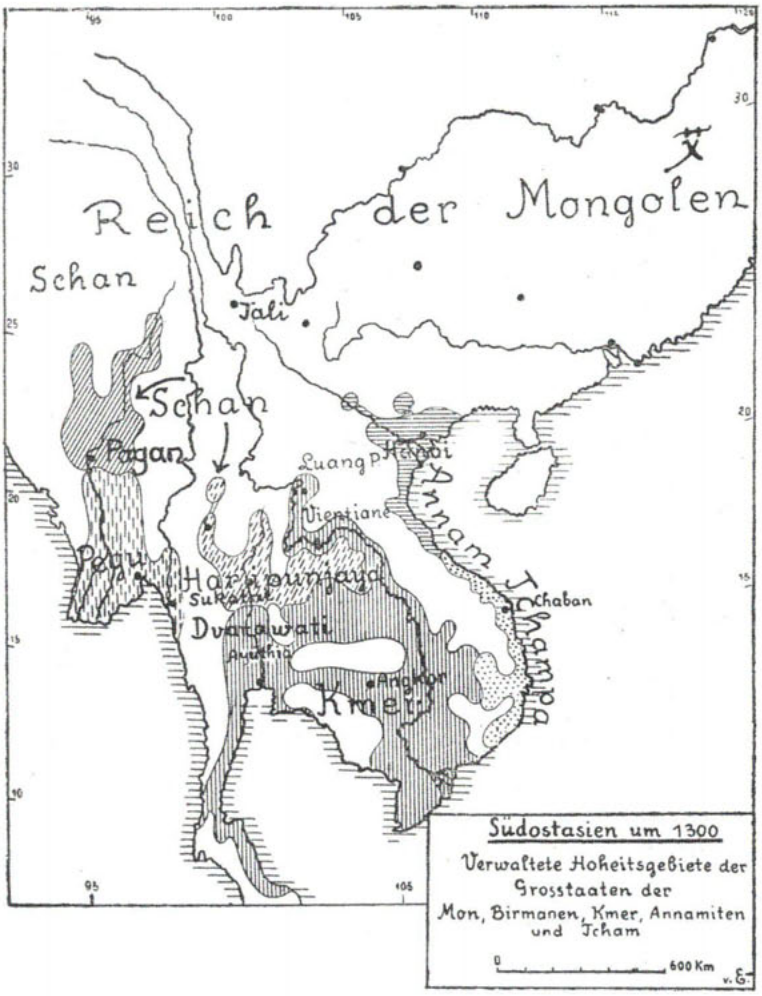


Abb. 107. Das Reich der Kmer auf dem Höhepunkt seiner Macht. Ost und West, nämlich die Schan in Birma (S. 212) und die Tonkinesen in Tchampa (S. 282ff.) sind mit sich selbst beschäftigt, der Druck der Tai von Norden wird eben erst in Haripunjaya (S. 213) fühlbar. Die Bergbewohner stellen nur Hilfstruppen oder bleiben überhaupt unbeteiligt.

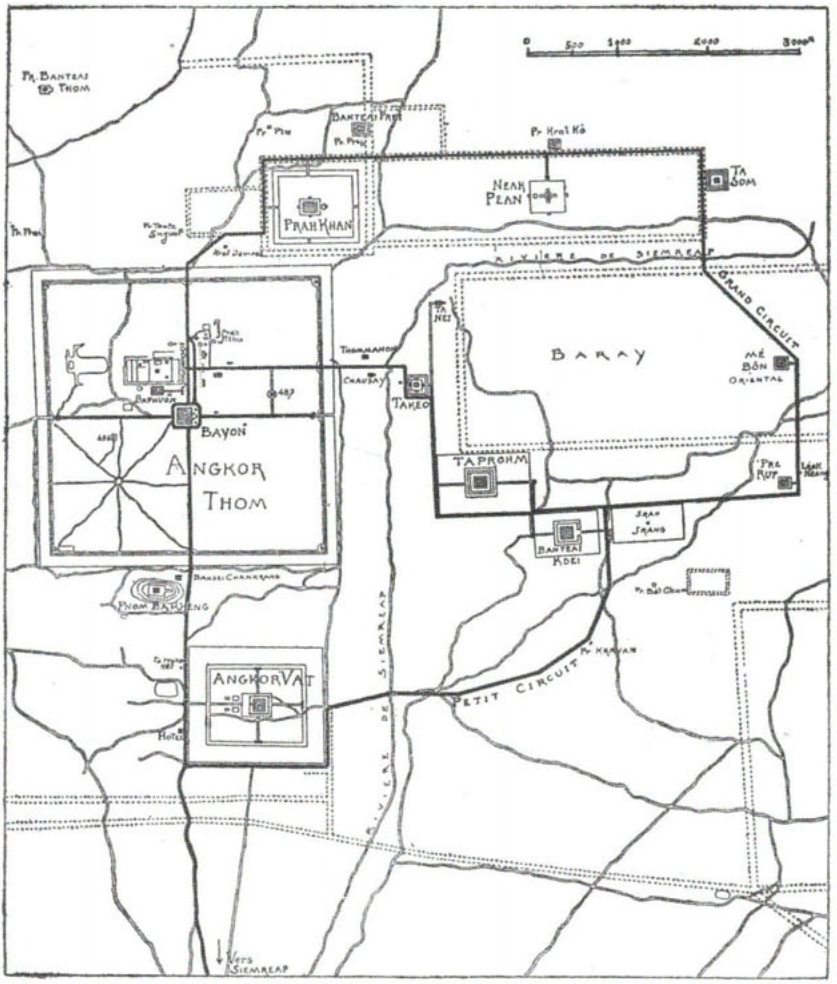


Abb. 108. Der Grundriß des Stadtkerns von Angkor mit den hauptsächlichen heutigen Ruinen.

Man beachte den Maßstab: allein Angkor Vat (unten links u. Abb. 109—110 bedeckt an 2 Quadratkilometer Fläche. Darüber liegt Angkor Thom mit dem mächtigen Massiv des Bayon (Taf. 48a), dem Königspalast usw.

Im Nordosten und Osten dehnen sich die Tempelbezirke des Prah Khan, Takeo, Taprohm usw. Das sind moderne Phantasienamen — die alten sind verschollen. Die einstigen Hauptverkehrsstraßen der Stadt sind heute teilweise freigelegt, In dichtem Urwald liegen noch zahlreiche kleinere und oben nicht angegebene Bauten (H. Marchal '28).

zu schützen und mit Zehntausenden von Gefangenen die prunkenden Paläste, massiven Mauern und hohen Tempelhallen aufzuführen.

Diese Hauptstadt mit ihren einst kilometerlangen Straßen voller Volk und Bazare und voller kleiner Bambuspfahlbauten ist heute längst verschwunden und von dichtem Urwald überwuchert. Aber wir können uns doch noch ein Bild von ihrem Werden und Wesen machen. Dies geht in manchem sogar schon bis in die sozialbiologischen Einzelheiten. Und es kann danach keinem Zweifel mehr unterliegen, daß diese verschollene, sagenhaft anmutende, beim Wandern durch grünes Urwalddämmern oft geradezu märchenhaft wirkende Ruinenlandschaft die Stelle eines der größten Bevölkerungszentren der Kulturmenschheit bezeichnet. Es ist daher auch für den Menschforscher der Mühe wert, sich das Werden und Wesen dieses alten Angkor vor Augen zu führen, auch die Entstehungsgeschichte. Das soll im folgenden kurz geschehen. Zeigen sich dabei doch in dem sich uns allmählich wieder enthüllenden Werden dieser Großstadt der Tropen alle kulturbiologischen Ursachen für Massenformung und Massenglück, zeigt sich im Wesen und Blühen die Wirkung städtisch-sozialer Siebung, Staffelung und Stufung als unausweichbarer biologischer Voraussetzung für Geltung und Glück einer gesunden Gemeinschaft, und zeigt sich in ihrem Schicksal geradezu lehrhaft deutlich und auf einfachsten historischen Linien die Unentrinnbarkeit rassenbiologischer Gesetzmäßigkeiten.

Diese Stadt Angkor entstand aus fremden Kulturimpulsen bei einem begabten Stammessubstrat, entwickelte sich abgekapselt im Schutz des riesigen südasiatischen Waldriegels zu einer Weltstadt und einem Weltstaat, füllte ihren Lebensraum bis in den letzten Winkel und wurde unerbittlich zerschlagen, als der Südwaldriegel durchstoßen wurde. Dieser Durchstoß, nämlich der Einbruch der Tai und später Annamiten, war dabei nichts anderes als die Auswirkung der großen biodynamischen Gesetze, die wir kennen und und die die asiatische Menschheit regieren. Sie machten auch nicht

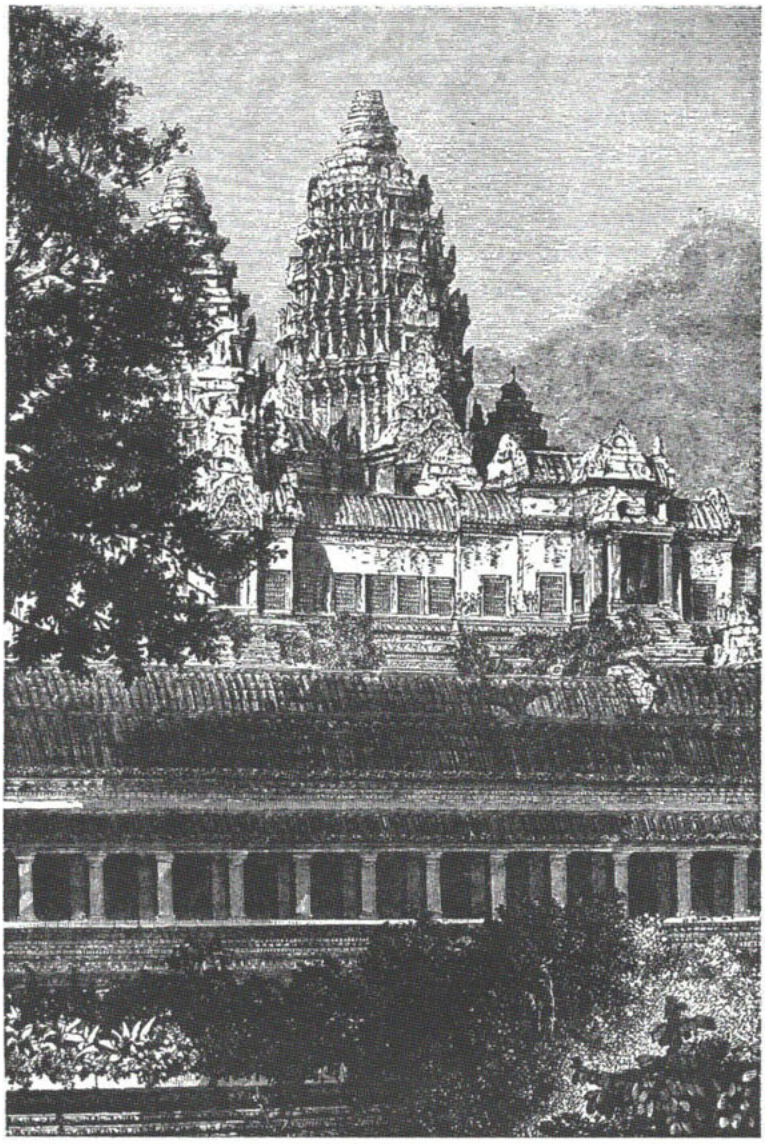


Abb. 109 (Erläuterung siehe Seite 324).

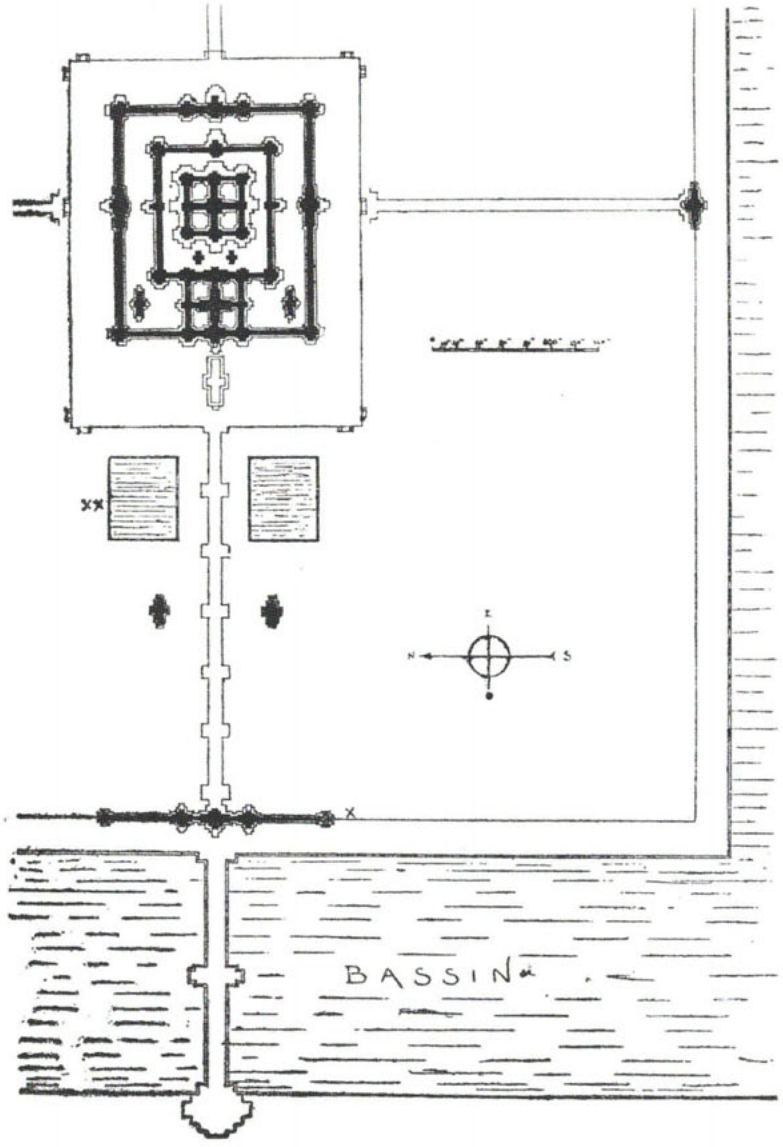


Abb. 110 (Erläuterung siehe Seite 324).

Halt vor den Toren der glänzendsten Kapitale ihrer Zeit. Und diese Tore stehen noch, die Mauern auch, viele Tempel, Paläste und vor allem viele köstliche und lehrreiche bildliche Darstellungen auf den Quadern dieser Bauten. Der Grundplan der Stadt liegt vor uns (Abb. 108).

Der weitausgedehnte Bezirk des Angkor Vat Tempels (Abb. 109, 110, Taf. 48b) hat auch stets noch einige wenige buddhistische Mönche beherbergt, die 1624 sogar einmal von einem japanischen Reisenden besucht wurden (Peri '23). In der ersten Hälfte des vorigen Jahrhunderts gab es dort eine Art von Internat für Katecheten, und auch einige Bauern, die ihr Vieh zwischen den zerfallenen Prunkbauten weiden ließen. In diesem Zustand fanden nach mühevollem Ochsenkarrenreisen die beiden ersten Europäer, denen wir nähere Nachrichten über die verschollene Ruinenstadt verdanken, diese Stätten einst so regen Lebens und Verkehrs. Die meisten anderen Bauten waren damals noch überwuchert oder überhaupt völlig unbekannt, die Inschriften unentzifferbar, die Geschichte und selbst die Königsnamen bis auf eine einzige vage Bezeichnung verschollen. Die Mönche meinten nur: diese Bauten stammen von dem berühmten „leprösen König". Und die Bauern sagten: das ist alles von allein gewachsen. Diese Großartigkeit überstieg ihre geistige Fassungskraft. Und

Abb. 109. Der grandiose, 65 m hohe Zentralturm des Tempels Angkor Vat, d. h. „Tempel der Stadt", von Westen gesehen, davor die Kolonnaden mit den Friesen aus dem Rāmāyaṇa, Mahābharata und der kmerischen Geschichte. Er ist der letzte der großen Bauten von Angkor. Die Entstehungszeit liegt um 1150 (F. Garnier '73).

Abb. 110. Plan der Zentralmasse des Haupttempels von Angkor Vat. Davor zwei Tanks, zwei Nebentempel und umfangreiche Eingangsbauten, von denen ein breiter mit mächtigen Steinplatten belegter Damm mit Steinballustrade zum Haupteingang führt. Von der mit einem × bezeichneten Stelle ist die Tafel 49 b, von der mit ×× bezeichneten Stelle die Tafel 48 b aufgenommen worden (H. Marchal '28).

doch waren nur vier Jahrhunderte vergangen, seit die alte Hauptstadt verlassen wurde!

Zuerst widmete der deutsche Ethnologe Bastian ihrem ihm zugänglichen Dom „Nakhon Vat" und dem Tempel „Nakhon Tom" im Jahre 1865, dann auch 1868 (80—112) eine wissenschaftliche Beschreibung unter ausgesprochen mythologischen Gesichtspunkten. Kurz zuvor hielt sich der französische Botaniker Mouhot ('63, '68; 186—207) dort auf, dessen populäres Buch nach seinem allzufrühen Tod in den Wäldern bei Luang Prabang veröffentlicht wurde. Jetzt erst war die Aufmerksamkeit in Europa auf das großartigste Ruinenfeld gelenkt, das unsere Erde trägt. Mouhot ist ganz Begeisterung:

„En effet, peut-on s'imaginer tout ce que l'art architectural a peut-être jamais édifié de plus beau, transporté dans la profondeur de ces forêts, dans un des pays les plus reculés du monde, sauvage, inconnu, désert, où les traces des animaux sauvages ont effacé celles de l'homme, où ne retentissent guère que le rugissement des tigres, le cri rauque des éléphants et le brame des cerfs.

Nous mîmes une journée entière à parcourir ces lieux, et nous marchions de merveille en merveille, dans un état d'extase toujours croissant. Ah! que n'ai-je été doué de la plume d'un Chateaubriand ou d'un Lamartine, ou du pinceau d'un Claude Lorrain, pour faire connaître aux amis des arts combien sont belles et grandioses ces ruines peut-être incomparables, seuls vestiges d'un peuple qui n'est plus et dont le nom même, comme celui des grands hommes, artistes et souverains qui l'ont illustré, restera probablement toujours enfoui sous la poussière et les décombres." (Mouhot 1868, 193—194).

Das ist allerdings nicht der Fall, und zwar infolge der eingehenden Forschungen und Wiederherstellungsarbeiten, die Mouhot's Landsleute von der Ecole Française d'Extrême Orient in Hanoi unternommen haben. Die wichtigsten Kunstwerke sind freigelegt — die kilometergroßen Riesentempel wie der großartige Angkor Vat, der wuchtige Bayon, die Tempelpyramiden des uralten hohen Pnom Bakheng, des schwerfälligen Baphuon und des schlicht-großen Takeo, die wuchtige Masse des Prakhan und viele andere, darunter, nicht zu vergessen, der Taprohm, der seit Jahrhunderten in einem

gigantischen Kampf mit den Urwaldriesen steht, deren enorme, klammernde Luftwurzeln sich bis in die letzten Zimmer und Zellen seiner Gebäude hineingezwängt haben und seine Quadern unerbittlich auseinanderbrechen und in die Tiefe stürzen. Und doch hat einst dort, wo heute das grünliche Dämmern dichten Urwaldes kaum die Reliefs und Figuren noch erkennen läßt, ein äußerst reges Leben geherrscht. Wir wissen aus einer Inschrift, daß im Taprohm nicht weniger als 2758 Priester und Mönche lebten, denen 2232 Laienhelfer, darunter 615 Tempeltänzerinnen, und eine Dienerschaft von 66625 Personen zur Verfügung standen. Jeder dieser Tempel war eine kleine Stadt für sich.

Freigelegt sind auch die größten Paläste, insbesondere der Königspalast mit seinen Gebäudefluchten, zierlichen Pavillonen, gewaltigen Tanks, mit dem kraftvollen einst vergoldeten Phimeanakas-Turm, dem eigentlichen Königssitz, mit seinen Mauern, Toren, Tortürmen und den langgestreckten Terrassen mit ihren Darstellungen von Garuḍas und Nāgas. Unter ihnen befindet sich die 350 m lange „Terrasse der Elefanten", die wunderbar lebenstreu Jagd- und Kampfszenen mit Elefanten darstellt. Freigelegt sind viele Klöster, zahlreiche Badeteiche mit ihren unzähligen kleinen Tempelchen, die je fast 10 km langen Binnenhäfen oder Bewässerungsreservoire (Barays), die einst die Riesenstadt versorgten, die Bibliotheken (vgl. Tafel 50), deren materieller Inhalt längst und restlos ein Raub der Flammen wurde, so daß uns von dem zweifellos sehr reichen wissenschaftlichen, literarischen und religiösen Geistesleben der alten Doppelstadt und des Kmer-Reiches unmittelbar überhaupt nichts bekannt ist.

Verschollen ist das Denken und Sinnen ganzer Geschlechter, und nur vermuten können wir die Bedeutung zahlreicher Statuen wie derjenigen des leprösen Königs mit seinen Frauen, dessen Legende sich noch heute die kambodschanischen Mönche und Bauern erzählen und der doch eigentlich einen buddhistischen Büßer darstellt. Nur aus indischen Vorbildern verständlich ist uns

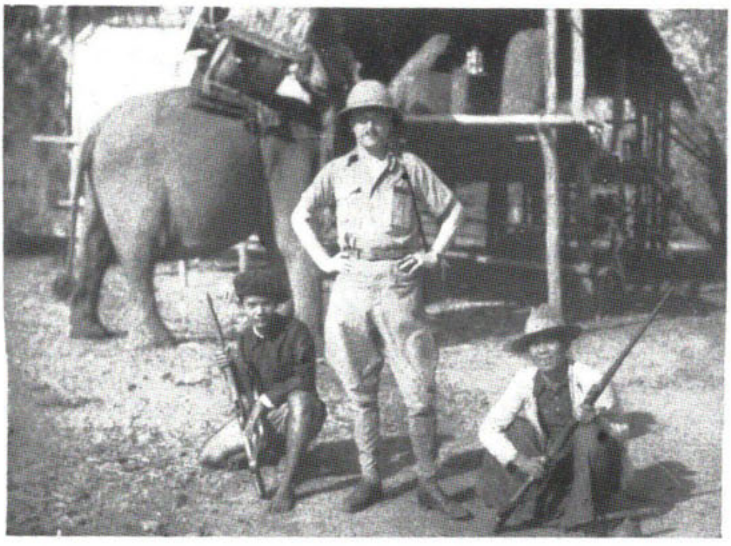
Abb. 111. Am Zentrum einer einstigen Weltstadt.
Vielköpfige mythologische Figur unfern des Westtors von Angkor Thom, wo einst zwischen dichten Häuserreihen die große und belebte Straße nach Ayuthia begann, der Hauptstadt der feindlichen Tai, die Angkor zerstörten (F. Garnier '73).

der Riesenbuddha mit dem ewig lächelnden Antlitz, dessen Tempelumkleidung längst vermodert ist (Tafel 47a), oder die Reihe der grob-weddiden Giganten, die eine neunköpfige Riesenschlange als Brückengeländer tragen (Tafel 49 c). Dazwischen aber wuchert wieder Urwald und ragen abermals neue massige Torbauten und Bastionen auf, dann wieder Wald — und wieder Schreine, Tempel, Klöster oder Wachttürme, und abermals Wald und abermals Tempel. Noch viele Dutzend Kilometer weit draußen gegen das Kulén-Gebirge zu liegen die Ruinen einzelner Adelsschlösser, Klöster, Kleinstädte und Sommerresidenzen aus köstlich ziseliertem Blausandstein unter Schutt und Wald.

Mitten im wuchernden Urwaldgrün liegt also auch heute noch der enorm ausgedehnte Bezirk der alten Doppelstadt selbst, nämlich von Angkor Thom und von Angkor Vat mit ihren weiten Vorstädten (Abb. 108). Die aus Quadern gefügten Mauern von Angkor Thom allein haben an 12 Kilometer Umfang, die ganze Stadt kann in den Jahrhunderten ihrer Blüte kaum weniger als zwei Millionen Menschen besessen haben. Die ausgezeichnet erhaltenen und insgesamt kilometerlangen Reliefs und Friese in den Wandelgängen des „tausendtürmigen" Tempelkomplexes von Angkor Vat schildern uns noch ihr religiöses und höfisches Leben. Sie geben Szenen aus dem Mahābhārata und Rāmāyaṇa und Darstellungen aus Geschichte, Hofleben und Festzeiten. In kostbaren Brokaten und edelsteingeschmückten Diademen treten dort die Hofleute und die Damen der adligen Gesellschaft auf, mit durchsichtigen Musselinen und feinstem Filigranschmuck die Tänzerinnen. Noch heute haben ihre Nachfolgerinnen am Königspalast zu Pnom Penh die barockbizarre Brokatkleidung wie die feinen Filigranringe und -ketten bewahrt (Tafel 49a). Und die Reliefs an den ragenden Quadermauern des Bayon schildern das tägliche Leben: Ein- und Verkauf, Spiel und Lustbarkeit, Mönche, Gottesdienst und Tempel, Fischfang und Straßenleben, den Palast, Kurzweil und Krieg (Carsey o. J., de Coral '40, Groslier '25, Marchal '28, '33, Suter '12). Die Regimenter,

Taf. 51. Das heutige Kambodscha.
Ostweddider Typus einer Kmer-Frau aus Pnom Penh (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 52. Im kambodschanischen Primitivgebiet.
a) Hütte der Porr, hellhäutiger Weddider in den Cardamon-Bergen von Süd-Kambodscha (Phot. v. Eickstedt). b) Porr-Mädchen beim nächtlichen Konzert mit der Bambusklopfgeige. Der Typus zeigt keinerlei negritide Anklänge (Phot. v. Eickstedt).



Taf. 53. Im kambodschanischen Primitivgebiet.
a) Moderne Piste oder Urwaldpfad durch die Monsun-Trockenwälder am Fuß der Cardamons. Aufnahme von einem großen Elefanten herab (Phot. v. Eickstedt). b) Sala oder Rasthaus unfern des Porr-Dorfs Tuol Kruoh. Europäer mit kambodschanischer Begleitung und Expeditionsausrüstung (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 54. Im zentralkambodschanischen Kulturgebiet.
a) Primitiv-weddider und progressiv-weddider Soldat der kambodschanischen Garde Indigène (Phot. v. Eickstedt). b) Blick vom Hoftempel auf den Palast des Königs von Kambodscha zu Pnom Penh (Phot. v. Eickstedt).

die Rassentypen der Soldaten, sind deutlich unterschieden (v. Eickstedt '38; Tafel 47b). Sozialer Aufbau und soziale Zusammenarbeit, die Grundlagen für Geltung und Glück der Gemeinschaft, enthüllen sich voller Lebendigkeit auf den alten Steinblöcken.

Und darüber erhebt sich die ungeheure türmende Steinmasse des Tempels selbst (Tafel 48a). Er ist Symbol des Weltbergs Meru, durch den die Weltachse läuft (Heine-Geldern '30). Aus seinen felsenartig wuchtig hochragenden Quadern beginnen, wenn man näher wandert, aus allen Türmen riesige, meterhohe Gesichter herauszuwachsen — die vier Gesichter des göttlichen Buddhakönigs Lokeśvara. Seine Inkarnation war der Erbauer des Tempels selbst, der prunkliebende König Jayavarman VII. (1180), dessen Züge — typisch ostweddide Züge — die hohen Steinantlitze daher auch tragen (de Coral '40).

Und wenn die tropische Abendsonne ihre schrägen Strahlen legt, dann lächeln oder drohen, sinnen oder trauern die hohen Felsenantlitze, wie sie einst zur Mahnung über dem Gewimmel endloser Straßenzüge der großen Hauptstadt der Kmer gelächelt und gewarnt haben.

Es ist nicht ohne rassenpsychologisches Interesse, daß bereits zu jener Zeit der Handel weitgehend in chinesischen Händen lag, wenn auch wohl nicht in so ausgesprochenem Maße wie etwa im heutigen Bangkok, dessen Kern überhaupt eine chinesische Stadt ist. Die Beziehungen zu China waren auch dauernd gut, gegenseitige Gesandtschaften häufig.

1296—97 hält sich bei einer solchen Gesandtschaft ein gewisser Dschou[1] Da[2]-guan[1]* aus Chekiang als Gesandtschaftsbegleiter mehr als ein Jahr lang in Angkor auf. Er ist besonders dadurch bemerkenswert, daß er über seinen Aufenthalt ein kleines Buch veröffentlichte, das die einzigen Schilderungen enthält, die uns aus lebendiger Feder — richtiger: lebendigem Pinsel — überliefert

* Dschou[1]-da[2]-guan[1] 周達觀.

wurden. Für weiteres sind wir auf die Kleinkunst und die kilometerlangen Friese der Tempelhallen angewiesen. Beides ergänzt sich wieder vorzüglich.

Dieser Gesandtschaftsattaché berichtet in seiner „Landes- und Sittenkunde von Kambodscha"* zunächst über die mühevolle Reise, den Hafen von Tchampa und seine Einfahrt in den Mäkong (wobei er anscheinend Pnom Penh aus Versehen den Namen von Kampong Chnang gibt: Tscha²-nan²**), dann von seiner Durchquerung des „Süßwassermeeres" (Dan⁴-yang²)***, also (wörtlich übersetzt) des Tonlé-Sap, und schließlich von der gewaltigen Stadt mit ihren Mauern von 20 Li Umfang. Einen anderen Namen als „die Stadt" kennt auch er nicht, sie wurde offenbar nie anders als die Stadt schlechthin bezeichnet. Recht nett weiß er die dreitorigen Eingänge und ihre Śwagesichter und laubfressenden Elefantenköpfe zu beschreiben, auch die Straßenzeilen, einige Tempel und den gewaltigen Bayon:

„Es steht dort ein goldener Turmbau, der den Mittelpunkt des Königreichs darstellt und mehr als zwanzig steinerne Türme und viele Hunderte von Quaderkammern besitzt (der Bayon!). Östlich von ihm liegt eine goldene Brücke, die auf jeder Seite von zwei goldenen Löwen flankiert ist, und stehen acht goldene Buddhastatuen in steinernen Kammern. Ungefähr eine Meile nach Norden von diesem goldenen Turmbau liegt ein verkupferter Turm, der noch höher als der goldene ist und von dem man einen großartigen Ausblick hat (der Baphuon!). An seinem Fuß stehen mehr als zehn kleine Steinbauten. Noch eine Meile weiter nördlich liegt die Residenz des Herrschers. In dessen Privatpalästen steht abermals ein ver-

* Dschĕn¹-la⁴ fĕng¹-tu³-dji⁴ 眞臘風土記, wörtlich Sitte — Erde — Bericht, wobei Dschĕn¹-la⁴ eigentlich Echt-Salzfisch heißt, ein für Chinesen selten ungalanter Name, der jedoch treffend ist, denn noch heute fehlen Salzfische und die recht merkwürdig riechende säuerlich-salzige Fischtunke kaum je bei einem kambodschanischen oder siamesischen Mahl. Auch die Annamiten haben sie noch: abends riecht es in allen Dörfern darnach, nach Nuoc-mam.

** Tscha²-nan³ 查南, wörtlich = Prüfe-Süden, eine phonetische Wiedergabe.

*** Dan⁴-yang² 淡洋, d. h. Fadwasser-Meer.

goldeter Turm (der Pimeanakas!). Es sind wohl, wie ich glaube, diese Bauwerke der Anlaß dafür gewesen, daß die chinesischen Kaufleute von Anfang an voll des Lobes über den Reichtum und die Größe des Kmer-Reiches waren."

„Der Palast, die öffentlichen Gebäude und die Palais der Adligen sind alle nach Osten gerichtet . . . Der Umfang des Palastes vom Außentor aus gerechnet beträgt etwa 5—6 (chinesische) Meilen. Die Dachbedeckung seiner Privaträumlichkeiten besteht aus Metall, die der sonstigen Baulichkeiten aus gelben Ziegeln. Die Pfeiler der Brücke sind von außerordentlicher Größe, und die dort stehenden Buddhafiguren sind fein gemeißelt und bemalt. Prachtvoll ist das Hauptgebäude. Seine langen Wandelgänge und Korridore sind geschickt gebaut und vielgestaltig, wenn auch ohne symmetrische Anlage. Der Kronsaal besitzt vergoldete Fensterrahmen, und die Säulen zwischen ihnen tragen an 40 oder 50 Spiegel. An seiner Basis befinden sich Darstellungen von Elefanten (Elefantenterrasse!). Ich habe auch davon gehört, daß es im Innern des Palastes noch vielerlei bewundernswerte Dinge gibt, aber die Absperrungen sind sehr streng und es war mir daher nicht möglich, dorthin vorzudringen." (Dschou[1] Da[2]-guan[1]: Pelliot '02, 142, 144).

Auch von Angkor Vat gibt Dschou[1] Da[2]-guan[1] nur den Umfang an, da er als Chinese die inneren Tempelbezirke gar nicht betreten durfte. Aber er sah den König selbst wiederholt und aus Anlaß ungemein glanzvoller Prozessionen, von denen er eingehend erzählt, von den Soldaten und Ministern und den Hunderten von Konkubinen bis zu dem heiligen Schwert, das der König trug, und das heute noch in Pnom Penh zu sehen ist:

„Wenn der Herrscher seinen Palast verläßt, dann reitet Kavallerie an der Spitze des Begleitzuges. Es kommen dahinter Feldzeichen, Standarten und Musik. Als nächste Schar folgen an 400 oder 500 Palastmädchen in geblümten Brokatgewändern und mit Blüten im Haar, die in ihren Händen große Kerzen halten. Diese brennen selbst bei hellem Tageslicht. Darauf kommen andere Hofdamen, die königliche Insignien aus Gold und Silber und eine große Menge von Schmuckstücken tragen. Diese Gegenstände sind außerordentlich verschieden, aber ihr Gebrauch ist mir unbekannt. Es folgen Palastmädchen, die alle Lanze und Schild tragen, das ist die Leibgarde des Herrschers, und auch sie bilden eine große Truppe. Es folgen Wagen, die von Ziegen und Wagen, die von Pferden gezogen werden,

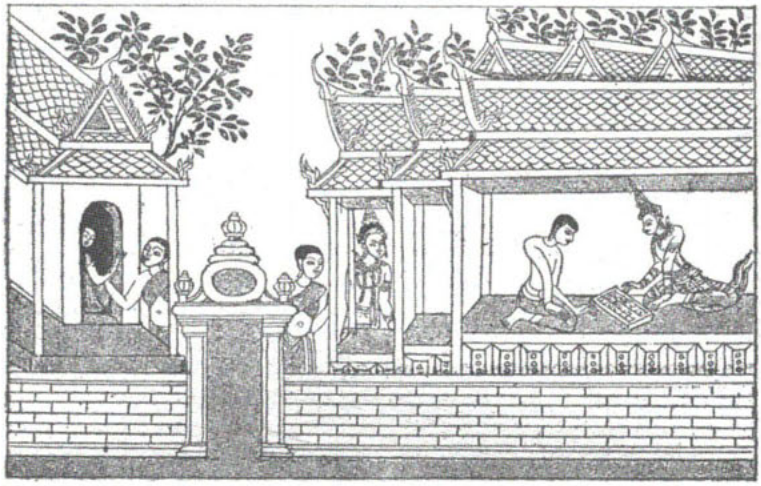


Abb. 112—113. Altkambodschanische Palastszene und kmerische Inschrift von Angkor Vat. Man beachte die kulturelle Verwandtschaft mit Thailand, das gleichfalls ein Teil des „Äußeren Indien" war (vgl. Abb. 64—65) (P. Lefèvre-Pontalis '94).

und alle sind vergoldet. Es folgen die Minister und Großen des Reichs auf ihren Elefanten, und wie sie ziehen, schauen sie (stolz über alles Volk hinweg) in die Ferne. Ihre roten Ehrenschirme sind unübersehbar. Es folgen nach ihnen die Gattinnen und Nebengattinnen des Königs, einige in Sänften, andere in Wagen, wieder andere auf Elefanten. Sie werden von sicher mehr als hundert vergoldeten Ehrenschirmen begleitet. Jetzt nach ihnen kommt der Herrscher selbst, hoch zu Elefant und in den Händen das Heilige Schwert. Die Stoßzähne seines Elefanten sind mit Gold verkleidet und mehr als 20 weiße Sonnenschirme begleiten ihn, deren Ränder goldverbrämt und deren Griffe aus reinem Golde sind. Eine zahlreiche Elefanten-

kavallerie drängt sich als Schutzgarde um ihn" (Dschou[1] Da[2]-guan[1]. Pelliot '02, 176).

Das muß in der Tat ein imposanter Zug gewesen sein, der bei seinem Marsch durch die riesige, sonnenglitzernde Weltstadt und im Schatten der unerhörten Pracht vergoldeter Tempelbauten eine ausgezeichnete Vorstellung von dem Reichtum und der Größe des Imperiums der Kmer geben konnte.

Besonderen Eindruck haben dann unserem Attaché noch die köstlichen Stoffarten und Parfüms gemacht, die Uniformen und Amtsgewänder, Ehrenschirme, Haarknoten u. dgl., und endlich auch die verschiedenen Weinsorten aus Reis, Früchten oder Honig. Dagegen spricht er mit viel Abscheu von Knabenprostitution und etwas verdutzt von der Priesterdefloration. Von Berufen finden die Räte, Generäle, Gelehrten, Astronomen und natürlich die verschiedenen Priesterklassen Würdigung. Die Offiziere aber wurden übergangen und die Schwäche und Armseligkeit von Heer und Strategie betont. Das ist ein schlimmes Zeichen. Wir werden sogleich sehen, wie bald das Unheil hereinbricht.

Aber Sklaven* werden noch erwähnt. Sie kommen meist von den Waldstämmen, die unsagbar verachtet sind, verachtet wie die Tiere. Endlich entgehen dem aufmerksamen Dschou[1] Da[2]-guan[1] auch viele kleine Züge nicht, so die milde und lässige Gerichtspflege, die Gottesgerichte, die vielen Schreiberbuden und ihre Hirschpergamentrollen, Einzelheiten des Ackerbaus und der Waren zur Ausfuhr. Selbst Züge diskreter Art vermerkt er mit Vergnügen, so z. B., daß die Chinesen verlacht werden, weil sie zu gewissen Zwecken Papier benutzen, aber ihrerseits lachen, weil die Frauen der Eingeborenen ihrem Bedürfnis im Stehen folgen.

Von der Anthropologie der Kmer weiß Dschou[1] Da[2]-guan[1] aber leider nur zu sagen, daß die Leute „überall grob und sehr dunkel"

---

* Dschui[4]-dse[2] 撞賊, d. h. Dschui-Diebe, die heutigen Kuoy.

** Dschi[3]-do[1] sï-na[4] 質多斯那, wohl Citrasena.

seien. Nur diejenigen, die im Palast beschäftigt sind, seien „weiß wie Edelstein", weil sie nie ein Sonnenstrahl träfe. Alle Leute gingen brustfrei und barfuß. Die Frauen alterten schnell, weil sie zu früh Kinder bekämen, Krankheiten gäbe es in Menge, so Lepra und besonders Ruhr, und die meisten Krankheiten kämen daher, weil zu viel gebadet würde. Allerdings sei es in diesem Land auch „schrecklich heiß". Aber im übrigen betont er, wie angenehm es sich dort auch für die Chinesen leben ließe, wie die wirtschaftlichen Bedingungen leicht seien und viel verdient werden könne.

Mit all dem gewinnt man den Eindruck eines in größtem und sattestem Reichtum lebenden und dabei gutmütigen und glücklichen Volkes, wie es für die Kmer und für ihr damals auf der Spitze seiner Macht angelangten Reiches verständlich ist. Dschou[1] Da[2]-guan[1] schließt mit dem ihm als Chinesen durchaus kulturwichtigen, höfischen Zeremoniell und meint, daß diese Leute, „obwohl sie nur Manbarbaren sind, doch recht genau wissen, was die Würde eines Fürsten verlangt".

Kurz danach aber wird der Druck der biodynamischen Zange von Osten und Westen auf das schmerzlichste spürbar und das mehr als tausendjährige Reich in seinen Grundfesten erschüttert. Die wenn auch nur vorübergehende Vernachlässigung der Armee rächt sich. Im Innern unterhöhlt der immer stärker aufkommende Buddhismus, die Religion der beherrschten Volksmasse und der thaiischen Todfeinde, immer mehr Stellung und Macht der alten schiwaitischen Militäraristokratie.

Schon lange nagen auch die Tcham im Osten. Waren sie einst Verbündete, so mußte doch der wachsende Druck aus dem Norden schließlich zu immer häufigeren Übergriffen an den Südgrenzen und zu Versuchen nach Landgewinn führen. Als Tchampa auf der Höhe seiner Macht stand, gelang 1160 einmal sogar die Eroberung von Angkor. Grenzkriege waren häufig und wurden umso erbitterter ausgefochten, als der katastrophale Vormarsch und blutige Ver-

nichtungskrieg gegen die Tcham von Norden her überhaupt keine andere Wahl mehr ließ. Das 16. Jahrhundert bedeutete einen Höhepunkt der unaufhörlichen Kriege mit Tchampa, das seinen letzten Lebenskampf kämpfte.

Eben diese Verzweiflungskämpfe von Tchampa her, die doch nichts anderes als die Auswirkung der östlichen Stromlinie waren, erschütterten das herrliche Angkor so stark, daß es auch dem von Westen herandringenden Feind nicht mehr voll gewachsen war. Denn dort drohten die Tai und der Zugriff des anderen Zangenarms, und zwischen beiden wurde die Stellung von Angkor immer unhaltbarer. Das verschärfte sich noch, als Tchampa endgültig zerrieben worden war, die Annamiten nun über die Südwälder hinweg nach Kotschinchina sprangen und in der Neuzeit mit dichten und schließlich millionenstarken Kolonien das Kmertum aus dem gesamten Mäkongdelta hinausquetschten. Jetzt nähern sich die Zangenschneiden von beiden Seiten schon bedenklich.

Denn inzwischen hatte auch der Druck der biodynamischen Stromlinie von Westen bald nach jenem denkwürdigen Besuch des chinesischen Gesandten gefährlichste Formen angenommen. Zwischen 1350 und 1460 erfolgten nicht weniger als fünf große Einfälle der Thai von Ayuthia (vgl. S. 213), die die konföderierten Kmerfürsten des Mänamtales Zug um Zug vertrieben und ihre Reiche annektiert hatten und deren Stoßkraft, keineswegs erlahmt, sich nunmehr gegen den glanzvollen Mittelpunkt selbst richtete:

„Der Kampf zwischen den Angreifern und den Verteidigern von Eintapath (Angkor) war schrecklich. Die Thai schritten mutig zum Sturm, aber die Kmer schlugen sie auf den Mauern zurück und stießen sie in die Gräben. Zum Unglück wurde jedoch das eine Osttor genommen und der Feind drang in die Stadt ein. Der Kampf wurde in den Straßen fortgesetzt und der Kronprinz, welcher an der Spitze einer kleinen Schar heldenmütig Widerstand leistete, in einem Kampf Mann gegen Mann getötet. Als der Kronprinz tot war, wurden selbst die Tapfersten unter den Kmer mutlos, weil ihre Zahl jeden Augenblick kleiner wurde, und begannen zurückzuweichen, als mitten unter ihnen die Brahmanen oder Baku, die Wächter

Abb. 114. Altkambodschanische Kampfszene aus dem sagenhaften Kampf zweier Königinnen. Kmerische Infanterie und der Sturz der von ihren Amazonen begleiteten Königin (P. Lefèvre-Pontalis '94).

der Insignien des alten kmerischen Königtums, welche man nicht in die Hände der Feinde fallen lassen durfte, erschienen. Und diese Tapferen sammelten sich, mehrere tausend Mann stark, um den Prah Barom-Rātscha, den Prah Thommāsoka-rātsch und die Prohm-borohets (Hofpriester), die Träger des Prah Khanträtscha (erhabenen Königsschwert), des Lompeng oder der heiligen Lanze des Gründers der Dynastie, des Königsbogens, sowie mehrerer anderer geheiligten Insignien, und verließen mit diesen hohen Würdenträgern, einer Anzahl Einwohnern und ihren Familien die Hauptstadt. Sie warfen sich zwischen die thaiischen Truppen, die ihnen den Durchgang versperrten, kämpften heldenmütig, verloren viele Leute, aber

es gelang ihnen durchzubrechen und die heiligen Insignien, welche die Zeichen der nationalen Einigkeit der Kmeł waren, zu retten" (Die kambodschanische Chronik, nach A. Leclère bei H. Goetz '29, 280).

1393 fand eine gewaltige Plünderung der Schätze des unvergleichlichen Angkor statt, 1431 nochmals, und König Dharmāśoka wird sogar selbst nach Ayuthia verschleppt. Die Bewohner fliehen. Um 1450 ist Angkor, dessen Ernährungsbasis längst auf das Schwerste erschüttert war, endgültig verlassen: Die Chronik von Kambodscha berichtet schon vom König Prah Śrī Sauryopar (1384—1431) die Worte:

„Verlassen wir diese Hauptstadt, die wir nicht mehr verteidigen können und ziehen uns nach der Provinz Srey-Santhor zurück. Dort wollen wir eine neue Hauptstadt erbauen. Und wenn die Thai kommen, werden sie zwischen der Grenze und dieser Stadt genug Provinzen finden, die sie erst erobern müssen. Indessen können wir Zeit finden, Armeen einzuberufen und ihnen entgegenzuwerfen, ehe sie unter unsre Mauern kommen können" (Die kambodschanische Chronik, nach A. Leclère bei H. Goetz '29, 281).

1473 gehen die letzten Westprovinzen des alten Angkorstaates an Siam verloren, und die Hauptstadt wird zunächst weiter im Osten das heutige Pursat (Photisat) im Süden des Tonlé-Sap, später Pnom Penh an seinem Ostabfluß. Hier regiert noch heute der König von Kambodscha in einer Hauptstadt, deren Bazare chinesisch sind, deren Handwerker Annamiten sind und deren Schutz in der Hand der Europäer liegt.

Die letzten Jahrhunderte waren durch unablässige Kämpfe teils mit den taiischen Siamesen, teils mit den halbtaiischen Annamiten ausgefüllt (Credner '35, Morizon '31, Maspéro '30, Grousset '29). Thailand und Annam stritten sich bereits um die sichere Beute, als Frankreich durch sein Dazwischentreten seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts den letzten Rest des Kmerreiches rettete, ja, ihm noch drei geraubte Randprovinzen mit dem urkambodschanischen Angkor wiederverschaffte (Finot '27). Kaum aber wird die Stellung der französischen Herrschaft schwierig, da stoßen sofort wieder die

Thailänder nach. Und wiederum gehen 1941 die westlichen Provinzen verloren. Die neue Grenze verläuft jetzt hart unter den Mauern von Angkor. Aber jeder weiß es: das ist nur ein Provisorium.

4. Die Zertrümmerung der Waldstämme

Neben den Monkmeriern der Ebenen stehen noch die Monkmerier der hohen östlichen Bergketten und Plateaus, zwischen die Hochzivilisation des herrlichen Angkor und das bemerkenswerte Reich von Tchampa schiebt sich die Primitivität tropischer Urwaldbewohner der sogenannten südannamitischen Kordillere. Sie ist der letzte unberührte Teil des großen Südwaldriegels (Karte 98).

Zwar hat wohl das Mäkonggebiet die indischen Einwanderer mit so offenen Armen aufgenommen wie die Ostküste ihre Indo-Malayen, aber die Urwälder haben scheu jede Berührung mit den Fremden gemieden. Noch heute finden sich daher dort Kulturen, wie sie einst vor den Zeiten von Kaundinya einmal auch in den Ebenen vertreten gewesen sein mögen. Hier wie überall war die Entwicklung höchster Zivilisation nur in den reisbaufähigen Tälern mit Städten und vielen Menschen möglich. Als daher Angkor verlassen wurde, schlug auch das wuchernde Grün der tropischen Waldmassen alsbald wieder über seinen Palästen zusammen, und die Urwaldmenschen rückten nach und gingen achtlos oder ängstlich an den toten Hallen vorüber. Das waren Kuoy, eine Gruppe der „Pnong", wobei Pnong nichts anderes als ein vager Ausdruck für „Urwaldwilde" wie das annamitische Moi oder laotische Ka ist (Maître '12, Monfleur '30, Morizon '31). Auch südlich der südlichen Reisfelder am Tonlé-Sap schließen daher solche Pnong an.

Das sind die Porr der Cardamomberge. Bei eben diesen sollten sich auch noch merkliche Reste von Negritoblut erhalten haben (de Barthélemy '10, Brengues '05, Morizon '31, Le Nulzec '26). Das wäre an sich durchaus denkbar. Liegen doch auf der jenseitigen südwärts vorgreifenden Landzunge Hinterindiens die Wälder der

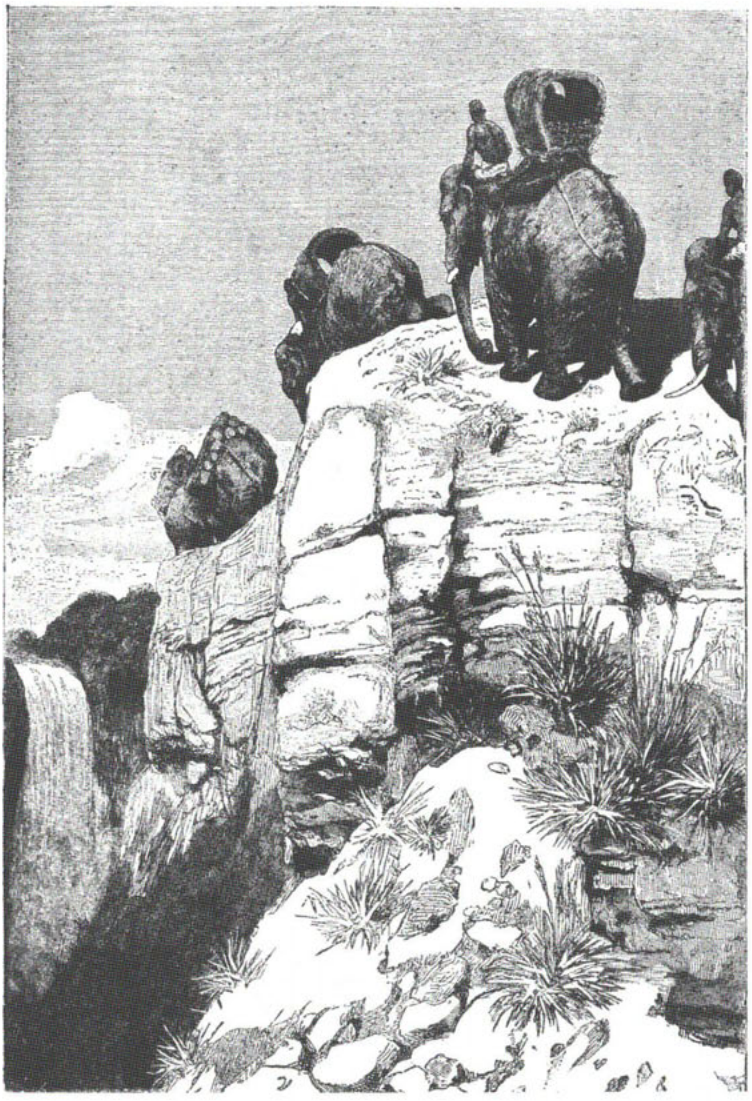


Abb. 115. Der Weg auf die Hochplateaus der Moi.
Eine Karawane der kleinen hinterindischen Elefanten mit typischer Howda beim Marsch ostwärts auf das Darlac (südannamitische Hochland). Lebensraum des größten geschlossenen Blocks der primitiven Ost-Weddiden (Harmand '79).

malakkischen Semang. Es würde auch ausgezeichnet zu den prähistorischen Relikten passen.

Eine eigens deshalb unternommene Expedition hat jedoch feststellen müssen, daß von Negrito oder auch nur geringsten Negritoeinschlägen bei den Porr überhaupt nicht die Rede sein kann (v. Eickstedt '38). Diese Porr sind vielmehr typische Ostweddide — hellbraun, lockig und primitiv-europid mit palämongoliden Einschlägen. Die Beamten im Lande selbst hatten sich auch schon lange darüber gewundert, wieso „die Anthropologen" auf die Mär von cardamomischen Negritos hatten kommen können, und die Porr selbst lachten schallend, als sie davon erfuhren. Das ganze alte kambodschanische Machtbereich, Tonlébecken, Tiefland und Berge, war also einheitlich vorwiegend weddider Rasse (vgl. Taf. 51—52).

Der Hauptblock der Primitiven aber sitzt in den Waldgebirgen jenseits des Mäkong und hinüber zum annamitischen Machtbereich. Das ist ein ausgesprochenes Rückzugsgebiet. Die Bewohner der Ebenen haben die Dickichte und Schluchten dieser Waldgebirge immer gemieden, haben ihre Bewohner verachtet, verfolgt und gehaßt. Nichts nennenswertes berichtet die ältere annamitische und kambodschanische Geschichte von ihnen, die neuere kennt sie nur als Sklaven. Verliert sich ihr Gebiet doch auch in weiten sumpfigen und hügeligen Urwäldern, wenn man sich ihnen von Kambodscha aus nähert, und riegeln doch dichte tropische Urwälder und felsenstarrende, stürzende Hänge von oft beträchtlicher Höhe das weitere Vordringen ab, wo immer ihre Berge, meist greifbar nah, hinter den annamitischen Reiskammern aufsteigen. So wurden diese Berglandschaften auch erst in den letzten Jahrzehnten etwas näher bekannt (vgl. Baudesson '31, '32, Cupet '00, v. Eickstedt '40, Lavallée '01, Maître '09, '12, Ner '30, Thorel '70). Dabei trat erst die außerordentliche Weite dieses Gebiets voll in Erscheinung. Es stellt in räumlicher Hinsicht überhaupt den Kern der hinterindischen Halbinsel dar, denn es füllt deren typische Bauchung im Osten fast ganz aus. Von hier gesehen, sind die Flußmündungen und Küsten-

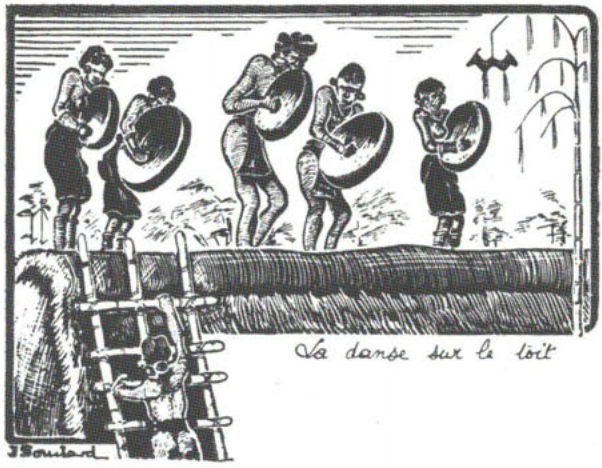


Abb. 116. Muong-Moi beim Dachtanz.
Bei den zahlreichen und sehr verschiedenen Moi-Stämmen und Unterstämmen haben sich uralte Gebräuche aus kmerischem Kulturkreis erhalten, die der Untersuchung und Deutung harren (C. Huard '38).

anschwemmungen von Annam und Kambodscha eigentlich nur kleine Beigaben.

Dieses weite Gebiet ist das Reich der Moi (spr. Meu). Dieses Wort bezeichnet genau so wie das laotische Ka oder kambodschanische Pnong zunächst nur einfach die Bergbewohner schlechthin und kann dabei bald die Nebenbedeutung von Sklave oder Wilder, bald von Waldmensch oder Unzivilisierter annehmen. In rassen- und völkerkundlicher Hinsicht ist es also ebenso nichtssagend wie das indische Dschengeli oder chinesische Tu^3-jen^2. Immerhin ging von jeher schon aus den Aussagen der benachbarten Annamiten oder Kambodschaner hervor, daß diese Moi recht verschiedene Sprachen sprechen und recht verschiedene Kleider, Waffen und Sitten besitzen. Es lag also das vielfältige Völker- und Stammeskonglomerat eines ausgesprochenen Abdrängungsgebietes vor, das die Reste alter

und ältester Schichten der hinterindischen Kulturen und Rassen barg und bewahrte. Seine bevölkerungsbiologische und völkerkundliche Bedeutung war also keineswegs gering.

Das zeigten alsbald auch die Berichte der ersten Weißen im näheren, nämlich der französischen Missionare aus Kotschinchina, die wie Miche 1842, dann Dourisboure 1851 ('73) und Guerlach 1883 ('06), also seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts dorthin vordrangen. Damals faßten die Franzosen auch politisch Fuß in Indochina. 1862 wurde Kotschinchina Kolonie und 1884 bzw. 1885 wurden Kambodscha und Annam endgültig als Protektorate erworben. Aber erst 1893 wurden auch die Moi nominell in die eben begründete Union Indochinoise einverleibt! Kurz vor dieser Zeit hatten schon verschiedene Expeditionen die Randgebiete der großen Bergmassive durchzogen, die sich allmählich als vielgegliederte, nach Westen eintauchende Hochplateaus von teilweise großer Schönheit herausstellten (Mission Pavie '00 u. a.). Aber noch während des ganzen ersten Jahrzehnts unseres Jahrhunderts mußte Frankreich hier sogar Blutopfer bringen.

Es kam vor, daß ein eindringender Offizier oder Pflanzer das ihm nicht recht schmackhaft erscheinende Begrüßungsmahl, der andere eine feierliche gemeinsame Zecherei, der dritte die Respektierung eines göttereigenen Hügels ablehnte, als er seine geodätischen Instrumente aufstellen wollte. Tödlich war damit die Ehre des Dorfes oder der Geister beleidigt, und unweigerlich folgte daher die Strafe — so 1901 für Hauptmann Hugo und den Gardekommandanten Henri, 1908 den Siedler Paris, 1911 für die triangulierenden Soldaten Perrin und Mesnard, und 1904 wurde sogar der Administrator der Provinz Phanrang, namens Odend'hal, von den Leuten des „Feuerkönigs" der Dscharai hingerichtet, weil er die Riten des „Wasserkönigs" nicht genügend respektiert hatte (Guerlach '05, Maître '12).

So wurde es nötig, sich näher um die Eingeborenen selbst, ihr Kulturleben und ihre Eingliederung zu kümmern. Es ging das bei

einigen Stämmen, wie den Sedang, nicht ohne lange Streitereien, Gewaltmaßnahmen und gefährliche, später auch abenteuerliche Situationen ab. Für eine kurze Zeit warf sich hier nämlich ein französischer Baron von Kontum aus zum „konstitutionellen" König der Sedang auf: Marie I., König der Sedang, Baron von Mayréna (1888—1889: Guerlach '06, Maître '12, 523). Beträchtliche Gebiete gelten aber auch heute noch als nicht unterworfen, viele andere sind oder werden zeitweise wieder unsicher und müssen in eine wenigstens lose und möglichst milde Verwaltung zurückgeführt werden.

Posten um Posten der Garde Indigène mit ihren kleinen festungsartigen und von Palisaden umgebenen Blockhäusern schiebt sich inzwischen Jahr um Jahr in die Berge und Hochwälder weiter vor. Soldaten aus angesehenen Eingeborenenfamilien werden angeworben, um gleichzeitig Schutz und Freundschaft zu gewinnen. So weiß man heute von den meisten großen Stammesverbänden auch schon das wichtigste von ihren Sitten und religiösen Überzeugungen, auch Vokabulare wurden gesammelt und die Grundlagen der Sprachen erforscht, und man kann schon zusammenfassen. Die Linguistik fühlt also als erste Wissenschaft etwas Grund unter den Füßen (Cabaton '05, Maspéro '30, Meillet '24, Przyluski '31, Schmidt '26).

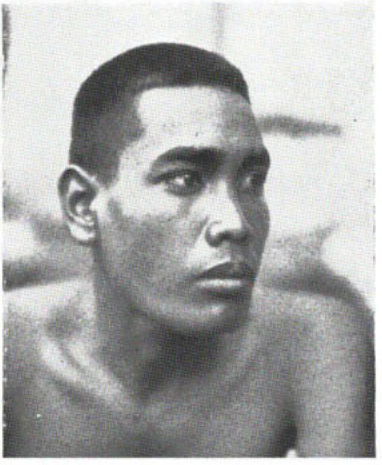
Diese Ergebnisse sind für unsere Zwecke bereits recht aufschlußreich. Sie seien daher kurz wiedergegeben und mit einer knappen Übersicht über diese so wenig bekannten Stämme verbunden, die für uns in rassendynamischer Beziehung den Block des letzten Widerstands gegen das unaufhörliche Anbranden aus Norden darstellen.

Es handelt sich hier durchweg um monotone Sprachen, nicht um die variotonen oder Stimmhöhen-Sprachen wie bei Tai, Chinesen oder Miao. Die typischen Sprachen der höheren mongoliden Rassen sind also ausgeschlossen. Es überwiegt vielmehr das Monkmer, das wohl als die ursprüngliche Sprache der kontinentalen Palämongo-

liden angesehen werden kann und sich ja auch bei den Ka von Laos findet. Es wurde vermutlich schon in früher prähistorischer Zeit über die kontinentalen Ostweddiden geschoben. Für diese Auffassung bieten auch die Moi eine gewisse Stütze. Zeigen doch bei ihnen die verschiedenen Gruppen auch eine verschiedene, bald stärkere bald geringere Klarheit des Monkmer, wobei im letzteren Fall anscheinend eine ältere unbekannte Grundschicht die Ursache ist.

Die typischsten Vertreter der Monkmergruppe aber sind bekanntlich die Kambodschaner, die Kmer selbst, die zugleich das zahlreichste und zivilisierteste aller Monkmervölker bilden. Alle Moi, bzw. hier Pnong, der Herrschaftsgebiete der Kmer schließen sich daher auch eng an die Sprache ihrer alten Herren an, so die oben genannten Porr (Brengues '05, v. Eickstedt '38) in den südlichen Gebirgen, die Stieng in den östlichen Niederungswäldern oder die diesen benachbarten Chema (Karte 93). Dabei sind die kulturellen Unterschiede zwischen den feingebildeten Kmer und den fast nackten Stieng (de Barthélemy '01, Ner '30, Yersin '93) außerordentlich. Auch die zu den recht zivilisierten Chema, die es einst zu einem anerkannten Fürstentum brachten (Karte 93) und zu den viel primitiveren Pnong (Cabaton '13, '29, Hamy '77, Lavallée '01, Maître '09, Patte '06), die die erste, die Südgruppe der Moi vervollständigen, sind immer noch beträchtlich.

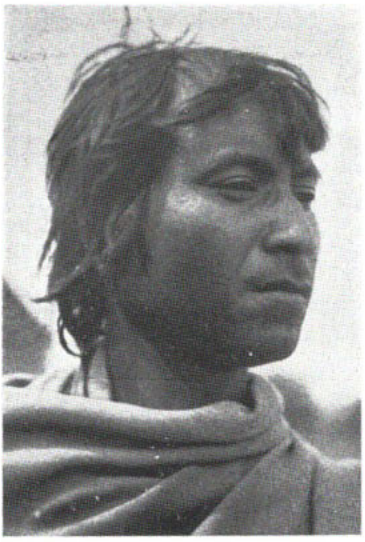
Rücken wir weiter nördlich, so folgt zunächst, und zwar auf der Höhe von Quinhon-Nhatrang, eine umfangreiche Intrusion von Anderssprachigen, nämlich Malayo-Polynesiern. Erst nördlich von dieser liegt der breite Zentralgürtel der monkmersprechenden Moi, die zweite Gruppe, die von den Kuoy-Stämmen der nordkambodschanischen Hügelwälder über die Bolowen, Brao und Sukhok der Westplateaus bis zu den Sedang und Bahnar am Ostabfall der Kordillere reicht (Baudenne '13, Bernatzik '38, Besnard '07, de Blainville '03, Dourisboure '73, v. Eickstedt '40, Farinaud '39, Hoffet '33, Holbé '03, Huard '37, Kemlin '06—'17, Néis '80, '83, Ner '30, '33,

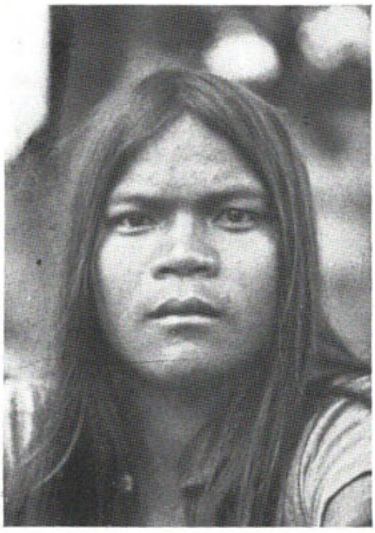


Taf. 55. Die tchamischen Moi: ein nesider Pfropf.
a) Radé-Frauen am Weg auf dem Hochplateau des Darlac: neside Typen (Phot. v. Eickstedt). b—c) Weddid-neside Radé-Frau und europoider Radé-Mann aus der Gegend von Banmethuot. Beachte den Gegensatz zu den südsiniden Typen des eigentlichen Annam (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 56. Die monkmerischen Moi: ein weddider Restblock.
a) Ein Priester der Moi Sedang der annamitischen Zentralkordillere (Phot. v. Eickstedt). b. Morgenbetrieb am Sedang-Pfahlbau (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 57. Die monkmerischen Moi: ein weddider Restblock. a) Ein Häuptling der Moi Sedang. Vergleiche den Sozialtypus von „Zauberer" und Häuptling (Phot. v. Eickstedt). b) Sedang-Kindergruppe, vorwiegend weddide Rasse mit südindianiformen Typenparallelen (Phot. v. Eickstedt).





Taf. 58. Im Zersetzungsgebiet der Weddiden.
a—b) Nordindianiformer und weddider Moi Bahnar aus der Gegend von Kontum (Phot. v. Eickstedt). c) Der Markt von Kontum, das Einbruchstor: laotische Kleiderverkäufer, annamitische Kleinhändler, annamitische Käufer und ein junger Moi Bahnar Hadrong (Phot. v. Eickstedt).

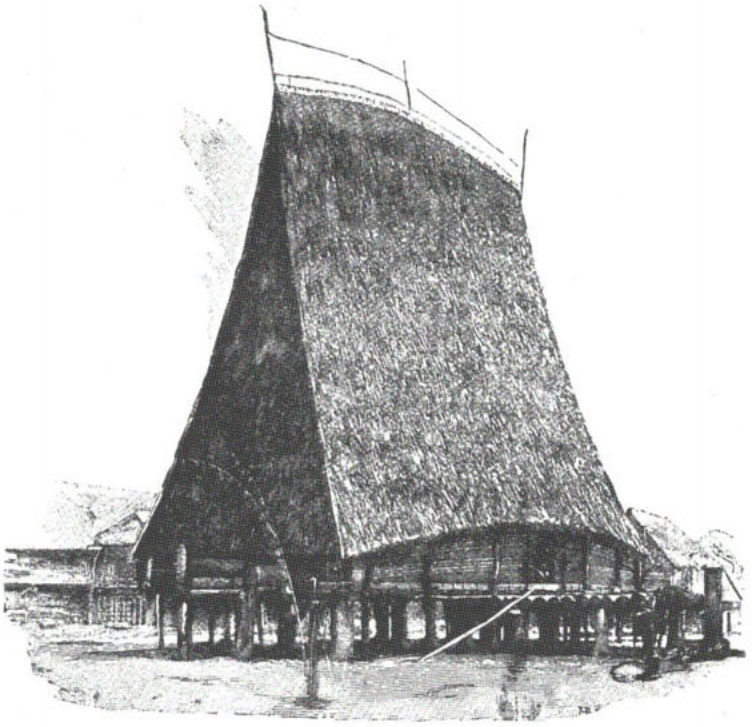


Abb. 117. Gemeinschaftshaus der Bahnar
in der Gegend von Kontum (vgl. Karte 93). Die Bahnar stellen einen sehr lebenskräftigen, vaterrechtlichen, monkmerischen Stamm der Südkordillere dar. Über ihre rassische Zusammensetzung vgl. S 354 (Cupet '00).

Maspéro '30, Roux '27, Trinquet '12). Alle sprechen typisches Monkmer, wenn auch mit den üblichen beträchtlichen Abweichungen innerhalb einer Sprachfamilie (vgl. Karte 93).

Als dritte und letzte Gruppe schließt sich die Nordgruppe an, die von allen am größten und gleichzeitig am wenigsten bekannt ist. Hier finden sich auch die Beziehungen zu einem älteren sprachlichen Substrat. Das ist bei den Stämmen der Suoy-Gruppe der Fall, die

in dem am schwersten zugänglichen Gebiet, in dem breiten Hinterland von Hué bis Vinh, leben. Wenige Kilometer hinter den schönen Kaisergräbern von Hué setzt ihr völlig uneingeschränkter Machtbereich ein, der unbekannt und ununterworfen ist. Im ferneren Norden lösen sie sich in Ka-Splitter auf, wie die Theng und Khoi (Baudenne '13, Bernard '04, Coussot '98, Cupet '00, Dauffès '06, v. Eickstedt '39, Macey '07, Neïs '80, Verneau '04).

Auffallend bei alledem ist zweierlei: die alte unbekannte Sprachgrundschicht der Nordgruppe und die große Intrusion in der Zentralgruppe. Diese letztere setzt sich zunächst aus Churu und den Raglai (= Orang Glai) — den unmittelbaren Nachbarn und Freunden der Tcham —, den Blao und einigen wenig bekannten Splitterstämmen zusammen, die alle am Abfall der Kordillere und im Hinterland zwischen Phanrang und Quinhon leben. Dann, beim Herauftreten auf die eigentliche Kordillere, verengt sich das Verbreitungsgebiet, um sich darnach auf den breiten Plateaus wieder fächerartig auseinanderzufalten (Karte 93). Die Stelle des Eindringens auf die Höhen erfolgt also gerade dort, wo der Song-ba, der größte Fluß des eigentlichen Annam überhaupt, einen verhältnismäßig leichten Zugang schafft.

Oben leben Stämme mit beträchtlichen kulturellen Unterschieden, vor allem die recht zivilisierten Radé, die es empört abweisen, als Moi bezeichnet zu werden (vgl. oben S. 276), dann ihre nahen Verwandten, die kriegerischen Dscharai und einige weitere verwandte Stämme wie die primitiveren Krung. Alle diese Leute sprechen eine Sprache, die in den malayo-polynesischen Kreis gehört. Das ist die gleiche Gruppe, der auch die Tcham zugehören. Aber mehr noch: Radé und Tcham beispielsweise sind so nahe verwandt, daß sie sich ohne weiteres miteinander verständigen können. Ähnlich steht es mit Dscharai und Raglai. Es liegen also nicht weit auseinanderfallende, selbständige Sprachen einer Sprachfamilie vor, sondern höchstens Dialekte ein und derselben Sprache. Wir können demnach von einer richtigen Tchamgruppe sprechen.

Abb. 118—119. Alle „Moi" sind Jäger und Hackbauern auf Brandrodungen oder an Savannen. Kunstvolle Flechtarbeiten, haltbare und hübsche Weberzeugnisse und sorgfältig hergestellte Waffen wie Armbrüste, Bögen, Lanzen und Messer finden sich bei den höheren Moi-Gruppen. Das Aufsaugen reichlicher Mengen eines säuerlich-muffigen, ziemlich alkoholreichen Reisschnapses gehört zu allen Festen (118 J. Demailly bei G. Maspéro '30, 119 C. Huard '38).

Weit weniger als die Linguistik kommt die Ethnographie zu Hilfe (Bonifacy '19, v. Eickstedt '40, Maître '12, Malleret '37, Robequin '35). Hausbau, Trachten und Gebräuche sind außerordentlich verschieden, ohne daß es heute schon möglich wäre, die vorhandenen Kulturgruppen klar zu umreißen oder gar schon Kulturschichten abzuheben. Im übrigen ist selbstverständlich bei allen Bergvölkern der Brandfeldbau üblich, und zwar meistens als einfacher Hackbau, nur bei den Radé und wenigen anderen schon als Pflugkultur. Alle Moi errichten auch ihre Hütten auf Pfählen, die jedoch nur etwa die Hälfte der Höhe — Manneshöhe — wie bei den Laoten erreichen und somit gewissermaßen eine Übergangsstellung zu den heute fast ebenerdigen Hütten der Tcham einnehmen. In der geistigen Kultur sind die Legenden und Riten von besonderer Bedeutung, doch nur bei wenigen durch Missionare näher bekannten Stämmen auch untersucht. Es ist aber von Interesse, daß unter verschiedenen Stämmen, insbesondere den Stämmen der Intrusion, die hinduistischen Götternamen der Tcham teils in korrumpierter Form, teils mit geändertem Rituell auftreten. Der Einfluß ist hier deutlich, der Verfall aber verständlicherweise noch wesentlich stärker als bei den Tcham selbst.

Im sozialen Leben fällt ein — wenn auch durch Übergänge verbundener — Zerfall in vorwiegend patriarchalische und vorwiegend matriarchalische Stämme auf (Brunhes '25, Maspéro '30, Ner '28). Vaterrecht zeigen Bahnar, Sedang, anscheinend die meisten Suoy und einige weitere kleinere Monkmer-Stämme, während Mutterrecht bei Radé, Dscharai, Churu und Raglai, aber auch bei Stieng und Chema auftritt. Es wird also deutlich, daß die ganze Südgruppe und insbesondere auch alle Tcham-Stämme matriarchalisch sind, wie das auch mehr-minder von den Tcham im engeren Sinn des Wortes gilt.

Es heben sich also die Südstämme und besonders die Tchamvölker auch in dem wenigen, was wir von der Kultur wissen, von den übrigen Stämmen ab. Zum mindesten widersprechen sie nicht

der Annahme eines früheren, engeren, konföderativen Zusammenhanges der Tchamvölker. Damit wird die Frage nach der rassenmäßigen Zusammensetzung der einzelnen Stämme von besonders großer Bedeutung.

Nun ist schon seit den Berichten der ersten Reisenden bekannt, daß alle Moi durch eine bräunliche oder rotbräunliche Haut und ein viel weniger mongolides Aussehen, als etwa das der südsiniden Annamiten, gekennzeichnet sind, und es wurde in diesem Zusammenhang besonders auf Beziehungen zu „Indonesiern" hingewiesen (Hamy bei de Quatrefages '89, 519, ähnlich Garnier '73 und Harmand '79). Wenn damit ursprünglich auch nur die europide Komponente bei Dayak, Battak und Moi gemeint war, liegt doch im Grunde genommen nur eine sehr vage, geographische Bezeichnung vor, und dies um so mehr, als sie seitdem gewöhnlich für alle Moi verwandt wurde. Was aber des weiteren noch mitgeteilt wurde, klärte nicht die Frage, sondern machte sie noch verwickelter.

Da wurden beispielsweise negroide und europoide Typen festgestellt, und die letzteren wurden mit Polynesiern oder Indern, die ersteren (und gerade hier unvermeidlicherweise) mit Negritos oder Negritovorfahren in Beziehung gesetzt. Das gleiche Problem, das wir bereits für Kambodscha und die Porr S. 338 streiften, tritt also auch hier wieder auf. Ein älterer Autor sprach 1810 sogar von richtigen „Kaffern" im Hinterland von Kambodscha (Chapman bei Hamy '71, 146), später wurde von anderen krauses Haar und schwarze Haut berichtet. Eifrigst griffen die Vertreter der Auffassung, daß noch ganz allgemein in Südasien Negritonachkömmlinge zu finden seien, diese Berichte auf, so Earl, Lapicque, Hamy oder Verneau (noch 1927), und andere widersprachen nicht minder eifrig. Hamy stellt noch 1872 (147) fest: „Alles was wir von den Moi wissen, besagt, daß sie Neger sind, und über diesen Punkt ist sich alle Welt einig." Schon ein Jahr später ('72, 672, vgl. Thorel '70) korrigiert er sich aber nicht minder kategorisch: „Die Dscharai, Stieng, Pru u. a., die dauernd von Kambodschanern und Laoten

in die Sklaverei geführt werden, sind tatsächlich, wie man schon oft gesagt hat, Weiße mit kaukasischem Profil."

Diese Europoiden wurden dann mit den Lolo in China (vgl. S. 167ff.) und allerhand „Ariern" verknüpft, indianische Typen mit Nordamerika und primitive Einzeltypen mit den Australiern, was letzteres zeitweise ganz besonderen Anklang fand. Das Bild der Anthropologie der Moi-Stämme war also wirklich reichlich bunt, keine größere Rasse und kein Erdteil fehlte.

Als dann gegen Ende des Jahrhunderts die Theorienbildung einsetzte, wurde vor allem von Drawiden gesprochen, die einmal Hinterindien bevölkert haben sollten (Zaborowski '95, '97). Nun bilden die Drawiden in Indien eine weitverbreitete Sprachgruppe, die im Norden die hellen, progressiven Indiden, im Süden die tiefdunklen, progressiven Melaniden und im Zentrum den hellen und dunklen Flügel der Westweddiden umfaßt (vgl. S. 449 und Karte 169). Auch primitive australiforme Restelemente aus dem Entwicklungsprozeß der höheren Rassen fehlen nicht ganz. Welcher der zahlreichen Typen der „Drawiden" war nun gemeint? Bei den Trägern der dravidischen Sprache konnte jede Theorie eine Stütze finden. Mengenmäßig bilden die Melaniden, das tragende Typenelement des 20-Millionenvolks der Tamil, die größte Masse der dravidisch sprechenden Rassen. Aber dieser Typus ist mit Sicherheit nahezu bedeutungslos für Indochina.

Leider wurde außerdem auch noch von „Drawida-Munda-Völkern" gesprochen (Maurel '93, Zaborowski '97), also eine weitere nunmehr monkmerische Sprache mit hereingenommen, die abermals verschiedene Typen, nämlich vor allem Weddide, Nordmelanide und einige Palämongolide, umfaßt. Solche „Drawida-Munda" sollten um die Zeitwende in Masse in Hinterindien eingewandert sein, und zwar unter der Führerschaft von „Hindu" (Maurel '93, Verneau et Pannetier '21). Aber auch die Hindu sind keine einheitliche Rasse, kein einheitlicher Typus, sondern eine Glaubensgemeinschaft, die abermals verschiedene Typen und nicht weniger

als etwa die „Christenheit" in Europa umfaßt. Wie erst Rassentypus und Sprachgruppen, so wurden jetzt Rassentypus und Religionsgemeinschaft vermengt.

Es tauchte dabei allerdings auch schon damals — nämlich 1897 — in der Diskussion gelegentlich die Bemerkung auf, daß Drawiden wie Hindu in rassischer Beziehung recht vielfältig zusammengesetzt und daher ganz ungeeignet seien, die Frage der Rassenstellung der Moi zu klären. Man wisse doch noch nicht einmal, welcher Typus eigentlich der „richtige" Typus der Drawiden in Indien sei — was in der Tat auch erst im letzten Jahrzehnt völlig geklärt worden ist. Und aus dem beispiellosen Wirrwarr, der somit entstanden war, versuchte sich ein Anthropologe dadurch zu retten, daß er den gordischen Knoten mit einem Bonmot durchhieb: „Der Drawide? Das ist der Moi von Kotschinchina!" Das war gut gesagt, aber brachte nicht weiter. So versackte die Diskussion auch an dieser Stelle und neuere Arbeiten fanden keine wesentlich neuen Gesichtspunkte.

Das also war der Stand der Anthropologie der Moi noch vor ganz wenigen Jahren. Das Chaos und die Widersprüche konnten gar nicht größer sein. Weder für das Tchamproblem noch für eine rationelle Typengliederung oder Rassengeschichte war damit etwas an-

Abb. 120. Ein weddider Bahnar mit Lanze. (Cupet '00.)

zufangen. Eine Untersuchung der Moi in jüngster Zeit ergab nun Folgendes.

Alle echten Moi tragen vorwiegend weddiden Rassentypus. Es scheiden also die Annamiten, d. h. die südsiniden Lokalformen und die tonkinesischen und zentralannamitischen Gautypen völlig aus. Gelbliche Haut und Straffhaar in Verbindung mit knollig vorspringenden Wangen und flachliegenden Schlitzaugen gibt es hier nicht. Dagegen überwiegt eine rotbraune und nicht sehr dunkle Hautfarbe (Hautfarbentafel v. Luschan Nr. 23) mit welligem Haar und großen, tiefliegenden und meist überhaupt nicht geschlitzten Augen in einem rundlichen breitlippig-breitnasigen Gesicht. Ja, diese kräftigen rotbraunen Gestalten mit oft lockigem Haar und den rundkuppigen breiten Nasen und europiformen Augen erinnern häufig geradezu frappierend an die weddiden Eingeborenen von Innerindien, etwa die Oraon von Chota Nagpur. Und weddid war auch die Grundlage der Tcham, so sehr sie auch verwaschen und durch vor allem neside (malayische) wie progressiv-europide Formen und südsinide Mischungen zersetzt erschien (vgl. S. 273). Daraus folgt: Moi und Annamiten sind scharf getrennt, Moi und Tcham besitzen eine gemeinsame typologische Grundlage.

Dabei gibt es selbstverständlich stammesmäßige Schwankungen der typologischen Prägung, ihrer Entwicklungsrichtung, hormonalen Beeinflussung und Mischung. So sind die beiden Stämme der Sedang und Bahnar keineswegs gleich in ihrem rassischen Aufbau (v. Eickstedt '40). Die stammestypologischen Unterschiede sind sogar sehr kennzeichnend und seien als Beispiele einer typologischen Analyse und der Vielfalt der hinterindischen Bergstämme kurz wiedergegeben. Sie sind zudem recht aufschlußreich für unsere völkerdynamischen Ziele.

Bei den kräftigen und derben Sedang (Taf. 56—57) macht sich vor allem die europiforme Weiterentwicklung der weddiden Rasse bemerkbar und äußert sich nicht nur durch längeres Gesicht und Schwinden der weddid-weichen Polsterung und Rundlichkeit, son-

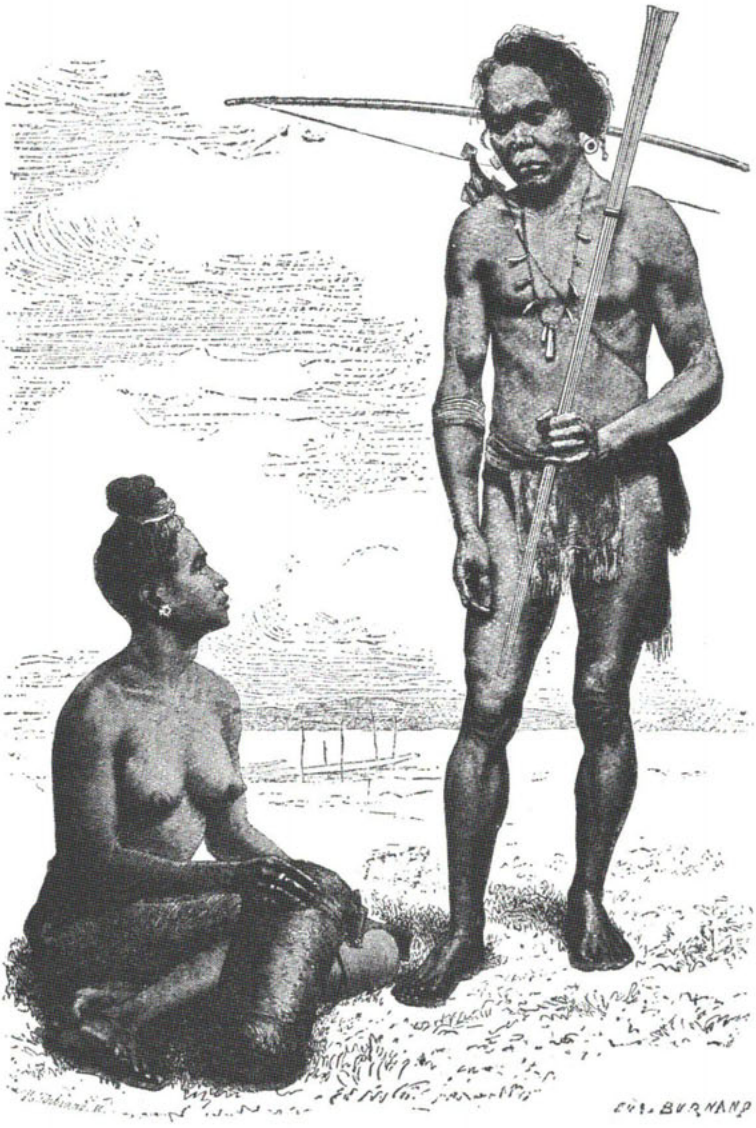


Abb. 121. Ka Boloven aus der Umgebung von Attopeu. Männlicher, grobweddider Typus und weiblicher, europiformer Typus (Harmand '79).

dern auch in anliegenden Wangenbeinen und höherem und ganz geradem Nasenrücken. Das ist der „subkaukasische" Typus von Reynaud und der „indonesische Typus" von Hamy, de Quatrefages und Zaborowski. Bei diesem bleibt aber die Nase immer noch recht breit, die weddide Herkunft bleibt meist noch unverkennbar, was zeigt, wie richtig es ist, in den Weddiden eine ältere infantilprimitive und entwicklungsfähige Gruppe des europiden Rassenkreises zu sehen. Das Relief des Gesichts der Sedang tritt auch in den gebrochenen Linien der Augengegend gut heraus und führt mitunter zu geradezu überkragendem Stirnteil. Ein australiformes Merkmal also! Daraufhin allerdings schon echte australide Einflüsse aufzubauen, wäre gewagt, denn es fehlen alle übrigen australiden Merkmale von Schädelkapsel und Gesichtsskelett. Reliktsucher — vgl. oben S. 350 — finden hier also nur sehr schwachen Anhalt.

Dafür fehlen gewisse mongolide Anklänge den Sedang nicht ganz, sind aber gering ausgeprägt. Eine eigentliche Mongolenfalte am Auge tritt meist überhaupt nicht auf, doch finden sich mitunter hängende seitliche Deckfalten, was den Eindruck der leichten „Schlitzung" der Augenspalte hervorruft. Das unterstützt eine merkwürdige Täuschung und das sporadische Auftreten transkontinentaler Paralleltypen. Denn sieht man die leichte Schlitzung in dem braunen Gesicht unter der Ponnyfrisur, sieht man — die Täuschung vollendend — gar das weiße Bastband über die Stirn laufen, so wird man betroffen von dem Eindruck, daß hier südamerikanische Indianer kopiert sind (Taf. 57b). Im allgemeinen hormonalen Formungsbild beginnen sich im übrigen die hypophysären, streckenden Einflüsse eben gegen die thymöse Rassenkindlichkeit durchzusetzen. Es handelt sich um kräftige und gesunde Leute mit starker Muskulatur und hochliegenden Schultern, bei denen mit leichter Neigung zu pyknischem Bau doch die athletischen Individuen überwiegen.

Ganz anders der Stammestypus der Bahnar (Taf. 58). Allerdings ist auch hier die weddide Grundlage unverkennbar, aber sie ist mehr verwaschen als bei den Sedang. Am deutlichsten ist sie natürlich bei

Abb. 122—123. Typen annamitischer Urwaldbewohner.
Oben: indianiformer Typus mit scharfen Nasolabialfalten, schmaler gebogener Nase, schlichtem Haar und leicht vorgeschobenen Wangenbeinen. Ein Moi aus der Südkordillere (Cupet '00).
Unten: weddider Typus mit niedrig-rautenförmigem Gesichtsumriß, mäßig breiter Nase, lockigen Haaren, hell-rötlichbrauner Haut und ohne Mongolenfalte. Ein Moi aus der Gegend von Mongkai (Néis bei A. de Quatrefages '89)

den Frauen erhalten, wo sich die Stilrichtungen der rassischen und sexualtypischen Merkmalsausprägungen summieren. Umso mehr rücken aber auch die Männer von dem typologischen Erscheinungsbild der Frauen ab. Denn sie zeigen, genau wie die Sedang, ein progressives Formenspiel. Dabei liegt dieses aber keineswegs mehr so eindeutig nur nach der europiden Seite gerichtet. Wohl ist die Nase hoch, ja höher und zudem weniger breit als bei den kräftigen Sedanggesichtern, aber es verbindet sich damit gern ein trockener Habitus mit faltiger Mund- und Augengegend — also mit Nasolabialfalten und hängender Augendeckfalte. Die Nase kann sogar hakig werden. Und damit ist ein zweiter transkontinentaler Paralleltyp gegeben. Diese hageren, faltig-gestrafften Gesichter mit leichter Betonung von Wangenprofil und Augenfalte erinnern an nordamerikanische Indianer. Das ist mitunter sogar ganz augenfällig und wird zu einem kennzeichnenden Zug der Typologie der Bahnar. Man braucht deshalb gewiß nicht gleich an Einfälle der Sioux in Hinterindien zu denken.

Von besonders hohem Interesse aber ist die Typologie der Dscharai und Radé. Sie sind die Hauptträger der malayo-polynesischen Sprachintrusion auf die Hochplateaus, wollen gar nicht Moi genannt werden, dünken sich anders und besser. Tatsächlich sind nicht nur in sprachlicher Hinsicht, sondern auch im leiblichen Erscheinungsbild die malayischen (nesiden) Beziehungen unverkennbar (vgl. oben S. 276 u. Taf. 55). Auch die beiden dortigen Haupttypen, nämlich der mehr grazil-palämongolide und der mehr plump-weddide, kehren deutlich wieder. Sie sind aber auch bei den Tcham vorhanden (vgl. S. 273), und zwar nur bei Tcham und den Bergstämmen vom Schlag der Radé und Dscharai. So kennzeichnend auch einzelne Stammestypen ausgeprägt sind: hier liegt ein wesentlich nesides Typenspiel, dort ein wesentlich weddides Typenspiel vor; und beide heben sich scharf von der südsiniden Basis der Annamiten ab.

Erinnern wir uns jetzt auch daran, daß die Dscharai und Radé mit den Tcham nicht nur durch Sprache und Gesellschaftsaufbau,

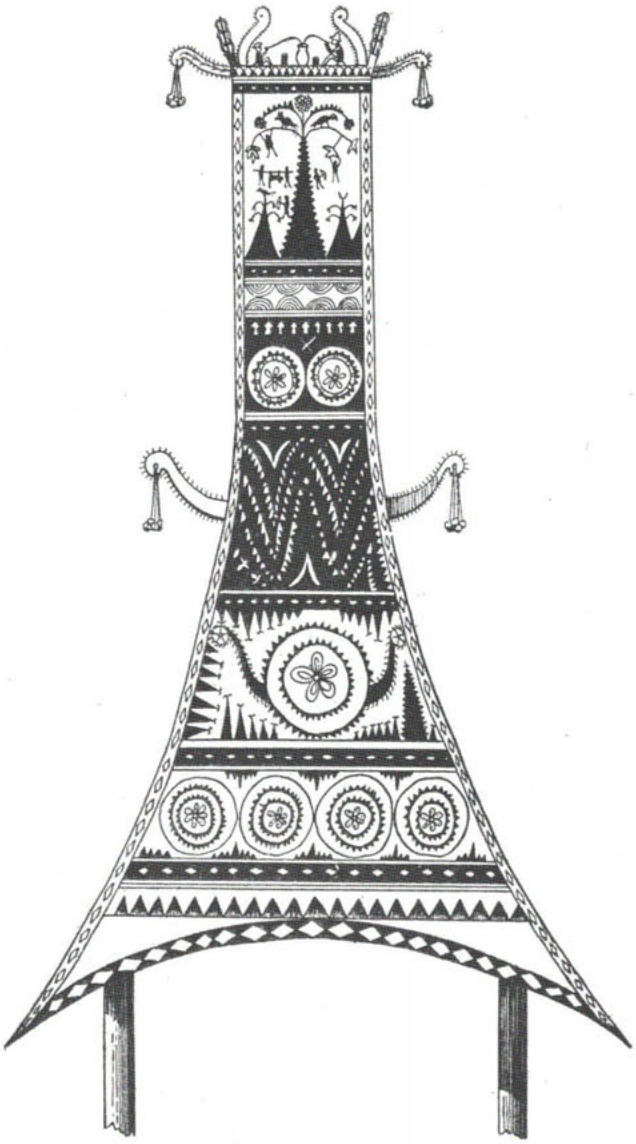


Abb. 124. Giebel eines Dscharai-Grabes.
Die Höhe beträgt 4,20 m. Beachte die stilistischen Anklänge an die Kunst der Dayak (H. Maître '12).

sondern auch durch geographische Nachbarschaft verbunden sind. Was die tchamsprechenden Plateaustämme gegen die monkmersprechenden Plateaustämme, die außerhalb des geographischen und kulturellen Einflusses der alten Tcham-Konföderationen stehen, anthropologisch abhebt, ist aber das neside, malayische Rassenelement. Es ist bei den Tcham selbst weitgehend durch südsinide Einbrüche aus annamitischer Quelle (vgl. S. 273) verwüstet, ist reichlich bei den Dscharai vorhanden und tritt bei den Radé voll in Erscheinung. Damit werden diese zu der kennzeichnendsten Typengruppe der tchamsprechenden Völker. Da das Tcham aber ein malayischer Dialekt und der neside Typus auch der tragende Typus der malayischsprechenden Völker von Malaya und Indonesien ist, runden sich damit die Ergebnisse endgültig ab: nicht nur die Tcham als solche, sondern die malayischsprechenden Völker der einstigen Tcham-Konföderationen überhaupt, stellen einen rassischen Einbruch in die Domäne der monkmerischen Weddiden dar.

Nach dem anthropologischen, ethnologisch-wirtschaftlichen und linguistischen Tatbestand und seinem Zusammenklingen besteht also wenig Wahrscheinlichkeit für die Auffassung von Blagden ('02) und Kern ('89), daß die Malayopolynesier in Indochina ureinheimisch seien. Warum säßen sie dann auch gerade nur an der Stelle, die am leichtesten von der Küste aus zugänglich ist? Warum hätten sie, die dann doch Zurückgedrängten, gerade die fruchtbarsten Strecken von Küste und Hochland inne? Und wer hätte sie zurückdrängen und über das Meer treiben sollen? Die primitiven Weddiden, die allerorten ihre Nachbarn sind, gewiß nicht. Deren Verbreitung und Eigenart kannte man allerdings früher noch nicht hinreichend. Heute liegen andererseits aber auch die kulturellen Beziehungen zu Indonesien, zu Śrīvijaya usw. (vgl. S. 306 und Karte 103) klar, die zeigen, daß nicht Hindu (Maître '12), sondern Malayen die brahmanische Kultur brachten. So ist heute auch ganz deutlich, daß mit den indochinesischen Malayopolynesiern, also

der Tchamgruppe, eine Intrusion von außen und nicht ein inländisches Relikt vorliegt.

Man darf darnach für die tchamischen Nesiden in Indochina wohl beim heutigen Stand unserer Kenntnisse folgende rassengeschichtlichen Vorgänge annehmen.

Spähfahrer vom reichen und organisierten Java major, von etwa Malāyu kamen gegen die Zeitwende an die fast leeren Buchten von Indochina. Siedler um die Zeitwende brachten indische Kultur und faßten zwischen Phanrang und Quinhon festen Fuß als spätere Süd-Tcham. Sie trieben Spähtrupps in die Berge, wo auf fruchtbaren und leicht zugänglichen Hochplateaus auch noch für Nachzügler aus weiteren Stämmen reicher Boden lag. In den südlichen Reisfeldkammern aber griffen sie mit Siedlergruppe um Siedlergruppe nordwärts hinauf, trieben Reisbau, lehrten auch Reisbau und traten in friedlichen Austausch mit den ureinheimischen weddiden Jägern, die die Küste nicht notwendig brauchten, aber für das höhere malayo-indische Kulturgut gern jene Mengen von Elefanten, Riechholz, Gold, von Nashörnern, Federn, Fellen und Früchten lieferten, die den Reichtum von Tchampa und die Masse der vielbewunderten Tributgaben nach China bildeten.

Im Organisieren und Vorgreifen noch immer echt malayischen Piratentums ergibt sich dann in den Jahrhunderten nach der Zeitwende der Zusammenprall mit der von der Gegenseite heruntergreifenden Rotflußkultur aus dem machtvollen südsiniden Druckgebiet von Tonking. So setzt — wie wir oben S. 279 ff. schon im einzelnen sahen — ein Weichen Schritt um Schritt ein, und an die Stelle der nesid-weddiden Tcham mit ihrer indischen Kultur und ihren weddiden Hilfsvölkern treten Zelle um Zelle die Tonkinesen, saugen auf, drängen weiter, saugen abermals auf und wachsen zur neuen annamitischen Nation empor, die schließlich die letzten Reste der einstigen malayisch-nesiden Eroberer wieder im äußersten Süden um ihren ursprünglichen Ausgangspunkt zusammenpreßt.

Und wieder, wie anfangs aus Raumnot, so werden später aus Todesnot die Berge in der langen Kampfzeit des zweiten nachchristlichen Jahrtausends zum Siedlungsgebiet. Hier leben Freunde, Verbündete, eigenes Blut aus ältester Zeit, leben auch befreundete unterwürfige Primitive, die letztes Asyl gewähren können. So vollendet sich das Schicksal dieser kühnen Malayengruppe dort, wo sie begann, und fügt zum Ende wieder diejenigen zusammen, die einst gemeinsam nach Neuland ausfuhren: die Nesiden der Ebene und die Nesiden der Berge. Sie schmelzen für den Anthropologen zu einem nesiden Intrusionskeil zusammen, der sich scharf von der Urbevölkerung abhebt und als kraftvoller Einbruch Fremdrassiger eine Einzelepisode in der Geschichte der Zersetzung der ostweddiden Rasse bildet.

Die Etappen des Heraufdrängens der Tcham zu den Bergmalayen sind bereits historisch greifbar. Sie fallen mit den großen Überschwemmungen durch die tonkinesischen Heere zusammen. Hand in Hand gehen damit die Versuche, die Bergvölker und besonders ihre beiden Fürstentümer, eben diejenigen der Radé und Dscharai, auch politisch fester zu binden. So wurde nach dem Fall von Vījaya das ganze malayische Berggebiet von König Jaya Harivarman um 1150 regelrecht erobert — vielleicht auch nur wiedererobert — und dann zunächst von seinem Schwager verwaltet, der von den Bergvölkern freiwillig oder nicht zum König bzw. richtiger Statthalter gewählt wurde (Aymonier '90, Maître '12, Maspéro '14). Natürlich blieben dabei die Stammes- und Dorfhäuptlinge, auch die Sadeten von Wasser, Feuer und Wind erhalten, die eine Art uralter Priesterfürsten darstellen, die heute noch, allerdings in arg heruntergekommener Form bestehen. Aus dieser Zeit stammen auch die baulichen Überreste der Tcham bei Kontum, Pleiku und Banmethuot (Abb. 125), also Gräber und Tempel und die Reste der Straße von Kontum zur Küste.

Dann treten die Annamiten — und gewiß nicht ohne Ausnutzung des alten innermalayischen Stammeshaders — an die Stelle der

Abb. 125. Ein verlassener Tcham-Tempel in den Urwäldern des südlichen Darlac (sog. südannamitische Kordillere), letzter Zeuge einstiger politischer Vorherrschaft der Tcham (H. Maître '06).

Tcham, und von 1558 bis 1841 müssen die Sadeten sogar Tribut nach Hué zahlen. Ein annamitischer Beamter hält sie im Zaum. Der erste derselben, Bui-Ta-Han (gestorben 1568) war ein Mann von eiserner Härte, den gewisse Moi noch heute fürchten und in ihren Gebeten anrufen sollen. Aber die alten Beziehungen zwischen den Sprach- und Blutsbrüdern, den Ebenen-Tcham und Berg-Tcham, bleiben im Wechselspiel der außen- und innenpolitischen Ereignisse noch erhalten, und keineswegs werden die Plateaumalayen von ihren reichen Stammesbrüdern in den südlichen Reisfeldkammern, also den Tcham, als Barbaren angesehen. Denn noch König Po Romé (1627—1651) — jener annamitische Vasallenkönig der Tcham, dem ihr letzter und natürlich südlichster Tempel unfern Phanri gewidmet ist — heiratete die schöne Radéprinzessin Bia Than Chan, die dann 1651 den Scheiterhaufen ihres verstorbenen Gatten bestieg und im Tempel von Po Romé (Durand '03, '07; Karte 62) noch heute verehrt wird.

Bei wachsender Not und Verfolgung und beim endgültigen Zusammenbruch flohen einzelne Tcham aus den Ebenen ja auch immer wieder zu den ihnen bluts- und sprachgleichen Waldstämmen, zu den treuen „Mlecchas", den Raglai und Churu, und zu den stammverwandten „Kirāṭas", den gutmütigen Radé und kriegerischen Dscharai. Hier wurde also auch noch manches hineingepreßt, was in den Ebenen noch nicht erschlagen, aufgesaugt oder überfremdet war. Hier oben auf den Plateaus bei den Dscharai und den Radé hat sich daher auch der stärkste neside Block der alten malayischen Intrusion erhalten, die echte Tchamgruppe, ein Pfropf im Rassenkörper der Weddiden (vgl. Karte 93: II).

Heute dringen in die Gebirgswälder dieser Weddiden von Westen und besonders Nordwesten aber auch die Tai in Gestalt der Lao vor (v. Eickstedt '40, Kemlin o. J., Madrolle '26, Maître '12, Pavie '98). Sie haben einen guten Teil der nördlichen Moi, die von ihnen als Ka bezeichnet werden, schon weitgehend beeinflußt. So sind in rassischer Hinsicht die meisten Gruppen der Ka überhaupt nicht mehr weddid, sondern palämongolid. Die von den nördlicheren, echten Tai aktivierte palämongolide Lao-Bevölkerung drang und dringt das Mäkongtal vom Koratbecken aus abwärts und schiebt sich jetzt auch in die Berge der Kordillere vor. Das geschieht besonders an der niedrigsten Stelle des Westabfalls. Sie liegt gerade gegenüber der Intrusion der Tchamgruppe (vgl. Karte 93: III). Hier bereitet sich also eine Abschnürung vor.

Aber sie ist, da sie von sehr friedlichen und freundlichen Siedlern und ebenso freundlichen und keinesfalls unnützen Wanderhändlern getragen wird, weit weniger eingreifend als die Zersetzung von Osten, also von den Annamiten. Sind doch die Lao auch in der rassischen Zusammensetzung den Moi nahe verwandt, während das südsinide Element gänzlich neue menschliche Züge in das Rassenbild der Berge bringt. Und vor allem: die Annamiten suchen breiten, neuen Lebensraum, schieben rücksichtslos die Vorsiedler beiseite, gehen nicht auf Überschichtung, sondern Vernichtung aus.

Das ist der heutige Stand. Auch hier ist alles in Fluß und Bewegung, im Inneren durch das Drängen der beengten Moi selbst, von außen durch das Eingreifen und die Zangenwirkung der östlichen und westlichen Stromlinie. Sie ist bei den primitiven Bergweddiden genau so spürbar wie bei den zivilisierten Ebenenweddiden. Was einst und fern in Urchina begann, wirkte in allen Jahrhunderten und lebt hier und heute bei den Moi wie in Kambodscha noch zeit- und ereignisnah in unseren eigenen Tagen weiter fort.

Überall und zu allen Zeiten offenbart sich Bewegung, ein Drängen, der Lebenskampf, die Geschichte der Rassen. Von den ältesten Zeiten, von grauen vorzeitlichen Jahrtausenden bis auf unser eigenes schmales Jahrhundert, lassen sich die großen biodynamischen Gesetze in ihren räumlichen Kanälen, wirtschaftlichen Motiven, psychologischen Farbenspielen und läßt sich der unablässige Wechsel innerhalb und zwischen den großen Lebensformen der östlichen Hominiden verfolgen. Unaufhaltsam rollt das Geschick nicht nur über die einzelnen erbverurteilten und süchteverstrickten Menschen, sondern auch über ganze Völker hinweg und reißt auch die rassischen Aktivitäten in der Tiefe ihrer dunklen Bestimmung entgegen.

Das ist ein Bild von ungeheurer Kraft und Konsequenz, ist Lehre und Mahnung gleichzeitig. Denn was mit Kultur, also mit Wissen, Gesittung, Seele, und mit Zivilisation, also mit Häufung, Komplikation, Geist, was auch mit einer überschwemmenden Kinderzahl und nüchtern-emsiger Wirschaftsmacht siegt, ist der Osten, die gelbe Rasse, was Schritt um Schritt zurückweicht, ist der Westen, der braune Südflügel der Westeurasier, die man als die europide Großrasse bezeichnet. Ihr schwächster Zweig ist es, der betroffen wird, die kleinen, primitiven, voraussichtslosen und friedfertigen Weddiden.

Man werfe nur einen Blick auf die Karte 93: Annamiten, Tcham und Lao, Träger von nacheinander südsiniden, nesiden und palämongoliden Wirkungskreisen, zwängen und drängen von allen Seiten in den alten Ostweddidenblock hinein. Sie saugen hier das an-

dere Blut gierig in sich, keilen sich dort gewaltsam zwischen die Friedlichen, erschlagen da die allzu leichtfertigen Fliehenden. Zersetzung und Überschichtung von allen Seiten her. Diese Prozesse gehen langsam vor sich. Sie lösen sich aus ihrer treibenden Tiefe nur im weiten Raum und aus tausend Einzelheiten des flüchtigen Tagesspiels. Aber die endgültige Zersetzung kann nur eine Frage der Zeit, wenn auch sehr langer Zeit sein. Das Ergebnis liegt jenseits menschlicher Macht und Stimmungen, ist Rassenschicksal.

VIII. FORMEN ASIATISCHER EXPANSION

1. Kolonisationsrhythmen in Altasien

Wir nähern uns damit dem Abschluß unserer Betrachtungen über die kontinentalen Bewegungen. Ihr Ursprung lag im Norden. Die Kraft des chinesischen Druckzentrums hat Massen von Menschen gegen den Süden und in Kanäle gedrückt, in denen zunächst diese Massen selbst einen Ausweg fanden, und damit entstanden Rassenbewegungen. Sie hat dann in größerer Entfernung nur noch die kulturschöpferischen Oberschichten weiterströmen lassen und damit politische und kulturelle Gebilde vorgeschickt, und damit entstanden Völkerbewegungen. Und sie hat schließlich in der weiteren Ferne nur noch die kulturellen Impulse fortgleiten lassen und beide, die tiefen zähen Rassenlagen und die oberen lockeren Völkerbildungen, wurden überrollt, und es entstanden weitreichende Sprachverschiebungen.

Aber damit erlahmte die Kraft des Druckzentrums in keiner Weise. Im Gegenteil, sie steigerte sich in dem Maße, in dem die Kanäle gefüllt wurden und sich verstopften, ja indem sie durch chinesische Kultur und Wirtschaftsweise ihrerseits dynamische Kräfte entwickelten und zurückschlugen. So steigerte sich der Bevölkerungsdruck in China immer weiter, der Raum wurde immer enger, der Menschen immer mehr. Der Kessel füllte sich bis zum Platzen. Aber er platzte nicht — er lief über. Es gab keine explosiven weltweiten Eroberungskriege, sondern ein tröpfelndes, sickerndes, fließendes Kolonisieren, ohne Unterlaß und von einst bis heute.

Ohne die Berücksichtigung dieser für die Chinesen so ungemein typischen Kolonisation und ihrer Ursachen wäre eine Darlegung der ostasiatischen Dynamik unvollständig. Sie ist seit Jahrtausenden

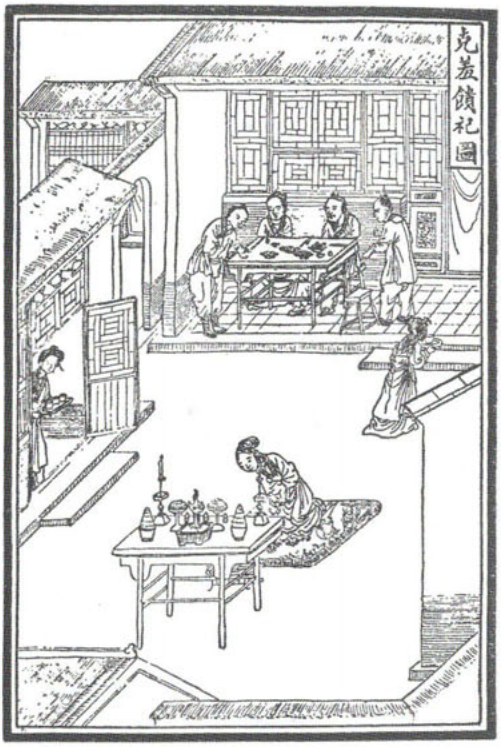


Abb. 126. Die gesittete chinesische Häuslichkeit wurde schon vor 3 Jahrtausenden zum Ideal der umwohnenden Barbarenvölker: chinesische Innenräume (R. Kelling '35).

am Werk und hat großartige Erfolge zu verzeichnen, die umso grandioser wurden, je mehr China sich weitete und die drei politisch vereinigten siniden Unterrassen fähig waren, in chinesischem Namen jedem Klima Trotz zu bieten. Denn die Nordsiniden fühlen sich in der Mandschurei ungemein wohl und haben dorthin in ein paar Jahrzehnten Dutzende von Millionen Menschen vorgeschickt, und die Südsiniden sind jedem noch so heißen Klima in Hinter-

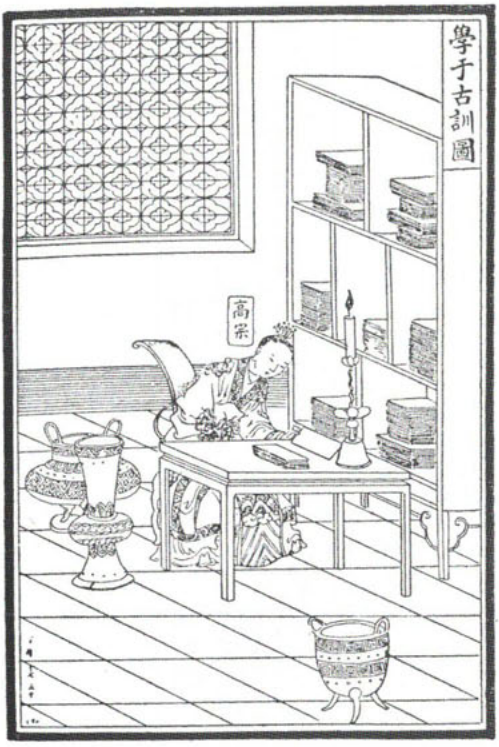


Abb. 127. Die gepflegte chinesische Geistigkeit, Philosophie, Dichtung und Schrifttum wurden als Ausdruck kultureller Überlegenheit über einen halben Kontinent anerkannt: chinesische Studierstube (R. Kelling '35).

indien oder Indonesien spielend gewachsen, und die Kolonien in Malaya haben stetig und massenhaft zugenommen. Dabei ist der Typus der modernen chinesischen Wanderungen völlig verschieden von dem der älteren oder gar der europäischen Dynamik.

Schon Kanäle und Diaspora, dann erst recht Zentrum und Randstaaten zeigen verschiedene Abläufe der Bevölkerungsbewegungen.

Nan²-dschau⁴ schlug einst zurück und wurde endlich doch zerquetscht, Yüä⁴ schlug auch zurück und wurde alsbald zersetzt und aufgesogen.

Japan aber, ganz von chinesischem Geist, chinesischer Kultur und Wirtschaftsweise durchdrungen und überflutet, wurde zunächst wie die andern dadurch sinisiert und aktiviert, und es entwickelte ein eigenes nationales Druckgebiet. Aber es wurde niemals inkorporiert wie Yünnan oder Yüä⁴, sondern erhielt sich bei aller kulturellen Sinisierung doch durchaus seine nationale und rassische Selbständigkeit. Es war durch die Entlegenheit seiner Inselbögen geschützt, an denen selbst die großartigen Mongolenzüge von 1274 und 1281 zerschellten. Und ähnlich konnte sich auch Tonking infolge seiner Ferne wieder losreißen und seine nationale, aber nicht mehr seine rassische Eigenart bewahren, ähnlich auch Korea, das aber schließlich zwischen den Mühlsteinen zerrieben wurde. Denn Japan wuchs mit der Verbindung chinesischer und eigener kultureller Impulse und einer Ausnutzung reicher Siedlungsböden immer rascher, blieb frei, aber wuchs reißend, geriet in drangvolle Enge und schlug zurück. Nun wurde zunächst das nähere Korea, dann auch die fast leere Mandschurei japanisches Interessengebiet. Aber wer in der Mandschurei wohnt und immer dort wohnen wird, das sind Chinesen, klimageeignete Nordchinesen. Auch hier findet Japan keinen Raum mehr für seine Menschen. Es findet nur Raum für seine Wirtschaftsprodukte, und seine Zukunft hängt mehr vom Absatz seiner Waren als seiner Menschen ab.

So entwickeln sich also je nach den rassischen, kulturellen und wirtschaftlichen Bedingungen sehr verschiedene Formen von neuen Bevölkerungsdynamiken. Sie gehen mehr oder minder auf das alte zentrale Kraftzentrum zurück, aber beginnen alsbald um dieses im eigenen Kräftespiel zu kreisen, wie die Planeten im Kräftesystem einer Sonnenwelt. Dann greifen sie aktiv und in wachsendem Maße in die Abläufe der Weltgeschichte ein. Auch sie sind aber in Wesen und Wirkung erst zu verstehen, wenn man sich der verschiedenen

Taf. 59. Binnenkolonisation.
Chinesische Reisfelder und Dörfer schieben sich in die Berggebiete und Wälder der Altstämme. Landschaft nördlich Kunming (Graf Castell '38).

Taf. 60. Raumraub in China.
a) Einengung der Nährfläche durch zahlreiche Grabhügel (Flugbild bei Lanchou, Graf Castell '38). b) Verschlammung der Reisfelder durch häufige Überschwemmungen. (Flugbild eines Deichbruchs am Yangtse in Hupeh (Graf Castell '38).

Formen bewußt ist, unter der die ursprünglichen Kolonisationen verliefen, und sich die Ursachen klar macht, denen ihre Kraft entspringt.

Als erstes seien daher die Verhältnisse im Druckzentrum selbst betrachtet, als dieses seine Kräfte zu entfalten begann, also im alten China.

Dieses stand, wie wir wissen, gewöhnlich in Abwehr gegen den Nordwesten, gegen das „Land der Eingänge", gegen Hunnen, Tanguten, Mongolen. Es stand aber in unaufhörlichem Ausgriff gegen alle übrigen Nachbarn, denen auch wahllos und unterschiedslos jene Bezeichnung für Nichtchinesen beigelegt wurde, die, je stärker das Reich und damit selbstgefällige Eitelkeit schwollen, auch immer mehr die Bedeutung von kulturlosen, minderwertigen Menschen, von Barbaren annahm. So war es auch bei den Griechen gewesen, man hat sich in Ost und West nichts vorzuwerfen.

Die Gegensätze im alten China waren also solche zwischen den in staatlichen Organisationen zusammengefaßten Bewohnern der Alluvialebenen der großen Nordströme, etwa der Dschou[1]-Leute (denn Chinesen gab es noch nicht), und den stammesmäßig zersplitterten ,gleichfalls siniden Bewohnern der Berggebiete etwa vom Schlag der Tai oder Miao. Beide Gruppen waren rassisch ähnlich und standen auch nicht selten auf einem annähernd gleichen und beiderseits durchaus beachtlichen Kulturniveau.

Aber in bestimmten Ausschnitten waren die Ebenenbewohner überlegen. Sie verfügten über die bessere Organisation, über die größeren Massen, über die ertragsgünstigeren Ackerbaumethoden und vor allem über Städte bzw. mindestens die größeren Städte. Und Stadt bedeutet Kultur, bedeutet geschicktes Handwerkertum, kulturschöpferische Spitzenschicht, Entwicklung gepflegter Sitten und zahlreicher materieller Erleichterungen des Lebens, bedeutet Entwicklung höherer Kunst und Literatur.

Das gab das Übergewicht: die geschliffeneren Sitten, die besseren Pinsel und Farben, das schöne Gebrauchsgut und das Stäbchenessen,

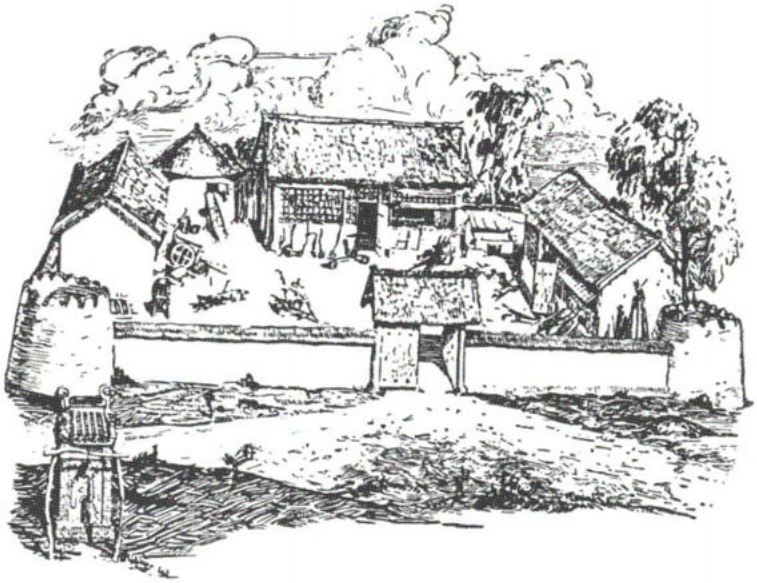


Abb. 128. Bauerntum als Träger der siniden Ausbreitung im Norden. Nordchinesisches Bauerngehöft (J. G. Andersson '34).

die konfuzianische Ethik (Abb. 126 u. 127). Das alles entwickelte auch immer stärker jenen kindhaften und allmählich alle Urteile durchdringenden Dünkel, der, mit Masse eingesetzt, wieder zu einer nicht zu verachtenden psychologischen Waffe wurde. Denn besaßen schon die vielen nützlichen und schönen Güter der höheren Kultur an sich eine enorme Werbekraft, so wurde diese nun auch auf die ganze völkische Haltung übertragen. Es war also nicht ein gewaltsames Aufdrängen, was zur Einbeziehung von immer mehr Barbarenstämmen führte, es war vielmehr der brennende Wunsch eben der Barbaren selbst, möglichst bald als einbezogen gelten zu dürfen.

Man vergleiche hierzu, nur um einige Beispiele zu nennen, etwa bei Ma[3] (d'Hervey II, 16): „In der Epoche von 508—511 baten

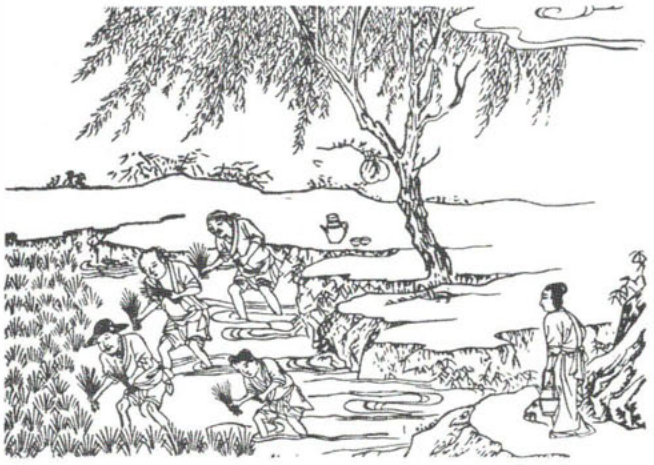


Abb. 129. Bauerntum als Träger einer starken Binnenkolonisation im Süden: südchinesische Reisbauernfelder (Holzschnitt aus der Sung-Zeit) (F. E. A. Krause '31).

1700 Barbarenfamilien der Man²-i² ... darum, 16 Kreise und 50 Distrikte zu bilden und in das Reich (der Mitte) aufgenommen zu werden, was ihnen gewährt wurde." Welch ein Zuwachs von Steuerzahlern, Soldaten und Land! Und an anderer Stelle (II, 18): „Die Kaiserdynastie der Sui bestimmte eine Stadt ... für die Manbarbaren (in Hunan), die der Mittelpunkt ihres Landes und ihrer Beziehungen mit dem Reich (der Mitte) sein sollte ... und die Dynastie der Tang gewährte ihnen ... mehrere Distrikte, die ihre Fürsten unter sich aufteilten und deren (chinesische) Gouverneure sie wurden." Mit anderen Worten: die einheimischen Fürsten behielten, was sie sowieso besaßen, mußten um des hohen chinesischen Gouverneurtitels willen — der auch keine schlechte Einnahmequelle war — aber die Oberhoheit Chinas anerkennen. Das war wieder eine für China billige Inkorporation großer Massen bisher „barbarischer" Stämme.

Abb. 130a—b. Ungekochte Barbaren, die sich der chinesischen Kultur und Sozialhierarchie noch entziehen. Sogenannte Miao-Lolo aus den Gebirgen des zentralen Yünnan (G. Devéria '86).

Das war also der Stand: der Chinese brauchte Land, der Barbar Kulturgut. Der chinesische Fürst wollte Steuerzahler, der barbarische Fürst Anerkennung.

So schob sich der chinesische Bauer in die Täler der Bergländer vor, baute Reis für sich und seine Städte und verkaufte seine und deren Ware gegen die Rohstoffe der Berge. Beim Felderkauf wurde dann der „dumme Barbar" gewöhnlich gehörig übers Ohr gehauen. Das ging zunächst ganz friedlich vor sich. Immer war der Chinese ebenso geschickt als Bauer wie als Händler. Später kamen weitere Sippenmitglieder nach, und das Dorf erhielt schließlich meist nach der Sippe auch seinen Namen. Es hatte auch bereits eine Mauer (Tafel 12a), denn von mancher gewagten Übervorteilung oder von Landstreit her drohte Gefahr, auch einen Markt (Tafel 20a), denn dahin kamen alle, die im Tal selbst sich schon als Chinesen benahmen und gar wohl auch gelegentlich schon Chinesen nannten, obwohl noch durch jede Ritze der Häuser zu sehen und jedes schief herausgequetschte chinesische Wort zu hören war, daß die Tünche dünn lag. Aber das besserte sich mit der nächsten Generation.

Es kamen von den nahen Bergen auch regelmäßig und in Massen die sog. „zubereiteten" Barbaren, also diejenigen, die schon längst nicht mehr ohne den wirtschaftlichen und kulturellen Austausch mit dem Marktflecken auskommen konnten. Nur auf fernen Höhen hielten sich jetzt noch die „ungekochten" Barbaren, die „rohen", gefürchteten, verspotteten „Wilden", die noch auf angestammtem Boden als „Boden-Urbewohner" ihre alte unabhängige Eigenwirtschaft betrieben (Abb. 130). Der Lebensraum beider aber wurde mit dem Vorrücken der chinesischen Bauern immer stärker eingeengt, denn diese kauften alsbald auch den „Rohen" mit List und Übervorteilung die Felder ab (Taf. 59). Dann half auch die Kulturtünche nicht: „Die unterworfenen Yao fliehen zu den wilden Yao und verführen sie zu Einfällen, um Teil an der Beute zu haben . . . Die Yao müssen ihre Felder behalten, das ist der beste Schutz unserer Grenzen." (Aus einem kaiserlichen Edikt von 1214, vgl. Ma[3]: d'Hervey '83, II, 34, 40).

Von der wirtschaftlichen Autarkie hing jetzt alles ab. Denn Handeltreiben heißt Wünsche wecken, und mit ihren Wünschen werden die Menschen gefangen. Die Ungekochten ließen sich nicht fangen. Sie schlugen sogar zurück. Dann aber kamen, nachdem längst aus dem kleinen Einzelgehöft im Waldtal ein Flecken zwischen weiten blühenden Reisfeldterrassen und aus dem Flecken eine kleine umwallte Kreisstadt (Abb. 131) mit Präfekten geworden war, auch die Soldaten des Präfekten.

Nun und erst jetzt gab es Krieg, und dieser wurde auch umso blutiger, grausamer und rücksichtsloser geführt. Bei Ma[3] finden sich viele Beispiele dafür. Und dann schob sich danach und dahinter, wenn er vorüber war, wieder der freundliche, zähe Bauern-Händler freundlich und zäh weiter, ließ nach einiger Zeit seine Sippenmitglieder nachkommen und benannte das Dorf oder den Marktflecken, der umwallt wurde und sich mit Verwandten und Freunden und Kindern füllte, mit vielen Kindern, ja Kindern ohne Zahl, denn sie waren beste Arbeitskräfte, einzige Altersversorgung

Abb. 131. Der Typus der befestigten Kreisstadt am Wildvölkergebiet. Blick von der Stadtmauer von Mienning im Djiän-tschang-Tal (S. 167 u. Karte 39). Zinnen, Tortürme und Vorstadthütten (H. Hackmann '07).

und die Sicherung der Sippe, die im Ahnenkult ihren Ausdruck fand. Und aus allen wuchsen wieder freundliche, friedliche und zähe Bauern-Händler hervor. Bis die nächste Kreisstadt fällig war (Abb. 131—132), und nun auch die rückwärtigen Verbindungen gesichert werden konnten (Abb. 136).

Das ist der Weg von unten in der alten chinesischen Kolonisation, der erste und wichtigste. Er hat manchen blutigen Rückschlag erlitten, aber er wiederholte sich immer und immer wieder, auch als aus den Dschou[1] die richtigen Chinesen und als aus den Chinesen ein Weltvolk geworden war, und er wiederholt sich noch heute in den breiten Gebieten der Binnenkolonisation der Südwestprovinzen. Was man in Kai-yuen*und hundert anderen kleinen Städtchen in Yünnan vor sich sieht im Wirbeln des Marktplatzes mit seinen Bai[2]-i[2] und Lolo und den chinesischen Händlern und Polizisten, das spielte sich schon vor 2000 Jahren genau so ab in Changsha** und hundert anderen Orten des heutigen Inner-China.

* Kai[1]-yüan[3] (Kai-yuen) 開遠 (früher A[4]-mi[2]-dschu 阿迷州).
** Tschang[2]-scha[1] (Changsha) 長沙.

Abb. 132. Tachienlu, eine chinesische Handelsstadt am Fuß des Gebirgsmassivs des Da-liang-schan, dem Gebiet der unabhängigen Lolo (vgl. S. 162) (H. Hackmann '07).

Es wirkt sich hier also eine Rassenveranlagung aus, und zwar eine hervorragend günstige. Sie läßt Franke ('30, I. 50) treffend sagen: „Der mit starkem Handelinstinkt begabte chinesische Bauer (ist) der beste Kolonisator, den die Weltgeschichte kennt." Der Vorgang selbst wurde auch schon wiederholt mit der in der Tat vielfach ähnlichen (aber im einzelnen natürlich radikal verschiedenen) Wiedereindeutschung der in der Völkerwanderungszeit verlorengegangenen ostelbischen Gebiete verglichen.

Allerdings richtete sich das Weiterschieben der chinesischen Bauern nur teilweise in Länder entscheidend niedrigerer Kultur, teilweise aber auch in solche, die auf einzelnen Kulturgebieten über hervorragende Eigenschöpfungen verfügten. Man denke an die Bronzekunst der Tai. Mit der Übernahme von derartigen Elementen drang aber auch das farbenfreudige taiische Ideengut mit ein. Das

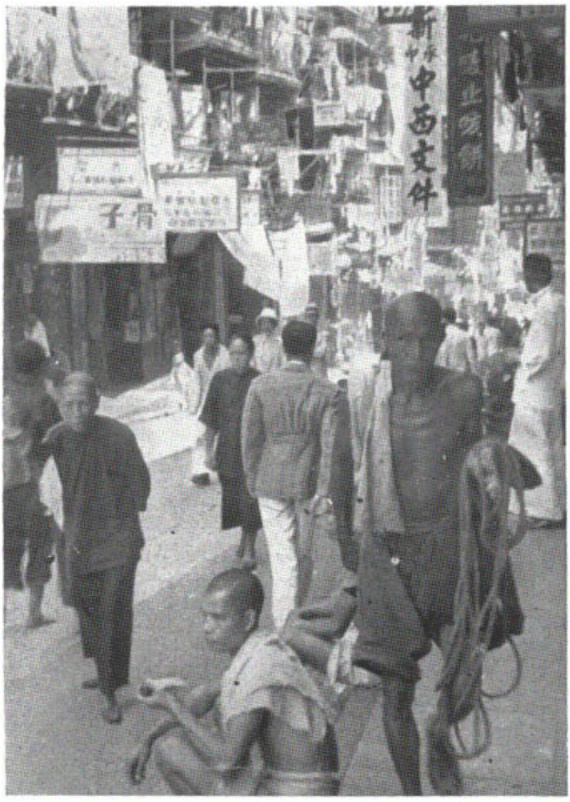
organisierte Nordchinesentum schmolz dieses, was wiederum ein ungemein kennzeichnender rassentypischer Zug ist, in ihr nüchternes, rationalistisches Denken ein und gestaltete bunte Legenden zu ernster Geschichte um. So kam wohl die Folge der mythischen Urkaiser zustande. Daß daneben, wie z. B. Granet '29 und Maspéro '19 zeigten, auch noch in den volkstümlichen Vorstellungen der Chinesen eine Menge von alten Taisagen, besonders im Süden, mitschwingt, kann nicht überraschen.

Das alles also drang von unten her in das sich vorschiebende Chinesentum, das auch von unten her seine ersten Grundlagen im Süden legte. Auslösend für die Bewegungen waren dabei Notzeiten, Bevölkerungsüberschuß und nicht zuletzt politische Bedrückung, wie sie schon im 2. vorchristlichen Jahrtausend in einem Spottliedchen im Buch der Lieder Niederschlag fand:

Abschiedslied der Auswanderer an ihren Oberbeamten

Große Maus! Große Maus!
Unsre Hirse nicht verschmaus'!
Drei Jahr' hielten wir dich aus,
Kümmerten dich keinen Daus;
Wandern nun von dir hinaus,
Freu'n uns jenes schönen Gau's,
Schönen Gau's, schönen Gau's,
Wo wir finden Hof und Haus.

Große Maus! Große Maus!
Friß nicht unsern Weizenstand!
Drei Jahr' hielten wir dich aus,
Nie hast Guts uns zugewandt;
Wandern nun von dir hinaus,
Zieh'n in jenes schöne Land,
Schöne Land, schöne Land,
Wo uns Recht wird zuerkannt.



Taf. 61. Die sinide Expansion nach Osten.
a) Die Küstenstädte sind Ausfallstor. Volkreiche Straße in Hongkong (Phot. v. Eickstedt). b) Die Philippinen als Ziel: Chinesen-Tagal-Mischling aus Manila, Chefsekretärin einer Großhandelsfirma (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 62. Die sinide Expansion nach Süden.
a) Ein Min-huong, d. h. ein sino-tonkinesischer Mischling, Prostituierte in Hanoi (Phot. v. Eickstedt). b) Typische Chinesenstraße in Singapore (Schonanko) (Slg. v. Eickstedt).

Taf. 63. Die sinide Expansion.
a) Ein sino-siamesischer Mischling aus Bangkok, Verkäuferin im Europäerviertel (Slg. v. Eickstedt). b) Chinesenladen in Sampeng in Bangkok: hier gibt es alles (Slg. v. Eickstedt).

Taf. 64. Die sinide Expansion nach Norden.
a) Chinesenstraße in Mukden, der alten Hauptstadt der Mandschurei (K. Haushofer '41). b) Chinesische Deckpassagiere auf der Reise von Schantung nach Dairen (G. B. Cressey '34).

Große Maus! Große Maus!
Friß nicht unsern jungen Reis!
Drei Jahr' hielten wir dich aus,
Fragtest nichts nach unserm Schweiß;
Wandern nun von dir hinaus,
Zieh'n in jenen schönen Kreis,
Schönen Kreis, schönen Kreis.
Wer ist da voll Klaggeschrei's?

(v. Strauß '80, 194.)

Aber neben der Kolonisation von unten gab es auch noch einen Weg von oben. Beide Möglichkeiten spielten sich Hand in Hand.

Versteht es sich doch, daß die zubereiteten Barbaren, also die auf dem unteren bauernhändlerischen Weg zubereiteten Barbaren, sehr stolz auf jede Berührung mit dem Führertum des entweder organisatorisch oder, weit öfter, auch kulturell überlegenen Nachbarvolks waren. Ihre Häuptlinge übernahmen Sitte und Bräuche, spickten ihre Rede mit chinesischen Worten und Anspielungen, übernahmen vielleicht gar schon das eine oder andere aus der chinesischen Literatur. Wo diese mit chinesischen Präfekten und Militärkolonien kam, errang sie überhaupt dauernde Siege. So wurde ganz Annam mit chinesischem Geist erfüllt. Auch wurde von den Männern mehr und mehr die chinesische Kleidung übernommen, obwohl die eigene oft schöner war, doch war die fremde Schlichtheit vom Nimbus der höheren Kultur und des fernen großen Kaisers umspielt. Dieser war Zentrum der ganzen Überlegenheit, konnte durch Tausch oder als Dank auch Kunstgut, Militärkapellen, Ehrenzeichen stiften. Und vor allem auch chinesische Titel — deren Trägern erwiesen dann sogar die Chinesen selbst die vorgeschriebenen Ehren.

Das also sind hier die Wünsche, die geschickt geweckt und mit denen die Häuptlinge und Fürsten gewonnen wurden. Meist drängten sie sich geradezu nach diesen Ehren. Sie boten dafür Tribut (Abb. 133), Land, Verträge, Geiseln, Wirtschaftsabkommen und

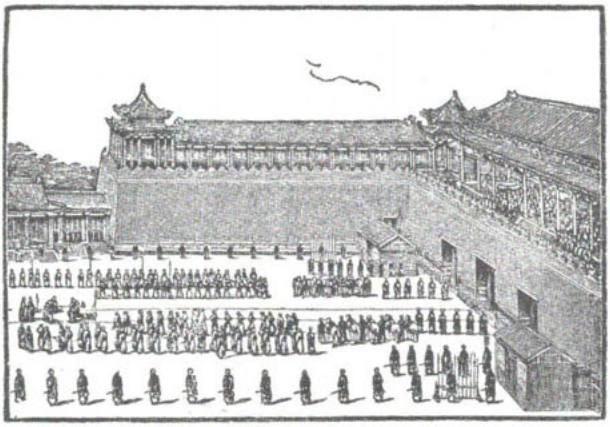


Abb. 133. Das imponierende Zeremoniell am Kaiserhof trat beim Empfang ausländischer oder halbbarbarischer Tributgesandtschaften in Erscheinung. Einzug einer mongolischen Gesandschaft zur Ming-Zeit (Li Ung Bing '14).

boten mehr noch, wenn es gar eine chinesische Prinzessin zu erringen gab. Am Hof lebten hunderte von ihnen. Man konnte auch eine mutige Dame dazu ernennen (vgl. z. B. de Groot '21, 74 — so machten es ja auch die byzantinischen Kaiser). Dann war sogar der Stammbaum chinesiert. Die Taifürsten des halben Yangtsebeckens behaupteten schon zur späteren Dschou[1]-Zeit, von chinesischen Kaisern abzustammen, sogar die Yao, wie wir S. 159ff. sahen, ebenso.

Tatsächlich sickerte auch auf diesem Weg von oben mancherlei nordsinides Blut in die führenden Familien des Südens ein, wenn es auch nicht gerade immer kaiserliches Blut war. Schon mancher Bauer, der ohne Frau kam, verschwägerte sich mit den Einheimischen, und die stolze Tradition hielt sich. Intriganten aus den immer von Intrigen der Schranzen, Eunuchen und Konkubinen überwucherten Fürstenhöfen, auch Staatsfeinde, Staatsverbrecher und

richtige Verbrecher, Menschen also, die mit oder ohne Schuld ihr Heil in einer oft schnell gewählten Flucht sahen, verschwanden in den Wäldern. Auch bedrückte Bauern oder Kaufleute suchten ihr Heil in der Binnenkolonisation: „Als die nördlichen Sung (420—478) ihre chinesische Bevölkerung mit übermäßigen Steuern und Schikanen bedrückten, wanderten die bedauernswerten Leute zu den Man²-i² aus ... und bildeten alsbald eine gefährliche Anhäufung von mehreren 100000 Menschen, eine Mischung von verschiedenen Rassen und Völkern, die jederzeit zu Raub und Plünderung bereit war." (Ma³: d'Hervey '83, II, 60).

Noch heutigentags fliehen die wohlhabenden Chinesen der bergnahen Gebiete bei Unruhen sehr gern zu den Barbaren, wo sie auch heute noch ebenso gern aufgenommen werden. In alter Zeit aber kehrten sie mitunter nicht zurück, sondern warfen sich zu Häuptlingen, ja Fürsten auf. Das war ganz besonders dann der Fall, wenn sie Unzufriedene oder Gefolgsleute mitbringen konnten.

Ein ausgezeichnetes und vielzitiertes Beispiel dafür ist der Zug der beiden älteren Söhne* des Dschou¹-Altfürsten Dan³-fu⁴ (um 1200 v. u. Z., vgl. S. 40). Diese waren unrechtmäßig bei der Thronfolge ausgeschlossen worden und begaben sich daraufhin zu den Südvölkern, also zu Taistämmen, gründeten in Kiangsu ein Reich und ließen sich zunächst sogar dazu herab, teilweise Taisitten anzunehmen, „sie bemalten sich den Körper und schnitten sich die Haare" (Sï¹-ma³ Tjiän¹: Chavannes '95, I, 26). Das war der Beginn des später so mächtigen Staates von Wu² oder Gou¹-Wu² (vgl. S. 119 und Karte 39). Sie gründeten auch, wie überliefert und sehr kennzeichnend ist, sogleich eine Stadt, die Kulturmittelpunkt werden konnte, und begannen neben dem alteinheimischen Reisbau auch Feldbau zu treiben, was auf eine beträchtliche Anzahl von siedelnden Gefolgsleuten deutet. Später haben die Fürsten von Wu² nie versäumt, darauf hinzuweisen, daß sie aus kaiserlichem

* Tai⁴-bo² (T'ai-po) 太伯 und Yü²-dschung⁴ (Yu-tchong) 虞仲.

Geblüt seien. Ein anderer Fall ist die Flucht des Prinzen Ko[4]*, der sich nach seiner fehlgeschlagenen Empörung gegen seinen Bruder König Dschuang[1]** 693 v. u. Z. nach Nan[2]-yän[4]*** im heutigen Honan begab.

So ging von unten und von oben die Sinisierung gleichzeitig weiter, und das entscheidende Moment war die höhere Kultur, die organisierte, städtegetragene, durchgeistigte Kultur der Nordsiniden, die ebenso von der Fruchtbarkeit ihrer Bauern wie der Geschicklichkeit ihrer Fürsten vorgetragen wurde. Krieg war wirklich nur ultima ratio. Krieg schafft Macht, aber noch nicht Volksboden. Gerade weil es sich aber um Kultur in erster Linie handelt, sind dabei auch die Zentren der Kultur, die Städte, von besonderem Interesse.

Der chinesische Historiker Li ('28) hat sich der Mühe unterzogen, in den Chroniken und Annalen das Fortschreiten chinesischer Städtegründungen zu verfolgen. Wenn auch nicht immer die erste Gründung, so ist doch die Umwallung eines größeren Ortes fast in jedem Falle nach Umfang und Alter sicher festzustellen. Die Umwallung aber ist das untrügliche Zeichen des Überwiegens der chinesischen Macht, die auf ihren Kultureinbruch folgt. Und da zeigt sich mit einer verblüffenden Regelmäßigkeit das zielsichere Ausgreifen des chinesischen Staatsvolkes.

In regelmäßiger, breiter Front geht das Vorschieben nach Süden vor sich (Abb. 134). Szechuan und Anhui werden bis zum 3. Jahrhundert einbezogen, auch schon Hunan und Kiangsi, die doch eben erst ihre größte Macht noch als Taistaaten unter Tschu[3] und Wu[2] erreichten. Sie waren kulturell längst von Nordchina eingeschlossen. Yünnan wird schon in nachchristlicher Zeit und gleichfalls lange vor dem Sturz der Tai sinisiert, das fruchtbare Kiangsi am Unteryangtse füllt sich auf. Kuangtung und Kuangsi folgen in der Tang-

* Ko[4] 克.
** Dschuang[1] 莊.
*** Nan[2]-yän[4] 南燕.

Abb. 134. Das Südwärtsgreifen der Gründung chinesischer Städte, nach der Errichtung der Mauern urkundlich feststellbar, zeigt deutlich die allmähliche kulturelle und völkische Einschmelzung der südlichen „Barbaren" und damit das allmähliche Weiterrücken der militärischen und politischen Macht des Chinesentums (Chi Li bei H. Schmitthenner '34).

zeit und nur Kueichow mit seinen Miao und Fukien mit seinen Tai sind fast noch städtefrei. Nach 1376 aber gibt es überhaupt keine Talländer mehr in China, wo nicht chinesische Kultur ausschlaggebend wäre. Das hat dann zu der lange obwaltenden Täuschung geführt, als ob China bereits ein geschlossenes Reich und nicht von zahlreichen selbständigen nicht-chinesischen Fürstentümern durchsetzt sei. Aber diese lagen nur noch in den Berggebieten.

Schließlich ist neben den Bauern und den Fürsten auch noch ein dritter Stand als zuzeiten sehr wirksamer Faktor für die Ausbreitung des Chinesentums zu nennen. Das ist der Soldat. Er tritt selbständig als Militärkolonist oder als Begleiter jener zahlreichen zwangsmäßigen Umsiedlungen auf, die in der chinesischen Geschichte eine beträchtliche Rolle spielen.

Mit Verbannungen und Verschickungen von Mißliebigen waren manche chinesische Kaiser überraschend schnell bei der Hand. Sie dachten dabei sehr praktisch. Bedeutete doch eine Umsiedlung zugleich eine Entlastung im Inneren und einen Gewinn an der Peripherie. So wurden schon 314 v. u. Z. „10000 Familien" aus Zentralchina nach dem eben eroberten Szechuan, 238 v. u. Z. nach der mißlungenen Revolte des verliebten Hofschranzen Ngai-lao* 4000 Familien nach Hupeh geschickt, und Schï[3] Huang[2] Di[4] (221—209) verpflanzte überhaupt ganze Städte und Kreise. Das wurde auch später noch geübt, wovon die chinesischen Historiker, für die ältere Zeit besonders Sï[1]-ma[3] Tjiän[1], ausgiebig zu berichten wissen.

Richtige Militärkolonien entstanden zudem an allen Grenzen, auch im Norden, wo das oben genannte Loulan Beispiel ist, das erst bei völliger Austrocknung aufgegeben wurde. Ihre Hauptaufgabe war die Verproviantierung der kämpfenden Heere oder der Außenposten (Biot '50).

Im Süden wurde zu Anfang des 3. vorchristlichen Jahrhunderts eine große Militärkolonie in Changsha angelegt. Als sich die dor-

* Ngai[1]-lau[2] (Ai[1]-lau[2]) 哀勞.

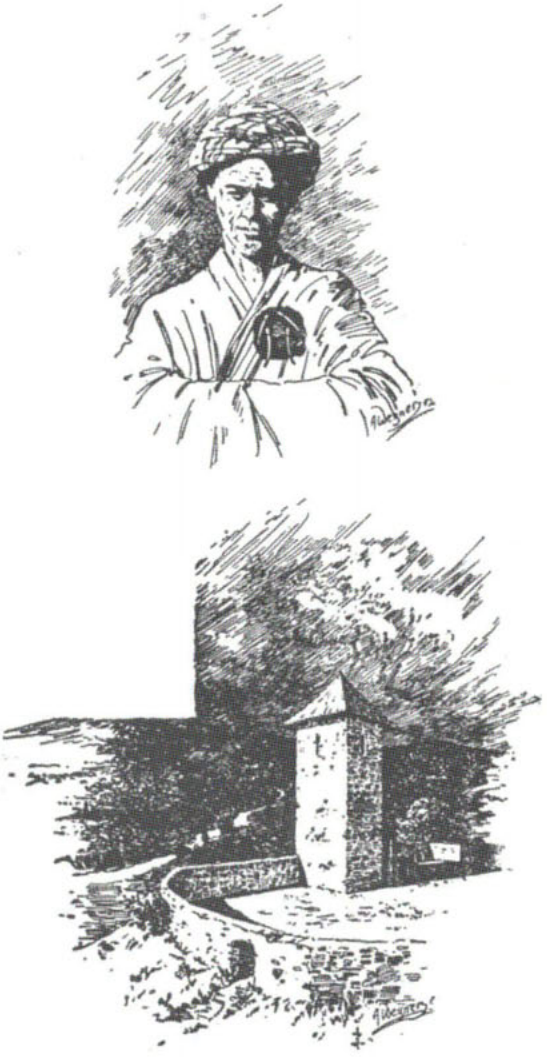


Abb. 135—136. Lolo-Mann und Schutzturm an einer Straße durch unabhängiges Lolo-Gebiet nördlich von Mienning (H. Hackman '07).

tigen Tai ihrer zu erwehren versuchten, stieß man mit Heeresgewalt bis Kanton durch und streute überall neue Militärposten aus, so auch in Kanton selbst, in Kweilin und Siang (heute Nanning: Maspéro '16). Aus dieser allmählich mächtig ausgebauten Siedlungsaktion von 214—212 — also noch unter Schï[3] Huang[2] Di[4] — ging dann die kulturelle Sinisierung von Yüä[4] hervor. Sie nahm ihren Ausgang vom Sikiangbecken, wo bald alle Verbindungswege und Talstraßen unter ihrer Kontrolle standen. Überall wohnten chinesische Siedler zwischen den Eingeborenen, vor allem natürlich an den strategischen und kommerziellen Schlüsselstellungen. Von hier schoben sich die chinesischen Bauern talauf. Das ging zäh und stetig, aber langsam vor sich: noch im 6. nachchristlichen Jahrhundert kam die chinesische Verwaltung selbst in ihren höheren Posten nicht ohne Eingeborene aus, noch 1000 Jahre später war Kanton jederzeit zum Abfall bereit.

Die Urbewohner sind bekannt. Damals regierten im Südwesten noch die Bambuskönige von Yä[4]-lang[2]* — wie die Taifürsten sehr treffend bezeichnet werden (vgl. Karte 62) — und nördlich die „Geschlechter von Pan[2]-hu[2]", also wohl Yao. Im Süden aber gab es gleichfalls Tai, nämlich die geflohenen Leute von Yüä[4] (333 v. u. Z.), die Tonkinesen (s. oben S. 260 ff.), die nunmehr als nächste 112 v. u. Z. durch eine mächtige Militärkolonie erfaßt wurden.

Wie sich die Lage weiterentwickelte, sprechen die Han-Annalen (Franke '30, I, 323) ganz offen selbst aus: „Seitdem das Land in Provinzen und Präfekturen eingeteilt war, drangen dort viele chinesische kleine Beamte und Soldaten ein, bemächtigten sich des Landes und bedrückten die Bevölkerung. So kam alle paar Jahre ein Aufstand vor". Etwa aus gleicher Zeit berichtet Ma[3] (d'Hervey II, '83, 159) aus den Grenzländern nördlich Diän[1], daß ein chinesischer General 90 chinesische Beamte und Offiziere zum Tode verurteilt habe, weil sie durch ihre Unterdrückung und Aussaugung der ein-

* Yä[4]-lang[2] Dschu[2]-wang[2] 夜郎竹王.

Abb. 137. Kueichow am Mittel-Yangtse.
Die befestigte, etwas verwahrloste Handelsstadt mit massigen Mauern und großen Tortürmen mittelalterlicher Prägung, wie sie seit Jahrtausenden die Zentren chinesischen Reichtums, Rechts und Machtbewußtseins kennzeichnen (F. Ayscough '34).

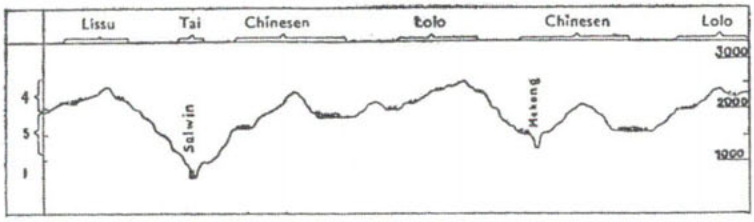
geborenen Bevölkerung einen Aufstand provoziert hatten. Ganz ähnlich liegen die Dinge wiederholt in Ba[1], Annam oder Kuangsi (Ma[3]: d'Hervey '83, II, 2), ähnlich auch nach der Eroberung von Nan[2]-dschau[4] in der jungen Provinz Yünnan (Sainson '04, 222).

So wurden also rassische Sprengzellen rings um den eigenen Volksboden angelegt und teilweise weit bis in die Kerngebiete der Nachbarvölker vorgeschoben. Sie übten einen ebenso starken kulturellen wie blutsmäßigen Einfluß aus.

Wohnten doch z. B., wie es heißt, „die Militärkolonien im Gebiet der fünf Bergzüge mit den Yüä[4] durcheinander". Vermischung besonders in die Barbarenvölker hinein ging also im stärksten Umfang vor sich. Und daneben wanderten hinter den Militärkolonisten weitere große Volksteile aus dem Norden bald freiwillig, bald unfreiwillig nach, wenn Raumenge oder Not drückend wurden oder der kaiserliche Befehl nachhalf. Wenn man daher eine sukzessive Zunahme der chinesischen Bevölkerung in den barbarischen Südprovinzen von der Hanzeit um unsere Zeitwende bis zur Mingzeit im etwa 15. Jahrhundert feststellen kann, wenn diese von damals nur 8% auf nicht weniger als 49% der gesamten Reichsbevölkerung (Li '28, 229) anstieg, so lag das selbstverständlich nicht an einer absoluten Geburtenzunahme, sondern an der Einbeziehung immer größerer kolonisierter und halbkolonisierter Gebiete. Dabei werden dann in wachsendem Maße auch die „Zubereiteten" mitgerechnet. So wird in einem Dokument von Jahr 299 n. u. Z. von den gleichen Grenzprovinzen ausdrücklich gesagt: „Die Bevölkerung umfaßt mehr als eine Million, wovon die Hälfte die Nachkommen jener Barbaren sind."

In der Zeit der Wirren der Drei Reiche* (221—265) wanderten nach den Angaben der Sung-Annalen Massen von Bauern aus — alle nach dem Süden, alle in die Gebiete jenseits des Yangtse. Sie erhielten im 4. Jahrhundert kräftigen Nachschub infolge des „Aufstands des Su Chüen" (326 n. u. Z.). Das setzte sich bis heute, ja gerade heute weiter fort, wo mit dem japanischen Vorgreifen Massen von Bauern und auch ganze Verwaltungskörper und Universitäten nach den inneren Südprovinzen übersiedelten. So ist auch der südsinide

* San[1]-Guo[2] 三國, nämlich We[4], Schu[3], Wu[2] 魏, 蜀, 吳, vgl. die Dynastien-Übersicht im Anhang.



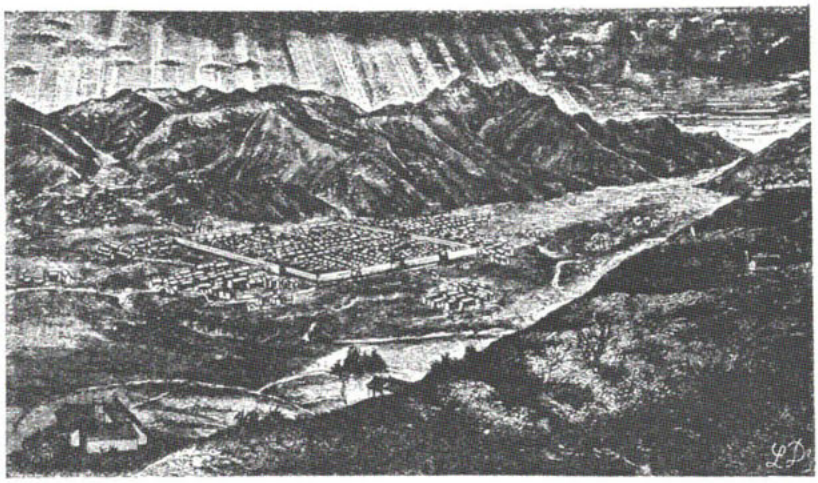


Abb. 138. Die chinesische Binnenkolonisation und Zwangssiedlung in Südchina erfaßte zunächst die reisbaufähigen Gebiete. Daher inselweise Hochtalsiedlung in Yünnan, wie sie auf Karte 173 heraustritt und oben in einem Diagramm (nach W. Credner '35) und einer Strichzeichnung (nach F. Garnier '73) wiedergegeben wird.

Typus in den reichen und küstennahen Gebieten und etwa in der Gegend der Stadt Kanton selbst längst weitgehend aufgelöst und keineswegs so häufig, wie man es in seinem alten Kerngebiet erwarten sollte, und in den nördlichen kantonesischen Bergen sind es noch die Hakka*, von denen man zwar immer noch nicht

* Hakka, hochchinesisch Ko^{4}-djia^{1} 客家

die genaue Herkunft weiß, die aber zweifellos nördliche Elemente in Massen in einstige Taigebiete brachten.

Die Sprengzellen sprengten also wirklich, und der Nachschub ließ nicht nach, in allen Südprovinzen nicht bis zum heutigen Tag. „Seit wir Missionare vor 30 Jahren zuerst nach Kueichow kamen, ist ein unaufhörlicher Strom von Menschen, bald steigend, bald fallend, aus dem volkreichen Szechuan nach Kueichow geflossen" (Clarke '11, 11).

Das nahm nach Hungersnöten infolge von Dürre oder Überschwemmungen nach Deichbrüchen noch zu, vor allem aber nach Aufständen oder politischen Umwälzungen. Noch als Tschiangkaischek* 1927 dem Kommunismus in Kanton zuleibe ging, gab es eine Hochflut chinesischer Auswanderung in ganz Südasien. In alter Zeit ist nicht selten eine unmittelbare Beziehung zwischen den Einbrüchen der Hsiung^{1}-nu^{2} im Norden, die mitunter weite Landesteile an sich rissen und gewaltsam altchinesisches Land besetzten, und den Südwanderungen festzustellen (Chi Li '28). Große Menschenmengen flohen nach dem grauenvollen Taipingaufstand** von 1852—64, der ganze große Städte vom Erdboden vertilgte und Millionen von Todesopfern gekostet hat, oder nach dem blutigen Mohammedaneraufstand von 1860—78. Und zwischendurch veranlaßt die Regierung auch immer wieder Zwangsansiedlungen, so – um nur ein Beispiel zu nennen –, schon der Staatsminister Shi Chin im Jahre 329, der alle Heimatlosen vom Norden im Yangtsebecken ansiedeln ließ (Franke '11, 37, Fu '27, Hsieh '31, Jamieson '23, Li '28, Schmitthenner '29, Schulze '40, Wegener '30).

Später richteten sich diese Zwangsansiedlungen immer weiter südwärts. Was hier die Staatsminister als Ausweg wählten, war aber auch in friedlicheren Zeiten die Sehnsucht derer, die von Unheil oder Armut verfolgt waren. So riß der Strom nach Süden nie ab.

* Tschiangkaischek, Djiang^{3}-Djiä^{4}-Schï^{3} 蔣介石

** Tai^{4}-ping^{2} 太平, wörtlich Grosser Friede, ein Name von unbeabsichtigtem, aber desdo erschreckenderem Zynismus.

2. *Der Mechanismus des Vordringens*

Soviel über die Bevölkerungsausdehnung im alten nördlichen China. Das Wachsen und Sichdehnen dieser jungen Kräfte, die im Laufe der Jahrhunderte einen Erdteil unter ihre kulturelle Führung stellen sollten, führte sodann, wie wir bereits sahen, auch in den betroffenen Gebieten des nahen Südens zu bevölkerungsdynamischen Bewegungen, die sich alsbald ihrerseits gegen den ferneren Süden richteten.

Damit wurde die nächste breite Rassenzone, die der monkmerischen Palämongoliden erfaßt. Wie das Chinesentum die Tai des Yangtsegebiets und Südchinas verdrängte, so hier das Taitum die Monkmerier. Daher ist hier heute als mittelbarer Ausdruck der nördlichen Bevölkerungskräfte bereits das Taielement überall führend. Das sind die schanischen und laotischen, siamesischen, Schwarzen und Weißen Tai und die Nung, ja bis zu einem gewissen Grade sogar noch die Annamiten. Über eine beispiellose rassische, stammesmäßige und landschaftliche Vielfalt und Zertrümmerung legt sich als einigendes Band die Sprache. Vielfach ist ihr auch die Kultur gefolgt, die Kultur jener „Bambuskönige" von Yä⁴-lang²* und „Barbarenherrscher" von Tschu³ und seinen Konföderierten, die einst Präsidialherren ganz Chinas waren. Aber sie ist so mannigfach durchsetzt und beeinflußt, daß kaum noch große Züge, wie etwa Stilformen der Keramik, Flechterei und, nicht zu vergessen, die lässige, heitere Stimmung gewisse Grundgemeinsamkeiten erkennen lassen.

Der Mechanismus dieses Bevölkerungsdrucks ist an Überlieferungen, Annalen und dem allerorten noch zu beobachtenden heutigen Ablauf abzulesen. Denn heute wie einst geht der Druck aus Norden unablässig weiter und geht daher auch das Drängen und Drücken der Tai auf die primitiveren Waldvölker ihrer eigenen Heimat weiter fort. Das ist ein schwelendes, knisterndes und rast-

* Yä⁴-lang² 夜郎.

loses Sichweiterschieben bis in die fernsten Flecken und Hütten, bis in die Familien und bis in die Gewohnheiten des Einzelnen hinein.

Es kann dem Reisenden nicht verborgen bleiben, der die entlegenen Bergwälder zwischen den chinesischen Kulturzentren und den hinterindischen Hafenstädten durchquert. Jede Etappe äußert sich dort noch heute, wenn man bergauf und bergab über die laotische oder annamitische Kordillere wandert, wenn man im schütternden Boot über die tosenden Schnellen der indochinesischen Riesenströme gleitet oder über die Bergpfade mit kleinen flinken Pferdchen reitet, in deren Mähnen der naßkalte Monsun der brandverwüsteten Höhen pfeift, oder wenn man endlich mit schwerfällig-gutmütigen Elefanten, die dort so viel unerzogener als die indischen sind, durch die dumpfheißen Bambusdickichte der Talwannen oder im Gänsemarsch der Trägerkolonne durch die hitzewabernden, sparrigen Trockenwälder zieht. Wie also äußert sich hier in der tropischen Waldzone der Mechanismus der Bevölkerungsdynamik?

Mit Speeren, Bögen und Rhinozeroskürassen rückten einst die reisigen Taifürsten mit ihren Bannern und Mannen südwärts nach Neuland aus, und wo sich eine reisbaufähige Talwanne hinter schwülen Blätterdickichten öffnete, ließen sie sich im Schatten der Bambusbüsche nieder. Menschen unter Busch, wie es das chinesische Zeichen* treffend zeigt! Ein Tag genügte zum Pfahlhüttenbau, ein Tag allerdings auch zur Vernichtung von Mensch oder Siedlung in diesen dösend heißen, scheinbar ewig stillen und gleichen Breiten, die doch so katastrophal jäh zuschlagen können. Wie mancher wurde schon am Abend bestattet, der noch am Morgen in vollster Frische Pläne für die Zukunft machte!

Rasch wie die leichten Pfahlhütten gebaut sind, war aber auch der Nachschub da, und keine der alten Taisiedlungen ging —

* 僚人 = Bo²-jĕn², vgl. S. 79.

im Gegensatz zu manchem anderen Fall (etwa in Ostceylon oder Indien) — je an Malaria oder Ruhr zugrunde. Sie dehnten sich, und was an kleinen Horden von Monkmeriern in den Wäldern streifte, lugte scheu auf die Neuankömmlinge und wagte nur selten einen Widerstand (Garnier '73, Lefèvre-Pontalis '97). Das zeigen die alten Laochroniken. Meist war vielmehr bald Freundschaft über die mancherlei für Haus und Jagd nützlichen Dinge geschaffen, die die Tai mitbrachten. Sie wurden dann auch gern mit Diensten abgegolten, denn die Ka sind fleißig. So entstand ein Dorf mit „seinen" Ka, später der Herrensitz mit der werkenden Ka-Bevölkerung, die längst Tai sprach, dann die kleine Stadt, wo niemand mehr wußte, daß sie zu neun Zehnteln aus einstigen Ka bestand.

Mit Wall, Bazar, Pagoden und Schloß war ein neues kleines Taifürstentum entstanden. Und im Dorf weiter talab oder bergauf wiederholte sich inzwischen ein ähnlicher Vorgang. Nur wo weiter im Süden und in breiteren Ebenen auch größere Bevölkerungen lagen und gar jene hohen Kulturen der Kmer blühten, da kam es zu Kämpfen, zu hartnäckigen und langdauernden Kämpfen, die wir oben schon schilderten (S. 213 u. 335 ff.).

Den Prozeß des dann einsetzenden Weiterdringens in den Urwaldgebieten aber kann man noch heute besonders in den kleinen Bazaren der urwaldnahen Marktflecken beobachten, und zwar in allen seinen Phasen.

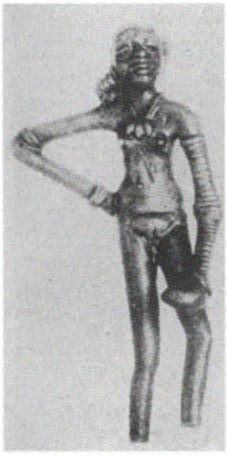
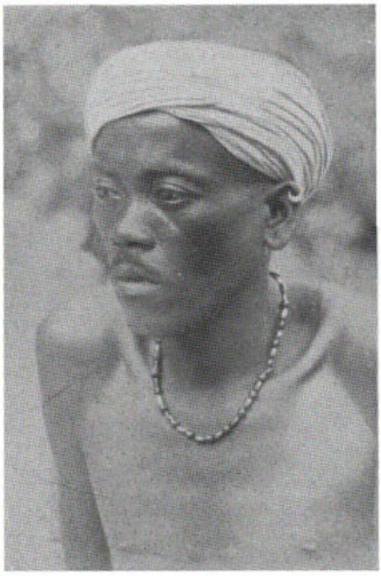
Mittelpunkt für den Kulturaustausch, ja Mittelpunkt für alle und jede Bevölkerungsfragen überhaupt, ist im Osten immer der Bazar. Dorthin richtet sich der erste Weg des Anthropologen. Denn hier hocken die Talbewohner in langen Reihen vor ihren Körben oder bananenblattunterlegten Auslagen, und die Bergbewohner kommen herunter und bieten Waldgut oder auch schon Geld. Sie nehmen mit der Ware auch das Taiwort oder mit den Stoffen den Wunsch entgegen, es den feinen Lao oder Schan in Kleidung oder Sitte bald gleichtun zu können. Hier ist ein Taidialekt allgemeines Verkehrsidiom und einziges Verständigungs-

mittel verschiedener Stämme, hier hört man die Nachrichten, bildet sich die Volksmeinung.

So lehrt der Bazar die Sprache, wenn sie anfangs auch etwas hart klingt und gewandelt wird und sich besonders die Frauen zunächst ablehnend verhalten. Aber trotzdem ist kein Kadorf ohne Laokrüge oder Laokörbe, und je bazarnäher, desto mehr. Jede Kafrau ist auch stolz, wenn sie laotischen Silberschmuck im Haar tragen kann. So geht der Prozeß in jeder Familie mit einzelnen Worten und einzelnen Gebrauchsstücken und wirtschaftlichen Anpassungen weiter fort, wenn auch langsam, aber der Urwald hat Zeit, unendlich viel Zeit. Am Ende steht doch die Taiisierung.

Der Gang ist in den großen Zügen überall der gleiche, ob es sich nun etwa um Lashio oder Hsipaw in den nördlichen Schanstaaten handelt, wo die buntgekleideten, schmuckstrotzenden und reichen Palaung und Riang oder die kriegerischen Katschin zum Bazar kommen, oder ob es Mieng Pua im weltverlorenen nordsiamesischen Dschungel ist, wo die ärmlichen Ka sich um die Schnapshütte drängen, oder Pleiku auf dem südannamitischen Plateau, wo die Dscharai und Bahnar überlegsam und zurückhaltend vor den offenen Ladenhallen ihrer annamitischen Todfeinde stehen und kaufen (Taf. 33 u. 58c).

So geht der Prozeß gewissermaßen unterirdisch unaufhörlich weiter, und ein gelegentliches militärisches Zupacken vollendete nur, was vorbereitet war. Dann setzte in alten Zeiten und unter einer unbeschwerten Verwaltung der Eingeborenen der mehr oder minder sanfte Druck der Obrigkeit ein. Denn diese brauchte vor allen Dingen Arbeitskräfte. Auch jeder annamitische Händler und jeder laotische Bauer braucht sie. Den freien Moi oder Ka mußte zwar wohl oder übel eine gewisse Achtung gezollt werden, die hinderlich war. Sie mußten also angelockt werden durch Güter und Genüsse, dann war der angesiedelte Moi oder Ka gebunden und Paria — das mehr durch seine Wünsche und Gewohnheiten, als etwa durch Gewalt. Denn der Dschungel ist weit und frei.

Taf. 65. Indische Vorzeit.
a—b) Bronzefigürchen einer weddiden Tänzerin aus Mohenjo Daro (Sir J. Marshall '31). c) Palämongolider Typus eines mundarischen Sora aus Süd-Orissa (Phot. v. Eickstedt). d) Zeugensteine und heiliger Feldhain im Mundagebiet von Chota Nagpur (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 66. Indisches Mittelalter: die Zentren.
a) Ein ausdrucksvoller Kriegerkopf aus Sarnath bei Benares (Phot. v. Eickstedt). b) Teil der Tausendpfeilerhalle zu Anuradhapura in Nord-Ceylon (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 67. Indisches Mittelalter: die Expansion.
a) Hochrelief eines Radschputenkriegers aus den Ruinen von Barsur in Bastar (Zentralindien) (Phot. v. Eickstedt). b) Einstürzende Tempelhalle in den Ruinen von Barsur. Daneben zwei Mardia-Gond (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 68. Das Äußere Indien.
a) Szene aus dem Rāmāyana mit Affengefolge Hanumans. Relief vom Tempel Prambānan in Zentral-Java (Phot. v. Eickstedt). b) Die Unterwerfung der Eingeborenen, legendäre Darstellung vom Borobudur-Tempel in Zentral-Java (E. B. Havell '28).

Aber so weit er ist, so überängstlich wird er mit seinen Tigern, Krankheiten und Geistern von denen gefürchtet, die eben erst in das höhere wirtschaftliche Stadium der unteren Schichten einer primitiv-bäuerlichen Dorfgemeinschaft einrückten.

Bei den Lao geht diese Übernahme meist sehr freundschaftlich und gutmütig vor sich. Sie sind heiter und lässig und lieben ihre ebenso gutmütigen wie recht fleißigen Ka sehr. Jeder Laobauer ist glücklich, wenn er sich ein paar Ka herangezogen hat. Die Annamiten fassen derber zu. Verwaltung und Gerichte waren einmal unmäßig streng. Die Schan können gegen die reichen Palaung nicht viel ausrichten, aber sie holen sich im Norden auch Chin oder Chinboks und Nagas heran. Manche Tai in Yünnan aber, erst recht auch Lolo oder Wa, besorgen sich ihre Arbeitskräfte durch Raub, durch blutigen und rücksichtslosen Sklavenraub, und wehe dem, der zu fliehen wagt. So liegen auch hier die Einzelheiten mitunter recht verschieden, und jeder Stamm und jede Region hat ihre besonderen rassischen, ethnischen und wirtschaftlichen Fragen (Taf. 34 u. 58b).

Aber das Endergebnis ist immer das gleiche: die Einbeziehung von Menschen in einen neuen und größeren Kulturkreis, der Zusammenschluß, die Nivellierung und das Vorrücken einer höheren Kultur. Die höhere Kultur ist die wirtschaftlich kompliziertere, ist die wunsch- und gabenreichere, sittenmäßig ausgleichende, sozial staffelnde. Der Einzelne sucht dabei sein Glück und erreicht doch nur eine Änderung seiner Lage, die Gemeinschaft aber eine gesichertere Lebensform. Letzte Ursache, letzter treibender Motor sind die Wünsche der Menschen, der psychologische Faktor.

3. Die indische Dynamik: Ein west-östlicher Vergleich

Wenn im chinesischen und taiischen Kulturkreis Prinzen in die siedlungsleere Ferne und zu den Barbaren ziehen, wenn Verbrecher oder politisch Bedrängte in die Wälder fliehen und die Bauern

und Händler in die Berge vorrücken und von Bazar und Dorf eine werbende, schlagkräftigere, höhere Kultur ausstrahlt, so sind diese Vorgänge vielfach von einer augenfälligen Ähnlichkeit mit denen, die sich in der indischen Welt abspielten.

Auch dort, jenseits der Ost und West trennenden Arakan Yoma und Malayen-Halbinsel, ist eine lebhafte und in ihren Grundlagen gesetzmäßig verlaufende Völkerdynamik im Gange gewesen und setzt sich noch heute täglich fort. Auch dort sind Bauern und Prinzen, Händler, Flüchtlinge, Kulturvolk und Urwaldbewohner beteiligt. Auch dort sind die anthropodynamischen Stromlinien als solche schon seit postglazialer Zeit nicht minder deutlich wie im Osten, wenn auch verständlicherweise im einzelnen manches recht anders verläuft. Hier ist also die Gelegenheit gegeben, die biologischen und psychologischen Ursachen des Mechanismus als solchem auch in ihre konkreten, ursächlichen Komponenten zu zerlegen.

Werfen wir daher vergleichshalber einen Blick hinüber auf den großen indischen Subkontinent und seine Rassen- und Völkerdynamik.

Die entscheidende Grundlage für alles organische und damit auch das menschliche Leben ist hier selbstverständlich die gleiche wie im Osten, nämlich der Nährraum, mit seinen unausweichlichen wirtschaftlichen Vorbedingungen und seiner klimatisch-räumlichen Verankerung. Dementsprechend stellt sich auch die heutige regional-typologische Verteilung, also das Vorwiegen der jeweiligen großen Rassenformen dar, wie sie vom vergangenen Halbjahrhundert von der Forschung herausgearbeitet wurde (Alsdorf '43, v. Eickstedt '27, '31, '33, Guha '35, Lapicque '05, '08, Krebs '39, Risley '15, Schmidt '92, '94, '10). Sie zeigt das folgende Bild.

In den ackerbaufähigen Schwemmlandschaften der großen Ströme und Küstenländer sind die progressiven, d. h. die reliefgesichtigen, biologisch hochentwickelten Rassentypen verbreitet. Das sind einerseits die sehr zivilisierten, hellbraunen Indiden des

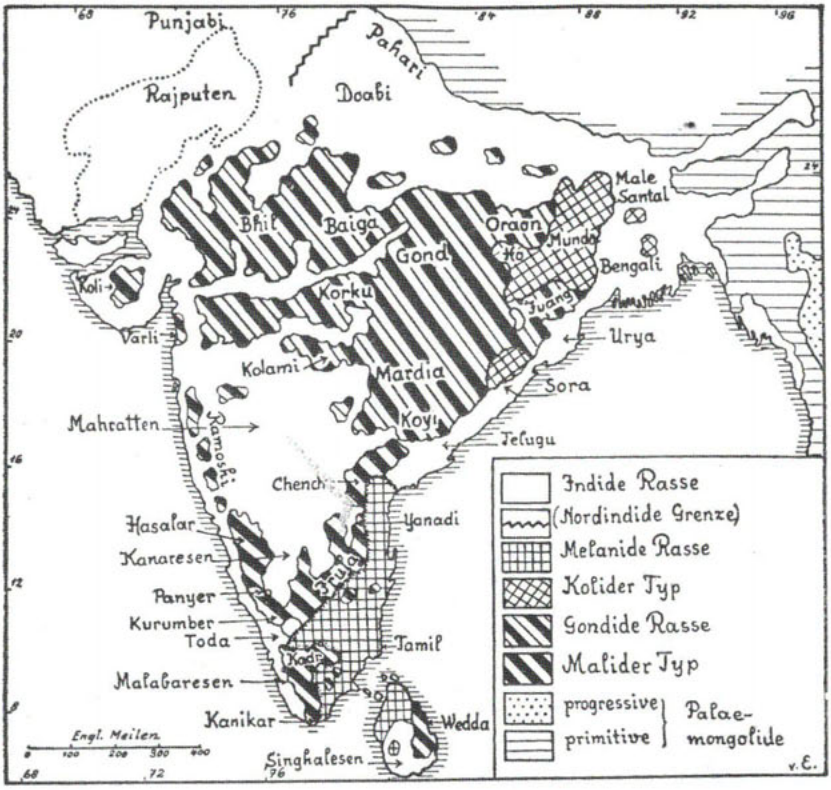


Abb. 139. Die Verbreitung der drei indischen Haupttypen und ihrer Untergruppen: Weiß die progressiven, expansiven, hellbraunen Indiden der Schwemmländer. Quadratiert die progressiven und primitiven, stationären, schwarzbraunen Melaniden der Schutzlagen. Gestreift die primitiven, zurückgedrängten, dunkelbraunen Weddiden der Rückzugsgebiete (E. v. Eickstedt '34).

Nordens und weiter Teile der Mitte, die die eigentliche Masse der Inder bilden. Sie finden sich vor allem im Doab und Punjab sowie den breiten zentralen Beckenebenen der Godâvari und den

westlichen und östlichen Küstenschwemmländern (vgl. Karte 139 u. Taf. 70). Jenseits des doppelten Bergwaldriegels und der großen dekkanischen Scholle, ganz im Süden und demnach in einer hervorragenden anthropodynamischen Schutzlage, hat sich andererseits noch ein Einschlag der progressiven, schwarzhäutigen Südmenschheit erhalten. Das sind die Melaniden, das tragende typologische Element der klugen und zivilisierten Tamil sowie einiger Restschichten bezw. Restvölker im Norden. Sie sind aber zahlenmäßig weit geringer als die Indiden im Norden und der Mitte (Karte 142 sowie Taf. 72b u. 73).

In der mittleren, breiten und weiten gebirgigen Masse des Dekkan selbst, wo sich noch heute große Busch- und Dschungelgebiete ausdehnen, treten dagegen primitive Typen auf, dunkelbraun, klein, kindgesichtig. Sie gehören der weddiden und maliden Rasse an (vgl. S. 186 sowie Taf. 25, 71 u. 74) und besitzen als totemistische Hackbaustämme oder Jägervölker eine viel geringere, viel weniger entwickelte und komplizierte Zivilisation. Ihre außerordentlich weite Verbreitung und verhältnismäßig immer noch stattliche Anzahl wurde erst in neuester Zeit festgestellt (v. Eickstedt '30, '31, vgl. auch Niggemeyer '33, sowie für Einzelangaben besonders Baines '12, Dalton '72, A. Iyer '09, '28—'35, L. Iyer '37, Risley '92, Russell-Lal '16, Thurston-Rangachari '09). Sie mögen mit annähernd 25 Millionen nicht allzu sehr unter den Melaniden stehen, die auf vielleicht 30 Millionen geschätzt werden können, während alles übrige zu den über 300 Millionen wesentlich indid bestimmter Typen fällt, wenn auch unter Einschluß der stark aufgelösten, melaniden Unterschichten oder mongoliden und orientaliden Einschläge.

Das ist der heutige Stand. Wirtschaftlich scharf umgrenzte Alluvialgebiete mit den progressiven Formen der indiden und melaniden Rasse und dichter Besiedlung und hoher Kultur stehen gegen ebenso deutlich wirtschaftlich gekennzeichnete Wald- und Berglandschaften mit der primitiven Form der weddiden Rasse

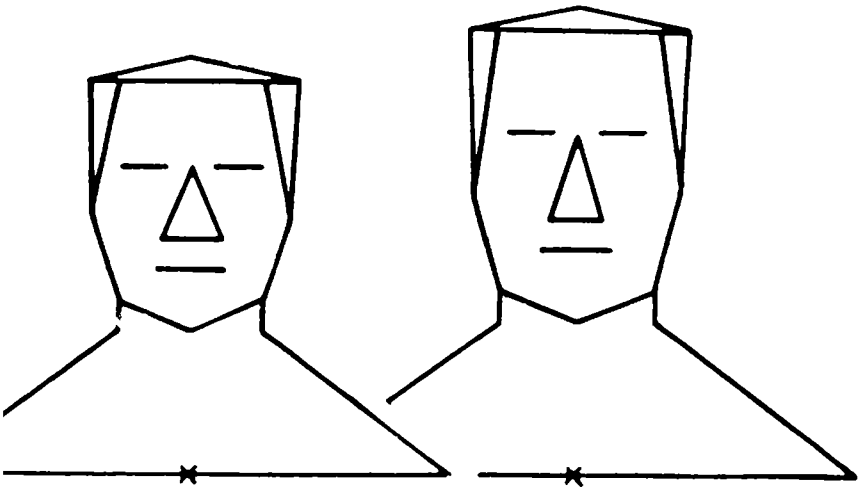


Abb. 140. Die Gesichtsproportionen der a) weddiden Waldland-Hackbauern und b) indiden Schwemmland-Pflugbauern. Kleinwüchsig, breitgesichtig-breitnasig, lockenhaarig und dunkelbraun ist die weddide Gruppe; hochwüchsig, schmalgesichtig-mittelnasig, wellhaarig und hellbraun die indide Gruppe. Maßtab $^1/_6$ nat. Gr. (v. Eickstedt '34).

und mit tieferer Kultur und sehr dünner Besiedlung (Abb. 140 sowie Karte 139 und 156).

Die Unterschiede in den Lebensmöglichkeiten der räumlichen Ausstattung setzen sich also hier wie im Osten auch in Unterschieden der rassischen Typen und der biohistorischen Abläufe fort. Aber die Hauptgegner im Osten, nämlich die Siniden und östlichen Weddo-Palämongoliden, sind räumlich weit voneinander getrennt, die im Westen, die Indo-Melaniden und westlichen Weddiden, liegen dagegen nahe beieinander. Auch hier im Westen, diesmal genau wie im Osten, sind die Weddiden der Block des Widerstands. Aber er ist schwach, denn die westlichen Weddiden haben es nie zu einer höheren Kultur gebracht wie etwa die Kmer

im Osten. Das war auch bei der Form, die die Rassendynamik in Indien annahm, gänzlich unmöglich.

Wenden wir uns daher zunächst dem Gang dieser älteren Dynamik zu — auch hier lassen noch Restgruppen, Unterschichten und Vorgeschichte im Zusammenhang mit den bioklimatischen Abläufen die Grundzüge gut erkennen.

Die seit alters bestehenden und sich immer tiefer grabenden rassendynamischen Stromlinien fangen schon hoch im Nordwesten an den wenigen Pässen vom iranischen Hochland her die Drucklinien auf, die wiederum letztlich aus dem uns wohlbekannten transasiatischen Steppenkorridor entspringen. Der Druck liegt also auch diesmal, ebenso wie in Fernost, in den nördlichen Regionen (Karte 149).

Von hier, vom Norden und besonders Nordwesten her, schoben sich im Lauf der Veränderungen, die die südwärts abgleitenden Klimagürtel im Postglazial schufen, auch die jüngeren Bevölkerungen in eine ältere und ursprünglich dünne Siedlungsschicht, die neben Sümpfen und Lagunen auf schmalen Flußterrassen oder in busch- und wildreichen Savannen saß. Sie trug noch rein südlichen Charakter. Denn heutige Verteilung und Kulturzusammenhänge zeigen die unmittelbare Verbindung von den heutigen Melaniden zu einer alten schwarzhäutigen protomelaniden Schicht, also einer fast-negriden Südform. Ihr mag in spätpaläolithischer Zeit noch eine australiforme Altschicht eingegliedert gewesen sein.

Ein reiches paläolithisches Inventar dieser Proto-Melaniden ist im ganzen Subkontinent gefunden worden (Foote '14, Logan '06, Mitra '27, Rangacharya '37). Es fehlt zwar kennzeichnenderweise an den jüngeren Flußalluvionen, die später Hauptträger der Kultur und Bevölkerungsmassen werden sollten, und fehlt ebenso in den eigentlichen Waldgebieten, verdichtet sich aber in den offeneren, hügeligen Savannenlandschaften von etwa Nellore, Arcot oder Chingelput, und Cuddapah im Süden wird geradezu ein paläolithisches Zentrum. Eine ältere und jüngere Faustkeilkultur lassen

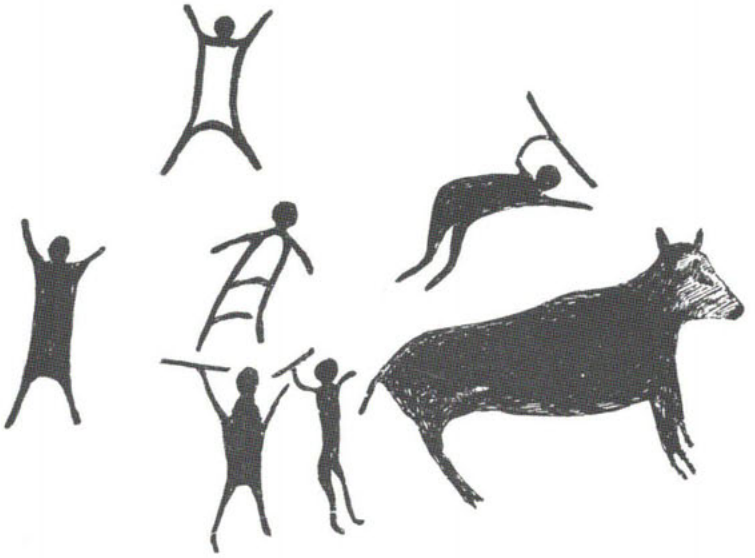


Abb. 141. Einfache paläolithische Menschendarstellungen aus den Höhlen von Singanpur bei Raigarh im nordwestlichen Dekkan (vgl. Karte 103) (P. Mitra '27).

sich gut voneinander abheben. Andere Zentren finden sich im Norden, und zwar in ähnlichen Landschaften. Dort sind auch Felsgemälde Zeugen einer künstlerischen Betätigung, die jedoch in Kraft und Ausdruck unter den gleichzeitigen Leistungen der Bewohner der Sahara oder Westeuropas steht. Bekannt wurden vor allem die Höhlen von Singanpur unfern Raigarh (Mitra '27, Rangacharya '33: vgl. Abb. 141).

Die ältesten Tamilquellen bezeichnen den steinzeitlichen Landschaftstypus als Kuṟiṉji-Landschaft, die sie sich von Kuṟaver-Jägern durchstreift vorstellten. Iyengar ('29) sieht in diesen gewiß mit Recht die unmittelbaren Vorfahren der heutigen melaniden Südinder. Die bioklimatischen Abläufe wie Lebensraum und Kulturgleichheit lassen in der Tat auch eine gleiche rassische Grund-

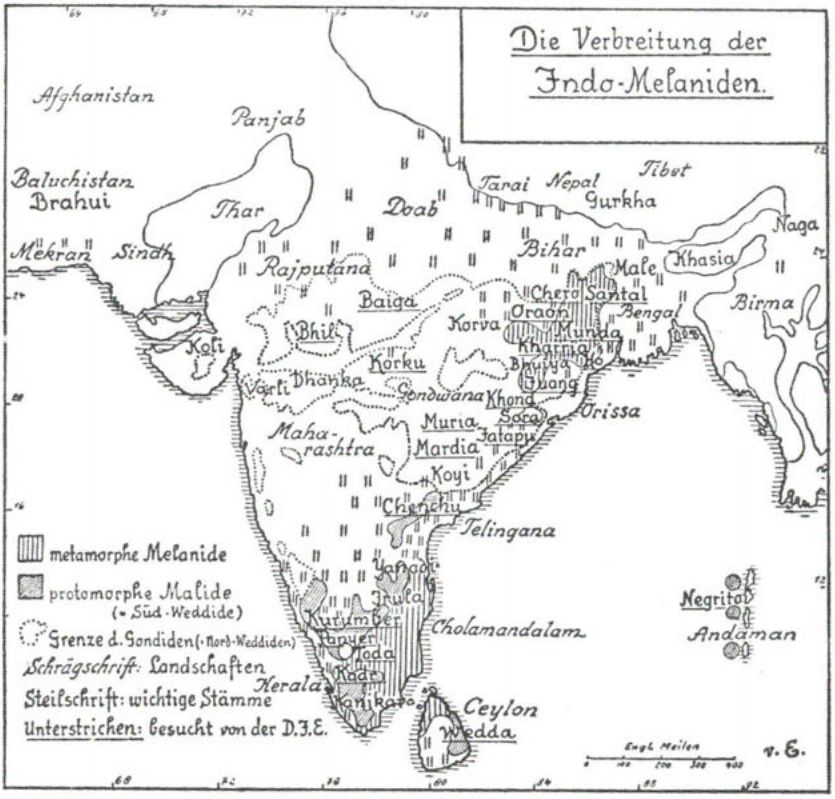


Abb. 142. Die heutige Verbreitung melanider Gruppen und Einflüsse: Geschlossener Block in den südlichen Schwemmländern hinter dem doppelten Riegel der dekkanischen Wälder. Geschlossener Block im burgartigen Massiv von Ost-Chotanagpur und den anschließenden Ost-Ghats vorwiegend bei Mundariern. Unterschicht im Zweistromland und Südost-Dekkan als Lowcasts. Protonegritide Beeinflussung der Südweddiden bei den Waldstämmen der Süd-Ghats.

lage annehmen, und für diese können nur die alten Melaniden in Frage kommen. Zudem liegen Melanide auch heute noch im ganzen Doab im Norden unter den sozial herrschenden Bevölkerungen, also

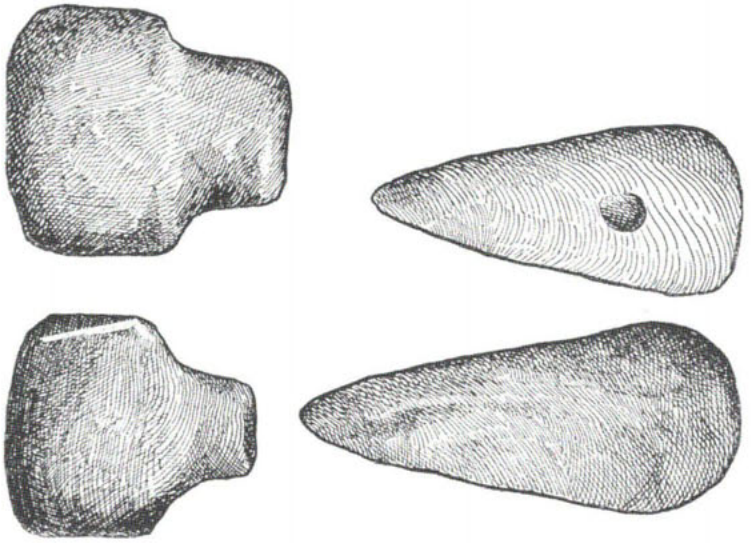


Abb. 143. Leitformen des indischen Neolithikums: Spitznackiges Walzenbeil (aus den Shivaroy Hills) bei Indiden (R. Brooce Foote '14). Schulterbeil (aus Ramji in Assam) bei monkmerischen Weddiden und Nordmelaniden (R. v. Heine-Geldern '32).

der indiden Masse, wo sie in den Kasten der tiefsten Volksschichten erhalten sind und an den Rändern der Alluvialgebiete unmerklich in die Waldstämme übergehen. Diese tragen zum Teil noch völlig melaniden Charakter. Das gilt vor allem für Santal, Ho und Munda, teilweise auch noch die Sora u. a. im Osten, viel weniger die grobgondiden Baiga, Korku u. a. im Westen (v. Eickstedt '28, '31: 274, Koppers '42, vgl. Karte 139, 142 u. 153). Die breite soziale Überschichtung im Norden, die Vertreibung in gebirgige Restgebiete der Mitte und die Zusammendrängung gegen den Süden sprechen eine deutliche Sprache.

Nicht unwichtig für unsere Aufgabe ist es auch, daß wir schon bei den Protomelaniden mit mindestens zwei unterschiedlichen Typenkreisen rechnen müssen. Das legen die heutigen Verhält-

nisse in den Restgebieten nahe. Sie zeigen neben den eigentlichen progressiven Melaniden nämlich noch eine sehr primitive Variante in den Bergen unter Stämmen wie den Kurumber, Kadr und Kanikar. Bei diesen tritt, wenn auch weitgehend durch die nachdrängenden Weddiden aufgesaugt, ein außerordentlich dunkelhäutiges, ziemlich kleinwüchsiges und kraushaariges Element in Erscheinung, das man als ein Negrito-Urelement, wenn auch gewiß nicht als richtige heutige Negritos, ansehen kann. Sie sind das Gegenstück der wohlerhaltenen Negritos (Semang) in den malayischen Urwäldern im Osten.

Aber die Parallelen gehen weiter. Bilden doch Melanide wie Proto-Negritos hier im Westen genau wie im Osten noch Reste der schwarzen Südmenschheit. Während diese im Osten aber so gut wie völlig vom Kontinent abgedrängt wurde und nur noch mit prähistorischem Schädelmaterial aus Indochina und Malaya bekannt ist, hat sie sich hier im Westen in großer Masse bis heute erhalten. Der Grund davon liegt zu Tage: im Osten leiteten Landbrücken und Inselketten den kontinentalen Druck weiter nach dem melanesischen Süden ab, Indien im Westen aber war Sackgasse.

Im Neolithikum treten an den Küsten vielfach Muschelhaufen und im Innern in Mengen Menhirs auf, Zeugensteine, deren Errichtung sich bei den melaniden Waldbewohnern hie und da bis auf unsere Tage gehalten hat (Taf. 65 d). Aber es wäre bei dem sehr bescheidenen Stand der indischen Prähistorie gewagt, sie schon einer bestimmten Rassenschicht zusprechen zu wollen. Selbst für die neolithische Hauptkultur Indiens, die Walzenbeilkultur, ist dies kaum möglich (v. Heine-Geldern '36). Jedenfalls werden jetzt Bellari im Süden und das Indusgebiet im Norden zu neuen großen Kulturzentren.

Aber im Norden kann schon lange keine Rede mehr von der melaniden Rasse sein. Denn mit dem langsamen postpluvialen Wandel von einem vorwiegend feuchttropischen Urwaldklima mit starken Niederschlägen zu dem gemäßigteren, heutigen Savannen-

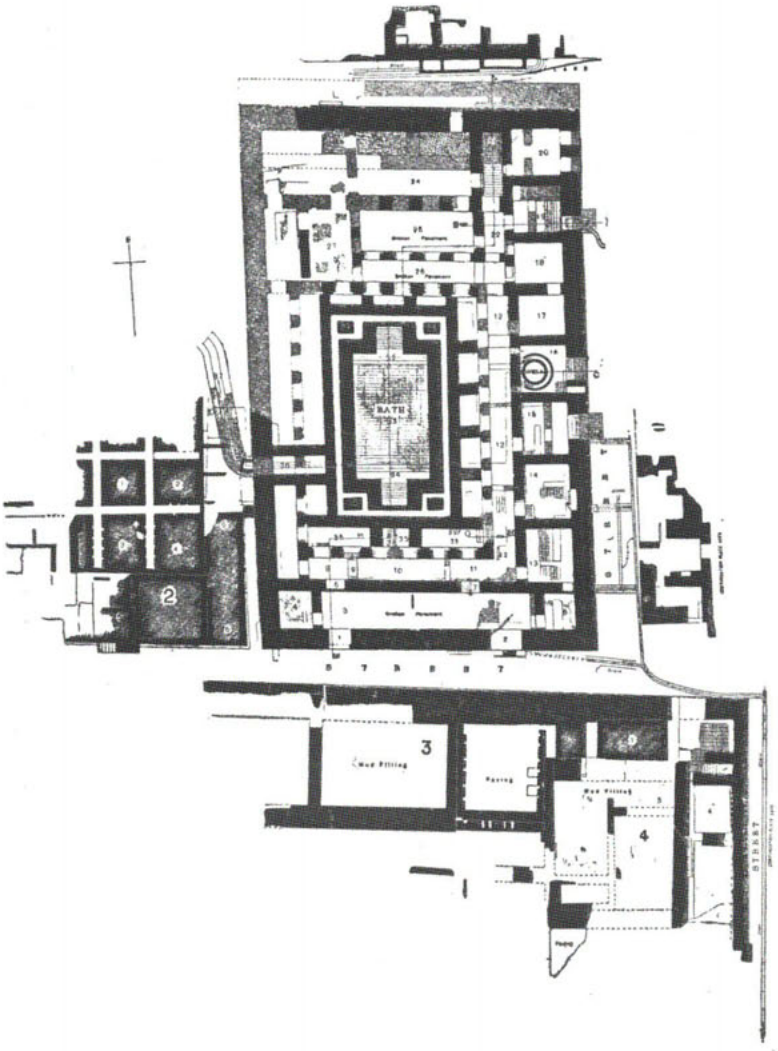


Abb. 144. Der Grundriß des großen öffentlichen Bades im alten Mohenjo Daro. Es lag von Säulenhallen und Zimmern umgeben inmitten großer Wohnblocks an einer Straßenecke des größten bevölkerungsbiologischen Druckzentrums von Alt-Asien (vgl. Karte 103) (Sir J. Marshall '31).

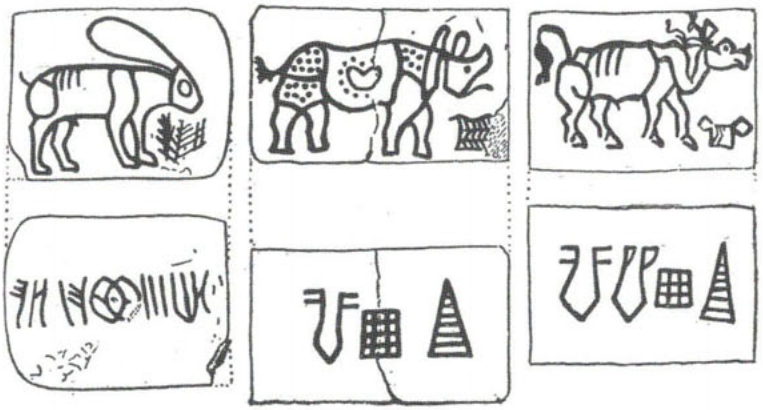


Abb. 145. Kupfertäfelchen mit Tierdarstellungen aus Mohenjo Daro. Man beachte das Auftreten feuchtigkeitsliebender Tiere wie des Rhinozeros, das heute in Nordwest-Indien nicht mehr vorkommt (Sir J. Marshall '31).

klima — besonders und zunächst eben im Norden — schob sich eine zweite große Rassenschicht gegen den indischen Subkontinent vor, die die Melaniden allmählich in immer größeren Teilen des Nordens und der Mitte ablösen sollte. Das war die indo-weddide Schicht. Sie zerfiel alsbald in die beiden uns bereits bekannten großen Typenkreise oder Zuchtkreise: die hellbraunen Indiden der günstigen ackerbaufähigen Alluvialebenen des Nordens und die mittelbraunen, primitiveren Weddiden der weniger günstigen zentralen Dschungelgebiete. Die ersteren waren vielleicht die Träger von Walzenbeilkulturen, die letzteren sicher diejenigen von Klingenkulturen.

Vor ihnen wichen die altpaläolithischen Melaniden zurück, wenn auch zunächst wohl nur in dem Maß, in dem sich die offneren Buschgebiete in die Wälder hineinschoben. Aber damit kommt eben auch die jüngere Rassenschicht, Kultur und Sprache. Die melanide Wand, die Südmenschheit, war also eingedrückt.

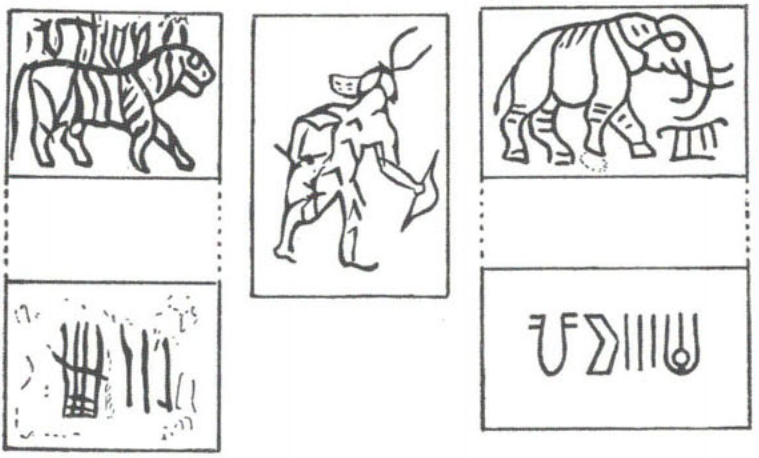


Abb. 146. Kupfertäfelchen mit Mensch- und Tierdarstellungen aus Mohenjo Daro. Man beachte die Attribute des vorderasiatischen Enkidu bei dem gehörnten und geschwänzten Bogenträger. Ähnliche Motive treten in Mohenjo Daro mehrfach auf (Sir J. Marshall '31).

Diese Vorgänge griffen nur langsam weiter. Lag doch noch bis in die letzten vorchristlichen Jahrtausende hinein eine üppige Vegetation am Indus und Ganges. Sie war ein Nachklingen des so niederschlagsreichen Postpluvials. Es ist zur gleichen Zeit auf dem iranischen Hochland, ja auch in der Sahara und der Gobi (vgl. S. 27) nicht anders.

So stand auch noch im 3. vorchristlichen Jahrtausend eine der glänzendsten Metropolen jener alten Zeit inmitten von Wäldern und Savannen, an deren Stelle sich heute öde Buschsteppen ausdehnen. Das war Mohenjo Daro (Cumming '39, Mackay '35, Marshal '31, Wüst '27) in der Nähe des unteren Indus (Karte 103), eine Großstadt mit breiten Straßen und vielstöckigen Häusern, mit Heizanlagen und gekachelten Bädern (Abb. 144), mit großen Palästen, Kanalisation und Geschäftsvierteln, mit Schätzen jeder Art, Gold, Schmuck und reicher Architektur, aber noch ohne starke Mauern und mit nur verhältnismäßig beschränkten kupfernen Waffenarsena-

Abb. 147. Kalksteinstatuette vermutlich eines Priesterkönigs aus Mohenjo Daro. Indider Typus mit hohem Nasenrücken, vollen Lippen und reichem Haarwuchs. Hinterhaupt beschädigt (nach Sir J. Marshall '31).

len. Statt dessen aber wurden hunderte von Gewichten und Siegeln mit Tierbildern und Schrift gefunden, auch Kleinkunst, die mit Krokodil, Rhinozeros und Elefanten (Abb. 145—146), ja sogar möglicherweise der weddiden Unterschicht auf eine wasser- und wäldernahe Handelsempore hinweist (Friedrichs '33, Marshall '31, II 391; vgl. Abb. 145 u. Taf. 65 a, b).

Das tragende Rassenelement war das indide, wenn auch armenid-turanide und vielleicht mongolide Einschläge nicht ganz fehlten (Friedrichs u. Müller '33, Sewell '32) und vielfach Ähnlichkeiten mit gleichzeitigem Schädelmaterial aus Mesopotamien auftreten. Das wird außer durch das etwas spärliche und brüchige Schädelmaterial auch durch einige Statuettenköpfchen bewiesen. Obwohl noch etwas roh und ungeschickt besonders in der Behandlung von Stirn und Auge, lassen sie doch den Typus als solchen hinreichend er-

Abb. 148. Khond im Kriegsschmuck
mit Büffelhörnern, Gürtelschwanz, gekreuztem Leinenpanzer und Bogen, ein lebendes Relikt aus dem Gilgamesch-Epos und Mohenjo Daro gleichzeitig (vgl. Abb. 146): Kulturschutt am Rand der großen südhimalayischen Stromlinie (W. Macpherson '65).

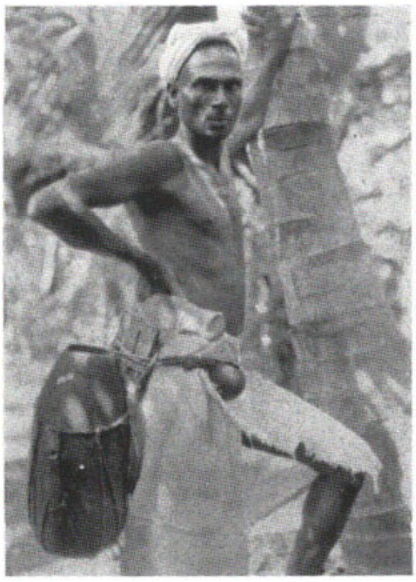
kennen. Besonders die elfenbeinerne Statuette eines Priesterkönigs (?, Abb. 147) zeigt mit dichtem Haar- und Bartwuchs, sehr hoher und ziemlich schmaler Nase, anliegenden Wangenbeinen und sehr vollen Lippen kennzeichnende Züge des nordindiden Rassentypus, wie er noch heute einige hundert Kilometer weiter östlich als herrschendes Formelement der Bevölkerung des Punjab besonders bei den Sikh auftritt. Aus etwa gleicher Zeit stammen auch der nordindiden Schädel von Sialkot und Bayana (Keith '17).

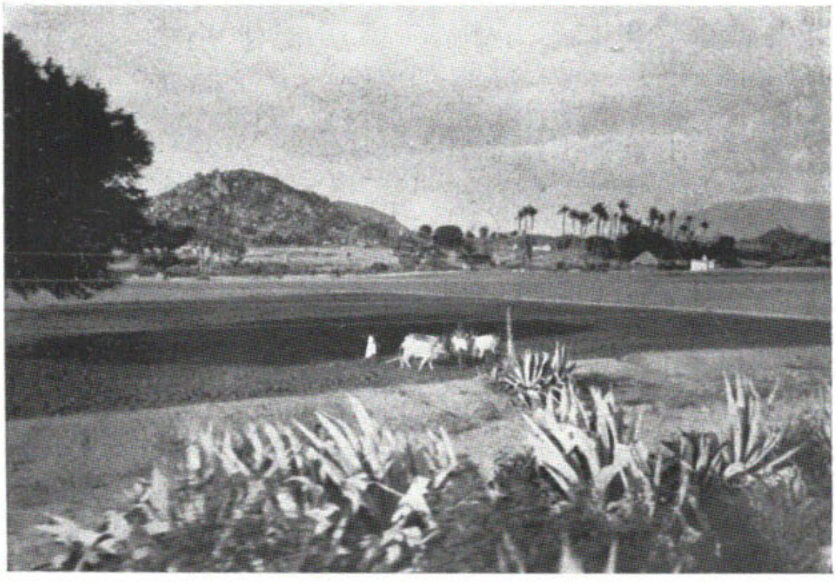
Die menschlichen Figuren der groben Faustsiegel — sie sind bei weitem nicht so fein gearbeitet wie zur gleichen Zeit in Elam oder Ur (Mackay '25) — kommen dagegen für rassenkundliche Deutungen nicht in Frage. Nicht ohne völkerdynamisches Interesse ist es jedoch, daß sie oft Hörner und Schweif tragen, die Embleme von Enkidu, dem Begleiter des Gilgamesch, des herkulischen Götterhelden der vorderasiatischen Welt im 4. vorchristlichen Jahrtausend (Häfker '24, Jensen '06—'28; vgl. Abb. 146). Inzwischen sind diese Embleme weiter gewandert auf der südhimalayischen Stromlinie der Völkerdynamik und finden sich nebst manchem anderen „Kulturschutt" bei den indischen Waldstämmen, so etwa den Büffelhorn-Mardia von Bastar (v. Eickstedt '31, Grigson '38), die eben daher ihren Namen erhielten, oder bei den kriegerischen Khond, wie dies Abb. 148 zeigt.

Ähnliche kupfer-steinzeitliche (chalkolithische) Kulturen aus gleicher Zeit wie diejenige von Mohenjo Daro wurden weiter nördlich in Harappa (Karte 103) und westlich in Nala aufgedeckt, reichten aber gewiß auch schon im Osten in das Gangesgebiet, das Doab oder Zweistromland hinein, wie reiche Kupferdepots aus Balaghat zeigen. Ihre wirtschaftliche Grundlage muß ein ertragreicher Ackerbau in den Flußebenen (Marshall '31, II, 456) gewesen sein, wie es auch für Mesopotamien galt, zu dem enge kulturelle Beziehungen bestanden.

Nach der Entwicklung des Ackerbaues erhält also der Norden von Indien ein neues außerordentliches, ja entscheidendes Übergewicht. Es entstanden nun Bevölkerungsmassen als Druckzellen,

Taf. 69. Herren des Urwalds.
Ein junger Mardia-Gond in den Dschungeln der Abhujmar-Berge von Zentral-Bastar, Indiens fernstem Land (Phot. v. Eickstedt).





Taf. 70. Indide Rasse — Ackerlandrasse.
a) Indider Palmzapfer der Tiyerkaste aus Malabar (Phot. v. Eickstedt).
b) Ackerlandschaft in Zentral-Mysore (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 71. Weddide Rasse — Waldlandrasse.
a) Ein weddider Nagesia aus Süd-Chota-Nagpur (Phot. v. Eickstedt).
b) In den Pulaër-Dschungeln des zentralen Wynad (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 72. Eroberer des Urwalds.
a) Grazil-indide und brachid-indide Kleinfürsten aus Orissa (H. v. Glasenapp '25). b) Typischer rajputanischer Rajput, daneben ein melanider Diener und zwei orientalide Händler (M. Hürlimann '28).

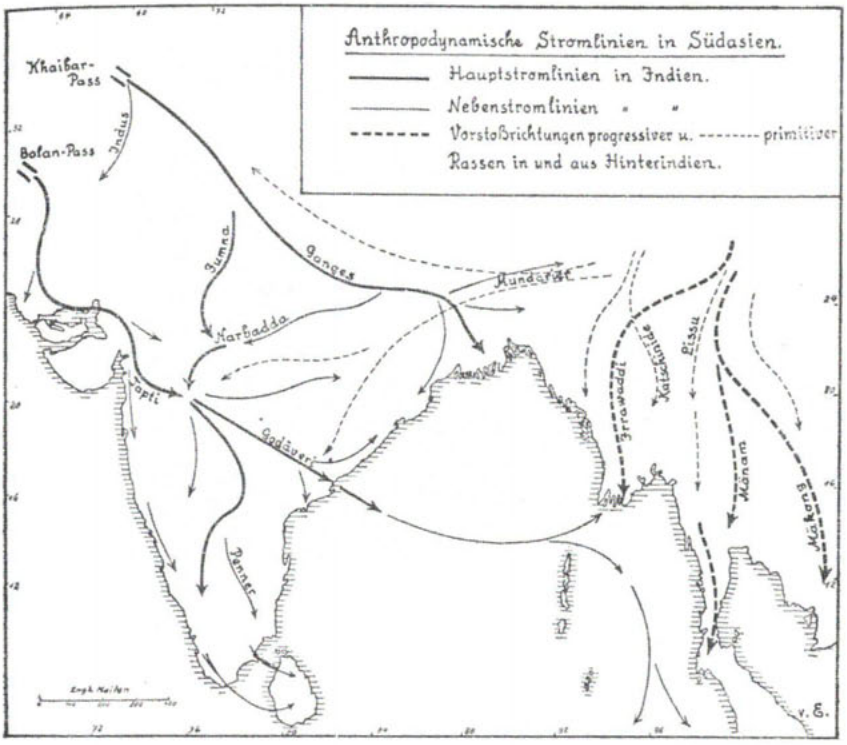


Abb. 149. Die bevölkerungsdynamischen Kanäle in Südasien. Der Druck aus den Paßpforten des Nordwestens setzt sich in den Alluvialebenen fort, wird von der ostwärts gerichteten Abdachung der dekkanischen Scholle aufgefangen und stromabwärts gegen die Aufschüttungsebenen des Südens und Ostens und von da über das Meer ins „Äußere Indien" geleitet. Hinterindien jenseits der die Halbinseln trennenden Arakan Yoma aber steht unter den Gesetzen eines bevölkerungsdynamischen Drucks von Norden.

als deren Vorläufer und Wegebereiter ein geschicktes Händlertum aus immer mehr aufblühenden Handelszentren in die südlichen und jetzt noch, bald aber nicht mehr primitiveren Gebiete vordrang.

Abb. 150. Der grazil-indide Untertypus der Indiden in der Darstellung eines Liebespaares aus den buddhistischen Pilgerhöhlen von Ajanta aus der Zeitwende (S. Ahmed '28).

Das dürfte spätestens seit dem Ende des 4. vorchristlichen Jahrtausends der Fall sein. Und damit verbreitet sich abermals auch die von Kultur, Reichtum und Macht getragene Sprache der nördlichen Indiden — das Drawidische (vgl. auch unten S. 449ff.).

Die Wege des Ablaufs dieser jüngeren Anthropodynamik in Indien waren wiederum vorgezeichnet. War der Raum der älteren Dynamik die offene Savanne gewesen, so spezialisierten sich die jüngeren Bewegungen in erster Linie auf die ackerbaufähigen Böden, die Schwemmländer. Auch die Richtung ließ keine eigene Wahl zu. Lag doch der „Rücken" Indiens, die Gegend des dy-

Abb. 151. Der bracho-indide Untertypus der Indiden auf dem Gemälde einer höfischen Szene aus den Pilgerhöhlen von Ajanta (S. Ahmed '28).

namischen Druckes von Iran her, im Nordwesten. Nach Norden zu aber sperrten der so gut wie unübersteigbare Himalaya und im Osten das damalige bengalische Sumpfland und das Meer.

So war nur die Richtung nach Süden offen. Hier boten das Narbada- und Tapti-Tal die natürlichen Kanäle, durch die das indide Vorsickern zwangsläufig hinauf auf das dekkanische Plateau und damit in die Quellregionen der großen Ströme Godāvarī und Kistna geleitet wurde (vgl. Karte 149). Dort breiten sich alsbald auch wieder Flußschwemmländer aus, dort war auch die anthropodynamische Stromrichtung gegen die mittlere Ostküste mit der Abdachung der dekkanischen Scholle und der entsprechenden Laufrichtung dieser Ströme gegeben. Damit wurde auch der Süden, wurden die ackerbaufähigen Schwemmländer des Tamilgebietes erreicht, ohne daß das nennenswerte rassische Veränderungen mit sich gebracht hätte.

Wohl aber sprangen unter den kulturstarken Impulsen der chalkolithischen Hochkulturen auch Tochtersiedlungen mit indiden Kolonen im nördlichen und zentralen Dekkan auf, die sich in kompakter Masse bis an die Küste des heutigen Telugu-Gebiets (Āndhra: Karte 155) und Mahārāṣṭra vorschoben. Das war der zweite große Erfolg der Bewegungen aus dem Norden. Und dann, schon als dritte Etappe, folgen die kulturellen Beeinflussungen aus den chalkolithischen Hochkulturen.

In den prächtigen Felsgemälden der buddhistischen Pilgerstätte Ajanta (vorw. 1. Jhdt. v. u. Z.; vgl. Goloubew '27) zeigen sich noch die beteiligten Rassenelemente: der feine und schlanke, grazile Untertypus und der breitere und massigere brachide Untertypus der indiden Rasse sowie gröbere weddide Einschläge (Abb. 150 u. 151). Alle drei finden sich auch noch heute in Mahārāṣṭra, dem Mahrattenland. Aber trotz dieser unaufhörlichen und sickernden Kolonisation blieben ringsum in allen Waldgebieten — und ganz besonders im Südosten des Dekkan und im Nordosten in Chota Nagpur — noch ausgedehnte Waldbezirke bestehen. An ihnen arbeitet die indide Kolonisation noch heute.

Gegen Ende des 3. Jahrtausends liegen aber doch die großen Züge der typologischen Verteilung in Indien annähernd schon so, wie wir sie auch heute kennen. Von jetzt ab wird nur noch das feinere Relief des rassentypologischen Aufbaus insbesondere der entlegeneren Stämme und unteren Schichten ausgefeilt, kleinere Verschiebungen und Wanderungen weiten oder verengen hie und da das Bild, und vor allem graben sich von jetzt ab auch die anthropodynamischen Stromlinien aus dem Nordwesten tiefer und heben sich schärfer als die Träger landesfremder Intrusionen ab.

Sie bringen nacheinander die arischen Wellen, — die heldenhaften, biederrauhen Tritsu, die kampfgewandten reicheren Bhārata, die schon vermischten Kāmboja —, später „Baktrier" etwas dunkler Herkunft und Ziele, die kulturwichtigen Griechen, die Vorstöße der Skythen oder Yüä[4]-schï[4], Weißen Hunnen usw., die wir

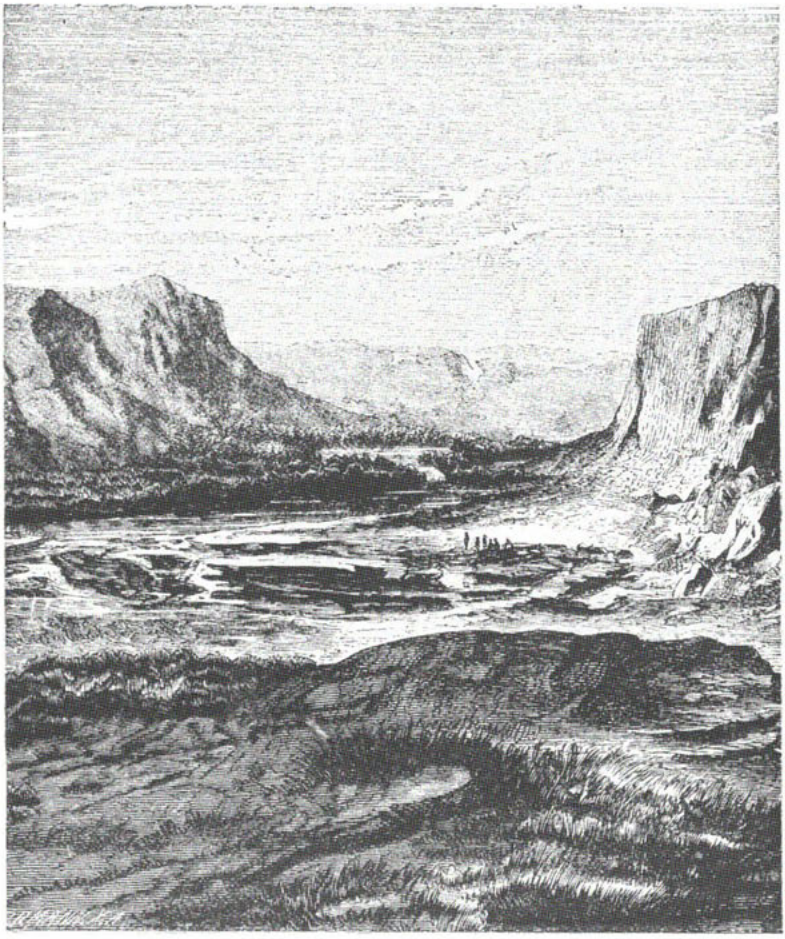


Abb. 152. Die Öffnung des Khaiberpasses, der Völkerstraße nach Indien (H. v. Schlagintweit-Sakünlünski '69).

schon oben S. 46 erwähnten, dann seit dem Ende des 1. nachchristlichen Jahrtausends fanatische mohamedanische Völker verschiedenster Herkunft — und schließlich die großartigen Mogulen. Von hier kam also fast jede größere Rassenbewegung und Rassenbeunruhigung für Indien, die vor dem Beginn der europäischen Maschinenzivilisation mit ihrem Vorgreifen über die Ozeane die drei Rassenschichten von Indien beeinflußte.

Nur eine Ausnahme gibt es. Das sind die zweifellos noch vorarischen Monkmerier (Austroasiaten), die gegen Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends eindrangen (Christian '24, v. Eickstedt '33, Grierson '04, v. Heine-Geldern '27, '35, '36, Schmidt '06). Ihre Bewegung führte aus dem später taiisierten zentralen Hinterindien mit seinen Palämongoliden (vgl. S. 308 u. Karte 153) sammelnde und jägerische Waldvölker in die Bergdschungeln von fast ganz Indien.

Sie waren sowohl am Nordrand des Doab wie in dem gesamten Dschungelkreis rings um den offenen Zentraldekkan bis mindestens an die Godāvarī verbreitet. Ihr Kommen war eine Sickerbewegung gewesen ähnlich derjenigen, die in noch älterer Zeit die Ostweddiden nach dem südlichen Hinterindien führte (vgl. S. 306). Vermutlich nahm sie ihren Impuls ebenso aus dem Druck vom sinischen Raum her wie einer ausgezeichneten und noch heute teilweise erhaltenen Waffen- und Verteidigungstechnik mit Bögen, Beilen und Palissaden. Damit verbreitete sich in Indien weithin über die Waldgebiete eine neolithische Schulterbeilkultur, die zum Zeugen dieses Vorstoßes von Osten wurde (Ball '75, Bodding '01, v. Heine-Geldern '28, '32, '36), und als Sprache das Monkmer. Es wird in immerhin beachtlichem Grade noch heute bei Stämmen wie den Munda, Santal, Korku, Sora u. a. gesprochen (Bradley-Birt '05, Grierson '27, S. R. Roy '12, '37, S. N. Roy '27). Das sind vielfach also die gleichen Stämme, die auch Träger der Reste der zentralen Melaniden darstellen: Altrasse und Altsprache finden sich im Rückzuggebiet zusammen.

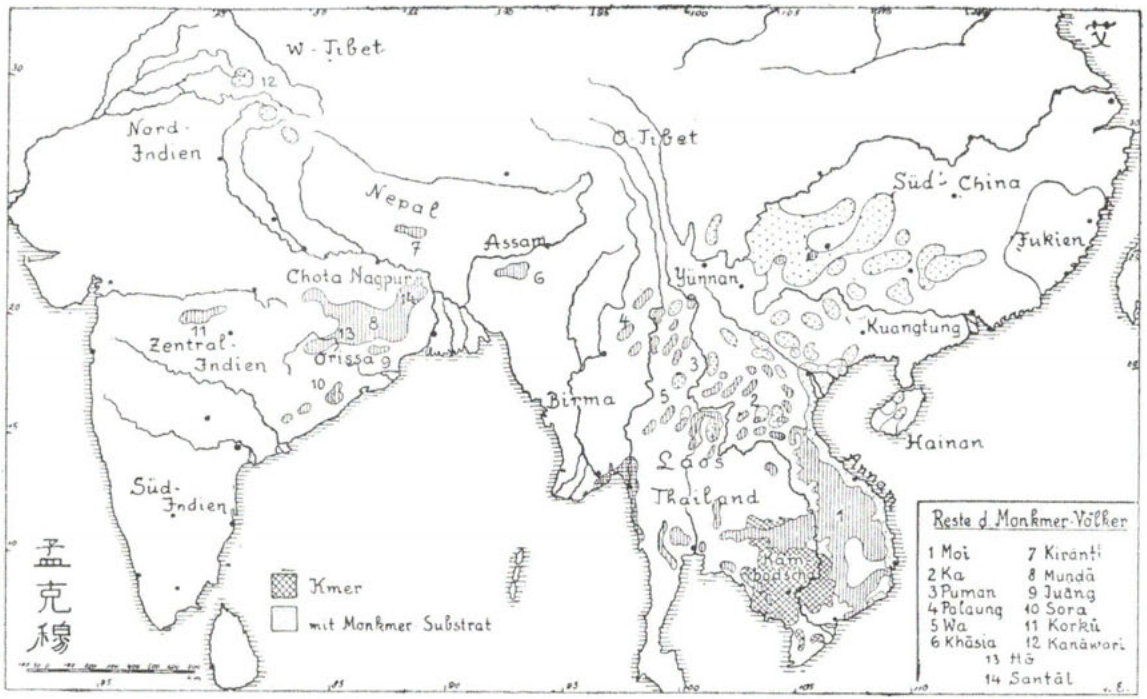


Abb. 153. Monkmer-sprechende Völkerreste in Vorder- und Hinterindien. Beachte die weitgehende Zersplitterung und Überfremdung im Norden, aber die kompakte Erhaltung 1. im hinterindischen Osten im äußersten Rückzugsgebiet des Unter-Mäkong und der Kordillerenwälder und 2. im vorderindischen Westen im gebirgigsten Teil des Nordost-Dekkan und unfern der Einbruchsbasis. Restvölker schraffiert, Kulturvölker quadratiert, Spurenvölker punktiert.

Gerade bei diesen Stämmen ist aber auch noch ein palämongolider Einschlag nachweisbar (v. Eickstedt '28; vgl. Tafel 65c), der seinerseits zum anthropologischen Zeugen der alten Intrusion wird. Er bringt einen für das eigentliche Indien sonst ganz fremden Rassentypus herein.

Die Parallele mit dem Osten wird auch hier wieder deutlich, wenn auch diesmal nur teilweise. Denn auch dort werden raumfremde, nämlich europide Elemente über einen bestimmten, nämlich steppenhaften Wirtschaftsraum mit Lolo und Miao hereingetragen. Aber der Wirtschaftsraum ist anders geartet und die Kultur wesentlich höher. Immerhin zeigen Westen wie Osten einen Querläufer mit landfremden Typen, der seitwärts in die dynamischen Hauptstromlinien hineinstößt. Er war für Indien nur verhältnismäßig unbedeutend und versackte alsbald in den adynamischen Waldgebieten, wie ja auch die Lolo-Miao-Bewegungen in den Südenden der Hochsteppe stecken bleiben.

Unbeeinflußt von diesem östlichen, monkmerischen Querläufer aber, der sich in einem anderen Lebensraum, in seiner eigenen wirtschaftlichen Etage ausbreitete, rollten inzwischen die Vorgänge der indischen Hauptdynamik in den Talauen weiter.

Ihr erstes Ergebnis in der späteren Altsteinzeit war das Eindrücken der melaniden Wand im Norden gewesen. Ihr zweites Ergebnis war das jungsteinzeitliche Weiterströmen der Indiden in die randdekkanischen Gebiete gewesen. Ihr drittes Ergebnis war das Aufspringen chalkolithischer Tochterkulturen gewesen, die von indider Rasse getragen wurden und um das 2. Jahrtausend Kulturen und Sickerwanderer bis nach dem melaniden Süden sandten. Und aus dieser Zeit stammen auch die einzigen alten Skelette, die wir bisher aus dem Süden kennen, diejenigen von Aditanallur und Perambur (Rea '03, Taylor '65, Zuckermann '30). Sie sind wesentlich melanid mit einigen australiformen Nachklängen. Wir nähern uns damit der historischen Zeit.

Abb. 154. Lingam-Dienst als uralte indid-drawidische Verehrung göttlicher Schöpferkraft: Pfeilerbild aus dem unterirdischen Tempel zu Hampi-Vijayanagar aus dem 13. Jahrhundert (R. Frobenius bei L. Frobenius '31).

Die völkerdynamischen Sprengzellen an der Godāvarī, in Chhattisgarh und Mysore hatten sich inzwischen zu kleinen selbständigen Druckkammern der Völkerdynamik entwickelt und fraßen sich immer mehr in den stämmebunten Teppich der totemistisch-weddiden oder — im Osten — melaniden Waldvölker hinein.

Dabei ging die weitere Kolonisation natürlich an den Schwemmländern oder wenigstens den Flüssen entlang, da es sich um Ackerbauer handelte, nicht etwa in feuchten Waldtälern weiter, wie bei den reisbauenden Tai. Nun entstanden auch auf dem weiten dekkanischen Plateau große Reiche. Es waren Reiche drawidischer Fürstengeschlechter über indid-drawidischen Bauernkolonen und einbezogenen Waldstämmen, die in die niederen Kasten abrutschten. Von hier griffen die kulturellen Beziehungen gegen den Süden weiter, und es spannen sich schließlich, die kolonialen Zentralstaaten überspringend, enge geistige, d. h. drawidische Beziehungen zwischen dem indiden Norden und dem melaniden Süden.

So entstanden um und nach der Zeitwende die Reiche der Chōḷa, Chēra und Pāṇḍya, dann der Chāḷukya, Āndhra, Gaṇga und Pallava. Die ersteren kamen unmittelbar nach unserer Zeitwende im heutigen Madras, Malabar und Madura auf, und die raubkriegerischen Pallava überschichteten sie vom 5. Jahrhundert ab. Die übrigen Staaten lagen etwas vor dieser oder zur gleichen Zeit im südlichen und östlichen Dekkan (vgl. Karte 155 sowie Aiyangar '23, Bhandakar '84, Gopalani '29, Iyengar '29, Joppen '23, Rapson '22, Rice '97, Smith '23).

Das rassische Bild ist jetzt das folgende. Die zentralindischen Beckenlandschaften und die zentrale Ostküste sind in indider Hand, aber die Sprengzellen sind klein, noch liegen enorme Wälder ringsum. Sie sind von Weddiden durchstreift, die sich langsam gegen Süden und Osten weiterschieben. Im Norden, in dem heutigen Orissa und Chota Nagpur, ja zweifellos noch bis Bengalen und Zentralindien hinein, liegen die nordmelaniden Waldstämme. Ihr Zusammenhang mit den zivilisierten Südmelaniden der Chōḷa- und Pallava-Länder besteht auch noch in den Rückzugsgebieten der Ostghats, ist aber vielfach, so besonders bei den Āndhra an der unteren Godāvarī, durchstoßen. Wer etwa um die Zeitwende an der indischen Ostküste von Bengalen nach Madras und Madura reiste, wäre also in Süd-Bengalen und Ost-Orissa noch zu Melaniden, dann an der Godāvarī zu Indiden und schließlich zur Hauptmasse der Melaniden gekommen.

Dafür haben wir auch einen Quellenbeweis. Ein junger chinesischer Mönch nämlich, begeistert von dem Gedanken, die Stätten des Buddha zu sehen, bereiste 629-645 so gut wie ganz Indien. Das war Hsüan²-Dschuang³* aus Honan (600—664), der ob seiner langen und großartigen Reise hochberühmt wurde (Majumdar '24, Watters '04). Liest man seine Reise an der Ostküste entlang aufmerksam, so wird man bemerken, daß ihm — der etwa von Burd-

* Hsüan²-Dschuang³ 玄 奘, auch Hiouen Thsang, Hsüan Chwang, Hsüen Kwan, Yüan Chwang, Hüan-tsang.

Abb. 155. Die großen Staatenbildungen des mittelalterlichen Indien. Sie wechselten häufig und beträchtlich in ihrer Ausdehnung. Der buddhistische Mönch Hsüan Dschuang aus Honan hat die meisten von ihnen gesehen und beschrieben.

wan kam — schon in Orissa, dem nördlichen offenen Orissa*, große und „schwarze" Leute auffallen (II, 193), dann nochmals weiter südlich (wohl am Chilka-See: II, 196). Dort sind aber heute keine Melaniden zu finden. Wohl aber wissen wir, daß die melaniden Santal, Ho und Munda noch in den letzten Jahrhunderten inland drängten, ebenso auch, daß die halbmelaniden Sora zwischen den Hindusiedlern der Küstenebenen und den kriegerischen Khond (Gond) zusammengepreßt wurden (v. Eickstedt '28, v. Heine-Geldern '29, Majumdar '25, '37, Roy '12, '27). Beides scheint zur Zeit von Hsüan[2] noch nicht in dem Maße wie heute der Fall gewesen zu sein. Eine Stütze für diese Annahme liegt auch darin, daß zur Zeit des Periplus, also des alten Segelhandbuchs der Ostfahrer aus dem 1. Jahrhundert n. u. Z., die „Kirraden" (Kirāta) in Nord-Orissa noch bis ans Meer reichten. Denn mit diesen Kirata sind zweifellos monkmerische Santal gemeint, wenn auch diesmal nicht die melanide Schwärze, sondern der weddide Einschlag der Nordmelaniden — „eingedrückte Nasen" — und die mongoliden Zusammenhänge betont werden (v. Heine-Geldern '29, Fabricius '83: LXI—LXII).

Weiter südlich bei den Kalinga und Āndhra** hat Hsüan[2]-Dschuang[3] nichts zu bemerken: er kommt in die indide Intrusion (II, 209). Diese Leute kennt er. Aber die großen Wälder fallen ihm auf — „dauernd Wälder und Sümpfe" —, reist er doch von „Sprengzelle zu Sprengzelle". In Süd-Kōsala*** dagegen sind die Bewohner wieder „schwarz" (was man von den heutigen Chhattisgarh-Leuten nicht einmal mehr im Osten sagen kann). Ganz besonders gilt das aber in Dhanakaṭaka†, wo er schon die Grenzen des Chōḷa-Reiches (etwa Ellore) erreicht haben muß. „Schwarz

---

* Orissa (Oḍra) = 烏荼 Wu[1]-tu[2].
** Andhra = 案達羅 = An[4]-da[2]-lo[3].
*** Kōsala = 憍薩羅.
† Dhanakaṭaka = 馱那羯磔迦 To[2]-na[4]-djiä[2]-dschï[2]-djia[1].

und heftig" sind natürlich auch die Leute von Malakuṭa*, d. h. der Gegend von Madura (II, 228). Hier überall liegt melanides Kerngebiet.

Aber damit haben wir schon die Rassengeschichte der Melaniden und drawidischen Indiden in ihren Umrissen bis an die historische Zeit herauf verfolgt. Längst war inzwischen in ihrem Rücken eine neue gewaltige Macht aufgetaucht, die erst kriegerische, dann vor allem — und weit nachhaltiger — geistige Wirkungen entfaltete. Sie war von Ariern aus dem Nordwesten gebracht worden. Sprache und Philosophie dieser Arier sind seitdem aus Indien nicht fortzudenken.

Halten wir hier einen Augenblick, um West und Ost zu vergleichen. Den hellen, indiden Drawiden der ersten vorchristlichen Jahrtausende im Westen entsprechen die mittelsiniden Tai des mittelchinesischen Raumes und später Yangtsegebietes. Beide Rassen sind Träger sehr bedeutender Kulturen. Indien glänzt schon im 3. Jahrtausend mit dem imponierenden Mohenjo Daro, der Osten hat vom 2. ab seine Bronze- und Reiskultur. Wie dort Yüa[4] und Yünnan taiisiert und sinidisiert werden, so in Indien das melanide Südgebiet bzw. weddide Zentralgebiet drawidisiert und indidisiert. Dabei findet auch in West wie Ost in erster Linie ein Weiterschieben der Sprache statt. Nur anfangs, später immer weniger, geht damit eine rassische Umwandlung Hand in Hand, die schließlich bloß noch einen verhältnismäßig geringen Nachschub in den jeweiligen Oberschichten findet. Diese selbst sind in West und Ost ganz verschieden. Was also seinen Einfluß dauernd behält und siegt, ist die höhere Kultur (v. Glasenapp '25, Goetz '29, Grousset '29, Havell '28, Hürlimann '28).

Schon vom Anfang des 1. vorchristlichen Jahrtausends an aber beginnt in Indien der neue geistige und dynamische Impuls fühlbar zu werden, der Impuls der Arier.

* Malakuṭa = 秣羅矩吒 Mo[4]-lo[2]-djü[3]-tscha[4].

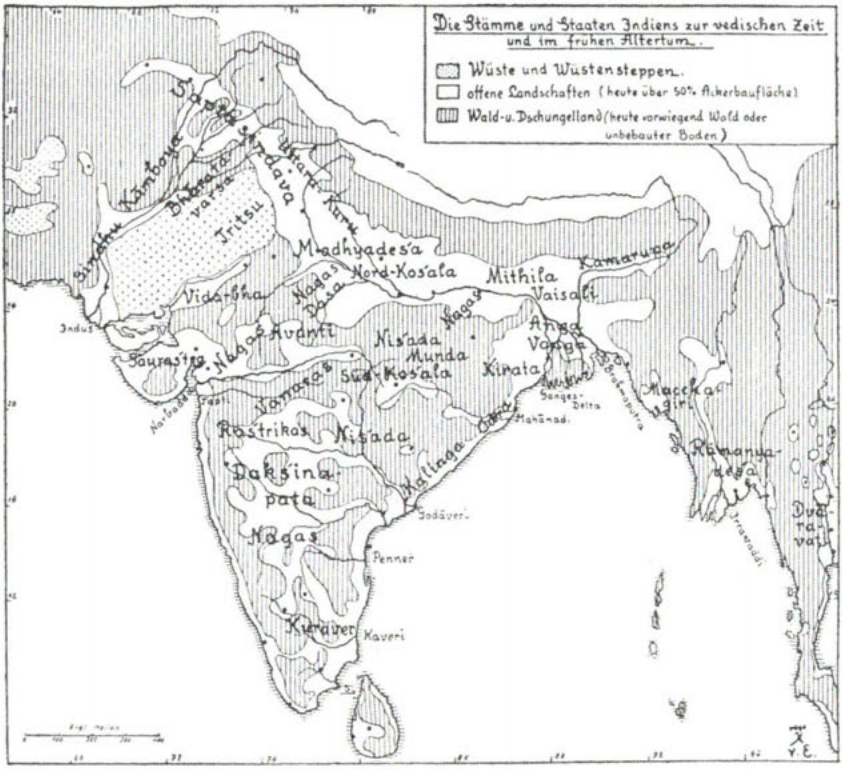


Abb. 156. Das vedische Indien und die Zellen indischer Staatenbildung im weiten Zweistromland, auf den Aufschüttungsebenen der Küsten und an den stromnahen Öffnungen im dekkanischen Südwald. Vedische Stämme im Nordwesten, Altreiche in den Ebenen, Außenring und Kolonialgebiet diesseits und jenseits der Vindhyas (vgl. Karte 149).

Wer waren diese Arier? Wir sind durch die sorgfältig überlieferten Priestergesänge der Veden recht gut über sie unterrichtet. Sie waren von Nordwesten gekommen, auf den ihr Hirtenkriegertum noch Hinweise gibt, saßen auch als Feudalherren lange

in West-Iran, wie Keilschriften bis ins 14. vorchristliche Jahrhundert melden und vielerlei aus ihrem Kulturbereich bestätigt (v. Heine-Geldern '35), und drangen aus einem Arierland in Ost-Iran dann auch um 1500—1200 v. u. Z. in das Fünfstromland, das Punjab in Nordwest-Indien hinunter. Alles ist bei ihnen grundanders als bei den Drawiden. Sie sind nicht nur Ackerbauer sondern wesentlich Viehzüchter, nicht Städtebewohner mit Geldpatriziat, sondern Steppenbewohner mit Sippenadel, sind ausgesprochen patriarchalisch, nicht weitgehend matriarchalisch organisiert, sind rauhe Kämpfer, trinkfroh, spielwütig, kriegsfreudig und immer rauflustig. Von ihrem Typus können wir vermuten, daß er noch weitgehend nordisch war (Chanda '16, Günther '29), wenn auch mit armenid-kurzköpfigen und orientalid-iranischen Einschlägen. Also auch hier etwas ganz anderes als bei den vorwiegend nordindiden Bewohnern des fünfstromigen Induslandes.

Bald nach dem ersten Vorsickern und dem ersten Festsetzen in den (von den drawidischen Ackerbauern verschmähten) Savannen muß sich schon ihre erste Welle, der Adel der Tritsu, gegen nachdrängende arische Neuankömmlinge verteidigen, gegen die Bhārata, hinter denen sogar bereits weitere, allerdings gemischte Scharen mit den Kāmboja auftreten. Das gewaltige Epos des Mahābhārata (Held '35) singt von diesen Kämpfen um die Jahrtausendwende. Danach ist das Arierland zu Bhāratavarṣa geworden (Chanda '16, N. K. Dutt '25, R. C. Dutt '27, v. Eickstedt '21—'26, Goetz '29, Lassen '47, Law '26, Rangacharya '37). Bald darauf ist es ihren Spitzenstämmen, richtiger Feudalherren, gelungen, die Dasyu, Dāsa und Nāga, also die einheimischen Drawiden, auch im westlichen Doab zu überschichten. So wird schon bald nach 1000 das zentrale Stromland erreicht, das nunmehr seinerseits zum Madhyadēśa, zum Mitteland und Hauptgebiet wird.

Überall liegen jetzt hier arische Militärdiktaturen, Feudalstaaten, Protektorate und Konföderationen über der älteren Bevölkerung,

deren soziale Ordnung und eigene Verwaltung jedoch kaum angetastet werden. Im Gegenteil, man übernimmt immer mehr Brahmanentum und Kastenwesen, und etwa 300 Jahre später ist die dünne blonde Oberschicht so gut wie völlig eingeschmolzen. Sie ist in die Kriegerkaste der Drawiden eingerückt und erkennt bereits die soziale Überlegenheit des altdrawidischen Brahmanentums an. Damit sind natürlich auch die arischen Götter und weitestgehend arischen Sitten verschwunden. In rassischer Beziehung tun Hypergamie (Heraufheiraten niedrigkastiger Frauen) bzw. Anuloma (Einheiraten niederer Frauen) und Pratiloma (Einheirat niederer Männer) besonders in Zeiten der Lockerung des sozialen Gefüges das ihre zur Vermischung der Rassen (Ghurye '32, Senart '27, Slater '24, Viswanatha '28, 140). Das betrifft vor allem die drei oberen Kastenschichten: Brahmanen, Kṣatriyas und Śudras.

Aber dadurch wird im wesentlichen doch nur die sehr dünne arische Fremdschicht aufgelöst. Die übrigen Gruppen — also der stattliche nordindide Typus, der grazile indide Typus, der plumpe weddide Typus, der schwarze melanide Typus — bleiben in kastenmäßigen Blutskammern, Kämmerchen und Zwischenzellen auch im Norden noch bis auf unsere Tage herauf ausgezeichnet erhalten.

Wie das arische Rittertum vom drawidischen Brahmanentum als oberster Schicht abgelöst war, wurde der „Hindu" geboren. Die älteste gesicherte Dynastie in Nordindien, die Śaiśunāgas von Benares, sind schon wieder rein drawidisch. Nāgas, Nāgukult, Nāgagötter kommen wieder hoch, die Sprache bleibt nicht unbeeinflußt (Bloch '24, '34, v. Eickstedt '36, Lévi '23, '29, Oldham '05, Przyluski '23—22, Régamey '34, Viswanatha '28, Vogel '26), und das alsbald prachtvoll aufblühende Māgadha (vgl. Karte 155) ist drawidisch in Sitte und Denken. Es ist Zentrum Indiens, eines drawidischen Indien in Denken und Blut, eines arischen Indien aber in der Sprache. Es liegt bereits im Osten des Doab,

den die frühen Arier als Randgebiet verächtlich behandelt hatten. Jetzt waren die arischen Götter vergangen, das arische Blut verronnen, die Sitten großenteils vergessen. Der einstige Außenring übernahm die Führung. Kolonialstaaten und Kontaktreiche kommen hoch.

Die Parallelen zum Osten sind augenfällig. Auch dort drängen tatkräftige Stämme der Tungiden von Norden herein und werden eingeschmolzen: die Kun[1] und Hsiung[1]-nu[1] sind blutsmäßig genau so verronnen wie die Tritsu und Bhārata. Auch ihr Stoß setzte sich südwärts fort: Sinide glitten über die Tai, und die Taisprache verschwand wie das Drawidische in Nordindiden. Auch im Osten liegt die Entstehungszelle für das Großreich im Norden, auch dort ist sie anfangs nur klein, das Schwergewicht verlagert sich allmählich gegen den Süden, auch dort wird von dem „Außenring" verächtlich gesprochen. Auch dort handelt es sich nur um Talreiche, auch dort ist der alte, politisch-kulturell entscheidende Norden überfremdet. Aber er ist es bei weitem nicht in dem Maß wie in Indien. Denn in Indien drängten viele weitere und verschiedene Völker nach, und heute ist das Punjab, einst arische Hochburg, das am wenigsten indische Land aller „fünf Indien" überhaupt. Delhi oder Muttra (Mathurā) sind kaum noch „indische" Städte.

Also auch hier weitgehende Ähnlichkeit, aber dann wieder Abweichungen im einzelnen, deren nähere Behandlung uns hier zu weit führen würde. Mit Nordzelle, Sprachübertragung, auch mit Militärdiktatur, Konföderationen und ringweisem Vorschieben sind schon genug der Ähnlichkeiten aufgezeigt.

Über den Außenring wurde aber auch der ferne Süden erreicht. Vaṅga, Süd-Kōsala und Mahārāṣṭra* vermitteln zu den Āndhra, Chōḷa und Chēra (Karte 155). Damit kommen wir wieder bis zu den Melaniden.

---

* Mahārāṣṭra = 摩訶剌佗 Mo[3]-gou[4]-la[4]-to[1].

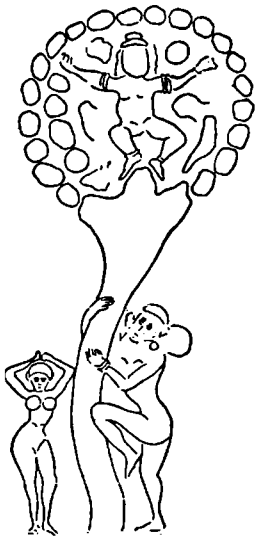


Abb. 157. Krishna, der schwarze Gott der Melaniden hat den badenden Frauen die Kleider gestohlen. Pfeilerbild aus dem Malayanta-Tempel zu Hampi-Vijayanagar (R. Frobenius bei L. Frobenius '31).

Längst hat sich hier die drawidische Sprache, die Sprache des hochkultivierten Nordens, über alle Völker geschoben. Längst ist auch das hochgeistige Hindutum von den sehr intelligenten und leistungsfähigen Oberschichten des Südens übernommen worden. Aber die arischen Wellen, die bis hierher gelangen, sind viel zu schwach, um auch eine Arisierung der Sprache durchzuführen. So wurde Südindien weitgehend zum Bewahrer drawidischer Sprache und altindischer Sitte. Aber nur die drawidischen Telugu, Kanaresen und Malabaresen sind noch hellfarbig und indid, die Tamil schon dunkel und melanid. Die Sprache schob sich weiter, die Rasse blieb. Die Religion schob sich weiter, der altdrawidische Animismus wurde aufgesogen. Indien wird religiös geeint, bis die Mohammedaner kommen. Die „Hindu" sind überhaupt nur eine religiöse Einheit.

Was also im chinesischen Raum die Schrift bedeutete, war in Indien die Religion. Ihr Vordringen ist daher rassendynamisch hochbedeutsam und auch verfolgbar.

Am Anfang stehen die Rishis (Ṛṣis), brahmanische Gelehrte, die als Einsiedler, Lehrer und Bekehrer, als Berater der Fürsten und Bringer von Kulturgütern materieller und geistiger Art in die Dschungeln und Berge des Südens ziehen. Also regelrechte Missionare, so etwa Paraśurāma. Es entstehen auch Klöster und Klosterschulen, und es kommen geistige Führer auf. Agastya wurde so berühmt wie Bonifatius, ja berühmter. Aber er ist nur der Heros eponymos für Scharen von Rishis und Klostersassen, wie Rāma für Schwärme von Krieger- und Fürstensöhnen und Rāvaṇa für viele Könige des Südens (vgl. Iraivan gleich drawidisch König). Das sind die großen Helden in dem zweiten Heldenlied Nordindiens, dem Rāmāyaṇa, das gar nichts anderes als eine Verherrlichung der nordindischen Kolonisierung des Südens darstellt.

So geht im Süden allmählich auch der altdrawidische Baum- und Schlangenkultus der Nāgas im Hindutum auf, so wird auch Krischna, der noch heute immer schwarz (oder blau) dargestellte Gott vielleicht der Melaniden des Nordens, der flötende, viehhütende, mädchenlüsterne, tanzende Krischna in das hinduistische Pantheon aufgenommen. Bei regen Beziehungen zwischen hochzivilisiertem Tamilland und Magadha gibt also auch der Süden, genau wie in China. Umso mehr aber nehmen auch die südlichen Könige vom Norden, werden immer wieder als tolerant gerühmt, lernen Sanskrit — schon Rāvana versuchte, die schöne Sīta mit vedischen Sprüchen zu umgarnen —, rufen Brahmanen und Handwerker (Iyengar '29, Rangacharya '37, Viswanatha '28). So machten es auch mutatis mutandis die Tai.

Politische und religiöse Flüchtlinge aus dem Norden fanden Aufnahme im Süden. Auch die neue Religion des Nordens, der Buddhismus, und die Schriftform des Nordens verbreiteten sich dort seit Aśoka, und diese Schrift wurde zur Mutter aller indischen Alphabete. Kāncīpuram*, das heutige sog. Conjeeveram, blühte als völlig

* Kānchīpura = 建志補羅 Djiän^{4}-dschï^{4}-bu^{3}-lo^{2}.

Abb. 158. Eine Nāgī oder Schlangenfrau, Symbol urdrawidisch-indiden Volkstums. Der Name des höchsten religiösen Symbols, des erdverhafteten Nagā oder Schlange, wurde zur Volkstumsbezeichnung. Pfeilerbild aus dem Malayanta-Tempel zu Hampi-Vijayanagar (R. Frobenius bei L. Frobenius '31).

hinduistische und hochbrahmanische Stadt mit Sanskritnamen zur Āndhra-Zeit auf. Als dort während des buddhistischen Intermezzos die Pallava herrschten, besuchte und pries sie auch der obenerwähnte chinesische Pilger Hsüan²-Dschuang³ (Watters '04, II, 226). Neben Kāncī, der „Goldenen", deren vereinsamte Pilger- und Tempelstadt noch heute zu den großartigsten Massenbauten Indiens gehört, kam damals auch als Einfallstor und Sitz arischer Gelehrsamkeit und nördlicher Kultur die vielgerühmte Seestadt Kāviripp ūmbaṭṭinam auf. Sie war die Metropole des ersten bekannten Tamilkönigs Karikāl seit etwa 400 n. u. Z. (Iyengar '29). Im 6. Jahrhundert ist die — nicht Arisierung sondern — Hinduisierung, die Übernahme von Sanskrit, Brahmanentum und Religionsgebräuchen vollendet.

Parallelen und Abweichungen sind gleich klar. Die Fürsten von Chōḷa und Tschu³ übernehmen gleich gern die Kultur und die Menschen vom Norden. Nur siegte in China, wo Nord und Süd

nahe beieinander lagen, auch die Sprache, in Indien aber, wo Nord und Süd durch die Wälder der Mitte getrennt sind, nur die Religion. Deren Götter und Helden sind aber auch in Indien im Norden verwurzelt, und von diesen leiten sich die Nordfürsten ab. So müssen die Bahmanen auch Stammbäume für die drawidischen Fürsten des Südens nachweisen, die diese als Nachkommen arischer Helden zeigen. Auch die blutsmäßigen Verbindungen werden natürlich, genau wie in China, gesucht. Schon in den Purāṇas wird von den Pāndya, Chōḷa und Chēra gesagt, daß sie die Nachkommen von Yayāti, einem arischen König des Nordens seien (Viswanatha '28).

Das mag genügen, um die Parallelen zwischen den Hochkulturen in West und Ost aufzuzeigen. Hinter den großen Konföderationen und Reichen und jenseits von Schrift, Gelehrten, Kunst und Religionsphilosophie lag hier wie da aber noch das Gebiet der sogenannten Wilden, der Dschengeli, der Ungekochten, der Bergbewohner.

Auch in Indien war selbstverständlich, genau wie im Osten, das eigentliche Berg- und Waldgebiet aus den Talreichen und Konföderationen der Ackerbauern und ihrer Kriegerfürsten ausgeschlossen. Dort lag bestenfalls noch die „Interessensphäre", oft nicht einmal das. Dort lebten, nach Sammler-, Jäger- und Hackbaustämmen deutlich getrennt, die weddiden Urbewohner. Sie wurden allerdings nach Möglichkeit herangezogen. Man „kultivierte" sie, damit man Gesinde, Erntehelfer, Kulis gewann, damit untere Kasten die untere Arbeit tun konnten. Man lockte sie durch Gaben, Geld und den trügerischen Schein der Kaste.

Man bekriegte sie allerdings auch, wo sie nicht fliehen, d. h. sich in die Weiten ihrer Dschungeln zurückziehen konnten, und man machte dann nicht viel Federlesens mit ihnen. Schon König Samudragupta (um 330 n. u. Z.) sagt auf der Allahabad-Säule, daß die Könige von Dakṣiṇāpatha gefangen genommen und freigelassen wurden, aber die (mit ihnen verbündeten) „Waldkönige mit Gewalt

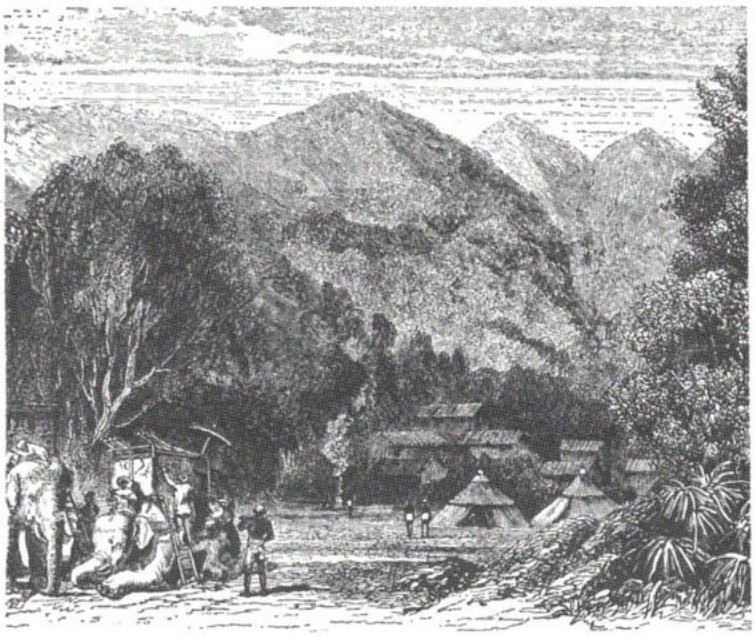


Abb. 159. Im Lande der Khond von Gumsur.
Hinter den Ghats, den Steilabfällen gekippter Hochflächen, liegen zwischen Savannen und Wäldern die Dörfer der indischen Primitiven. Das Bild zeigt die typisch nordganjamischen Ghats, ein Khonddorf und im Vordergrund die Zelte und Elefanten eines reisenden britischen Beamten (W. Macpherson '65).

vernichtet wurden" (Viswanatha '28, 10). Sie wurden aber gern als Hilfsvölker bei den Machtkämpfen eingestellt. Wie schon Hanuman, der Affengeneral des Rāma, nichts anderes als die Personifizierung weddider Häuptlinge mit ihren Scharen von „Dschengeli" und ihren totemistischen Tierbild-Bannern war (Taf. 68), wie denn schon Ktesias um 400 v. u. Z. von Bogenschützen aus den wilden Dschungeln weiß, wie die Weddas seit frühesten Zeiten den singhalesischen Königen halfen, so war es auch bei allen innerindischen Fürsten-

tümern bis auf unsere Tage herauf (M. N. Dutt '92, v. Eickstedt '27, '29, '33, Ramadas '25, Viswanatha '28). Daher sind auch so viele Soldatenkasten, wie etwa die Rautiya der Zentralprovinzen oder Kurikcher von Malabar nichts anderes als in ihrem Status etwas gehobene Mischlinge aus primitiven Waldstämmen. Das ist auch dem Typus sofort anzusehen.

Es versteht sich, daß sich gerade in die jungen und labilen Staatenbildungen mancherlei lichtscheues Gesindel, aber auch politische oder religiöse Verfolgte begaben, auch oft ganze geschlagene Armeen oder auch Scharen unterdrückter und verarmter Bauern. Denn diese Fürsten fragten nicht viel nach woher und wohin, wenn sich hilfsbereite Hände boten. Schon in den Veden, nämlich im Aitareya Brāhmaṇa (VII 13, 18), wird auf derartiges hingewiesen. Begaben sich doch die fünfzig Söhne des Rishi Viśvāmitra, die dieser wegen ihres Ehrgeizes verbannt hatte, „an die Ränder von Āryāvarta". Ihre Nachkommen aber wurden der Sage nach zu Dasyus, denen dann später die Āndhra, Pāndya, Sabara, Pulinda und Mutiba entsprangen, also dekkanische Völker meist weddider oder melanider Herkunft. Ähnliche Hinweise finden sich im Mahābhārata und Rāmāyaṇa. Man kann geradezu sagen, daß Dakṣiṇāpatha, der Süden, das typische Land des Exils war. Diese Verhältnisse förderten natürlich mächtig das Beiseitedrängen der dekkanischen Weddiden und die Entstehung des erwähnten Außengürtels von Staatenbildungen wie Vidarbha, Dakśina Kōsala, Daśārṇa u. a., oder gar halber „Niṣadhaländer", also weddider Fürstentümer (R. C. Dutt '27).

Dabei ist auch nicht zu vergessen, daß das frontale Eindrücken wie die inneren wechselnden Druckzentren und Einklüftungen der weddiden bzw. weddo-melaniden Masse auch ihrerseits dann oft lebhafte Bewegungen innerhalb der primitiven Masse selbst auslösten. Südbewegungen in Nord-Chotanagpur (Roy '12, '15, Weidner '36) oder Nordbewegungen im Süddekkan bzw. in Nord-Chhattisgarh (Russell-Lal '16) sind daher durchaus verständ-

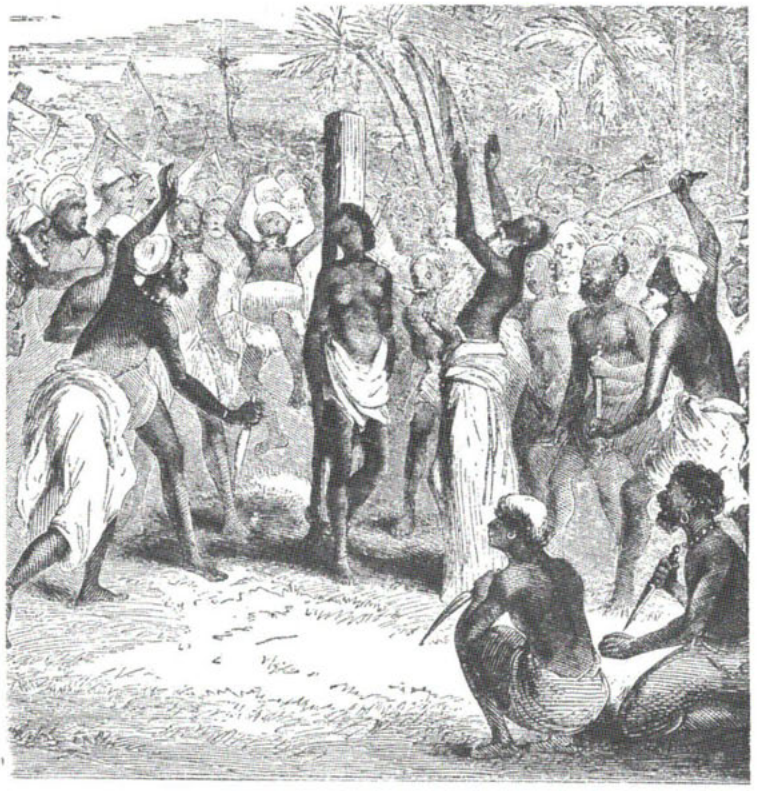


Abb. 160. Menschenopfer bei Khond und Gond
kamen bis in das letzte Jahrhundert in Innerindien vor. Sie sind Reste alter drawidischer Feldfruchtbarkeitsopfer und heute durch feierliche Büffelschlachtungen abgelöst (J. Campbell '64).

lich. In manchen Fällen können wir sie fassen, meist aber infolge des Fehlens historischer und erst recht so gut wie aller prähistorischer Quellen (die an sich natürlich vorhanden sind) bloß in neuerer Zeit. Dabei lagert sich mancher Kulturschutt der Ebenen ab oder erhalten sich in entlegenen Gebieten älteste Gebräuche, wie etwa die altdrawidischen Fruchtbarkeitszauber der Meria-Menschenopfer

der östlichen Gond (Campbell '64, Hislop '66, Macpherson '65), die seit den Tagen von Mohenjo Daro (Heras '38) noch bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts bei den Gond im Schwange waren (Abb. 160).

Es ist wie im Osten und ist doch anders. Auch im Osten werden Mißliebige in die Tailänder verbannt, fliehen Fürstensöhne zu den Tai im Süden (vgl. z. B. S. 121 u. 125), wird die Herkunft von Fremdvölkern von Flüchtlingen aus eigenem Volk abgeleitet (vgl. z. B. S. 54). Auch dort die Bewegung auf der anderen „Etage" der Fremdvölker und die Bewahrung von Kulturschutt und Kulturursprünglichkeit.

Aber die Beziehungen im einzelnen sind oft erheblich anders. Denn der indische Siedler trat keineswegs als Händler, freundlich, hilfsbereit und gebend mit dem Wunsch auf, die Dschengeli zu indisieren. Der Kulturabstand war größer. Er wollte daher nur Gesinde, wollte nicht Kunden und Gleichgestellte, sondern hielt sich auf das schärfste von den Unterworfenen abseits (N. K. Dutt '25, Lassen '47, Oppert '93, '97, Rangacharya '37). Die Folge war keine durch Quellen belegbare Einschmelzung wie in China, sondern einesteils eine Verdrängung, andernteils eine soziale Staffelung. Sie fand im Kastensystem eine auch blutsmäßige wirksame Verankerung (Ghurye '32, Risley '15, Russell-Lal I '16, Sénart '19). Das ist daher auch heute noch überall auf das deutlichste zu erkennen, und zwar nicht etwa nur in den kleinen dekkanischen Siedlungsinseln, sondern auch unter den Millionen des Doab. Überall dort zeigen heute noch die unteren Kasten die Züge der melaniden oder weddiden Urbewohner, die schon vor Jahrhunderten, ja teilweise Jahrtausenden unterjocht wurden (Chanda '16, Dalton '72, v. Eickstedt '28ff., Ghurye '32, Lapicque '05, Risley '15, Schmidt '13).

Der Prozeß des Weiterdringens der Siedler ist in Indien aber noch heute in allen dschungelnahen Gebieten auf das deutlichste zu verfolgen. Auch hier ist es eine kleine Kreisstadt, die den Ausschlag gibt — wie etwa Parlakimedi in Ganjam oder Jagdalpur im zentralen Bastar, Ranchi auf dem Hochland von Chota Nagpur

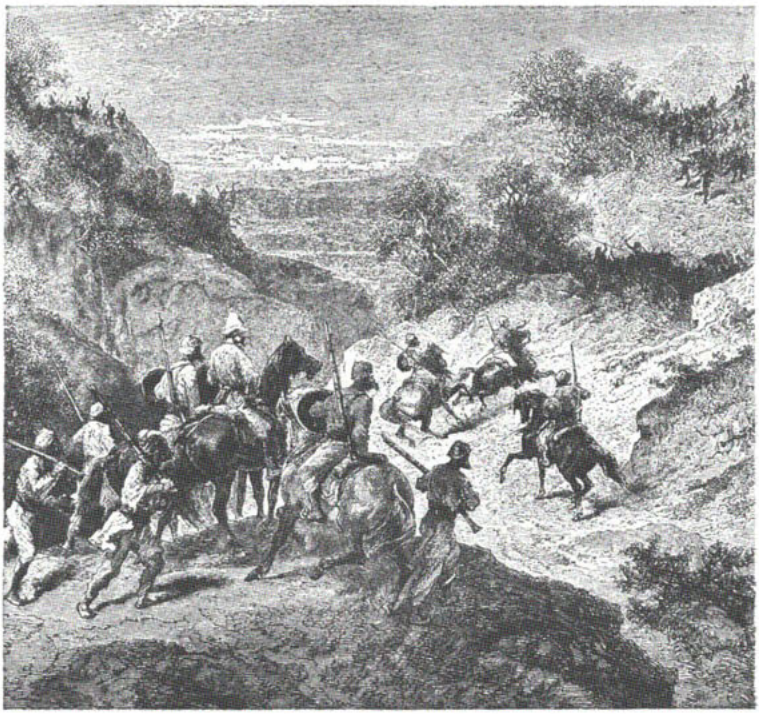


Abb. 161. Bhil in Rajputana überfallen eine Karawane. Zäh wehren sich die Waldstämme gegen jeden Eingriff von seiten der Ackerbauvölker, vor deren Einsickern sie langsam zurückweichen müssen. Über Jahrzehnte dauerte der zu regelrechten Kolonialkriegen sich steigernde Freiheitskampf der Bhil (H. v. Schlagintweit-Sakünlünski '69).

oder Pendra an der Sprengzelle von Chhattisgarh. Da kommen die primitiven, wenig bekleideten, schmuckklirrenden „Dschengeli" oder Waldbewohner und werden von den Städtern ungemein hochmütig behandelt. Denn hier ist der kastenstolze Händler oder gar Brahmane in seiner vollen Macht, der sonst die fieber- und tigerreichen Dschungeln und ihre als „eine Sorte wilder Tiere" betrachteten Stämme haßt, fürchtet und meidet.

Das sieht schon einen Büchsenschuß von der Stadt entfernt erheblich anders aus. Dort herrschen Wald und Waldmensch. Waldnahe Kreisstädte wie Parlakimedi samt seinem großspurigen Maharadschapalast wurden noch vor ein paar Jahren von den Sora berannt. In deren Dörfern haben kaum die Uryā-Landedelleute (sog. Bishoyi) etwas zu sagen, die den Mut besaßen, sich in ihr Gebiet hineinzuquetschen (v. Eickstedt '28). Aber von den kleinen Lehmfestungen der Urya und vom Bazar der Städte dringt das arische Driya als gemeinsame Sprache vor, und um die Lehmfestungen siedeln die Paikos oder Kriegsknechte. Und von hier dringen einzelne Erzgießer, Jäger oder Schnapsverkäufer abermals weiter vor. Es sind allerdings nur wenige bestimmte Kasten, die es wagen, in die fieber- und geisterverseuchten Dschungeln zu gehen. Sie sind es, die kraft der schönen Dinge, die sie bringen, auch Fuß fassen können, die die Familie nachziehen, ein Stückchen Land beackern, einen Brahmanen oder Eremiten in der Nähe versorgen und vor allem die Eingeborenen in Schuldabhängigkeit bringen.

Damit ist der erste Schritt zur Versklavung getan. Das Weitere ergibt sich mit der Verdichtung des Siedlungsnetzes von allein. So sieht hier der Weg von unten aus.

Gelegentlich gab es Rückschläge. Dann wurde wohl auch ein Raja um Hilfe angerufen, und besonders von Zentralindien und Orissa aus drangen junge Krieger, Söhne von Rajputen oder Rajas, mit einer Handvoll Abenteurer in die Berge, zersprengten oder unterwarfen die Eingeborenen und errichteten sich eine Hauptstadt. So manche Ruinen umwallter Städte mit steinernen Tempeln und Palästen liegen noch heute unter den Dschungeln von Chota Nagpur oder Zentralindien begraben (Tafel 67). Denn nicht selten gewannen auch die Waldbewohner wieder die Oberhand. Aber die ritterliche Kolonisierung als solche, die Ausbreitung des arisch-sprechenden und drawidisch-kultivierten Indidentums, riß nie ab. Das war hier der Weg von oben.

Abb. 162. Ritter und Mannen von Magadha zogen in die dekkanische Ferne und gründeten indide Reiche zwischen weddiden Urbewohnern. Ein Gefolgsmann des modernen Maharadscha von Rewa (Raven-Hill '20).

Er ist uns aus den letzten Jahrhunderten mit allen historischen Daten belegt, in Indien wie im kleinen auch in Ceylon (Geiger u. Bode '12, v. Eickstedt '28, '29, Virchow '81, Sarasin '93). Wir

kennen ihn aber auch aus den älteren Zeiten und wissen, wie er allmählich entstand und gangbar wurde.

Magadha, das wir schon oben S. 425 erwähnten, war in der zweiten Hälfte des ersten vorchristlichen Jahrtausends ein blühendes Kulturzentrum gewesen, von dem eine dicht siedelnde Bauernbevölkerung nach den Rändern drängte und eine zentrale Weltstadt Verbindungen über die Ozeane und nach allen Kulturzentren suchte. Dort lebte ein hochgebildetes Priestertum, dem der griechische Gesandte Megasthenes (Mac Crindle '26) seine ganze Bewunderung zollte. Dort gab es eine wohlorganisierte Armee, Großkaufmannstum, Hoteliers, Pensionäre, Geheimpolizisten und ein mondänes Dirnentum (Goetz '29, de Lavallée-Poussin '30). Von dort zog eine waffenstolze Ritterschaft über die Meere nach Sumatra und Java — über den Kontinent hinaus und weiter auf der östlichen dynamischen Stromlinie. So entstanden die malayischen Hindureiche, die dann ihrerseits wieder Ableger auf den Kontinent sandten. Das war nun schon im fernen Osten, waren das Kmerreich und Tchampa. Hier ist die direkte Verknüpfung mit den Abläufen im Osten gegeben.

Aber das Rittertum von Magadha suchte auch die Wege gegen den Dekkan auf, nahm Menschen aus dem gesättigten Doab mit und gründete viele, wenn auch oft nur vorübergehende Fürstentümer. Zur Maurya-Zeit war es nicht anders. Einbrüche wie diejenigen der Skythen oder Hunnen gaben diesen Vorsickerungen weitere Impulse. Mit ihnen drang drawidischer Geist und arische Sprache bis Orissa, nach Zentralindien oder dem Mahrattenland vor.

So lebten in den Kriegerclans des klassischen Indertums die Überlieferungen des arischen Ritters weiter, ja sie erstarrten geradezu in den höheren Kasten jener Kṣatriya-Stämme, aus denen später die Rajputen hervorgingen (Seesodia '15, Tod '73; vgl. Taf. 72). Ritterliche Tradition bis zum höchsten wurde hier durch den Wandel der Jahrhunderte gepflegt. Sie hielt sich gegen Alexanders des Großen Ansturm, ja hielt ihn auf, hielt sich durch Inkorporation

Abb. 163. Rajputenstolz hielt sich gegen lächelndes Engländertum. Bei den Kriegerkasten lebt noch heute die ritterliche Tradition des expansiven indischen Mittelalters weiter fort (Raven-Hill '20).

gegen Skythen und Hunnen (Hūna Rajput: Russell-Lal IV '16, 452) und hielt sich sogar über die vernichtende Machtprobe gegen die Mogulkaiser, hält sich gegen lächelndes Engländertum.

Dieser Rittergeist aus spätarischer Blütezeit hatte für Indien eine große völkerdynamische Bedeutung. War es doch immer wieder der abenteuernde Ritter, der neue Dynastien in den weiten Wäldern des Dekkan gründete und immer wieder neue indide

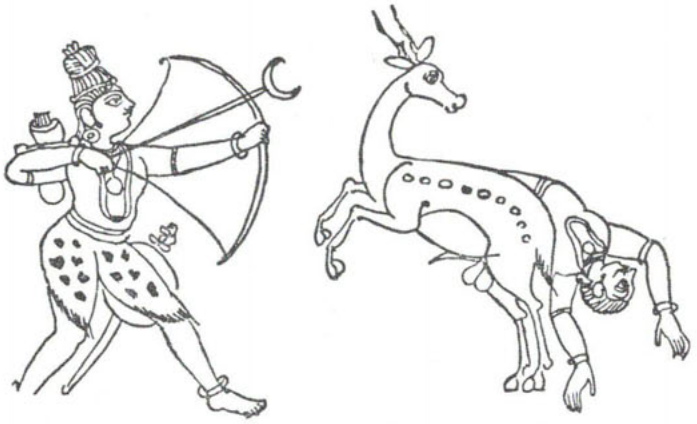


Abb. 164. Prinz Rama von Ayuthia, Sinnbild und Vorbild des erobernden indiden Rittertums. Südindische Darstellung: Rama tötet Maricha (A. K. Coomaraswami '24).

Sickerwellen gegen die Kerngebiete der Weddiden heranführte. Prinz Rāma von Ayodhyā, der Held des Rāmāyaṇa (M. N. Dutt '92), war leuchtendes Vorbild über Jahrtausende, war ganzen Kriegergeschlechtern ein dauernd gegenwärtiges, lebendiges Vorbild (Abb. 164).

So entstanden rings um die großen Kolonialstaaten abermals kleinere koloniale Fürstentümer. Nehmen wir nur einige Beispiele aus Zentralindien. Es ist das ein entlegenes Gebiet. Erst im 16. Jahrhundert fand es seinen festen politischen Anschluß an den Norden, damals einen mohammedanischen Norden, wurde 1795 von Blunt als erstem Europäer bereist und wies noch 1929 Striche auf, in die erst der Verfasser als erster Europäer kam.

Bastar bildet hier das entlegenste Fürstentum des zentralen Indien (de Brett '09, v. Eickstedt '31, Grigson '38). Inschriften bezeugen, daß es eine Nagvaṃśī-Rajput-Familie war, die hier im 11. Jahrhundert die Herrschaft Chakrakot und eine Hauptstadt nahe dem heutigen winzigen Dschungeldörfchen Barsur gründete. Mitten

in Urwald und Dickicht und mitten unter den noch weitgehend selbständigen Mardia Gond liegen heute die Trümmer dieser bis ins 12. Jahrhundert blühenden Residenz (Tafel 67b). Viel später erst kam die heutige Bastar-Raj-Familie. Sie leitet sich ihrerseits von einem der sagenhaften arischen Pāṇḍu-Könige von Delhi ab und weiß, daß ihre Vorfahren über Mathurā und Jeypore (Madras) nach Warangal und damit Zentralindien kamen.

Ähnlich liegt die Entstehung bei dem nördlich anschließenden Kanker. Hier herrscht in der netten kleinen Hauptstadt noch heute ein junger Somvaṃśī-Rajput, dessen Vorfahren vor 1192 aus dem östlich anschließenden Orissa herüberkamen. Auch im benachbarten Khairagarh ist es wieder eine Rajput-Familie, die offenbar in erheblich jüngerer Zeit hereinkam, und zwar aus dem nördlich gelegenen Chota Nagpur. Dort herrscht ja gleichfalls eine Rajput-Dynastie vom Nagvaṃśī-Clan (de Brett '09).

Allerdings sind diese Nagvaṃśī kein sehr angesehener Clan der Rajputen. Ihr Emblem ist das der alten drawidischen Nāga-Völker, der Nāga, die Schlange, und viele von ihnen leiten sich der Sage nach überhaupt von Nāgas = Schlangen, d. h. eingeborenen Fürsten oder Edlen ab, so etwa die eben erwähnten Maharajas von Chota Nagpur (Bradley-Birt '03, Hallett '17, Roy '15, Weidner '36). Die ganz vornehmen Radschputen-Clans — wie die Chandel oder Seesodia — erkennen sie daher auch nicht als gleichberechtigt an. Sie treten auch z. B. auf der Karte der Verbreitung der Radschputen-Staaten, die der kastenstolze Thakur Seesodia ('15) in seinem Weltkriegs-Gelegenheitsbuch gibt, überhaupt nicht auf. Aber ihre bevölkerungspolitische und nationale Bedeutung ist doch sehr bedeutend. Ihr Aufkommen hat Innerindien erschlossen.

Entstand doch mit ihnen aus der zweiten Garnitur der arisch-drawidischen Randstaaten gewissermaßen eine dritte. Ist in der zweiten Garnitur schon der größte Teil der Bewohner von indider Rasse, so ist jetzt die breite Unterschicht und die meiste Bevölkerung auf dem flachen Land noch weddider oder melanider Her-

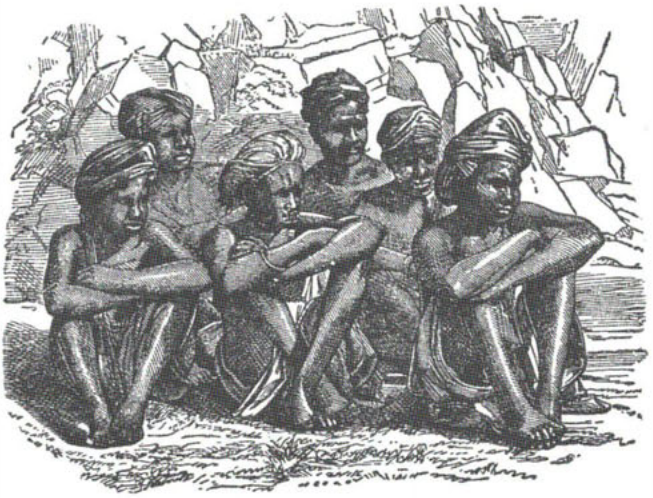


Abb. 165. Eine Gruppe von Gonds aus den Satpuras, vorwiegend weddide Typen, in der Mitte zwei progressive, d. h. indide Varianten (J. Forsyth '19).

kunft. Eine solche kleine Hauptstadt, wie etwa Jagdalpur von Bastar, liegt dann inmitten einer nur kleinen Ebene mit indiden Siedlern, die wie eine Rodungsinsel in den weiten Wäldern und Bergen der Gond wirkt. Und die Maharajas von Chota Nagpur, gar ihre Zamindars (Landedelleute), leben einfach zwischen den Munda und Oraon (v. Eickstedt '31, Weidner '36).

Diese Gond hatten aber auch ihrerseits ihre Herrscher. Das waren zunächst nur Häuptlinge totemistischer Jägerstämme. Aber sie lernten im Kampf mit den Rajputen, und mancher Rajput mußte mit einem Gond-Häuptling oder vielleicht schon Gondfürsten paktieren. Auch hier wurden Eheverbindungen gesucht, von gescheiterten Existenzen gar wohl angeboten. So waren manche Gondfürsten wirklich auch schon rassisch zu drei Viertel Indide, wenn sie behaupteten, radschputischer Herkunft zu sein. Bei den reicheren von ihnen mochte das vielleicht auch selbst blutsmäßig

Abb. 166. Das Wappen der Raj-Gond-Maharajas von Garha Mandla. Die „Waldkönige" führen mit Vorliebe Tiger oder Schlange (Nāga) im Schild (E. Chatterton '16).

schon stimmen. Denn gegen einen reichen Gondfürsten als Schwiegervater für seine Tochter hatte mancher arme Radschput nichts einzuwenden.

Historisch belegte Beispiele hierfür kennen wir schon aus ziemlich frühen Zeiten vom Nordrand des Dekkan, wo es Bhil Rajputs, Raj Korku und auch Raj Gond gibt (Elwin '39, Forsyth '19, Chatterton '16, Wills '23). Das dahinter liegende Land wird den hochzivilisierten Bewohnern der Ebenen erst seit dem 13. Jahrhundert näher und als bevölkerungsbiologische Einheit bekannt und unter Einschluß des einstigen Süd-Kosala — und also dem heutigen Chhattisgarh — nunmehr als Gondwana bezeichnet. Aus den Mischungen aber zwischen Gond und Rajputen usw. entstanden Zwischenkasten und wurden Häuptlingsfamilien ausgesiebt, die nun begannen, als indische Zamindars auch Brahmanen heranzuziehen. Diese sorgten alsbald für imposante Stammbäume. Peinlich innegehaltenes Ritual und reiche Gaben machten sie gefügig. Und nachdem sie die edle

Abstammung und Kastenreinheit anerkannten, folgte die öffentliche Meinung ohne weiteres. Allerdings war dieser Weg ebenso mühevoll wie kostspielig.

Es ist der Weg der Dynastien der berühmten Raj-Gond-Maharajas von Garha Mandla, Deogarh und Kerla, die in der Zeit der Anarchie nach dem Mongoleneinfall von Timur 1398 im 15. Jahrhundert aufkamen. „Sie übertreffen die höchsten Hindu-Kasten in ihrer Reinhaltung und ahmen sie in allen religiösen Zeremonien nach. Sie tragen die brahmanische Schnur und fühlen sich auf das allerschwerste beleidigt, wenn sie mit den Gond verglichen werden" (Wills '23, 213).

Dieser Eifer erinnert natürlich wieder außerordentlich an das Verhalten halbsinisierter Völker und Familien im Osten, ebenso die Achtung vor der Bildungsschicht der höheren Kultur und ebenso auch das Herstellen von Stammbäumen oder Eingehen von Verbindungen mit anerkannten Familien.

Aber im einzelnen sind doch die Abläufe wieder vielfach grundverschieden, und zwar bei den Bauern ebenso wie bei den Fürsten. Für den chinesischen Bauern ist der sinisierte Eingeborene schon zum richtigen Chinesen geworden, für den indischen Bauern aber bleibt der Dschengeli für alle Ewigkeit der verachtete Paria. Einschmelzung steht gegen Überschichtung. Der Chinese pocht auf seine Kultur, der Inder, schon der Bauer, auf sein Herrentum. Für den flüchtenden chinesischen Prinzen oder Hofmann handelt es sich um den Erwerb reicher Landschaften und tüchtiger Steuerzahler, letztlich also um einträglichen Barverdienst. Beim abenteuernden indischen Ritter aber geht es um das Erkämpfen eines Reiches, um Machtgewinn. Die Hauptwaffen des Chinesen sind seine Kultur, auch Geduld, Überredung und Handel, die Waffen des Inders sind sein klirrendes Schwert und sein harter Wille.

Es kommt noch manches an Unterschieden im einzelnen hinzu — die Blutbäder unter den Miao haben ebensowenig ein indisches Gegenstück wie die tiefe Versklavung etwa der Paria oder Panyer

in China, der Kṣatriyageist als Auslese und Erhaltung einer kleinen uralten Stammesgruppe ebensowenig wie die hochmütige Haltung des Mandarinentums. Aber wie gesagt, das sind Einzelheiten, wir können hier auf sie nicht eingehen, wo es sich nur um den Vergleich der großen Züge handeln soll. Und diese zeigen die tieferen Ursachen in den Unterschieden der Dynamik in Ost und West auf das augenfälligste. Sie sind rassenpsychologischer Natur.

Schließlich bestehen aber auch noch Beziehungen zwischen Rasse und Sprache, die gewisse Parallelen und im einzelnen dann auch wieder Unterschiede zwischen Ost und West erkennen lassen, und das sei wenigstens anhangsweise noch kurz erwähnt.

Der biodynamische Druck geht beiderseits, in Ostasien wie in Europa, von den äußersten Ausläufern der großen dynamischen Achse des eurasiatischen Kontinents, dem breiten Steppenkorridor, aus. Unmittelbar jenseits desselben entwickelte sich im Osten das Chinesische, im Westen das Indogermanische.

Die sino-taiische Gruppe des Ostens schiebt das Monkmer über die Palämongoliden bis tief in den Süden zu weddiden Resten, die Kentum-Satem-Gruppe im Westen vernichtet das Japhetitische und schiebt das Drawidische über die Indiden zu den Weddiden bzw. Melaniden (v. Eickstedt '36, v. Heine-Geldern '36). Es liegt auf der Hand, daß die Ähnlichkeiten in den ganz großen Abläufen mit der grundsätzlichen kontinentalen Einheit Eurasiens zusammenhängen, durch die ja auch der zwar hochdynamische, aber selbst geschichtlich leere Raum der transkontinentalen Achse des Steppengürtels bedingt ist. Er ist das wirklich achsenhaft verbindende, gemeinsame, räumliche und dynamische Element, dem daher in Ost und West zuzeiten und bei ähnlichen Bedingungen auch ähnliche Wirkungen entsprangen.

So weit wir heute sehen und vermuten können, liegen die Dinge also folgendermaßen. Es hat im östlichen Raum die palämongolide Rasse weitgehend ihre Sprache verloren, aber an die Ostweddiden weitergegeben und dünne Ausläufer bis zu den Melanesiden ge-

langen lassen. Es hat im westlichen bzw. südwestlichen Raum die indide Rasse ihr Drawidisch weitgehend an die Westweddiden und Indo-Melaniden weitergegeben und ältere Sprache und ältere Kultur und Rasse häufen sich in Rückzugsgebieten oder Schutzlagen.

Hier wie da überrollen also die Sprachformen die Rassentypen, und die lange übliche Verwechslung zwischen diesen beiden Erscheinungen hat daher auch gerade hier zu den merkwürdigsten Mißverständnissen geführt.

Man hört und liest z. B. nicht selten davon, daß und wann etwa „die" Inder in ihr heutiges Wohngebiet eingerückt seien. Unter den bestehenden Umständen kann aber gar nichts irreführender sein, als eine derartig verallgemeinernde Ausdrucksweise. Die Inder dachten gar nicht an ein solch nutzloses Beginnen. Denn die Inder, die Bewohner Indiens, siedelten zur Zeit des Eindringens der ersten Indogermanen gegen Mitte des 2. vorchristlichen Jahrtausends in dichten und großen Bevölkerungen in ihrer uralten Heimat, besaßen glänzende und große Städte, und zwar Städte, die auf jahrtausendelange kulturelle Blüte zurückschauen konnten, und diese Inder hatten nicht den geringsten Anlaß einzuwandern, am wenigsten in ihre uralte Heimat. Sie hatten, als durch Bolan und Kaiber kleine wandernde und streitende Viehzüchtergruppen gezogen kamen, zunächst auch gar nicht viel Grund, sich um diese zu kümmern.

Erst viel später brach der große Gegensatz auf zwischen den angreifenden Sanskrit-Sprechern und den heimatverteidigenden Drawiden, bis schließlich die beweglichen Militärklans der Ankömmlinge das ganze Land in machtvoller Hand hielten und ihre Sprache, die Herrensprache, zur Sprache des neuen Volkes wurde. Aber damit war nicht der Inder eingewandert, nicht der Indogermane, sondern das Indogermanische, richtiger: das Vedische bzw. das Sanskrit hatte sich ausgebreitet.

Halten wir fest: In den Wellenbewegungen, die das Indogermanentum, das Ariertum vortragen, und in den Wellenbewegungen, die das Chinesische und Tai weiterschieben, müssen wir durchaus tren-

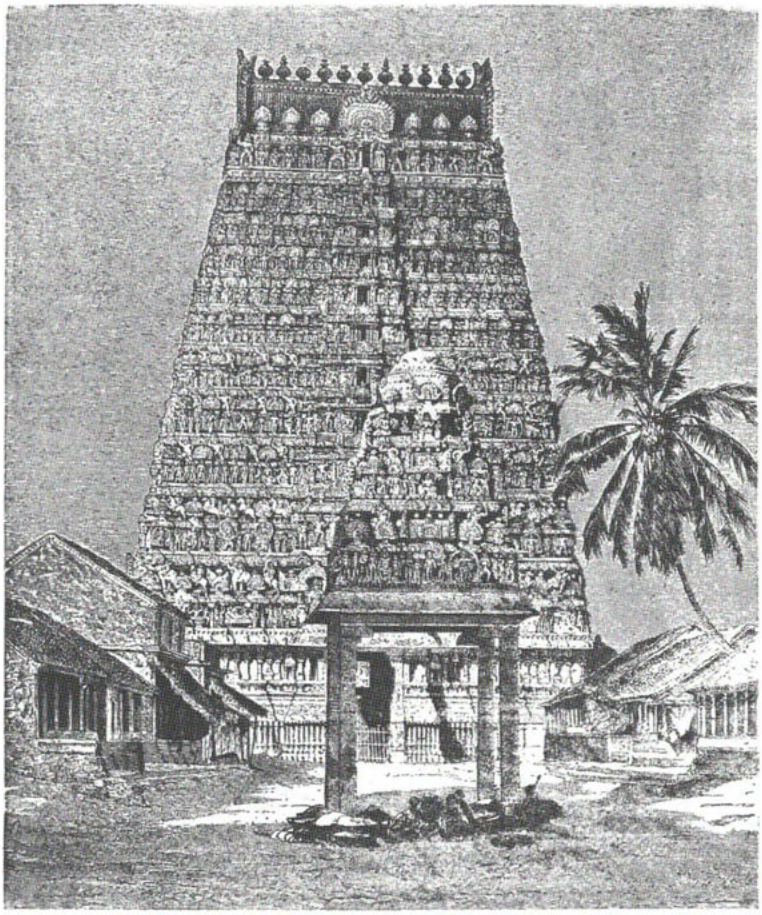


Abb. 167. Ein Gopuram oder Tempeltorturm in Kumbakonam, dem alten südindisch-tamilischen Wallfahrtsort. Mächtige und ragende Massenbauten mit feinster, ja verwirrender Auflösung der Außenbekleidung liegen dem melaniden Kunstempfinden (H. v. Schlagintweit-Sakünlünski '69).

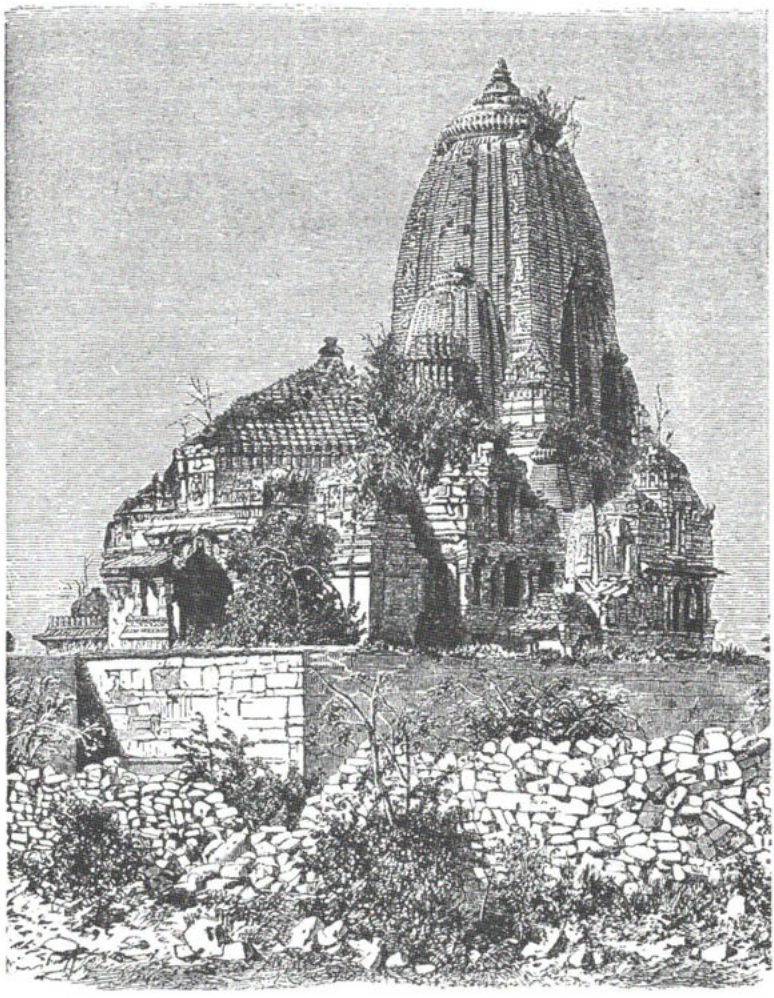


Abb. 168. Die Zentralkuppel am alten Krishnatempel von Chitor in Nordindien. Kraftvolle und harmonische Hochkuppelbauten mit architektonischer Einfügung des Skulpturenschmucks liegen dem indiden Kunstempfinden (H. v. Schlagintweit-Sakünlünski '69).

nen die 1. rassischen Träger des Impulses, die in eng begrenztem Raume wandern und wieder versickern, von 2. dem geistigen Impuls selbst, der sich im Sprachlichen wie Kulturellen auswirkt, und der weiterwirkt und weiterschwingt.

Mit jeder Schwingung vorwärts im Raum wird der Rest der ursprünglichen rassischen Träger geringer, mit jeder Schwingung aufwärts in der Zeit abermals geringer. So wird auch das Band zwischen Rasse und Sprache immer dünner, aber es knüpft sich immer von neuem, denn neue Menschen, neue Rassen springen ein, greifen das sinkende Banner wieder auf und tragen die Bewegung, den geistigen Impuls, weiter. Ganz verschieden ist daher das Bild von Sprache, Rasse und Kultur, je nachdem wo und wann wir den Schnitt legen. Anders ist das Iran, anders ist das Fünfstromland in jeder Hinsicht um das 15., anders um das 5. vorchristliche Jahrhundert, anders das Yangtsegebiet oder Nordsiam um 500 vor und 500 nach unserer Zeitwende.

Was in Magadha zum Beginn unserer Zeitrechnung vorging, spielte sich daher ein Jahrtausend später noch in Chattisgarh und Orissa ab, ja konnte noch in den letzten Jahrhunderten an zahlreichen Stellen des inneren Dekkan vor sich gehen. Und was im west-östlichen Parallelismus Shantung im zweiten vorchristlichen Jahrtausend erlebte, erreicht Südyünnan kaum erst heute.

An der Spitze aller Wirrheiten um Rasse und Sprache steht aber gewiß die Verwendung des Wortes drawidisch, also eine Sprachbezeichnung. Denn das Drawidische hat sich aus seinen ursprünglichen indischen Hauptgebieten, also der vorarischen Hochkultur der Nāgavölker von Mohenjo Daro, Nala und Harappa, wo es dann von arischen Sprachwellen herausgedrängt wurde, schließlich über alle in Indien überhaupt vertretenen Rassengruppen geschoben. Dabei hat es, historisch gesehen, seinen stärksten Rückhalt bei den hochzivilisierten melaniden Tamil bzw., räumlich gesehen, den primitiven, zentralen Weddiden gefunden. Aber es hat sich auch noch bei abseitigen rein indiden Gruppen, wie in Kerala und Ändhra, d. h.

Taf. 73. Die Rassen des indischen Südens.
Die Kaller-Frau Valikannu aus Tanjore: melanide, schwarzbraune Ackerlandrasse (Phot. v. Eickstedt).

Taf. 74. Die Rassen des indischen Südens.
Ein Panyer-Mädchen aus dem Wynad: malide, schwarzbraune Urwaldrasse (Phot. v. Eickstedt).

im malabarischen und teluguischen Sprachgebiet, schlauchartig hinter den doppelten Waldriegeln des Dekkan gehalten.

Es stecken also in den drawidischen Völkern alle indischen Rassentypen. Die Drawiden sind — und hier springt wieder die Parallele ein — genau wie die Tai „fils de toutes les races". Das eben deshalb, weil es sich hier wie da um weitergeschobene Sprachgruppen handelt. Und es versteht sich leicht, daß ein blühender Dilettantismus und alle Zusammenhänge verschüttende Verwechslungen auftreten müssen, wenn diese an sich so einfachen und klaren Dinge, sei es bei den Drawiden, sei es bei den Tai, nicht auseinandergehalten werden.

Gewisse weitere Ähnlichkeiten zwischen Ost und West ergeben sich aber auch bei den völkischen Trägergruppen dieser Sprachen, denn wie die altdrawidischen „Nāga" (Abb. 158) heute durchaus die somatische Grundlage der arisch-sprechenden hinduistischen Inder bilden, so auch die einstigen ursprünglichen Yangtse-Tai diejenige des nordchinesisch-sprechenden, konfuzianischen Mittelchinesentums. Daher kann Indien ebensowenig ohne die Nāgas, wie China ohne die Tai ganz verstanden werden.

Die letztlich betroffenen Ursprachen aber, die der einstigen Sammler- und Fischervölker am Boden hier der indischen und dort der hinterindischen Halbinsel, dürften überhaupt verschwunden sein. Das waren die Sprachen der beiden weddiden Flügel in Ost und West und der beiden melaniden Schichten in Ost und West. Die letzteren sind im Osten bis über Indonesien hinaus nach Melanesien geschoben worden (melaneside Rasse), haben sich in Indien aber hinter dem doppelten dekkanischen Waldriegeln noch bei den Tamil erhalten (indo-melanide Rasse). Hier war ein weiteres Fortschieben nicht mehr möglich. Und die ersteren, die Weddiden, haben sich im Osten in den einst sumpfigen, später durch Reisbau resistenzfähig gewordenen Talebenen, im Westen aber im Kranz der dekkanischen Gebirgsumwallungen gehalten. Art und Form des

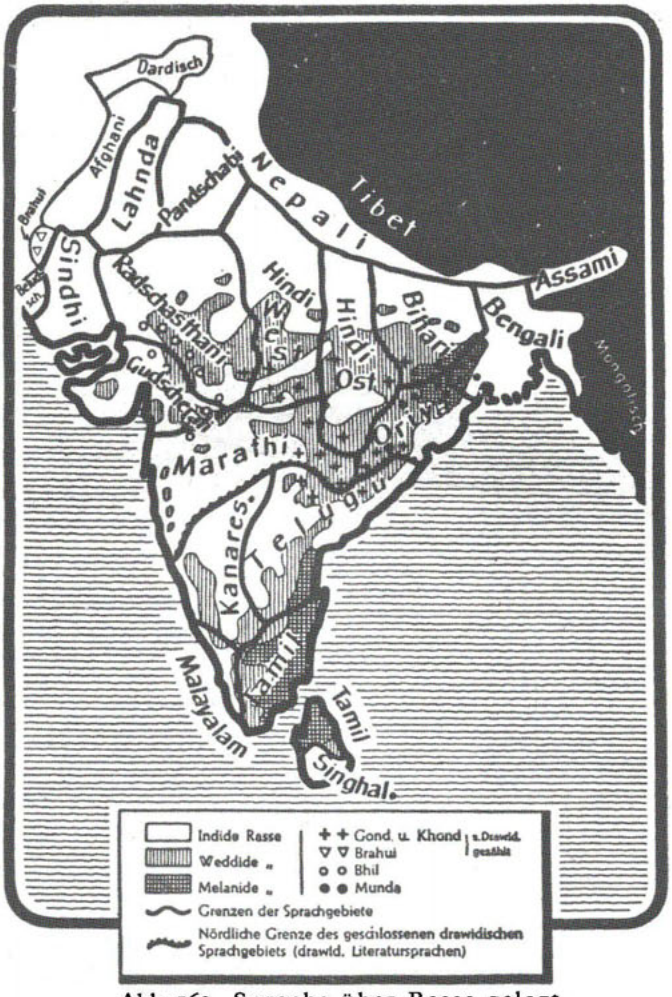


Abb. 169. Sprache über Rasse gelegt.
Das Liniennetz bezeichnet die Dialektgrenzen, Weiß oder Schraffur die indiden und sonstigen Typen in Indien. Das Auseinanderfallen von Sprache und Rasse und die Unmöglichkeit, von einer drawidischen „Rasse" zu sprechen, wird schlagend deutlich: der Südzipfel enthält nur drawidische Sprachen, aber alle Hauptrassentypen von Indien (H. Beythan '42).

Erhaltenbleibens sind verschieden, der Parallelismus als solcher aber ist unverkennbar.

Das mag genügen. Es sind äußere, räumlich-wirtschaftliche Ursachen, die bei grundsätzlich gleichen dynamischen Strömungsabläufen zu örtlichen Unterschieden des Relikterhalts oder der Sickerstraßen geführt haben. Und es sind innere psychologische Ursachen, die den Mechanismus der Abläufe hier wie da bestimmen und die auf Grund der Unterschiede der rassischen Veranlagungen konkrete und greifbare Verschiedenheiten in den einzelnen Gebieten ergeben.

Damit müssen wir die Untersuchung der Ursachen der älteren bevölkerungsdynamischen Vorgänge abbrechen und haben nun nur noch eine Frage der kontinentalen Dynamik vor uns: die der modernen Auswirkungen unseres großen Druckzentrums.

4. Die chinesische Auswanderung

Von 70 Millionen im Jahre 1650 sprang die Bevölkerungsziffer Chinas von Jahrhundert zu Jahrhundert auf ungefähr 143, 350 und an 500 Millionen. Genaue Zahlen kann niemand angeben (Chen '31, Dennery '30, Fitzgerald '36, Hwang-Tsong '33, Otte '29, Rockhill '12, Roxby '25, Schmitthenner '25). Aber sicher ist, daß sich chinesische Arbeiter heute in der halben Welt finden, und die Wirtschaftskunde versichert, daß die Ursachen dafür bekannt seien. Sie lägen in der Übervölkerung des heutigen Reichs der Mitte, das bei hoher Bevölkerungszahl und dauernd hohen Geburtenziffern — etwa 5,5 Kinder pro Familie — von periodisch wiederkehrenden Hungersnöten heimgesucht ist. Wenn dann die Nährfläche nicht mehr ausreicht, um ihre Nutznießer zu versorgen, ergibt sich ein Überschuß an Arbeitskräften, der nach einem Ausweg sucht — der Auswanderung.

Das ist einfach und einleuchtend. Arbeitslosigkeit ist darnach Gradmesser der Übervölkerung, Arbeitsangebot die Ursache der modernen Bevölkerungsdynamik. Das wäre also für China nur etwas näher auszuführen.

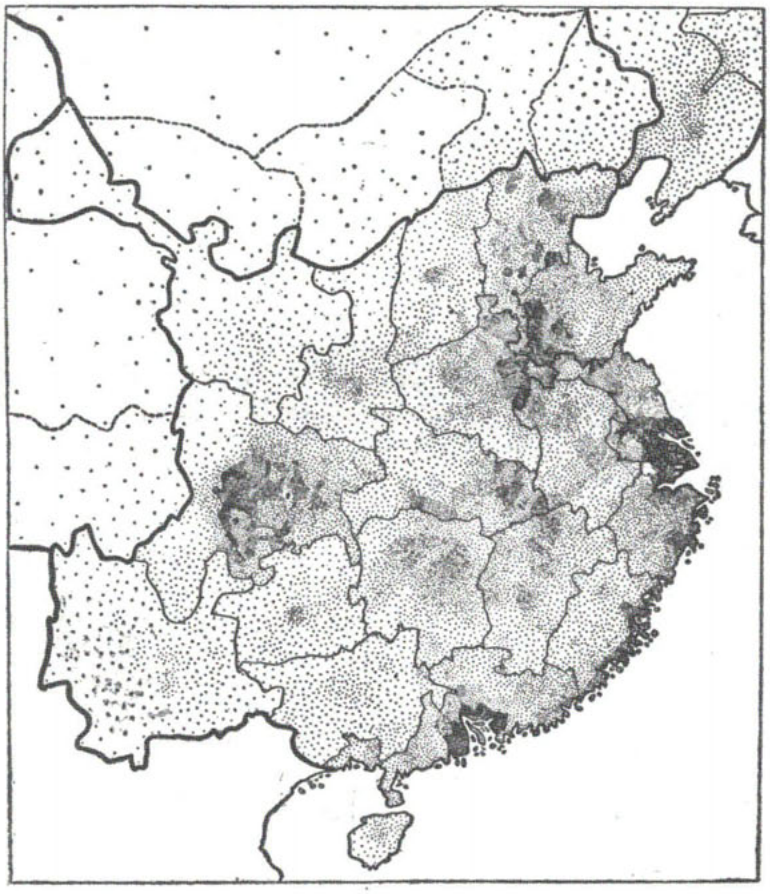


Abb. 170. Die Bevölkerungsdichte im chinesischen Reich. Jeder Punkt = 25000 Personen. Beachte die Häufungen in den Lössgebieten, an der Küste und an den großen Strömen und im Roten Becken von Szechuan, sowie die schüttere Besiedlung in den zentralen und südlichen Berggebieten und die Siedlungsleere auf den nördlichen und östlichen Hochlandtafeln (P. M. Roxby '25).

Dort handelt es sich aber keineswegs nur um die Auswanderung von Arbeitern, sondern auch von Bauern und Kaufleuten, und die Frage der Ursachen wird damit bereits verwickelter. Zudem sind Übervölkerung und Arbeitslosigkeit keineswegs konstant aneinander gebunden. Vor 1933 herrschte in Deutschland eine sehr große Arbeitslosigkeit, danach umgekehrt ein noch größerer Menschenmangel. Vorübergehende Arbeitslosigkeit ist also für eine säkular wirkende Bevölkerungsdynamik nur von geringer Bedeutung. Auch haben Maschinen und Ausfuhr in ganz Europa bei gleichzeitig relativ sehr hohen Löhnen eine außerordentliche Steigerung der Bevölkerungsziffern im letzten Jahrhundert erlaubt, aber in z. B. Indien ist das gleiche bei sehr niedrigen Löhnen und geringer Industrialisierung ebenso gelungen, nämlich durch teilweise Intensivierung der Bodenbestellung einerseits und große Anspruchslosigkeit andererseits.

Darnach dürften die arbeitsstatistischen Vorgänge überhaupt nur die Oberfläche dessen berühren, was wir in biologischer Hinsicht als Bevölkerungsdruck bezeichnen. Angebot und Nachfrage sind zweifellos mitwirkende, aber nicht entscheidende Faktoren. Man muß sich vielmehr bewußt bleiben, daß wir uns mit „Übervölkerung" eines durchaus relativ zu nehmenden Begriffs bedienen. Es wäre biologisch vielleicht überhaupt zutreffender, zunächst nur von Bevölkerungsspannung zu sprechen und darunter die natürliche Elastizität zu verstehen, die jede organische Gemeinschaft besitzt.

Ein Druck als solcher ist ja immer vorhanden. Wie weit er auch zu räumlich-biologischen Auswirkungen führt, hängt dann ganz von den Umständen ab — den inneren: Anpassungskapazität und Beweglichkeit, und den äußeren: dem leeren Raum oder dem leeren Arbeitsmarkt. Spannungserhöhend mögen dann allerdings — aber auch dies nur unter gegebenen Umständen — hohe Geburtenzahl oder niedere Wirtschaftslage, spannungsableitend dagegen Kriege oder Kolonisation wirken. So ist auch der biodynamische Druck einer Bevölkerung, wie alle biologischen Erscheinungen, das Ergeb-

nis eines Wechselspiels zwischen Lebensstrebigkeiten und Lebensmöglichkeiten.

Daher können auch große Gemeinschaften von dem geballten Lebenswillen kleiner oder kleinster Gemeinschaften zersetzt und überschichtet und andererseits auch kleine, gesunde und biologisch vollwertige Gemeinwesen der natürlichen Spannung viel größerer benachbarter Gemeinwesen widerstehen. Erst ein Nachlassen der Spannung auf der einen Seite und eine Konzentration derselben auf der anderen — sei es aus wirtschaftlichen oder strategischen Gründen — führt zu einer Bewegung. Und erst wirtschaftliche und vor allem biologische oder kulturelle Unterwertigkeit führt auch zu Verschiebungen. So staffeln sich große und kleine Ursachenkreise, und es hängt immer genau so viel vom aktiven Einsatz der eigenen Fähigkeiten, wie vom passiven Zustand des Gegenspielers ab. Wie liegen die Dinge für China?

Kein Land der Erde ist wegen seiner katastrophalen Hungersnöte und der daraus sich ergebenden bevölkerungsbiologischen und wirtschaftlichen Störungen so berüchtigt wie gerade China (Mallory '28). Diese gehen auf drei Ursachen zurück.

Jedes Jahr sterben Tausende an Unterernährung. Das sind diejenigen, die unter die Räder des wirtschaftlichen Mechanismus geraten sind und deren Elendsquartiere in den großen Städten von einer geradezu infernalischen Fürchterlichkeit sind. Die Ursache liegt hier im Mangel an sozialer Fürsorge für eine an sich überall auftretende wirtschaftsbiologische Schlackenbildung. Ein Bevölkerungsdruck entsteht dadurch überhaupt nicht.

Anders bei den periodisch wiederkehrenden Auswirkungen von Hochfluten. Schon vor viertausend Jahren heißt es im Schu[1]-djing[1]: „Oh Herr der Vier Berge, vernichtend sind die Wasser der Überschwemmungen, sie umfassen die Berge und bedecken die Hügel, so daß das niedere Volk klagt und grollt. Wer kann dem (durch Deichbauten) abhelfen?" (Legge '65, 24). Heute sind die Deiche vorhanden, aber um so schlimmer wirken sich die Deichbrüche

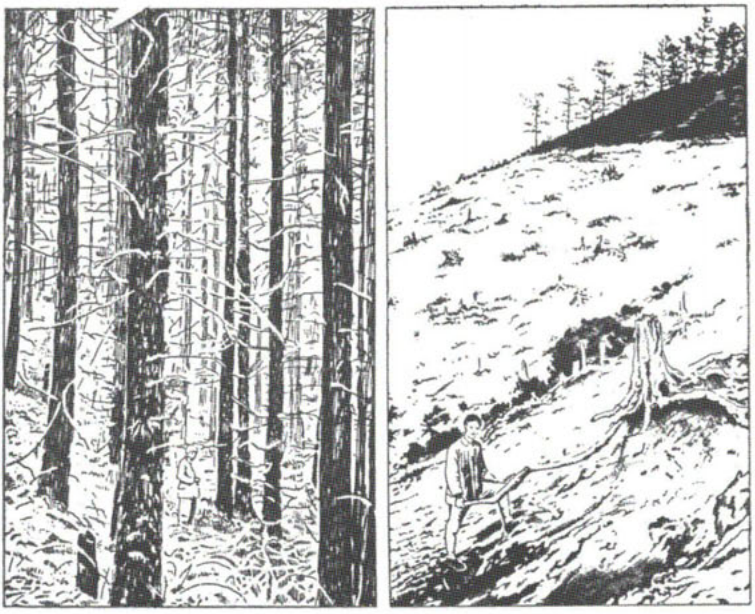


Abb. 171. Waldraubbau als Ursache von Überschwemmungen in Nordchina. Links ursprünglicher, rechts abgeholzter Wald. Der Verlust der Bodenbekleidung führt zu plötzlichen Wasserstürzen (G. B. Cressey '34).

aus, die oft hunderte von Quadratkilometern Landes überfluten. Am Unteryangtse wurden 1911 sogar nicht weniger als 88000 km² überflutetes Ackerland berechnet (Tafel 59b). Es ist festgestellt worden, daß als Ursache in den meisten Fällen eine mangelnde Fürsorge für die Deiche anzusehen war (vgl. Taf. 60[1]).

Immerhin werden sich Deichbrüche niemals ganz vermeiden lassen, da es die weitgehende Entwaldung an den Oberläufen der Flüsse (Lowdermilk '26, '27, vgl. Abb. 171) und die Verständnislosigkeit des chinesischen Bauern für Nutzen und Schönheit des Waldes unvermeidlich machen, daß bei starken Niederschlägen die Hauptströme zu einem Aufstauen der kleineren Nebenflüsse und

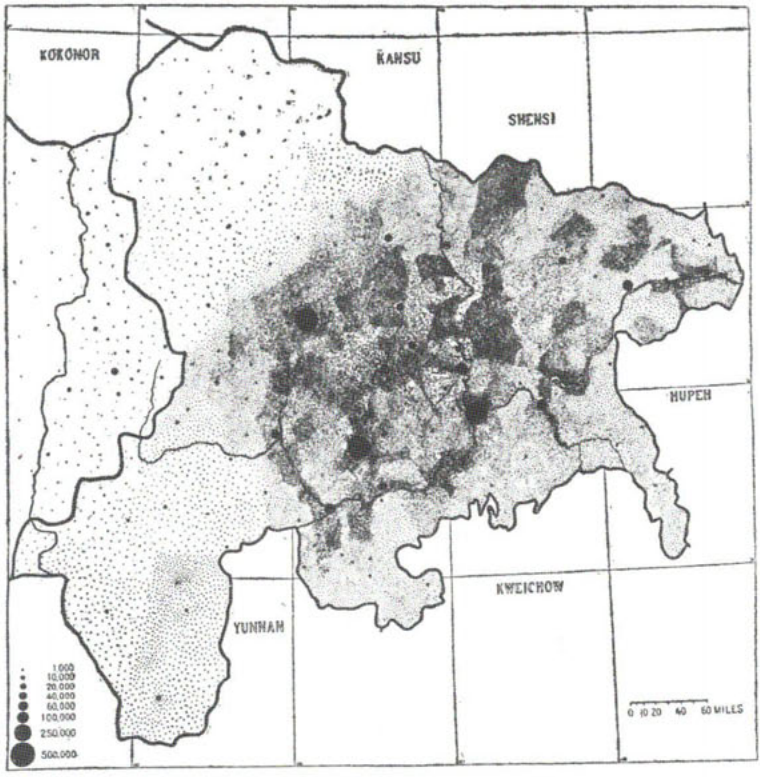


Abb. 172. Die Besiedlungsdichte in Szechuan.
Beachte die Massenhäufungen im Gebiet am Yangtse und der vier Ströme, die der Provinz den Namen geben, sowie die Siedlungsleere in den tibetisch-loloischen Hochgebirgen (P. M. Roxby '25).

damit zu Überschwemmungen und schließlich Deichbrüchen führen. Die Folgen sind unweigerlich Hungersnöte, da der Mangel an Organisationsfähigkeit und Verkehrsmitteln durchgreifende Hilfsaktionen unmöglich macht.

Noch katastrophaler aber pflegen sich die gleichfalls periodisch auftretenden Dürren (Chu '26) auszuwirken. Sie führten zu jenen

großen Hungersnöten, von denen seit 108 v. Chr. bis 1911 n. Chr. nicht weniger als 1828 berichtet wurden. Ihre Wirkung ist schlimmer selbst als die der zahlreichen Bürgerkriege, d. h. der Machtkämpfe von Heerführern, oder der Heuschrecken, die aus immer noch unbekannten Ursachen in Myriaden von Individuen ganze Provinzen leerfressen. Dürren sind die Geißeln Chinas. Nach ihnen hebt ein unbeschreibliches Elend an, die Menschen nähren sich von Rinde, Leichen und Abfällen, verkaufen die Kinder und besonders Mädchen und kommen oft zu Millionen um.

Man wird ohne weiteres anzunehmen geneigt sein, daß nach solchen Hungersnöten auf Grund von Dürren oder Überschwemmungen auch eine Auswanderungswelle aus den betroffenen Gebieten einsetzt. Erstaunlicherweise — oder auch nicht — ist das keineswegs der Fall.

Weder die am stärksten betroffenen, noch die am dichtesten besiedelten Provinzen stellen die höchsten Auswandererquoten. Es ist das auch meist schon deshalb gar nicht möglich, weil zum Auswandern sowohl die Geldmittel als die Verkehrsmittel fehlen. Vielmehr nehmen die Nachbarprovinzen den Überschuß an billigen Arbeitskräften oder Notleidenden schlecht und recht auf. Dadurch wird dann sogar die landwirtschaftliche Produktion erhöht, die angesichts ihrer glänzenden Düngungsmethoden, die auch nicht die kleinste Menge Asche oder Unrat ungenützt lassen, hervorragende Erträge zu bringen versteht (Wagner '26) — wenigstens auf bestimmten Böden.

Und dazu kommt, — und das ist die Hauptsache — daß die Leute gar nicht auswandern wollen, ja nicht einmal den Gedanken daran in Erwägung ziehen. Beruht doch der ganze soziale Aufbau des chinesischen Volkes auf dem Zusammenhalt der einzelnen Sippen in sich. Um keinen Preis wollen diese den altererbten Familienboden aufgeben, um keinen Preis die Möglichkeit regelmäßiger Ahnenopfer, die nur dort stattfinden können, um keinen Preis die Möglichkeit, im eigenen Boden bestattet zu werden. Der ererbte

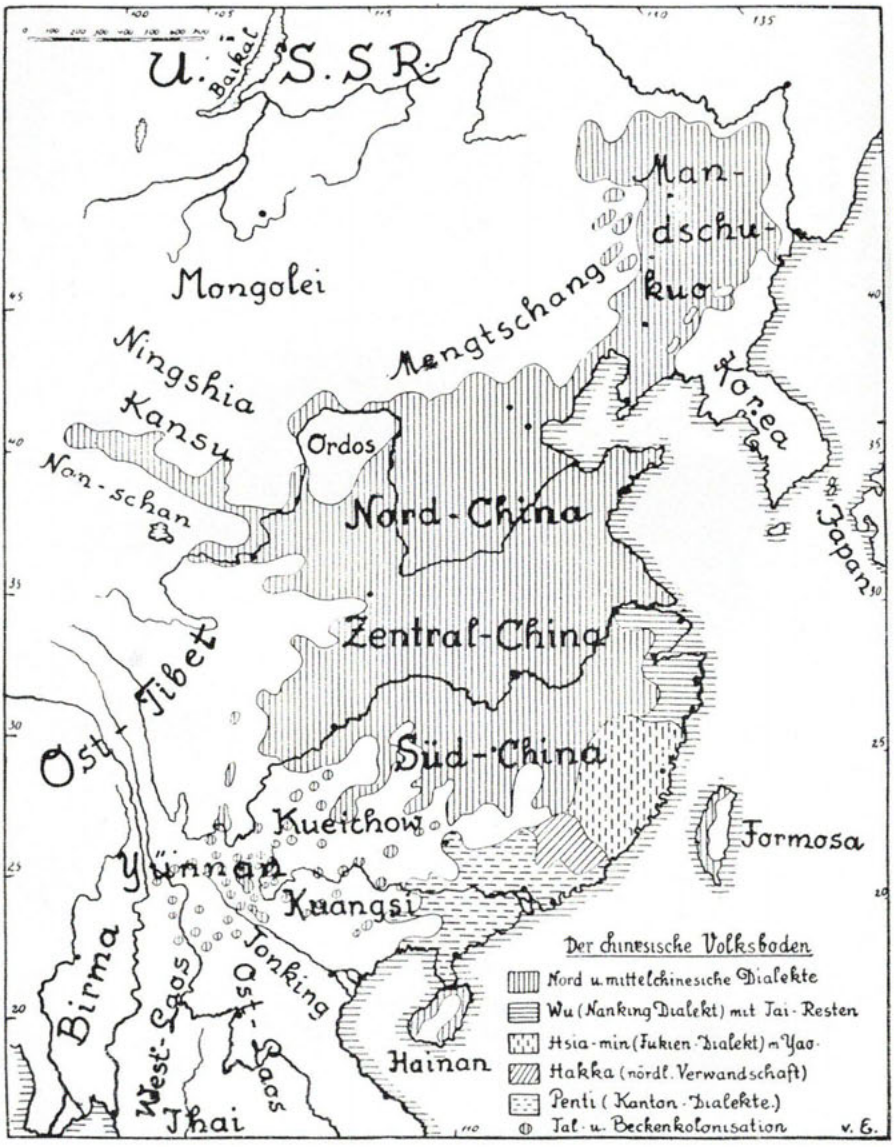


Abb. 173. Der Raum des chinesischen Volkes.
Kompaktes Volkstum im zentralen und nördlichen China, geschlossenes Ausgreifen im Norden und Westen, talweises Vorschieben und Sprengsiedlungen im Süden, noch fortschreitende Assimilation in den Südküstenländern.

Familienboden, Sippengeist und Ahnenkult gelten, aber nicht Heimat, Volk oder der Staat.

So kommt es selbst in den am dichtesten bevölkerten Gegenden wie Shantung vielfach nur zu Saisonwanderungen in die nahe Mandschurei. Nur ein Bruchteil der Wanderer bleibt dort also dauernd ansässig. Andererseits liegen sogar in den dichtbesiedelten Zentralprovinzen auf den Höhenzügen noch weite Brachfelder und vielfach nur Fluchtburgen (Schmitthenner '34, 80), in Südchina aber, wo der Reisbauer mit Trockenland nichts anzufangen weiß, sind an 60% des Bodens überhaupt nicht oder nur ungenügend ausgenutzt (Mell '31). Weite Teile besten Ackerlandes sind zudem von den mit höchster Pietät geschonten kleinen Grabhügeln bedeckt (Tafel 60a), die jede Sippe auf eigenem Sippenboden unterhält und in deren Mitte einmal aufgenommen zu werden, auch der Wunsch des ausgewanderten Kolonialchinesen ist. Daher war auch die Rückbeförderung der Särge chinesischer Arbeiter aus Übersee ein so lukratives Geschäft europäischer und japanischer Dampfergesellschaften.

Man kann also in China gar nicht von einer richtigen, einer absoluten Übervölkerung, sondern nur von einer relativen Übervölkerung sprechen. Die Ursache von dieser aber sind Sippengeist und Sippenland. Deretwegen trachtet auch jeder ausgewanderte Chinese, im Alter mit möglichst viel Geldmitteln in sein Dorf zurückkehren zu können, wo seine Sippe für sein Grab und die Ahnenverehrung sorgen kann (Amann '38, Baker '28, Chen '31, Franke '03, King '27, Kulp '25, Smith '00, Su '22).

Die Verhältnisse liegen also völlig anders als in Europa. Die krassesten Hungersnöte führen nur zu einer Verschiebung der Bevölkerung in die Nachbargebiete, aber nicht zu einer Auswanderung. Die mechanistische Auffassung von Angebot und Nachfrage versagt hier völlig. Entscheidend ist etwas ganz anderes. Denn wer wirklich wandert, das ist der Chinese der Randgebiete, also der randlichen Provinzen oder der randlichen, küstennahen Großstädte.

Dann bleibt in beiden Fällen der Zusammenhang mit der Sippe gewahrt, sei es, daß die Entfernung zwischen Tochtersiedlung und Muttersiedlung an der Reichsperipherie nicht allzu groß ist, oder sei es, daß die Rückkehr von vornherein beabsichtigt ist.

Das Kennzeichen der chinesischen Kolonisation wie Auswanderung ist also, daß sie stets in unmittelbarem organischem Zusammenhang mit dem Volksganzen bleiben (Seiffert '37). Darin liegt ihre außerordentliche biologische Stärke.

Es findet dadurch ein natürliches Wachstum des chinesischen Volkskörpers nach außen und allen Seiten statt. Die moderne Auswanderung ergänzt nur die alte Kolonisation oder führt sie fort. Wie sich die Jahresringe um den wachsenden Baum legen, so legen sich die Siedlungsringe um den chinesischen Volkskörper. Wo aber ein weiteres Ausgreifen meist unter sehr starkem und teilweise sogar gewaltsamem Druck der chinesischen Behörden und ausländischen Schiffahrtsgesellschaften stattfand, wo also entferntere Gebiete, wie Amerika, erfaßt wurden, besteht von vornherein die Absicht und wird auch gewöhnlich ausgeführt, bei nächster Gelegenheit in die Heimat zurückzukehren.

Der chinesische Auswanderer führt seiner Wahlheimat daher keine Kräfte zu, sondern er entzieht sie ihr. Er kennt überhaupt weder Heimat noch Wahlheimat, sondern er kennt nur seine Sippe, ihren Ahnenkult und ihre Schollengebundenheit. Und wenn das heute unter amerikanischem Einfluß schon teilweise durchlöchert und China immer mehr bereit ist, sich seiner besten biologischen Kräfte zu entäußern, so gilt das doch noch lange nicht für die Mehrheit der Chinesen.

Ursache wie Ablauf der chinesischen Wanderungen von Arbeitern und Kaufleuten gleicherweise sind also durchaus von der psychologischen Eigenart der Chinesen bestimmt und nicht von wirtschaftlichen Fragen. Diese wirken nur auslösend. Die psychologischen Faktoren aber liegen einerseits in der rassischen Beanlagung, andererseits in Zeitströmungen, die als kulturpsychologische

Erscheinungen letzten Endes auch ihrerseits aus dem Wesen der Rasse geboren sind.

Einige Beispiele mögen das belegen und den Umfang der heutigen chinesischen Kolonisation und ihrer rassischen Auswirkung kennzeichnen (Chen '37, Dennery '30, Mosolff '32, Pelzer '35, Ratzel '76, Schmitthenner '29, Ta Chen '23, Taft '36). Dabei ist zwischen Binnenkolonisation und Überseekolonisation zu trennen. Erstere geht von dem hafenarmen Nordchina aus, die letztere von dem hafenreicheren Südchina. Der Mechanismus der Bevölkerungsdynamik hier und da ist durchaus verschieden.

Die moderne nordchinesische Kolonisation in der Mandschurei und Mongolei knüpft an die alten Militärkolonisationen und Zwangssiedlungen der dynastischen Zeiten an und schob sich zunächst mit Schnapsverkäufern und Händlern vor, die durch Heirat mit mongolischen oder mandschurischen Frauen in den Dörfern der Einheimischen Fuß faßten (Cressey '32, Ho '31, Lattimore '32, Lien '30, Mallory '28, N. N. '30, Ratzel '76, Tsao '30, Young '32). In Massen kamen dann die — sei es jahreszeitlich, sei es dauernd siedelnden — nordchinesischen Bauern aus Shantung und dessen dichtbevölkerten Nachbargebieten. 1875 waren es schon an 10, heute sind es über 36 Millionen, und die Mandschuren selbst sind zu einer bedeutungslosen Minorität von etwa 300000 Köpfen herabgesunken, die Mongolen mit rund 1 Million und die Japaner mit einer ¾ Million keine ernsthafte Konkurrenz (Fochler-Hauke '41; vgl. Taf. 64).

In der Mongolei aber, auch in Tibet und Turkestan (Schomberg 32), kleben die kleinen chinesischen Händlerbuden seit alters neben jedem Kloster. Die innere Mongolei ist dicht kolonisiert. In Städten wie Kiachta, Kobdo oder Kaschgar finden sich geschlossene, wohlorganisierte und reiche chinesische Kaufmannschaften mit eigenen Schulen, Schlichtungsausschüssen und eigenem Handwerkeranhang. Manche von diesen Kaufleuten haben sich in wenigen Jahrzehnten von „bettelarmen Teufeln" zu Schuldherren und Bankiers der halben

Mongolei aufgeworfen. Sie haben alle die oft furchtbaren Wirren und Plünderungen unruhiger Zeiten (Consten '19, I 118) ohne Minderung überstanden, obwohl sich an ihnen, der bestgehaßten Partei, die gegnerischen Parteien allesamt schadlos hielten.

Die chinesische Auswanderung im Norden geht also in zwei ihrerseits scharf getrennten Formen vor sich: durch geschlossene Kaufmannssiedlungen in den Städten der Mongolei und von Tibet, durch zahllose Bauernschaften in den Ebenen der Mandschurei und inneren Mongolei. Die ersteren bilden rassische Sprengzellen von mehr oder minder, aber meist nicht sehr großer typologischer Beeinflussungskraft, die letzteren haben in unmittelbarem Anschluß an den eigenen Volkskörper eine rassische Verdrängung größten Ausmaßes zuwege gebracht. List und Leistung, rassische Eignungen also, haben durchschlagende Erfolge davongetragen, nicht Angebot und Nachfrage.

Anders liegen die Abläufe, aber nicht die Endergebnisse der Kolonisation im Süden. Hier tritt an die Stelle des Bauern der Arbeiter, und dem Kaufmann fällt eine noch größere Bedeutung als im Norden zu (Arnold '26, Brown '26, Campbell '24, Fochler-Hauke '33, '41, Gottwaldt '03, Pelzer '35, Pilant '32, Ta Chen '23). Quellgebiete sind die Küstenländer vor allem von Fukien (Hoklo) und Kanton (Punti, auch Hakka: Eitel '73, '93, Piton '73), wie überhaupt die lebhaftere süd- und mittelsinide Bevölkerung insbesondere der Punti den weitaus größten Anteil der Auslandchinesen — auch der Studenten — stellt.

Auch hier kann die heutige Kolonisation an ältere Vorläufer anknüpfen. Schon in den ersten nachchristlichen Jahrhunderten gab es in Tchampa, Kambodscha und Thailand chinesische Kaufmannskolonien, von Tonking ganz zu schweigen. Ausschlaggebend war dafür die höhere rassische Eignung für merkantile Betätigung. Noch bis in die Neuzeit hinein bezeugten Gewichts- und Münzsystem in Kambodscha ihre chinesische Herkunft. Zwar wurde die Auswanderung über See von den chinesischen Kaisern verboten, da diese

die Ansammlung unruhiger politischer Elemente fürchteten. Die Mitnahme von Frauen war erst recht schwierig, da sich auch die Sippenverbände dagegen sträubten, weil mit dem Fußfassen in der Fremde sowohl Mann wie Frau dem Sippenverband verloren gingen — und damit ihr Kapital.

Aber der Handel war nicht zu unterbinden, und da der (den kleinen flachgehenden Dschunken unentbehrliche) Südwestmonsun nur einmal im Jahr heimwärts blies, war für gut ein halbes Jahr die Möglichkeit des Aufenthaltes in der Fremde gegeben. Dort können sich — wie schon Dschou[1]-da[2]-guan[1] vom alten Angkor ziemlich begeistert schreibt — „die chinesischen Seeleute den Reis (d. h. die Nahrung) leicht verschaffen, Frauen sind leicht zu finden, die Häuser leicht zu bewirtschaften, der Sachbesitz leicht zu besorgen, der Handel leicht auszuführen. Deshalb gibt es dauernd Leute, die sich in dieses Land begeben" (Pelliot '02, 175).

Im großen und ganzen ist es noch heute so. Daher auch haben sich die alten chinesischen Kaufmannsgilden fast überall und in gleicher Stärke, ja teilweise mit ganz beträchtlicher Zunahme bis in die heutige Zeit hinein erhalten.

Nur auf den Philippinen, wo die Chinesen nach ihrem ersten, umfangreicheren Auftreten als Tangleute bezeichnet werden, haben die spanischen Ausweisungen oder Niedermetzelungen (1603, 1639, 1663, 1820) und der Widerstand der die Konkurrenz hassenden Bevölkerung zu einem Rückgang geführt (Blumentritt '79, Ta Chen '23, Dennery '30, Hsieh '30). Immerhin lebten 1855 in Manila noch 5600 Chinesen, aber nur eine Chinesin (allerdings mit 14 Kindern). Daher ließen sie gerade hier und lassen noch heute eine große Anzahl von Mischlingen zurück, die auf mindestens das Zehnfache ihrer eigenen jeweiligen Stärke geschätzt werden. Diese Halbchinesen oder Mestizos sind dabei in jeder Hinsicht, also in moralischer, intellektueller, körperlicher und kaufmännischer Hinsicht, als hervorragend tüchtig bekannt und spielen auch heute eine sehr geachtete und anerkannte Rolle im modernen Geschäftsbetrieb und

Großhandel. Das läßt schon ein aufmerksamer Gang durch ein paar Kontore in Manila ohne weiteres erkennen (Taf. 61 b).

Aber auch in Thailand und Annam sind die Chinesenmischlinge, die „Luk Tschin" bzw. „Min-huong", wegen der Vereinigung der guten Eigenschaften beider Elternteile recht gern gesehen und bei den Europäern für alle Arten von Diensten in Haus und Kontor beliebt. Genau das gleiche gilt für die sehr zahlreichen „Perakans" in Indonesien. Merkwürdig dabei ist, daß im körperlichen Typus die chinesischen Züge „durchschlagen", d. h. also, daß sich die kennzeichnend siniden Rassenmerkmale dominant vererben. Das trägt zweifellos auch dazu bei, daß der Chinese recht gern einen Familienstand in der Fremde gründet, wenn er auch Frau und Kinder früher oder später wieder verläßt. Die Frau geht die Bindung trotzdem gern ein, denn der Chinese ist fleißig und hat daher Geld, ist höflich und behandelt daher seine Frau gut, und die Kinder sind tüchtig und können daher für die Mutter sorgen. So ist im Lauf der Zeit eine sehr beträchtliche Menge siniden Bluts in die südasiatischen Randvölker eingesickert (Taf. 62a u. 63a). Die ältere palämongolide Überschichtung der weddiden Gruppen hat dadurch eine unverkennbare weitere Mongolisierung erfahren, in den Oberschichten am meisten.

Die chinesischen Kaufmannssiedlungen sind also keine oder noch keine nationalpolitischen, wohl aber sehr bemerkenswerte rassische Sprengzellen.

Auch den wirtschaftlichen Einfluß darf man nicht unterschätzen. Er gleicht die verhältnismäßig geringe Anzahl aus. Die heutige Hauptstadt der Kmer-Kambodschaner, Pnom Penh mit ihren 90000 Einwohnern, ist eigentlich durchaus eine Chinesenstadt. Der Kern ist der Chinesenbazar (Tafel 46 b), jenseits dessen erst der königliche Palastbezirk und ein Kranz von kambodschanischen Villenvororten oder ackerbäuerlichen Anwesen liegen. Überall im Land sind chinesische Kleinhändler verstreut. Natürlich gibt es auch sehr viele Chinesenmischlinge. Sie sind — ganz im Gegensatz

zu den Annamitenmischlingen — sowohl bei Eingeborenen wie Europäern beliebt, sind fleißiger als die Kambodschaner, zuverlässig, anstellig und intelligent.

Auch das große Bangkok im benachbarten Thailand mit nahezu 1 Million Einwohner zeigt im Innern durchaus das Bild einer Chinesenstadt, die von dem berühmten Kleinhandelbazar Sampeng (Tafel 63b) über die Hauptausfallstraßen und Klongs (Kanäle) bis weit in die Vororte greift. Dort liegen wieder die hübschen blumenumhegten Pfahlvillen und schließlich kleinen Gehöfte der Siamesen (Thailänder). Scharf abgetrennt von der chinesischen Handelsstadt breitet sich auch hier der eindrucksvolle Palastbezirk mit seinen zahlreichen alten Pagoden und Tempeln am Mänam aus.

Man schätzt die Anzahl der Chinesen in Thailand (Siam) zur Zeit auf 1 Million, wovon mehr als die Hälfte auf Bangkok selbst entfällt, und die Mischlinge erster Generation dürften mindestens 1 Million betragen (Ahmad '43, Credner '35, Legatus '29). Dabei ist zu berücksichtigen, daß in Thailand rund 4 Millionen Siamesen und 5 Millionen Lao leben. Chinesenmischlinge zweiten und dritten Grades finden sich daher beinahe überall und sogar auch bis in die höchsten Stellungen hinein, ja einer der berühmtesten thailändischen Könige, Rama I., Befreier vom birmanischen Joch und Begründer von Bangkok, war selbst Halbchinese. Auch hier sind die Chinesenmischlinge beliebt (Taf. 63a) und zweifellos hat Legatus ('29) auch recht, wenn er meint, daß die „starke chinesische Blutzufuhr ... einen äußerst brauchbaren Nachwuchs ergeben" hat, „bei dem die guten Eigenschaften beider Rassen zu überwiegen scheinen". Die bevölkerungsbiologische Bedeutung davon ist umso größer, als sich spätestens die erste Mischlingsgeneration, gelegentlich sogar auch die erste oder zweite chinesische Nachkommengeneration, als Thailänder fühlt und Thai spricht. Hier also werden, was ungemein selten ist, auch die Chinesen vom Wirtsstaat aufgesogen.

Heute sind Chinesen in ganz Thailand als Großhändler, Reismühlenbesitzer, Bergwerksdirektoren und Kaufleute, besonders aber

als Händler und Handwerker anzutreffen. In den großen Städten stellen sie auch die Kulis, denn mit diesem Beruf pflegt ihre Laufbahn zu beginnen. Überall schiebt sich der Chinese binnenwärts, wo immer entlang den Straßen und Bahnen Handelsmöglichkeiten winken, und bis in die kleinsten Urwaldflecken und -dörfer sind Händlerbuden anzutreffen. „Ich gehe zum Chinesen", gilt im Sprachgebrauch so viel wie „ich gehe einkaufen".

Auch hier aber findet sich das starke Fluktuieren und das Abfließen des erworbenen Kapitals nach China. Abwehrbewegungen seitens des ganz bäuerlich eingestellten Volkes und der Regierungen haben kein nennenswertes Ergebnis gezeitigt. Im Jahre 1928 beispielsweise kamen 62000 Chinesen und 23000 Chinesinnen ins Land und 45000 bzw. 15000 verließen es. Man beachte dabei die in neuester Zeit zunehmende Beteiligung der Frauen. Viele bleiben also jetzt im Land, in dem sich immer mehr die ganz bäuerlich eingestellte weddid-palämongolide Urbevölkerung von der siniden oder halbsiniden kaufmännischen Stadtbevölkerung abzuheben beginnt.

Die wichtige Rolle der rassischen Eignung und Neigung für bestimmte Betätigungen ist hier also ganz deutlich. Und das gleiche gilt auch etwa bei den modernen, den Thailändern rassisch nahestehenden Filipinos. Der Rat des Handelskammerpräsidenten von Manila an die Studierenden, sich mehr wirtschaftlich zu betätigen, war daher dort ebenso zwecklos, wie er es in Bangkok gewesen wäre. Mosolff ('32) bemerkt dazu treffend: „Er übersah dabei, daß dem Philippinen die natürlichen Voraussetzungen zu einem Konkurrenzkampf gegen den Chinesen fehlen." Mit anderen Worten: die Rassenpsyche entscheidet.

Sehr deutlich wird das auch in Annam, obwohl hier ein den Chinesen nächstverwandtes Volk vorliegt. Es wurde zudem über länger als ein Jahrtausend von den Chinesen, d. h. also vor allem Nordchinesen, beherrscht und damit trotz politischer Gegnerschaft zu seinem Kultursatelliten. Noch heute ist die Gelehrtensprache

Abb. 174. Die Volkszugehörigkeit der Bevölkerung von Französisch-Indochina 1933. Die annamitisch-tonkinesische Gruppe überwiegt, die Kambodschaner sind Restvolk, Moi und Tai als Bergvölker nur gering vertreten, aber die so gut wie ausschließlich städtischen Chinesen ungemischten Volkstums sind verhältnismäßig zahlreich (N. N. '39).

Annams wesentlich ein älteres Chinesisch, also aus den Zeiten, wo mit jedem Hauptstadtwechsel auch der Reichsdialekt der Beamten wechselte.

Chinesische Kaufmannsgilden und Bazare sind daher auch hier noch überall vorhanden. Aber unter den Handwerkern tritt das chinesische Element scharf zurück, denn hier leistet der Annamite selbst Ausgezeichnetes. Daher ist die chinesische Rue des Cantonnais in der Eingeborenenstadt des schönen Hanoi mit seinen rund 130000 Einwohnern noch heute die lebhafteste Geschäftsstraße, während die zweite große Verkehrsader, die annamitische Rue du Coton, ihren bürgerlich-handwerkerlichen Charakter bewahrt hat. In den kleinen annamitischen Städten halten die Chinesen gewöhnlich die Bazare und besonders die besseren Läden. In dem großen Seehandelsplatz Saigon stellen sie aber nicht weniger als 75000 von 125000 Einwohnern. Dabei ist dessen große Zwillingsstadt Cholon mit ihren 200000 Einwohnern überhaupt eine reine Chinesenstadt, wie sie in China selbst nicht chinesischer anzutreffen wäre.

So finden sich heute in Französisch-Indochina bei 21 Millionen Einwohnern fast ½ Million Chinesen und 200000 registrierte Chi-

Abb. 175. Landumfang und Bevölkerungsmenge in Französisch-Indochina 1933. Die südsiniden Kotschinchinesen annamitischer Herkunft und die südsiniden Tonkinesen überwiegen auf übervölkertem Raum, die Annamiten schließen die Bergbewohner mit ein, das ostweddide Kambodscha mit vielen Waldgebieten ist schütter besiedelt, das palämongolide Laos erst recht (N. N. '39).

nesenmischlinge gegenüber 45000 Europäern und Europäermischlingen, fast 16 Millionen Annamiten, 2½ Millionen Kambodschanern, 1 Million Lao und etwa 1½ Million Bergbewohner (Maspéro '30, N. N.: Abb. 174/5). Auf das reiche Kotschinchina entfallen dabei allein 250000 Chinesen, auf das kleine Kambodscha 100000 und auf Tonking und Annam 45000 bzw. 10000. Aber selbst das weite leere Laos, das „pays perdu" (wie die dorthin verschlagenen Franzosen sagen), weist noch 2000 Chinesen auf, denn auch hier ist jeder Bazar vorwiegend in ihrer Hand, ob es die lange Zeile von Luang Prabang oder die Häuserballung von Savannakhet oder Paksé ist. Daneben aber schieben sich dort auch überall die annamitischen Handwerkerkolonien vor, ebenso geschlossen, ebenso organisiert, ebenso erfolgreich. Und damit tritt auch hier überall die Eignungsgliederung der Bevölkerungselemente und Rassen in der Wirtschaft ausgezeichnet heraus.

Birma, seit alters in scharfer politischer Gegnerschaft zu China, ist dagegen erst in neuester Zeit ein Gebiet chinesischer Einwande-

rung geworden (Andrew '33). In Rangoon liegt der Handel noch durchaus in den Händen der geschickten Inder, d. h. der Kaufmannskasten der Tamil, Telugu, Gudscherati usw., und im Hafen beherrscht der südindische Pariakuli das Bild (Andrew '33). Niemand kann beim Landen in Rangoon, ja bei einem Gang durch die Geschäftsstraßen der Stadt merken, daß er sich schon in einem ostasiatischen Land befindet. Birmanen sind in Rangoon so selten wie Kambodschaner in Pnom Penh. Man ist überrascht, wenn ihre rosa Turbantücher im Hafenviertel auftauchen.

Aber neuerdings nehmen trotz schärfster Befehdung die Chinesen kräftig zu, schieben sich an den Bahnstrecken entlang als Budenbesitzer und Händler und finden in den immer stark zu China neigenden Schanstaaten einen Rückhalt. Ein pessimistischer britischer Regierungsbericht meinte schon vor einer Generation: „Die Zukunft von Birma gehört den Chinesen" (Gottwaldt '03). Heute aber sind es besonders die chinesischen Kulis und Plantagenarbeiter, die in immer stärkerem Maße in das Land eindringen, und zwar ebenso über die seit der Britenzeit geöffneten Häfen wie über die berühmte Yünnanstraße im Norden, und die — übrigens recht beliebten — Chinesenmischlinge nehmen zu.

Weit größer aber ist der chinesische Arbeitereinfall in Malaya und Indonesien. Hier liegen die wichtigsten Zielländer der südchinesischen Wanderarbeiter überhaupt (Campbell '24, Pelzer '35). Sie stellen durchaus eine Erscheinung der Neuzeit dar. Erst seit der Eröffnung des Hafens von Amoy 1842 hat eine Kuli-Emigration als eine der größten Wanderbewegungen von Südasien eingesetzt. Sie wird von chinesischen Kaufleuten geleitet und europäischen Schiffen befördert und stellt an Plötzlichkeit und Stärke die meisten älteren Kolonisierungen völlig in den Schatten. In den ersten Jahrzehnten richtete sie sich vor allem in das südliche Usamerika und nach Westindien, heute stehen die Zinngebiete Malayas und die Tabakplantagen von Indonesien im Vordergrund. Der Umfang der

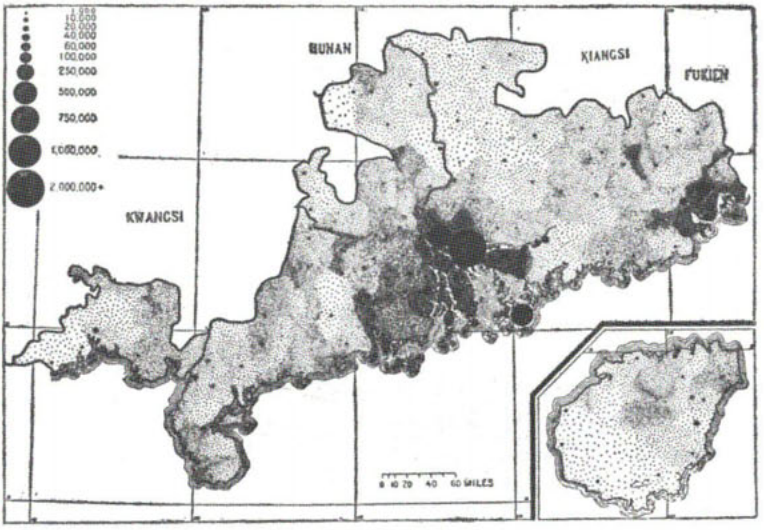


Abb. 176. Die Besiedlungsdichte in Kuangtung.
Beachte die dichte Besiedlung in den Niederungen von Westfluß und Perlfluß und die vielfach dünne Besiedlung und mangelhafte Ausnutzung der Berggebiete (P. M. Roxby '25).

dadurch bedingten rassischen Zersetzung und Verdrängung ist zweifellos sehr beträchtlich.

Als Quellgebiet kommen vor allen Dingen die südchinesischen Provinzen mit Pachtsystem in Frage. Dieses führt bei einer Aufsplitterung in immer winzigere Zwergbetriebe bei hohen Pachtsummen einerseits und enormen Zinsraten andererseits zu einer tiefen Verschuldung der Bauern (Franke '03, Ling '12, Mosolff '32, 48). Dadurch entstand ein Überangebot von Arbeitskräften. Andererseits wuchs der Bedarf an solchen mit der europäischen Erschließung der indonesischen Plantagenbetriebe und der Rationalisierung der alten chinesischen Bergbaubetriebe ganz gewaltig. Hier also, wo moderne europäische Wirtschaftsprinzipien eingreifen, scheint die Theorie von der Verursachung der Wanderungen durch

das Wechselspiel von Übervölkerung und Arbeitslosigkeit zu stimmen.

Das ist aber nur in sehr bedingtem Ausmaß der Fall. Denn die chinesische Wanderung trägt keineswegs dazu bei, die relative Übervölkerung zu beheben. Der europäische Arbeiter und Siedler kommt, um zu bleiben, der chinesische aber nur, um wieder zu gehen. Er will nur seine Schuld einlösen und seinen Zwergbetrieb erhalten, denkt aber nicht daran, diesen durch dauernde Auswanderung zu entlasten und damit den Bevölkerungsdruck abzustellen. Das könnte er sogar unschwer im eigenen Land tun, denn die nahen südchinesischen Berggebiete sind zweifellos, wie schon gesagt, noch untervölkert (Mell '27).

Pelzer meint daher durchaus treffend, daß „man sagen kann, so widerspruchsvoll es auch klingt, daß die Seßhaftigkeit und das starre Festhalten der Bauern an dem Überkommenen die Wanderung ins Ausland fördert, denn die beiden Eigenschaften verhindern eine innere Kolonisation . . . Es ist nicht das Abenteuer, der Reiz des Unbekannten, der die Bauern zum Verlassen der heimatlichen Scholle bringt, sondern die Not und die Sorgen". Mit anderen Worten also: es sind wieder rassenpsychologische Momente, die Art, Ablauf und Druckstärke auch dieser Bevölkerungsverschiebungen bedingen.

Ihre rassendynamische Auswirkung ist nicht gering. Ist doch auch Singapore eine durchaus chinesische Stadt, in der man nach Malayen geradezu suchen muß (Emerson '34, German '30, Mackèpiece '21, Siang '23, Swettenham '07, Vaughan '79; vgl. Taf. 62b).

Nachdem es 1160 von indisierten Menangkabau-Malayen von Śrivijaya auf Sumatra gegründet und benannt worden war, als kleines Seeräubernest Portugiesen und Holländer überstanden hatte und nach 1819 von Sir Stamford Raffles bewußt zu einer Metropole ausgebaut worden war, erhielt es schließlich nach der denkwürdigen, weltwendenden Übergabe durch General Persival an Yamashita (am Abend des 15. Februar 1942) bei der Fordmotoren-

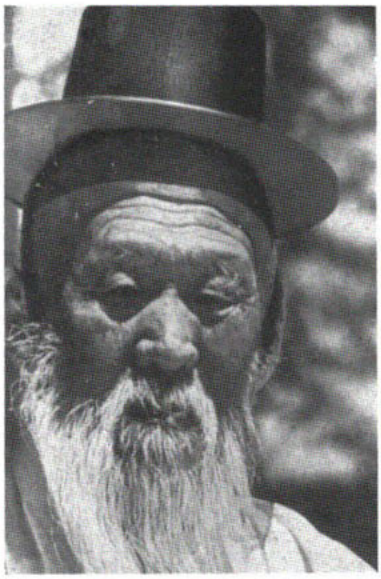
fabrik von Bukit Timah durch die Japaner auch den sino-japanischen Namen Scho-nan-ko*.

Und in ganz Malaya sind die Bazare chinesisch, die Bergwerke so gut wie rein chinesisch, die Plantagen zum großen Teil. 1931 standen 1650000 Malayen und 12000 Europäer etwas über 1 Million Chinesen gegenüber, daneben gab es noch an 3000 Japaner und 500000 Inder. Mehr Fremde als Einheimische! (Kuszinski '37). Die Erschließung Malayas wäre ebenso wie die Indonesiens ohne die Chinesen unmöglich und undenkbar gewesen. Chinesen sind in allen Berufen vertreten, allen Berufen ohne Ausnahme, und durch ihr rastloses Vorwärtsstreben und ihren großen Unternehmungsgeist haben sich viele zu größtem Reichtum heraufgearbeitet. Von ihnen wurden — die alten Kaiser ahnten recht — alle chinesischen Revolutionen der Neuzeit in erster Linie finanziert. Die weitaus größte Mehrzahl der Malaya-Chinesen geht allerdings nach 6 oder 7 Jahren auch wieder in ihre Sippenheimat zurück, aber die Wirkung der rassischen Zersetzung ist dadurch nicht geringer, im Gegenteil, und da der Strom nicht abreißt, sondern zunimmt, nimmt auch die rassische Verdrängung einen immer größeren Umfang an.

Auf Java leben unter rund 40 Millionen Bewohnern 2 Millionen Chinesen, von den Eingeborenen gehaßt, und doch unentbehrlich (Die '43, Li '27, Moll '28, Vandenbosch '30, van Valkenberg '25; vgl. a. van Heek '36). Wo verdient wird, ist auch der Chinese. Das gilt für den ganzen Archipel, ja die ganze Südsee.

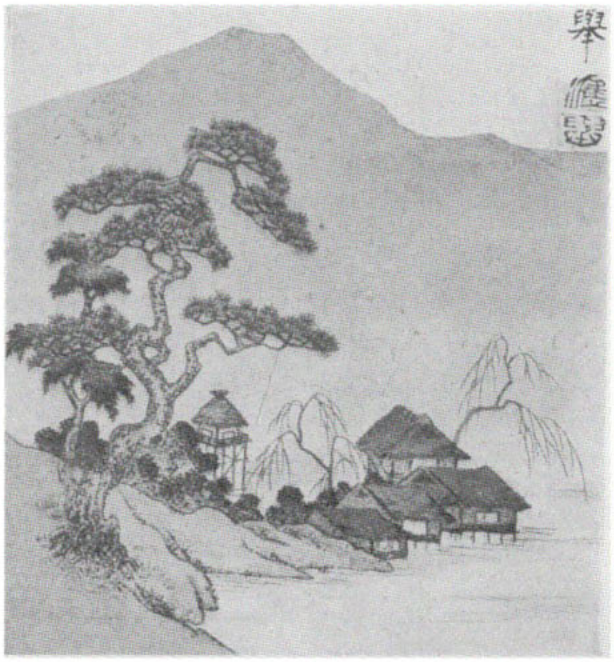
Wo Plantagen sind, will man auch dort den tüchtigen chinesischen Kuli. Für diesen gilt aber, was zur Sperrung von ganz Australien und Usamerika gegen chinesische Einwanderung geführt hat: „Der Seßhaftmachung von Chinesen bereitet man die größten Schwierigkeiten, weil man aus Erfahrung weiß, daß es dann nicht lange

* Schonanko: Schuo^{4}-nan^{2}-kou^{3} 燦 南 口, Leuchten-Süden-Hafen, d. h. der Hafen des leuchtenden Südens. Die Chinesen selbst übertragen dagegen den einheimischen Namen als Hsin^{1}-djia^{1}-po^{1} 新 嘉 坡.

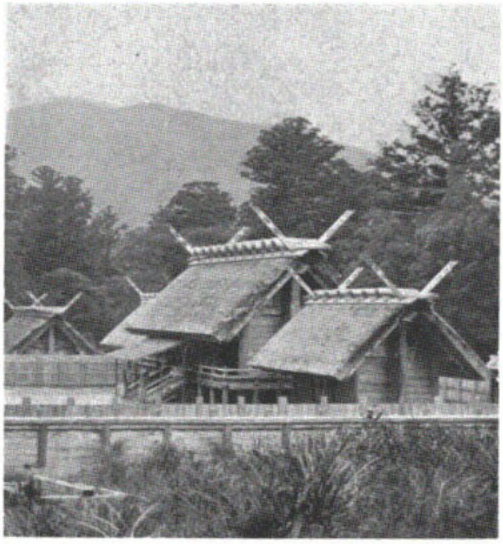


Taf. 75. Land der Morgenröte.
a) Typischer alter Koreaner der bürgerlichen Mittelschicht (Slg. v. Eickstedt). b) Koreanische Studentinnen vor altem Tempel und modernem Verwaltungsgebäude in Seoul (Slg. v. Eickstedt).

Taf. 76. Die Altbewohner Japans.
Ein Ainu-Mann aus Yeso, Vertreter der alteuropiden Komponente Japans (C. H. Stratz '24).



Taf. 77. Die Urzeit Japans.
a) Eine prähistorische Siedlung. Gemälde von Maruyama Okyo (J. Lauterer '02). b) Yayoishiki und Jomonshiki-Keramik (K. Oyama '33).



Taf. 78. Japans Altzeit.
a) Der uralte Shinto-Schrein mit dem höchsten Reichskleinod (dem Spiegel der Sonnengöttin Amaterasu) zu Ise (Ise dai jingu bei Uji-Yamada), das größte Heiligtum Japans aus den Tagen der Ahnen (M. Ramming '41).
b) Der Fujisan (Fuji-no-yama: 3776 m) auf der Insel Hondo, das Wahrzeichen der lebensräumlichen Einheit des Volkes (F. E. A. Krause '31).

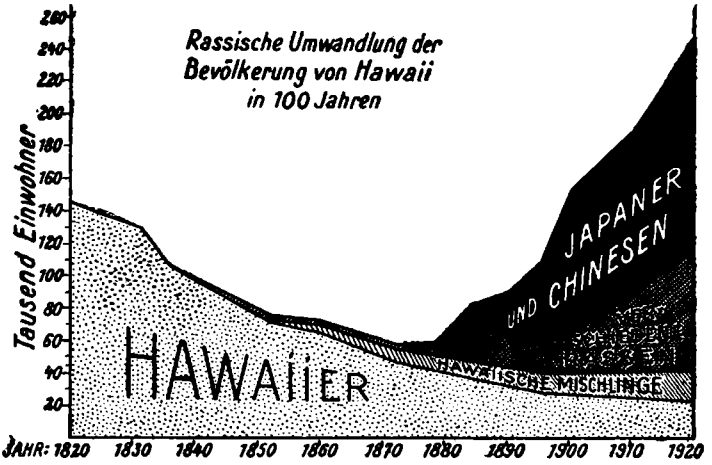


Abb. 177. Die chinesische und japanische Einwanderung in Hawai. Die einheimische Bevölkerung nimmt seit dem Einbruch der europäischen Maschinenzivilisation dauernd ab, die Gesamtbevölkerung aber steigt seit 1870 in raschem Maße durch Zuwanderung aus den ostasiatischen Ländern, gleichzeitig nehmen die Mischlinge stark zu (H. W. Siemens '34).

dauert, bis das chinesische Element den ganzen Detail- und später auch einen erheblichen Teil des Großhandels in seine Hände bringt" (Brown '26). Das läßt sich wohl erschweren, aber nicht auf die Dauer verhindern. Hawai zeigte 1936 neben 22000 Eingeborenen mit je 20000 Europäer- und Asiatenmischlingen — zu denen auch die 30000 „Portugiesen" zu rechnen wären — 27000 Chinesen, außerdem allerdings 54000 Filipinos, 57000 Euramerikaner (mit Soldaten) und nicht weniger als 150000 Japaner (Eckert '36, Hsieh '30, Kuczinski '37, Wu '28; vgl. Abb. 177). Die feinen, klugen und mutigen Polynesier haben sich allerdings auch nie selbst zu energischen Abwehrbewegungen aufgerafft. Die weniger zivilisierten, rohen und wilden Melanesier haben dagegen gelegentlich chinesische Händler, Schiffbrüchige oder Piraten niedergemetzelt

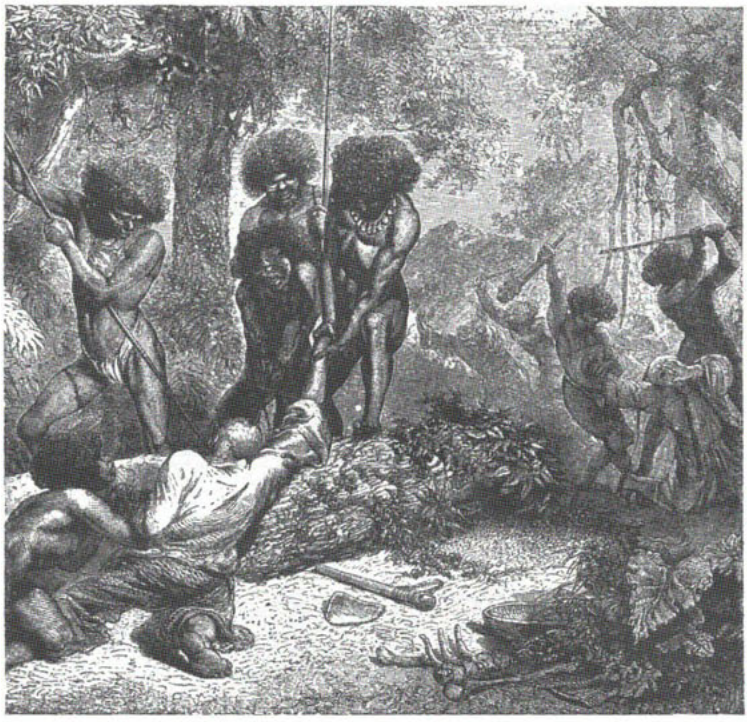


Abb. 178. Ein Chinesenmassaker auf Russel-Island
(V. de Rochas '79).

(Abb. 178). Aber der Erfolg war gleich Null. Es gibt keinen Landungssteg in der weiten Südsee und auf den kleinsten Inseln, wo einem nicht chinesische Händler und Kulis entgegenkämen!

Die gesamte südasiatische Wanderbewegung der Chinesen zeigt also zwar keineswegs die Geschlossenheit und Konsequenz der älteren Dynamik, die im unmittelbarem Anschluß an den Volkskörper stattgefunden hat. Sie stellt in erster Linie vielmehr ein Hinausspritzen über alle Erdteile und besonders über den die halbe Erde

umfassenden pazifischen Raum dar. Die Kulturwirkung ist daher infolge der kurzen Wirkungszeit, des niederen Bildungsstandes der Kuli-Emigration und der Abkapselung der Kaufmannsgilden auch gering. Aber schon haben sich Kristallisationsmassen geballt, die sich an die modernen wirtschaftlichen und industriellen Großbetriebe anheften. Und diese können den chinesischen Arbeiter gar nicht mehr entbehren und werden, in wessen Hand sie immer liegen, der chinesischen Arbeiter bedürfen — der hervorragend geeigneten chinesischen Arbeiter, die noch die Konkurrenz mit jedem anderen aufnehmen konnten. Und das gleiche gilt für die Händlerschicht, die sich aus ihnen heraussiebt und schließlich das Großkaufmannstum.

Die Folgen auf längere Sicht können nicht fraglich sein. Und ein paar Jahrhunderte haben in der Geschichte der siniden Rasse nie eine große Rolle gespielt.

IX. JAPAN IM AUSGRIFF

1. Die koreanische Brücke

Drei Kinder besitzt China, die große Kulturmutter des Ostens: Annam, Korea und Japan. Die ersteren sind folgsam auf den Spuren und nach den Weisungen der Mutter gewandelt und standen auch oft in engerer politischer Abhängigkeit von ihr, Japan aber ist nicht nur im Kulturellen vielfach eigene Wege gegangen, sondern hat sich auch niemals in einer nennenswerten politischen Abhängigkeit von China befunden. Es ist bei weitem der bedeutendste und interessanteste der drei ostasiatischen Kulturfolgestaaten.

Diese haben alle drei bevölkerungsdynamische Impulse ausgeschickt, aber deren Typus ist grundverschieden.

Annam haben wir bereits S. 244—287 behandelt, wobei sich zeigte, daß hier das natürliche Fortwachsen des Volkskörpers, wie es für China selbst so kennzeichnend ist, in verstärktem Umfang in Erscheinung tritt. Denn nicht nur durch sickernde oder vorgeworfene Kolonisation, sondern durch Kriege und völlige Vernichtung des Gegners, dann auch durch bäuerliche und militärische Kolonen wurde Tchampa Stück um Stück in den eigenen Volkskörper hineingesogen. Dann sprang die überquellende Flut schon bis Kotschinchina, wo heute nach anderthalb Jahrhunderten bereits die dichteste Menge der südsiniden Annamiten überhaupt sitzt. Und überall ist das Weitersickern und Hineinbohren in die nunmehr benachbarten Volkskörper zu bemerken — die der Kambodschaner, Moi und Lao.

Ganz anders liegen die Dinge für Korea, und sie liegen mißlich. Denn dieses Halbinselland befindet sich gerade zwischen den beiden gewaltigen kulturellen und politischen Machtfaktoren China

und Japan. Es bildet die räumliche Brücke zwischen beiden, und in seiner ganzen Geschichte war die kardinale Frage daher immer die, ob es diese Brücke halten konnte oder sie bald der einen oder der anderen oder am schlimmsten beiden Parteien als Kampfplatz überlassen mußte.

So war Korea, seit geschlossene Staatswesen überhaupt bestanden, sehr oft dem Willen des mächtigeren Nachbarn ausgeliefert, und seine biologische Dynamik mußte immer passiver Art sein. Sie bestand in Kriegsgefangenenansiedlungen im Gegnerland oder freundschaftlichen Zwischenheiraten besonders der Oberschicht, beides vor allem hinüber nach Japan. Die Gegengaben von draußen aber fehlten nicht. Sie bestanden, und zwar schon seit ältester Zeit, in geballten Kolonisationen, ja Staatengründungen und in einem unablässigen Einsickern, dies aber vor allem von chinesischer Seite. War doch Korea den Zentren der chinesischen politischen Macht im Norden unmittelbar benachbart und dadurch geradezu das vorbestimmte und gegebene Emigrantenland. An solchen Emigranten aber fehlte es nicht, wenn immer ein dynastischer Wechsel eintrat, und friedliche Kolonisation und Handelsniederlassungen wirkten in den Zwischenzeiten. Umgekehrt gab es keine nennenswerte Bevölkerungsbewegung aus Korea heraus. Selbst die Siedlungen in der jüngsten Zeit hinüber in die Mandschurei kleben eng an der Grenze und betragen kaum 2—3% der mandschurischen Bevölkerung (Lee '32: Abb. 179).

Eine biodynamische Entfaltung im eigentlichen Sinne des Wortes, ein Vorstoß in leere Räume, eine Besetzung neuen Volksbodens, war und ist für Korea also überhaupt unmöglich. Dem Gängelband des jeweils politisch Mächtigeren war nicht zu entrinnen.

Aber in kultureller Hinsicht konnte Korea dafür eine sehr wichtige Rolle übernehmen, die ihm mancherlei Vorteile und auch nicht selten eine recht geachtete Stellung verschaffte (Eckardt '29, Hulbert '05, Murdoch '26, Nachod '06—'30). Es lag ja China unmittelbar benachbart, konnte jeden Fortschritt — Fortschritte in tech-

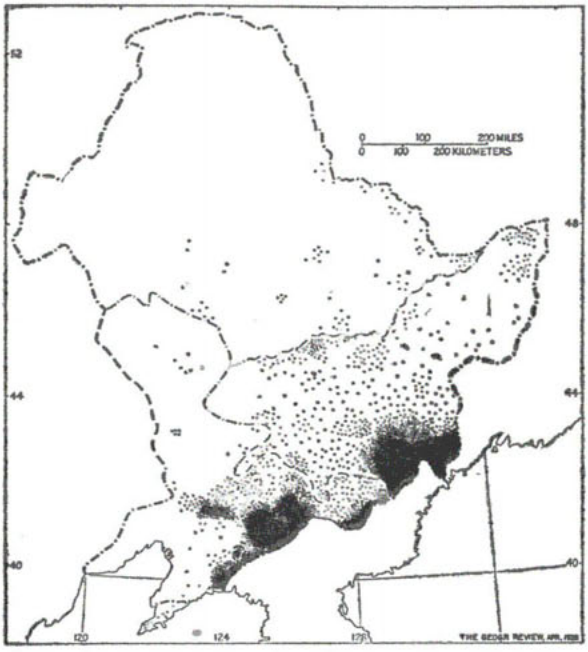


Abb. 179. Die koreanische Besiedlung in der Mandschurei. Sie bleibt an der koreanischen Grenze kleben. Jeder Punkt entspricht 100 Personen (H. K. Lee '32).

nischer, kultureller, künstlerischer, sittenmäßiger Beziehung — sogleich aufgreifen, und konnte das Gewonnene als vielgeschätzter Mittler hinüber nach dem japanischen Inselbogen weiterleiten. So gelangte das meiste aus chinesischer Kultur erst durch das koreanische Filter dorthin, und zwar gerade in älterer Zeit und in den wichtigen Grundlagen.

Damals, in den vorchristlichen Jahrhunderten, bestanden noch mehrere Reiche in Korea, die eine in sprachlicher, kultureller und ethnischer Hinsicht recht verschiedene Bevölkerung aufwiesen

Abb. 180. Ein japanischer Sieg über die Koreaner.
Als typischer Brückenstaat wurde Korea oft von denen in die Zange genommen, denen es als Mittler diente (Japanischer Holzschnitt bei J. Lauterer '02).

(Hulbert '05). Sie war außerdem im Süden (in Peiktsche, Silla und Mimana) wesentlich palämongolo-tungider Rasse, im Norden (in Ko-Kurye) tungo-sinider Rasse. Die Unterschiede sind noch heute deutlich (Lautensach '34). Nach chinesischen Emigrantengründungen wurde schließlich 108 v. Chr., also zur Hanzeit, ganz Nord-Korea erstmalig durch die Chinesen erobert und auf 70 Jahre besetzt. Der rassische Einfluß davon war groß. Aber schon sehr bald nahmen auch Japans Feudalstaaten — z. T. unter chinesischem Namen — ein sehr aktives Interesse an Besitz oder Bestand der Kleinstaaten Koreas, von denen schließlich im 3. Jahrhundert das verbündete Mimana im Süden für rund vier Jahrhunderte geschluckt wurde (vgl. Abb. 180 u. Karte 189 u. 190).

Im übrigen Korea erlangte dann Silla* im Südosten für viele Jahrhunderte ein starkes und wachsendes Übergewicht. Es konnte sich nur durch geschicktes Lavieren und harte Kriegszucht zwischen dem oder den chinesischen oder dem oder den japanischen Machthabern halten. Was aus China herüber kam, gelangte durch japanische Besatzungsheere oder koreanische Kriegsgefangene auch nach Japan. Das läßt erst seit dem 7. Jahrhundert nach, wo ein stärkerer unmittelbarer Kulturkontakt zwischen China und Japan einsetzte. Aber die Mittlerstellung erlosch darauf nicht, auch nicht als das inzwischen zu einem Großstaat zusammengewachsene Land Gau^{1}-li^{4} oder Korye** vorübergehend an die Mongolenkaiser Chinas fiel und eine tiefgehende und nie ganz überwundene Entfremdung zwischen China und Japan Platz griff. Noch im Anschluß an des großen, grausamen Hideyoshi Zug nach Korea 1592—98 kam mit koreanischen Zwangssiedlern jene kunstvolle Töpferei und Porzellanbereitung der Ming nach Japan, die dort alsbald feinste Ausbildung erfuhr.

---

* Silla, chin. Hsin^{1}-lo^{2} 新羅.

** Korea, jap. Chosen, chin. Dschau^{1}-Hsiän^{1} 朝焦羊, Land der Morgenfrische, koreanischer Name Kor-ye, nach chin. Gau^{1}-li^{4} 高麗.

Unter mannigfachen Aspekten wiederholte sich so im Laufe der Jahrhunderte immer wieder das gleiche kulturelle und politische Spiel. Es war durch Lavieren und Mittlertum, Intriguen, Kämpfe, ein Zerren hinüber und herüber gekennzeichnet, und es bestand keine Möglichkeit, zwischen der Drosselung durch die beiden Machtriesen zu einer räumlichen oder bevölkerungsbiologischen Ausweitung zu gelangen.

Japan aber hatte den Rücken frei, lag meerwärts von allen Feinden distanziert und besaß außerdem noch Korea als Pufferstaat in jener Richtung, aus der für 1½ Jahrtausende allein ernstere Gefahren drohten. So unglücklich also die biodynamische und geopolitische Lage von Korea war, so glücklich die von Japan. Daher hat sich hier auch bei hervorragender rassischer Begabung und unter oft ungemein geschickter Leitung ein biologischer Machtfaktor von erstem Range bilden können.

Wie ging das vor sich — aus welchen Quellen sprudelten die rassenseelischen Kräfte?

2. *Urrassen und Urräume*

Die ältere Rassendynamik der japanischen Inseln ist leicht zu verstehen, wenn man sich die anthropogeographische Bedeutung ihrer Lage klarmacht. An zwei Stellen tritt die Spange ihres Inselbogens (Sachalin-Yesso-Hondo-Shikoku-Kiushiu) nahe an das Festland heran: im Norden mit dem Nordende von Sachalin an die Amurmündung und im Süden mit dem Südende der Hauptinsel Hondo an die koreanische Halbinsel. Außerdem spritzen drei kleine Inselketten von Japan ab: nach Norden die Kurilen gegen Sibirien, nach Südosten die Boninninseln gegen Polynesien und nach Süden die Riukiu gegen Formosa und damit gleichzeitig Südchina und die Philippinen. Das sind demnach insgesamt fünf natürliche Zugänge. Von diesen fallen die Kurilen und die Boninreihe infolge geringer biodynamischer Spannung so gut wie gänzlich aus. Es bleiben also

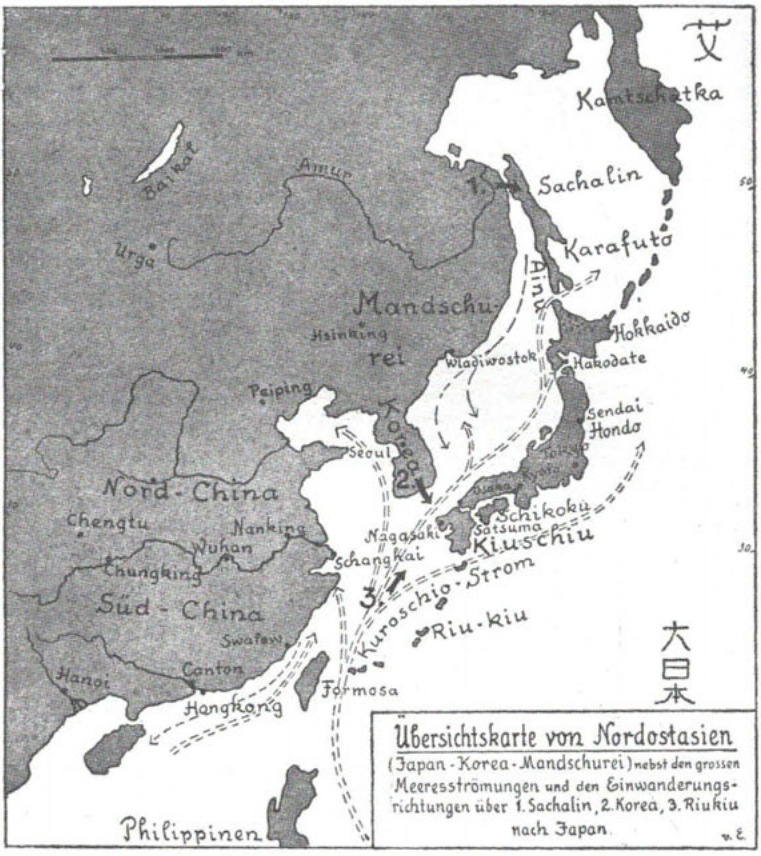


Abb. 181. Zwei Landbrücken und die warmen Südströmungen führen auf den japanischen Inselbogen. Erst im Neolithikum setzt die menschliche Besiedlung ein, wobei der leicht zugängliche Norden bei weitem das Übergewicht besitzt. Die 3 Pfeile deuten die 3 Haupteinwanderungsrichtungen an.

die starken Kontakte von Nordsachalin und Südhondo und die Riukiureihe.

Von diesen ist nicht nur das nördliche Sachalin, sondern überhaupt ganz Sachalin und Yesso noch heute Verbreitungsgebiet eines völlig unjapanischen Typus — der Ainu. Das sind die Ebisu, Emishi oder I, d. h. Barbaren oder Feinde der japanischen Geschichte (Koganei '27, Koya '37, Montandon '27, de Quatrefages '83, Sternberg '29). Ihre letztliche Zugehörigheit zum europiden Typenkreis, schon von den ersten europäischen Reisenden wie de la Pérouse 1787 gesehen, ist heute allgemein zugegeben. Ihr Heranrücken an Toda oder Australier auf Grund ihres Haarwuchses* (Abb. 182) allein war natürlich reine Phantasterei. Nachdem aber inzwischen von Amur bis Altai auch ihre typologischen, kulturellen und sprachlichen Überreste gefunden wurden (v. Eickstedt '34), ist ihr Anschluß an jenes alteuropide Westsibirien gegeben, das heute manche europäischen Forscher unverständlicherweise aber vergeblich den Mongoliden als Rassenboden zusprechen wollen (S. 31). Daß aber ganz Westsibirien, ja über seinen Nordwestzipfel überhaupt das ganze Nordsibirien mit europiden Elementen geradezu gesättigt ist, war bereits dem ausgezeichneten Beobachter Baelz ('01) bekannt und hat gleichfalls hinreichende Bestätigung gefunden.

So sind die Ainu also nichts anderes als ein weiterer abgedrängter Splitter aus jenem europiden Rassenkreis, dessen westlicher Flügel (Proto-Nordische und Osteuropide) westwärts nach Europa und dessen östlicher Flügel (Proto-Sibiride und Ainuide) ostwärts nach Nordostsibirien, Amerika und die japanischen Inseln abfloß, als mit dem zurückweichenden Eis von Süden her die Mongoliden in ihrer Mitte vorstießen.

Der Weg der Ur-Ainu über die nicht einmal allzu lange Abdrängungsstraße der Baikalpforte und des Amurtals — der ruinenbedeckten Hochstraße der Völker von Fernost — führte dann un-

* Daher der altchinesische Name Mau³-jen² 毛人 oder Haarmenschen.

Abb. 182. Alter Ainu
mit typisch reichlichem Haarwuchs, europiden Zügen und der kennzeichnenden kunstvoll gewebten Kleidung (vgl. Taf. 76). Darunter ein schön geschnitztes Bartstäbchen, das ein sauberes Trinken ermöglicht (J. Bachelor o. J.).

mittelbar zu zwei leicht überschreitbaren Zugängen auf den japanischen Inselbogen. Dieser war äußerstes Randgebiet und daher noch um das 4. und 3. vorchristliche Jahrtausend von Menschen unbesiedelt. Alles prähistorische Material aus Japan gehört erst dem späteren Neolithikum an und stammt zumeist aus Muschelabfallhaufen einstiger Siedlungen. Es ist nach Aussage des Skelettmaterials bis in den südlichsten Süden der Hauptinsel Hondo, ja teilweise sogar bis auf die südlich vorgelagerten Inseln und Inselketten ainuider oder ainuähnlicher Herkunft (Koganei '37, 27, Matsumura '36, 117, Matsumoto '28, '20, Munro '11, Miyake '36). Matsumoto ('20) unterscheidet dabei bereits drei Typen, von denen der Aoshima-Typus durchaus den heutigen Ainu ähnelt, die sog. Miyato-Kleinwüchsigen und Tsukumo-Hochwüchsigen aber in ihrer Gesichtsbildung noch europider als die eigentlichen Ainu, ja überhaupt typisch europid sind.

Von solchen Skeletten wurden mehr als 12000 gefunden. Die Begleitkeramik, ein dunkelbrauner, grober, mattenkeramischer Topftypus, ist als Jomon-Keramik (Jomon-doki = Schnurabdruck-Töpferei*) bekannt (Hasebe '22, Munro '11, Nakaya '29, Wedemeyer '30). Sie fehlt in Korea völlig, doch finden sich Anklänge in der nördlichen Mandschurei (Torii '15). Japan war also ursprünglich in alteuropidem Besitz, die Urbevölkerung von Japan sind nicht die heutigen Japaner gewesen.

Die Aufrollung dieser Urbewohner läßt sich dann in den japanischen Überlieferungen und der japanischen Geschichte Schritt um Schritt verfolgen (Bishop '23, Brinkley and Kikuchi '15, Nachod '29/30). Die Annalen sprechen davon, die Juristen rühmen sich dessen. So schreibt ein Tenno namens Wu[3]** zur Sung-Zeit im Jahre 478 n. u. Z. an den chinesischen Kaiser: „Seit einst meine

* Jomon-shiki 縄紋式, chin. Schëng[2]-wen[2]-schï[4] = Schnur-Linien-Form.

** Wu[3] 武 = „Kriegerisch", der japanische Name ist nicht bekannt.

Abb. 183. Die Kontrahenten der Urzeit.
Ein Ainu-Krieger in japanischer Darstellung (H. Schurtz '00).

Urahnin, die Fürstin Be¹-mi²-hu¹* (im2. Jahrhundert) im Osten die 55 Königreiche der Haar-Menschen, im Westen die 66 Königreiche der Barbaren (in Korea) und im Süden die 95 Königreiche der Meere unterwarf, haben sich unsere Grenzen dauernd geweitet" (Ma³: d'Hervey I '76, 72). Dabei muß betont werden, daß diese Ainukämpfe in allen Jahrhunderten eine weit größere Rolle im Leben des japanischen Volkes gespielt haben, als unsere historischen Darstellungen gewöhnlich erkennen lassen. Sie bestimmten über Jahrhunderte Planen und Politik der Daimyos, und der Burgenbau, die Feldzüge, die Umgehungen ainuischer Landstützpunkte, die Einbeziehung der Bewohner unterworfener Waldgebiete bildeten kardinale Probleme für Kriegskunst und Verwaltung. Das galt trotz des großen Zusammenbruchs der Ainu im 9. Jahrhundert teilweise bis an die Schwelle der Neuzeit.

Viele Ainukriege der älteren Zeit haben den Yámato**-Leuten, den späteren Japanern, hart zugesetzt, und das Kriegsglück war

* Be¹-mi²-hu¹ 卑彌呼, der japanische Name ist nicht bekannt
** Yámato 大和, chin. Da⁴-ho², oder 邪馬臺 Ya²-ma³-tai².

Abb. 184. Die Kontrahenten der Urzeit.
Ein japanischer Krieger der alten Zeit (P. F. v. Siebold '32).

keineswegs stets auf ihrer Seite. Mut und Waffen waren hier wie da zudem meist gleichwertig, nur an Hilfskräften waren die Ainu ärmer. Regelmäßig wurden die Gefangenen von beiden Lagern weit über das ganze Herrschaftsgebiet verteilt und selbstverständlich — denn das beruht gleichfalls auf Gegenseitigkeit — gut behandelt. Die rassentypologischen Folgen davon sind leicht zu verstehen.

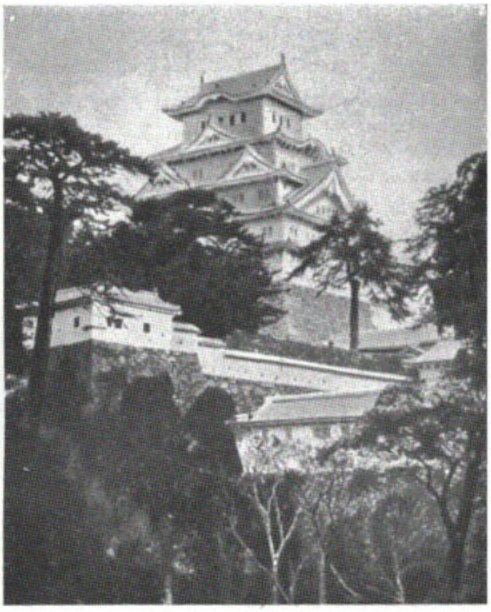
Noch 720, dann 776 (Murdoch '26, I 215) kam es zu langen Kämpfen, 878 abermals, aber darnach wurde eine Art Konvention geschlossen, nach der ein japanischer „Generalinspekteur" (Oryoshi) über die beiden riesigen Nordprovinzen Dewa und Mutsu herrschte. Als aber 1050 einer von ihnen Steuern eintreiben wollte — und ohne solche hat eine Herrschaft in der Tat ebenso geringe Bedeutung wie Aktionsfähigkeit — mußte er eine bittere militärische Niederlage einstecken. Noch im 14. Jahrhundert spielten Ainu-Truppen eine große Rolle, ja gerade im Ainugebiet, auf abenteuerreichem Kolonialboden, entstand zum großen Teil das für Japan

so bedeutungsvolle Feudalwesen, in dem die Ainu als Ritter wie Mannen beträchtlichen Einfluß gewannen. Der später so berühmte Major-domus-Titel, der Shogun, bedeutete anfänglich nichts anderes als Ainu-Bezwinger. Erst im 18. Jahrhundert erloschen die Aufstände. So sind die Ainu keineswegs einfach „Wilde", sondern eine wichtige und oft erfolgreiche Komponente der rassischen Zusammensetzung des japanischen Volkes, wenn auch heute ihre Kultur verkümmert und die Kopfzahl im japanischen Reich auf ärmliche 16000 gesunken ist.

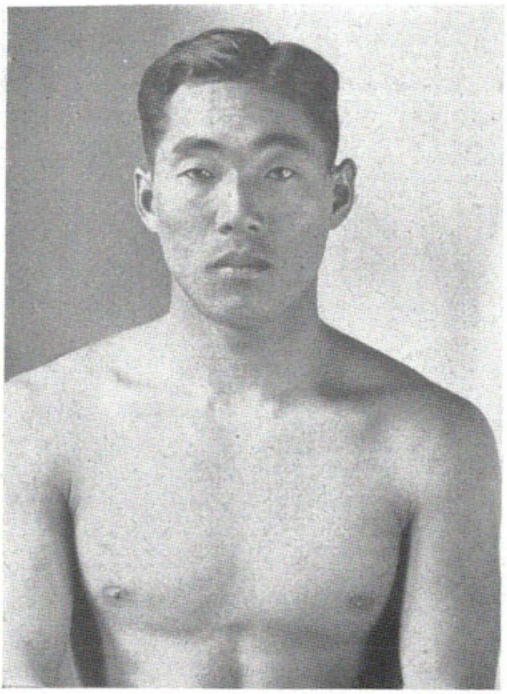
Ist die Sachalinbrücke die Eintrittspforte auf die japanischen Inseln von Norden, so die Koreabrücke der Zugang von Westen. Sie stößt hier an die Grenzzone der älteren Verbreitungsgebiete der Tungiden (Ostmongolei-Mandschurei) und Siniden (Nordchina). Die japanischen Archäologen verbinden mit ihr das Auftreten einer zweiten, gleichfalls erst spätneolithischen, ja spätestneolithischen Keramik, die eine feiner gearbeitete, rotbräunliche, streifige oder linienverzierte Ware darstellt, die Yayoi-Keramik* (nach S. Makita 1896: Matsumura '36, 182; vgl. Oyama '33). Sie reicht noch bis in die Bronzezeit hinein und findet sich gleicherweise in südkoreanischen und japanischen Muschelhaufen und verflüchtigt sich erst in der Ostmongolei (Torii '15, '17).

Es steht außer Zweifel, daß ihre Verfertiger als die Gründer des heutigen Japan und als die immer erfolgreicheren Gegner der Ainu anzusehen sind (Hasebes Okayamatypus, vgl. S. 497). Geht doch auch die Yayoi-Ware auf japanischem Boden unmittelbar in die sog. Iwaibe-Ware der Kofun- oder Ganggräberzeit über (Conrady '15, Munro '11), deren Verfertiger den Hauptstamm Altjapans bilden. Ihre Ursitze in Yamato im südöstlichsten Hondo sind zur Urquelle des japanischen Staats geworden, in deren Nähe einst Nara, die alte Hauptstadt, und heute noch Kyoto liegt. Nur hier, wo die alten Dolmen stehen, ist altjapanisches Land, hier faßten die Grün-

* Yayoi-shiki 彌生式, chin. Mi^2-$schëng^3$-$schï^4$ = vollendet-Leben-Form.



Taf. 79. Japanisches Mittelalter.
a) Die Feudalburg von Himeji, ein Wahrzeichen aus der Zeit der Daimyo-Kämpfe (K. Haushofer '41). b) Blick vom Tempelberg über ein Torii nach Dorf und Bucht: die typisch altjapanische Fischersiedlung Hakone im mitteljapanischen Vulkangebiet (K. Bouterwek '37).



Taf. 80. Männliche japanische Rassentypen.
a) Der tungide Grundtypus, b) die palämongolide Form, besonders im Süden, und c) die ainuide Form, besonders im Norden. Alles Sportkämpfer der Berliner Olympiade (Phot. W. Klenke '38).

Taf. 81. Weibliche japanische Rassentypen.
a) Weicher, vorwiegend ainuider Typus einer Geisha (C. H. Stratz '24).
b) Derbe, vorwiegend tungide Typen von Stockverkäuferinnen aus Yokohama (Slg. v. Eickstedt).

Taf. 82. Japanische Typenvielfalt.
Eine Schulklasse aus Tokyo. Im Vordergrund mehr sinide, im Hintergrund mehr tungide Typen (W. Cohnitz '37).

der von Idzumo erstmalig festen Fuß, von hier aus rangen sie den haarigen Ainu in schweren Kämpfen die fruchtbare Ebene von Tokyo im Norden ab.

Leider sind (infolge der Sitte der Leichenverbrennung) nur wenige Skelette von ihnen gefunden worden, und deren Merkmale fallen bereits ganz in die Variationsbreite des heutigen japanischen Volkes (Koganei '27, '37, Matsumura '36), ohne ihm jedoch völlig zu gleichen (Matsumura '36, 184: K. Sato '18). Immerhin kann es sich nur um einen Typus von, vorsichtig gesagt, tungider Verwandtschaft handeln, und das deutet über Korea nach dem zentralen Ostasien. In gleicher Richtung weist die Sprache, deren Hauptkennzeichen mongolischer Verwandtschaft sind. Sinide Elemente werden nicht gefehlt haben, gewiß nicht im kulturellen Führertum und Adel, die die blutsmäßigen Spuren davon bis heute tragen.

Aber beides gilt nicht ausschließlich. Es kommt eine vielleicht gar nicht so schwache weitere Komponente hinzu. Während nämlich die japanischen Archäologen den Zusammenhang der Yayoi-Kultur mit Südkorea betonen, das in allen Zeiten Haupteinfallspforte neuer Einflüsse war, möchten die japanischen Ethnologen auch an eine Einwanderung der Yayoi-Leute aus dem ferneren Süden glauben. Von hier kommen auch zweifellos weitere Einflüsse, so Einzelheiten der Kleidung, Wohnung, Mythen, Erzählungen und schließlich auch gewisse Elemente der japanischen Sprache. Neuerdings tritt die Sitte der Zahnfeilung als weiteres nach Süden weisendes Merkmal hinzu (Koganei '37).

Damit kommen wir zu der dritten möglichen Eintrittspforte nach Japan, derjenigen von Süden und aus dem Gebiet malayischer Völker, also palämongolo-weddider oder palämongolo-südsinider Typenzusammensetzungen. Sie ist gewiß nicht zu unterschätzen.

Denn wenn sie auch nur, und zwar von Kiushiu aus, auf die Kette der kleinen Riukiu-Inseln führt, wenn hier auch keine Festlandmassen und -rassen an ihrer Schwelle liegen, so führt sie doch mitten in den nordwärts gerichteten warmen Kuroshiostrom hinein.

Dessen Bedeutung sah wiederum schon Baelz ('01): für seetüchtige Völker bot sie einen freien und leichten Zufahrtsweg, und niemand wird zweifeln, daß die Malayen zu einem der seetüchtigsten und mutigsten Völker der menschlichen Frühzeit gehören und im Endneolith über hinreichend seefähige Fahrzeuge verfügten. Mit ihnen sind sie über die ganze weite Inselwelt Indonesiens ausgeschwärmt und haben die alten weddiden Landbrückenbewohner ins Innere abgedrängt. Noch zeigen Landschafts- und Inseltypen und die randliche Verbreitung der Palämongoliden die alten Prozesse. Sie haben auf Formosa zu Mischungen von palämongoliden und südsiniden Elementen und auf den Philippinen zu Mischungen und gautypischen Absetzungen von Palämongoliden und Weddiden geführt. Daher auch die bereits erwähnte typologische Ähnlichkeit zwischen gewissen Filipinos und den Thailändern.

Von den Philippinen und Formosa aus aber zieht der Kuroshiostrom nordwärts, um von Insel zu Insel, d. h. Wasserstelle zu Wasserstelle und Trittstein zu Trittstein geradenwegs auf Kiuschiu zu führen. Aber er führt nicht nur dorthin, sondern auch an die Küste des unmittelbar benachbarten Südkorea. Wir erwähnten bereits die kulturelle und rassische Sonderstellung der dortigen Stämme, die noch heute durchschimmert. Und so sind die Ansichten der japanischen Anthropologen nicht unvereinbar. Die Südeinflüsse haben vielmehr beide, sowohl Südkorea wie Südjapan getroffen, und es entstand hier anfangs eine im wesentlichen ähnliche Kultur- und Rassenzusammensetzung. Auf Kiuschiu entstand damit ein Reich der Kumaso (Karte 189), kriegerischer, abenteuerlicher, begabter Leute, die lange noch ihre Selbständigkeit gegen die Bewohner von Hondo, die sino-tungiden Yamato-Leute halten konnten und noch heute in Typ und Wesen ihre alte Eigenart bekunden.

Raumbedingtheiten und Vorzeitfunde kultureller und anthropologischer Art geben zusammengehalten und gedeutet also ein recht klares Bild von der Siedlungsweise „des Menschen" auf dem japanischen Inselbogen.

Abb. 185. Jakonin-Typus eines Schauspielers in weiblicher Rolle. Mika-Farbholzschnitt von Toshusai Sharaku um 1794 (J. Kurth '29).

Es bleibt nur noch die Frage nach der typologischen Herkunft der Yayoi-Leute offen, die den heutigen Japanern so stark ähneln. Wir sind hier auf die Analyse des heutigen Typenbestands der Japaner angewiesen.

Schon Kämpfer 1777 und v. Siebold 1832 hatten gesehen, daß in Japan vier recht verschiedene Typen und in sehr verschiedener Mengenverteilung auftreten. Ihr Überwiegen wechselt nacheinander in Norden, Mitte und Süden und bei der kleinen Oberschicht gegenüber der Masse des Volkes. Das hat später besonders Baelz ('01), der einstige Leibarzt des Tenno*, ausgezeichnet dargelegt. Einige kritische und typologische Einzelheiten (so zwei seltene indianiforme Typen) fügte noch ten Kate ('02) hinzu und Janka (Weisbach '78) ein weiteres, gleichfalls schon sehr früh beobachtetes, selteneres Typenelement der Oberschicht, den „semitischen" Yakonintypus (vgl. Abb. 185 u. 193).

* Ten-no, chinesisch tiän^1-huang^2 天 皇, d. h. Himmel-erhaben oder Himmelskaiser.

Diese Beobachtungen und Typen haben inzwischen eine oftmalige Bestätigung und neuerdings auch eine quantitativ-exakte Analyse mit Hilfe der Methode der Typenformeln durch Klenke ('38) gefunden. Was ist das Ergebnis?

Schon Baelz ('01, 172) sagte: „Im wesentlichen sind ... in den drei ostasiatischen Reichen dieselben Rassenelemente vorhanden, nur in verschiedenen Proportionen." Das wäre an sich durchaus richtig, wenn damit die (drei) siniden sowie tungide und palämongolide Elemente gemeint wären (wobei die orientaliden Typen unter den Mohammedanern und die europiden unter den Urbewohnern von China, wie die ainuiden und erst recht die sehr wenigen polynesiden Typen in Japan als nicht wesentliche Einschläge beiseite bleiben). Aber die Baelzsche Gliederung kannte noch nicht die Tungiden und faßte daher unter einem malayo-mongolischen oder Satsuma-Typus tungide, palämongolide und südsinide Elemente und unter einem koreanisch-mandschurischen oder Choshiu-Typus alle übrigen Elemente zusammen. Nun kamen zwar gewiß aus koreanisch-mandschurischer Richtung — eine andere Möglichkeit gibt es gar nicht — sowohl die langgesichtigen, feinen Typen der nordchinesisch als auch der pseudosemitisch-mandschurisch beeinflußten Oberschicht. Beide können noch in den siniden Kreis gerechnet werden. Ihre körperbauliche Eigenart, der Langwuchs, wird auch dadurch unterstrichen, daß städtische (Koya u. Takabatake '39) und geistige (Schnee '33) Sozialtypen auf der ganzen Erde erblichen Langwuchs und erblichen Grazilwuchs phänotypisch, d. h. in der äußeren Erscheinung stärker zum Ausdruck bringen (vgl. Abb. 186).

Aber das Wesentliche für einen Volkstypus ist die große Masse des Volkes, sind in Japan also die deutlich von der häufiger sinid beeinflußten Oberschicht abgesetzten Breitwuchstypen, die „Satsuma-Gruppe". Daß sie keineswegs allein aus palämongolid-südsiniden Elementen bestehen können, betonte schon ten Kate ('02). Denn die malayischen Palämongoliden zeigen ausgesprochenen

Abb. 186. Sinide Idealtypen japanischer Mädchen.
Silbergrund-Farbholzschnitt von Nagayoshi um 1794 (J. Kurth '29).

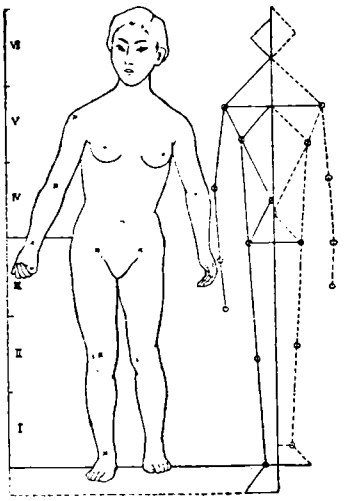


Abb. 187. Die Körperproportionen einer tungiden Japanerin. Beachte Langrumpfigkeit und Kurzbeinigkeit. Die schematische Figur daneben zeigt gepunktet die tungiden Proportionen und ausgezogen diejenige von leptosomen Niederländerinnen nach dem Schema von Fritsch-Stratz (C. H. Stratz '02).

Grazilwuchs, während der malayo-mongolische Satsuma-Typus von Baelz in der Hauptsache breitgesichtig-kurzbeinig ist (vgl. Abb. 187). Hier stecken eben sowohl die grazilen Palämongoliden wie die plumpen Tungiden drin. Der Weg der ersteren führte sicher von Süden herauf, der der letzteren aber weist über Korea nach Westen.

Die alten Baelzschen Typengruppen sind also aufzulösen. Die gröberen Satsuma-Leute entsprechen vorwiegend der Masse des Volkes und enthalten vorwiegend tungide, dazu einige palämongolide Elemente. Die feineren Choshiu-Leute entsprechen vorwiegend der Oberschicht und enthalten viele sinide und dazu einige sinomandschurische Elemente, wozu natürlich überall der Einschlag der verschiedenen Ainu-Typen kommt.

Die Trennung der Haupttypen ist denn auch bei Klenke ganz deutlich: 29% Palämongolide, 15% Tungide, dazu 5% Ainuide und nicht weniger als 44% (Nord-)Sinide mit 6% pseudosemitischen Jakonintypen. Das läßt sich allerdings nicht in quantitativer Hinsicht auswerten, da es sich um ausgesiebtes Material, nämlich nur um Olympiakämpfer handelt. Bei diesen überwiegen verständlicherweise die Hochwuchstypen. Für die Masse des Volkes werden die Prozentsätze vermutlich bei Tungiden und Siniden gerade umgekehrt liegen.

Wir sind also bis auf weiteres darauf angewiesen, für die Abschätzung der quantitativen Anteile der Typen in Gesamtjapan und gar erst bei seinen verschiedenen Gautypen auf exakte typologische Untersuchungen mit Hilfe der Rassenformeln (v. Eickstedt '37, v. Eickstedt u. Schwidetzky '40) in Japan selbst zu warten.

Daß solche Gautypen — also räumlich verschieden verteilte Rassenmengen und damit räumlich kennzeichnende Rassengemische — auftreten, versteht sich gerade in Japan ohne weiteres. Die Kammerung der japanischen Wirtschaftsräume (Mecking '31, Rosinski '37) mit ihren unzähligen kleinen Ebenen-Zentren zwischen hohen Bergen prädestiniert geradezu dafür. So sind derartige Gautypen in Japan selbst dem Volksbewußtsein auch ganz allgemein gegenwärtig (Baelz '01, Goldschmidt '27, Matsumura '25, Matsumoto '20, Murata '36, Koya '37).

Die feinen, geschickten, schlauen und lebendigen Kiushiu-Leute, in denen der malayisch-palämongolide Einschlag überwiegt, sind in der Tat von nördlichen Gemengen wie dem schwerfälligen, knochigen Gautypus von Tokai mit nicht unbeträchtlichen ainuiden Beimengungen sehr verschieden. In Echigo findet sich ein ovalgesichtiger feiner Gautypus, und in Idzumo und Tajima haben mandschurische Küstenstämme nicht ohne greifbare Spuren bis weit hinein in historische Zeiten gesiedelt. Die alten Ainutypen klingen auch sonst noch vielfach nach, natürlich vor allem der Aoshimatypus (s. oben S. 486) auf Hokkaido, aber auch die euro-

piden Miyatoleute in verschiedenen Provinzen Zentraljapans und in verschiedener Menge, und allgemein unter den Samurai* die europiden hochwüchsigen Tsukumotypen.

Ihre Mongolisierung schreiben Hasebe und Matsumura (Matsumoto '22, 172) vor allem einem stark mongoliden — also tungiden — Okayamatypus zu, der als der „Gründertypus" des japanischen Urstaates angesehen wird. Er dürfte wohl auch Träger des altaischen (turk-mongolischen) Sprachelementes des Japanischen gewesen sein, so daß, wenn auch mit einer Fülle von Beimengungen und Weiterbildungen, schließlich doch das tungid-mongolische Element die typologische wie sprachliche (van Hinloopen '24, Matsumoto '28, Schmidt '26, '30) Basis für die Volksmasse Japans bildet. In rassischer Hinsicht stehen sich die Hsiung^{1}-nu^{2}, die Gründer dreier Weltreiche, und die Japaner gewiß nicht allzu fern, wie denn auch Dschingis-Khan schon von Japanern als der ihre in Anspruch genommen worden ist. Das tungide Element gibt die gemeinsame rassische Grundlage ab.

Dabei mag der Hinweis nicht ohne Interesse sein, daß die tungide Rasse den nördlichsten und höchstspezialisierten Typus des mongoliden Rassenkreises darstellt, wie die nordische den nördlichsten und höchstspezialisierten des europiden Rassenkreises. Zweimal haben sie sich in entscheidenden Treffen gemessen: bei Liegnitz 1241 und bei Singapore 1942.

Aber mehr als die Basis bedeutet der tungide Typus für Japan nicht. Die palämongoliden, ainuiden, siniden Beimengungen sind beträchtlich. Vielleicht mögen es daher Mischungsdisharmonien sein, die zu dem von so vielen Reisenden betonten, wenig guten Aussehen der Japaner unterer Schichten führen und denen hier, wie sonst selten so ausgeprägt, ein besonderer Charme der Frauen gegenübersteht (vgl. z. B. ten Kate '02). In der Oberschicht, deren Mitglieder zum Teil auf ihre chinesische, koreanische oder mand-

* Samurai, wird einfach geschrieben 士, chin. Schï^{4} (Radikal 33), d. h. soviel wie Herr, Beamter, Studierter.

schurische Herkunft stolz sind, fehlen solche Disharmonien weitgehend. Hier scheinen sich kennzeichnende Sippentypen abzuheben.

Bei den Samurai ist dabei das europide Element unverkennbar, das mit den (besonders im 8. und 9. Jahrhundert massenhaft in den Lehnsmannenstand aufgenommenen) Ainu Mitteljapans eindrang. Dabei hat es sich zudem gerade um den am stärksten europiden Ainu-Typus — den Tsukumo-Typus — gehandelt (Bishop '23, Matsumoto '20). Aber biologisch-familienkundliche Untersuchungen darüber sind bisher gleichfalls noch nicht vorgenommen worden.

So ist der Stand unseres heutigen Wissens von der japanischen Anthropologie der Folgende: In eine tungide Basis, die gewiß für Süd-Hondo, vermutlich aber auch für das ganze Volk gilt, erscheinen — vor allem im Norden und nach Raumkammern verschieden — ainuide Elemente eingebaut, erscheinen im Süden besonders viel palämongolide Elemente — und hier in Insel- oder Gautypen teilweise überwiegend — hineingetragen zu sein. Dazu machen sich im ganzen Volk, besonders aber in den kulturellen Leistungsschichten, chinesisch-sinide und mandschurisch-sinide Einschläge bemerkbar.

Die Wahrscheinlichkeit spricht also dafür, daß sich die Yayoitypen im wesentlichen aus tungiden und tungo-palämongoliden Elementen zusammensetzten. Aber weder ist die Beteiligung der letzteren heute schon für die alte wie jetzige Zeit abzuschätzen, noch ist der vermutbare Einfluß von südsinider Seite klar, mit dem auf dem Südweg über die Riukiuinseln umsomehr gerechnet werden muß, als palämongolo-südsinide Grenztypen bei der Binnenbevölkerung von Formosa und Hainan auftreten.

3. Der Aufstieg vom Stamm zum Staat

Unsere Darlegungen lassen darnach deutlich erkennen, daß das japanische Volk in besonders hohem Grade ein Rassengemisch darstellt, das noch dazu erst in recht junger Zeit aufgebaut wurde. Es nimmt wohl an einigen Grundtypen des chinesischen Raumes teil, stellt aber im übrigen eine durchaus selbständige

biologische Bildung dar. Daher verfügt es über eine große Reichhaltigkeit von Typen, die eine enorme Spannweite der psychologischen Möglichkeiten bieten. Das aber ist für kulturelle und biopolitische Fragen von Wichtigkeit. Man glaubt in den Handlungen der Japaner bald hier den unbändigen Mut der ausgelesenen palämongoliden Malayeneroberer zu erkennen, bald die emsige Beharrlichkeit und schematisierende Tiefgründigkeit der Siniden, bald die Härte und Schwerfälligkeit der Tungiden oder die Zartheit und Heiterkeit der Palämongoliden, ja auch die Gutmütigkeit und Gemütlichkeit der Ainuiden. Der Einsatzmöglichkeiten sind viele, und Japan hat sie im Lauf seiner Geschichte und Kulturentwicklung sehr wohl zu verwenden verstanden.

Die Größe dieser Geschichte (Ballard '21, Gundert '35, Krause '31, Murdoch '26, Nachod '29, '30, Haushofer '41, Rumpf '36, v. Urach '43, Yanai '41) entspringt aber erst aus dem selten harmonischen nationalen Zusammenschluß seiner Rassenkomponenten zu einem ungemein wirkungsvollen Volksganzen. Dessen Kultur, besonders die ältere, stammt in wesentlichen und entscheidenden Zügen von dem großen Nachbarn, der seine erste Entwicklung Schritt um Schritt begleitet hat, von China.

Seit den ältesten Zeiten bestand den Kuroshiostrom aufwärts von der mittel- und südchinesischen Küste her ein verhältnismäßig reger Verkehr und brachte Kulturelemente, die wir kennen und die mindestens für einen Teil der Südkoreaner und Südjapaner der frühesten Metallzeit nur alte Rassenzusammenhänge weiterführten. Altkorea ist daher geradezu gesättigt mit Einflüssen der Tai-Kultur (Eberhard '42, 25).

In der Geschichte der Liang^2-Dynastie (314—439) ist uns auch für Japan ein direkter Hinweis auf diese Beziehungen erhalten. Es heißt dort, daß die „Leute von Wo^1* (= Japan) sagen, daß sie

* Wo^1-nu^2 (Wa^1-nu^2) 倭奴, soviel wie Zwerge-Sklaven, also abschätzige Bezeichnung, wobei das nu^2 eine bloße Beigabe zu dem einheimischen Namen sein dürfte wie bei Hsiung^1-„nu^2".

Nachkommen von Tai⁴-bo²* seien". Dieser Tai⁴-bo² aber gilt zugleich als ein Vorfahr der Könige des mittelchinesischen Tai-Königreiches Wu² (in Kiangsu, Chavannes '95, IV, 1). Auch nach der Vernichtung von Wu² durch Yüä⁴ (vgl. S. 125) gelangten Flüchtlinge, also Tai, aus China nach Japan — willkommene Siedler aus hochzivilisiertem sinotaiischem Kreis und von mittelsinid-südsinider Rasse. Später flohen auch Leute von Nan²-Yüä⁴ nordwärts, und dies um so mehr, als ja gerade, wie wir oben schon S. 247 erwähnten, zwischen diesem Süd-Yüä⁴ und Nordchina-Korea-Südjapan ein äußerst reger und einträglicher Handel bestand. Das vermerken die chinesischen Annalen alles nicht ohne ein gewisses Mißbehagen. Allein aus diesen Flüchtlingsströmen, den Emigranten und — von China aus gesehen — unruhigen Elementen in der Diaspora, erreichten Japan abermals zahlreiche Einflüsse altchinesischer Kultur. Die kulturelle und rassische Sinisierung der Japaner kann also nicht überraschen.

Dabei ist aber besonders bemerkenswert, daß sich auch schon am Anfang der japanischen Kultur der große einigende Faktor des ganzen älteren Fernost bemerkbar macht, nämlich das Taitum. Denn Yüä⁴ und Yangtse sind ja Taigebiete! Damals dürfte auch die Tatauierung nach Japan gelangt sein, die die Japaner aber keineswegs nur übernahmen, sondern wie alle künstlerischen Anregungen selbständig und bis zu einer wirklichen Kunst ausbildeten. Sie wurde von den japanischen Fischern noch bis um die Jahrhundertwende geübt und dann verboten, nachdem sie die uneingeschränkte Bewunderung aller derer gefunden hatte, die sie gesehen haben (Baelz '85, Cattani '22, Joest '87; vgl. Taf. 83). Aber auch die taiischen Trommeln, die wir oben S. 248ff. besprachen, sind anscheinend gleichfalls bis nach Japan gekommen und haben hier eine entsprechende Umbildung erfahren (R. Torii 1923 bei Matsumura '36, 184).

* Tai⁴-bo² 太伯, d. h. Großer Oheim.

Abb. 188. Kaiser Jimmu, Gründer Japans.
(Japanische Darstellung bei M. Ramming '41.)

Auch für den Reisbau wird allgemein die Einführung von Süden und demnach aus den Gebieten der Tai angenommen. Zwei andere Grundelemente der japanischen Küche kamen dagegen über die beiden verbleibenden Zugangswege: Soja über Korea und Hirse aus dem Norden. Drei Zugangswege, drei Rassenströme, drei Wirtschaftsimpulse!

Aber auch über die koreanische Brücke und zum Altchinesentum bestanden in den vorchristlichen Jahrhunderten kaum weniger starke Beziehungen als hinunter zum Süden und zum Taitum (Tschepe '07, Wedemeyer '30). Vom Norden gelangten sogar die Elemente der altchinesischen Kultur um so rascher nach Japan, als sich die nahe verwandten Südkoreaner des Vorteils ihrer Mittlerstellung sehr bewußt waren. Importware der späteren Dschou'- und früheren Hanzeit sind in verhältnismäßig großer Menge in Japan gefunden worden. Von da an reißen die Beziehungen zum nahe-

gelegenen Kontinent nicht wieder ab. Gesandtschaften mit Tributgeschenken nach China waren sogar, wie uns viele Annalen überliefert haben, recht häufig. Es fehlte auch nicht an den bekannten Bemühungen um chinesische Titel, die die Stammeshäuptlinge und Gaufürsten ebenso wie der nur wenig über ihnen stehende Oberherrscher hochschätzten. Die Würde des letzteren lag damals schon seit langem — der Mythologie nach seit 660 v. Chr. — in den Händen der sonnenbürtigen Dynastie von Kiushiu, als der Zentralsitz nach einem Eroberungszug etwa um die europäische Zeitwende auf die Hauptinsel Hondo und in die Gegend von Yamato verlegt wurde (Murdoch '26, Nachod '29, Rumpf '36).

Die Chronik verlegt diesen Zug allerdings schon ins 7. vorchr. Jahrhundert, wo der Kamuyamato-Iwarehiko-no-Mikoto (angeblich 711 bis 3. Febr. 585 v. u. Z.) den Fürsten der Eingeborenen von Yámato besiegte, eine dortige Prinzessin heiratete und am 11. Februar 660 den Thron als erster Kaiser von Japan bestieg. Dieses Datum wurde zum alljährlich gefeierten Reichsgründungstag und Ausgangspunkt der japanischen Zeitrechnung, und Yamato ist seitdem Herz und Urzelle von Japan. In Yamato — das klingt in Japan wie bei uns: bei den alten Germanen. Dort stehen bis heute, über die Jahrhunderte peinlich getreu dem Urbild nachgebaut, die beiden heiligen Shinto-Schreine von Ise (Taf. 78a und Karte 189). Dort teilt auch der regierende Kaiser im Zweiten Weltkrieg genau wie seine Vorfahren vor Jahrtausenden jedes große nationale Ereignis den Ahnen mit. Der Sohn aus der erwähnten völkerverbindenden Ehe aber — nicht derjenige aus einer früheren — wurde der Nachfolger des ersten Kaisers, und dieser selbst erhielt im 8. Jahrhundert den posthumen Namen Jimmu-Tenno (Abb. 188). Abgesehen von den Daten ist die Überlieferung sehr präzis und trägt den Stempel historischer Glaubwürdigkeit. Aber schriftliche Überlieferungen gab es erst in viel späterer Zeit.

So bieten uns auch die nordchinesischen Annalen die ältesten Nachrichten über Japan. Sie stammen bereits aus der Hanzeit,

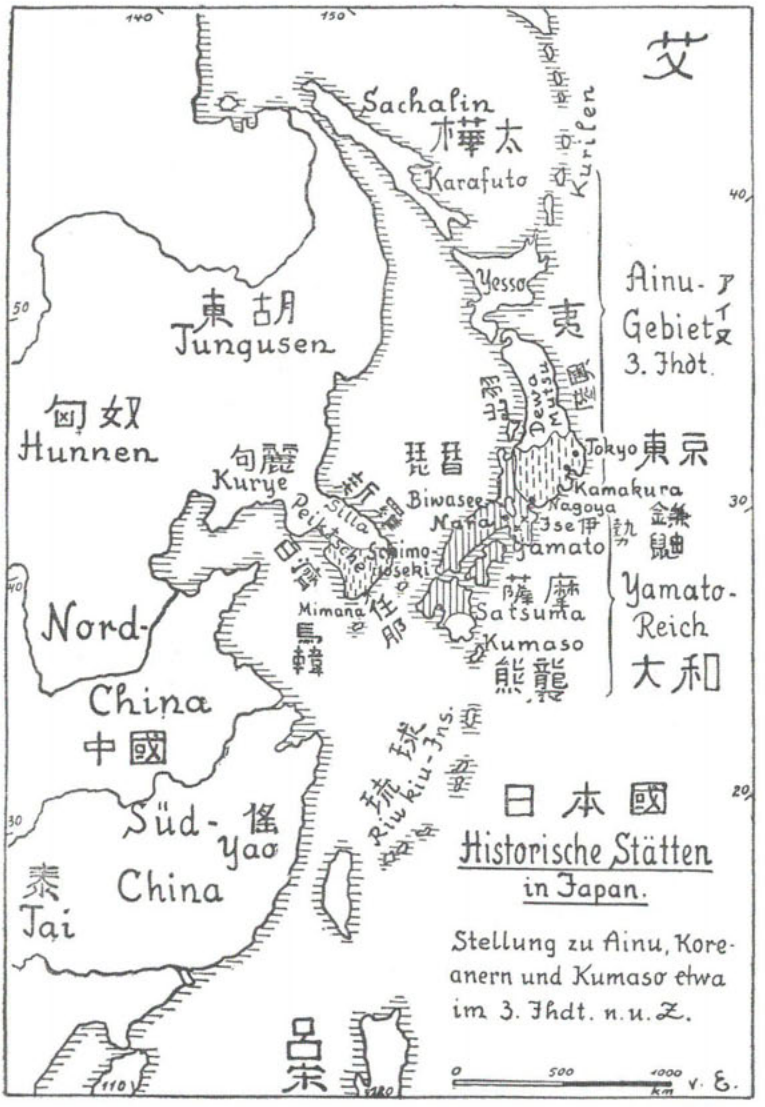


Abb. 189. Yamato und Mimana im 3. Jahrhundert nach der Zeitwende. Schraffiert das Altreich, gestrichelt die Neuerwerbungen des dritten Jahrhunderts, Kreuzchen im Kerngebiet.

also den beiden vorchristlichen Jahrhunderten. Als Kaiser Han[4] Wu[3]-di[4] Korea erobert hatte, traten an 30 kleine altjapanische Königreiche in Beziehung mit China. Man vermerkte die schöne Tatauierung schon damals, die schlichte Kleidung, hohes Alter, viele Frauen, deren Züchtigkeit und die Ehrlichkeit der Bevölkerung, auch das Fehlen vieler in China wohlbekannter Haustiere und Wildtiere. Im Jahr 57 n. u. Z. sandte ein japanischer Großkönig eine besonders beachtete Gesandtschaft, eine andere im Jahr 107.

Man erfuhr damit sogar auch allerhand aus Polynesien, wo die Menschen nackt waren, geschwärzte Zähne besaßen und gut schwimmen konnten, weshalb man ihnen den treffenden Namen Dung[1] ti[2]-jĕn[2]* oder Fischmenschen des Ostens gab. Bei ihnen suchte man auch die Insel der Unsterblichen. Als sie dann ein Gesandter des großen Schï[3] Huang[2] Di[4] (221—209) nicht finden konnte, wagte er es nicht, zu seinem gewalttätigen Herrn zurückzukehren, und seine Nachkommenschaft, so berichten die Annalen, machte später viele tausend Familien aus.

Noch interessanter ist die Notiz über die Melanesier: „In den Gegenden im Südosten von Japan leben Inselbewohner, die schwarze Leiber und weiße Augen besitzen und nackt und häßlich sind. Reisende, die wohlbeleibt sind, stehen in Gefahr, von ihnen durch Pfeile getötet und aufgegessen zu werden" (Ma[3]: d'Hervey I '76, 59). Das traf noch bis zu Anfang unseres Jahrhunderts, also nach 2000 Jahren zu! Auch die amerikanische Küste wurde bekannt.

Später fanden dann die Nachrichten über Japan Ergänzung in bezug auf Hausbau, Sitten, Teehäuser und schließlich die neue eigene Kultur und die Geschichte des Landes mit seiner uralten Dynastie. Die Beziehungen zwischen Nordchina und Japan sind also gleichfalls schon früh recht rege und reichen weit über Japan selbst hinaus.

Aber die erste Gesandtschaft auch von chinesischer Seite her fand erst zur Zeit der Drei Kämpfenden Reiche im Jahre 240 n. u. Z.

* Fischmenschen des Ostens Dung[1] ti[2]-jĕn[2] 東鯷人.

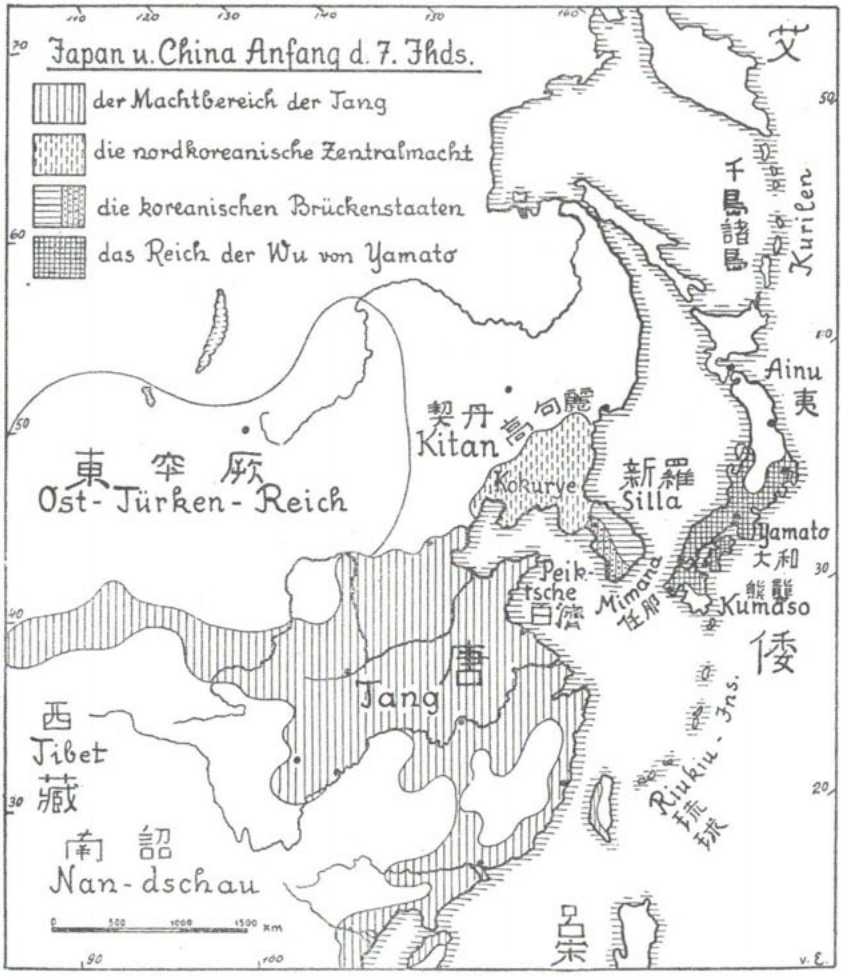
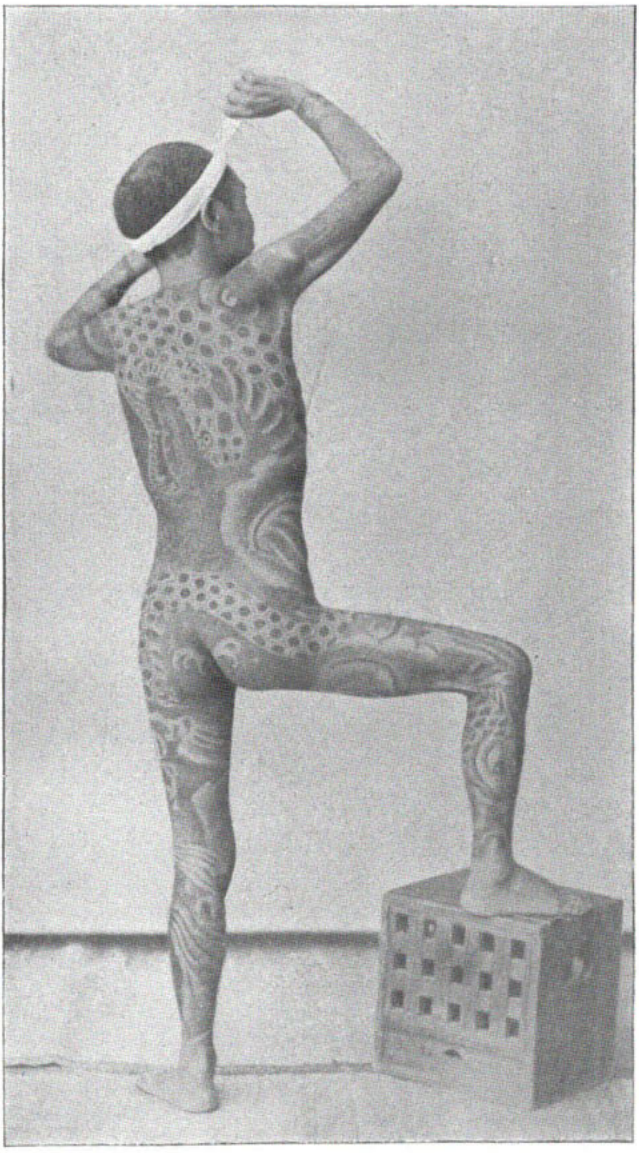


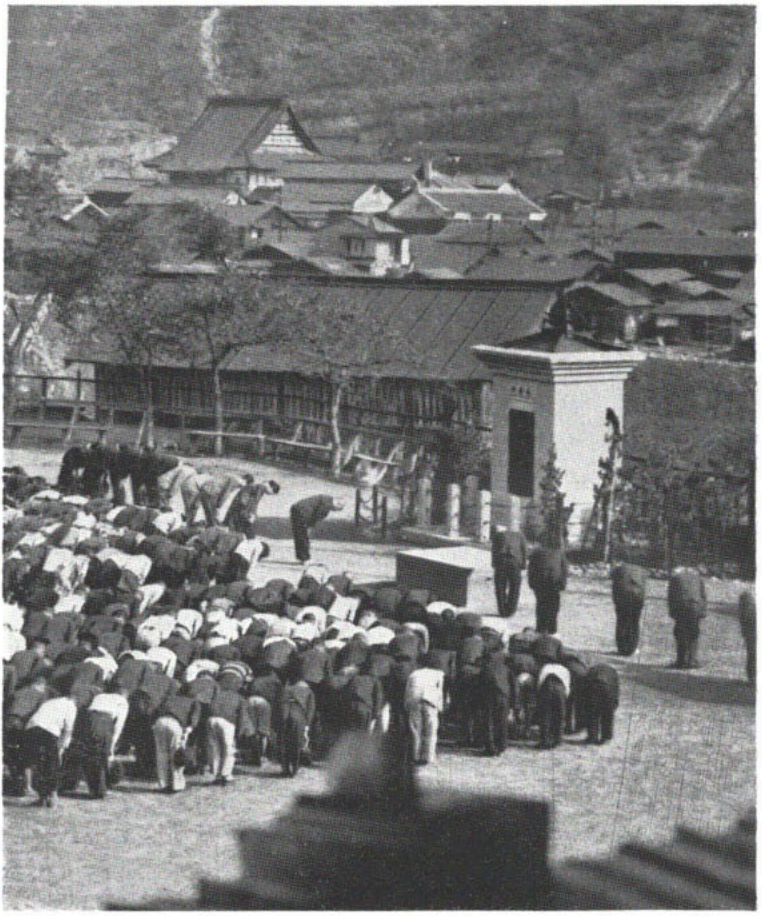
Abb. 190. Yamato und die Korea-Staaten im 7. Jahrhundert. Man beachte die immer noch erheblichen Räume der Barbarenvölker in Nordjapan und Südchina.



Taf. 83. Japanische Tatauierung.
Japanischer Fischer mit kunstvoll einpunktiertem buntem Drachenmuster
(C. H. Stratz '24).

Taf. 84. Heimat und Kolonialland.
a) Alte Erbbauernhöfe in der Provinz Hida (H. Rosinski '37). b) Japanische Traktoren in der Mandschurei (Slg. v. Eickstedt).

Taf. 85. Das moderne Japan.
a) Japanischer Marinesoldat: harter tungo-ainuider Typus (R. Strunk u. M. Rikli '34). b) Straße im heutigen Tokyo. Die Amerikanisierung ist vollständig (Berlin-Rom-Tokyo '40).



Taf. 86. Japans Kaiseridee.
Jeden Morgen huldigen und beten Schüler und Lehrer vor dem verschlossenen Schrein mit dem Kaiserbild. Aufnahme aus dem Städtchen Ashio (Phot. W. Cohnitz).

von Wei (We^4) aus den Weg über die Straße von Schimonoseki. Man brauchte damals irgend welche Bundesgenossen — und man fand zu größter Überraschung ein kultiviertes, straff organisiertes Föderativreich. Die chinesischen Sendboten, die sich dessen nicht im geringsten versehen hatten, waren voll des Lobes. Von nun an wurde Japan im Rahmen wechselseitiger Freundschaft für gut ein Jahrtausend bevorzugt behandelt. Später kam dann auch die bezeichnende Trennung im Chinesischen auf, die den abwertenden Begriff des Auslands* schlechthin einem Sonnenaufgangsland Ji^4-ben^3**, malayisch Japang, europäisch schließlich Japan als eines in Leistungsfähigkeit verwandten Kulturlandes gegenüberstellt. Dahinter versank die ganze übrige Barbarenwelt. Von Rom und Orient hatte man keinerlei feste Vorstellung.

Chinesische Kunst, chinesische Stil- und Umfangsformen, chinesisches Schul- und Verwaltungssystem strömten unaufhörlich nach Japan ein, immer meist noch über Korea, z. B. mit den berühmten koreanischen Gelehrten Wani und Achiki***, und 404 n. u. Z. wurde auch die chinesische Schrift offiziell übernommen und damit das Führen der Annalen. So setzt seit dem Jahr 461 n. u. Z. auch eine lückenlose eigene japanische Geschichte ein, während als erstes gesichertes Datum schon das Jahr 258 n. u. Z. (wie 887 v. u. Z. für China) gilt. Es ist das Todesjahr des zehnten Oberfürsten oder Kaisers zu Yámato, das des bedeutenden Reformators, ja eigentlichen Staatsbegründers Mimaki-inbiko.

Im Jahre 562 n. u. Z. kam dann — wieder über Korea — auch der Buddhismus mit vielen indischen Elementen nach Japan, und die beiden folgenden Jahrhunderte sahen einen allerstärksten Kultureinfluß aus dem gleichfalls buddhistisch gewordenen China. In der

---

* Ausland Wai^4-guo^2 外國.

** Jï-bĕn^3 日本, d. h. Sonne-Anfang.

*** Wani 王仁, chin. Wang^2-jĕn^2, d. h. Fürst der Menschlichkeit, der aus Wu stammen soll — also einem ehemaligen Tai-Gebiet. Achiki 阿値岐, chin. A^1-dschï^4-tji^2.

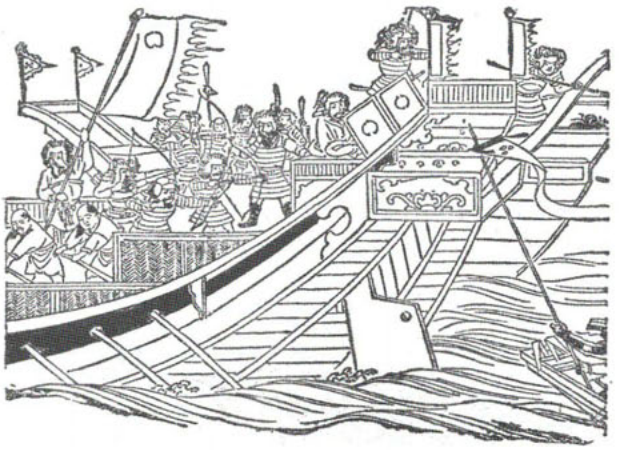


Abb. 191. Episode aus dem Mongoleneinfall in Japan. Ausschnitt aus einem kunstvollen, mehrere Meter langen Rollbild des 13. Jahrhunderts (Li Ung Bing '14).

glanzvollen Tangzeit (620—907) wird das besonders in der Kunst deutlich — der Bildhauerei, Malerei, Töpferei, aber auch Kleinkunst und Seidenweberei nebst Seidenraupenzucht überhaupt. Aus jener Zeit sind noch einige hervorragende Stücke in den kaiserlichen Schatzkammern zu Nara erhalten (Fischer '18, Gundert '29, Kümmel '22, Kurth '29, Ramming '41, Tsudzumi '29). Die Bearbeitung von Metall, Holz und Elfenbein erreichte damals — der Zeit Karl Martells und Karls des Großen in Europa — eine bewundernswerte Höhe.

Die Beziehungen zu China lockern sich dann in den nächsten Jahrhunderten, obwohl die Keramik noch nach 1227 starke Impulse aus China erhält. Das Ende der Beziehungen und Aufkommen einer zuzeiten geradezu feindlichen Einstellung bedeuten die beiden Einfälle des weltbedrohenden Mongolenkaisers Kubilai Khan nach „Zipangu"* in den Jahren 1274 und 1281, die Marco Polo (Yule

* Zipangu, verderbt aus $Jï^{4}$-$bën^{3}$-guo^{2}, Sonnenaufgangsland.

'75, II 235) so lebhaft schildert (vgl. Abb. 191). Noch beim Auftreten der Portugiesen und Holländer — der Komo und Tjin, der Rotköpfe und Barbaren — herrschte tiefes Mißtrauen und tiefe Abneigung gegen China. Ganz hat sich das eigentlich nie gelöst.

Das Einströmen der Kulturelemente vom Kontinent her nach Japan ist also in allen Jahrhunderten deutlich und auch gut zu verfolgen. Aber nicht darin liegt das eigentlich Wichtige. Völkerpsychologisch entscheidend ist die Art der Übernahme. Wurde die fremde und höhere Kultur auch in vollen Zügen eingesogen, so wird sie doch schon nach kürzester Zeit harmonisch in die eigenen bestehenden Einrichtungen und Auffassungen eingebaut, verbreitet sich in Kürze über das ganze Land und bildet einen unlösbaren Teil eines selbständigen Kulturkreises von durchaus eigener und imponierender Form. Treten also die schöpferischen Anlagen im Japaner zurück, so sind die imitatorischen doch von einer geradezu virtuosen Lebenskraft. Wurde beispielsweise bei der großen Taika-Reform von 645 so gut wie der ganze Verwaltungsapparat der Chinesen en bloc übernommen, so fand doch, und wieder in allerkürzester Zeit, eine Umbildung auf die japanischen Bedürfnisse hin statt, die keinen Leerlauf und keine Überspitzung zeigte, sondern bis in alle Einzelheiten funktionierte, auf japanische Weise und für Japaner funktionierte. Wurden chinesische Beamtentitel, Uniformen und Rangstaffelungen nachgeahmt, so fand doch sofort eine völlige Anpassung an die japanische soziale Gliederung statt. Es wird nicht einfach übernommen, es wird eingebaut.

Als ein Daimyo* — einer der großen, kriegslustigen Lehnsfürsten der Feudalzeit — die erste Muskete bei einem Portugiesen gesehen und sogleich erworben hatte, waren wenige Monate später bereits hunderte von Soldaten mit tadellosen Musketen „made in Japan" versehen, wenige Jahre später überhaupt alle Daimyoheere. Eine verblüffende Leistung! Als aber 300 Jahre später nach der

* Daimyo 大名, chin. da^4-ming^2, wörtlich groß-Ruhm bzw. groß-Name.

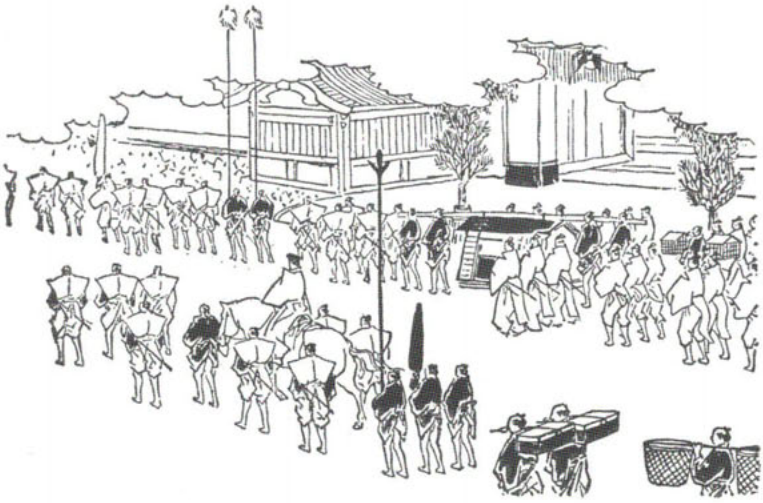


Abb. 192. Der Zug eines großen Lehnsfürsten durch die Reichshauptstadt Kamakura (japanische Darstellung bei M. v. Brandt '13).

Zeit des Abschlusses die Amerikaner die Feste Schimonoseki des Daimyo von Nagato 1864 berannten, waren noch zum Teil ähnliche Modelle in Verwendung. Das ist nicht minder überraschend (Schultze '35, 24). Ist also das Kennzeichen der chinesischen Kultur die Werbekraft, so das der japanischen die Absorptionskraft.

Das ist gewiß merkwürdig. Bei der außerordentlichen Heterogenität des japanischen Volkes in rassentypologischer Hinsicht hätte man viel eher eine Vielstrebigkeit, Vielseitigkeit oder gar Zerfahrenheit der Leistungen als eine geschlossene Einheitlichkeit erwartet. Aber diese rassentypologische und damit auch psychotypologische Vielheit konnte in Japan auf einen Generalnenner von ungeheuerer Durchschlagskraft gebracht werden, der ausrichtend alle Fähigkeiten, Neigungen und Wünsche zusammenfaßte, auf eine ungemein wirkungsvolle Höhe hob und ein Gemeinschaftsbewußtsein schuf,

das die Bewohner des Inselbogens gegen die ganze übrige Welt eisern zusammenballte. Das ist das japanische Nationalgefühl.

Es gibt natürlich so viele verschiedene Nationalgefühle wie es traditionsverbundene Völker gibt, und die Skala läuft bei deren ideenbewußten Mitgliedern von hohler Selbstbespiegelung über gutgemeinte kurzsichtige Eifrigkeit bis zu der tiefen Selbstverständlichkeit des Mitwachsens des einzelnen Ich in der Gemeinschaft. Eben dieses Ich aber ist in Europa völlig anders als im Osten — China wie Japan gleicherweise — strukturiert. Im ganzen europiden Rassenkreis steht das Persönlichkeitsempfinden, im mongoliden das Kollektivempfinden im Vordergrund. Kultur in Europa ist immer Persönlichkeitskultur, Kultur im Osten Gemeinschaftskultur. Und die Stärke der einen wie anderen Art liegt immer darin, die rassengegebene Eigenart für die Gesundheit und Steigerung des Nationaldaseins einzusetzen — nicht also sie etwa durch widernatürliche Gleichmacherei hier oder ebenso widernatürliche Amerikanisierung dort zu zerbrechen. Die Rassenseele ist nicht zu umgehen, sie ist nur zu zerstören und wirkungslos zu machen oder einzusetzen und zu steigern für ein höheres Ziel.

Diesen Einsatz hat Japan glänzend verstanden. Europa ringt um ihn, weil es sich im Spiegel der anderen allzu spät erkannte, China ringt um ihn, weil es sich im Spiegel der Anderen allzu jäh erkannte, aber Japan hat ihn seit alters mit tiefster Inbrunst zu höchster Geltung gebracht.

Auch hier stand zunächst noch das mongolide Sippenbewußtsein am Anfang. Aber es wurde schon sehr früh, schon lange vor dem Zusammenschmelzen der japanischen Kleinreiche zu einem Feudalstaat, an das mystisch-mythische Kaiserhaus mit seinem Ursprung von der Sonnengöttin Amaterasu gebunden. So wurde allmählich im Bewußtsein aller Japaner der Tenno zum Oberhaupt aller Sippen und damit symbolischen Vater des ganzen Volkes, und das mongolide Sippenbewußtsein wurde unmittelbar in ein starkes Nationalbewußtsein übergeleitet (Gundert). Das ist vom Rassenseelischen

Abb. 193. Sinider Typus eines altjapanischen Adligen.
(Norinaga Motoori: v. Pflugk-Harttung o. J.)

her durchaus zu verstehen. Liegt in dem latenten Kollektivbewußtsein der Mongoliden, das nach einer Klammerung an Familie, Sippe, Klan, Fürst oder Nation drängt, doch eine der stärksten rassenseelischen Eigenschaften, die allen wesentlichen Rassenelementen Japans eignet, und zwar gleicherweise eignet.

Hier ist also auch eine gemeinsame psychologische Basis gefunden, hier einigt sich die Vielseitigkeit und wird zur Stärke. Und das wird durch eine ebenso geschickte wie harte Schulung noch gesteigert, die uralt ist, die Leidenschaftlichkeiten, Süchte und Neigungen bändigt und auf ein außerpersönliches gemeinsames Ziel richtet: die Nation. Für sie ist der mit einer tiefinnerlichen, durchaus religiösen Inbrunst — das ist wörtlich zu nehmen — angebetete Kaiser oder sein Bild Symbol und Spitze (Roß '40, Witte '28, Schulze '15, v. Urach '42; vgl. Taf. 84).

So ist das Rätsel der Einheit bei Vielfalt gelöst. Es ist nur der geschickte Einsatz rassischer Gegebenheiten. Und heute durchdringt das japanische Nationalempfinden als selbstverständliche all-

tägliche Tatsache das ganze Volk, wo trotz scharfer Besitz- und Berufsunterschiede und trotz schärfstem Kastenstolz im allgemeinen ein freundschaftlicher, herzlicher und höflicher Ton unter allen Mitgliedern des Volkes gegeben ist, weil sie letztlich auf gleicher Basis stehen. Oft genug ist das von Europäern bewundernd in Dorf, Fabrik und Kaserne bemerkt worden, oft verwundert und abfällig aber auch von japanischer Seite das Gegenteil in Europa oder China festgestellt worden. Noch liegt dem chinesischen Sippengeist ein nationaler Gemeinsinn fern, ist bestenfalls im Entstehen. So ist bei allen äußeren Kulturähnlichkeiten der völkercharakterologische Unterschied zwischen Japan und China ungeheuer.

Diese nationale Stärke und Einschmelzungsfähigkeit der Japaner wurde aber nach der gewaltsamen Öffnung der Häfen durch die usamerikanische Flotte 1854 (Wirth u. Dirr '10) auf eine harte Probe gestellt. Eine über zweihundertjährige Periode des Abschlusses von der ganzen übrigen Welt wurde damit plötzlich beendet. Nationaler Instinkt und nationale Schulung — beide müssen zusammenwirken — fanden aber tatsächlich sofort das einzig Richtige. Das war die unverzügliche, zähe, rastlose Nachahmung von allem Kriegswissen, Wirtschaftskönnen und technischen Errungenschaften der Fremden. Und acht Jahre später liefen die ersten selbstgebauten und selbstbemannten Dampfer über den pazifischen Ozean. Das nach vielen hundert Jahren ohne jeden Hochseeverkehr!

Aber in dieser Zeit waren außerordentliche Kräfte gesammelt worden. Es gab keinen größeren Krieg, Literatur und Kunst blühten, die hervorragende Sung-Philosophie Chinas wurde eingesogen, auf Universitäten eine kulturell wendige und aufnahmefähige Bildungsschicht geschaffen und die nationale Kultur auf mehr als einem Gebiet zur höchsten Vollendung gebracht. Immer noch war dabei China Lehrmeister, und das geht bis tief in die weltanschaulichen Grundlagen hinein. Beispielsweise ist der Bushidogeist* der Samurai, der Kodex des Das-Gesicht-Wahrens, kaum

* Buschido 武士道, chin. Wu^3-$schi^4$-dau^4, d. h. Kampf-Wissen-Lehre.

ohne jenen Anteil zu verstehen, den das liebste Buch der alten Samuraischicht spendete: der epische Roman von den drei kämpfenden Reichen*, der, um 1250 aus historischen und sagenhaften Überlieferungen entstanden, die Heldentaten der Drei-Reiche-Zeit (221—265) schildert.

So trat ein zwar einseitig gebildetes, aber doch hochgebildetes, ein einseitig befähigtes, aber doch hochbefähigtes Volk den Fremden gegenüber. Deren rücksichtsloser Politik wurde durch einen rücksichtslosen Ausnützungswillen begegnet, aus dem die Japaner von Anfang an nicht das geringste Hehl machten. Ein zähes, aber gründliches Verstehen, eine quicklebendige Geistigkeit und liebenswürdige Zielsicherheit wandten sich damit der europäischen Maschinenzivilisation zu. Nur das Beste, was sie an Erfindungen bot, wurde übernommen, und die ideenreichen Europäer verschenkten es — wie Japaner meinen — mit vollen Händen. Nur die besten Universitäten wurden besucht, und die Europäer überboten sich im Geben. So wurde 1895 China, der große Lehrmeister, und dann auch — Auftakt zur Weltmacht — 1904 Rußland mit der Waffe in der Hand besiegt. Das war die erste Bresche in das europäische Prestige. Der Erfolg der Rassenseele war da, von jetzt geht es steil aufwärts.

4. Die japanische Ausbreitung

Der innere Prozeß der kulturellen Formung der Rassenseele und die äußeren Abläufe der Ereignisse stehen aber auch in enger Wechselwirkung mit der Masse des Substrats, die alle diese Erscheinungen überhaupt erst möglich macht, mit der Quantität an

* San^{1}-guo^{2}-dschï^{4} yän^{3}-i^{4} 三國志演義 = Drei-Reich-Geschichte Erläuterung-Sinn, d. h. die Erzählung von der Geschichte der Drei Reiche. Sein Verfasser blieb unbekannt wie die Verfasser des Nibelungenlieds oder des Mahābhārata. Das erste Drittel übertrug Kuhn ('40) ins Deutsche (vgl. Abb. 60).

Menschen in einer gegebenen historischen Epoche. Wir wissen darüber in Japan recht genau Bescheid.

Schon seit dem 7. Jahrhundert wurden aus bodenrechtlichen Gründen Volkszählungen vorgenommen, die ihrerseits Rückschlüsse auf die vorhergehenden Jahrhunderte erlauben. So nimmt man für um 600 v. Chr. 2,62 Millionen, für um 600 n. Chr. 4,48 Millionen an, also sehr hohe, im damaligen Nordeuropa schwerlich erreichte Zahlen, und um 1600 lag die Bevölkerungszahl um 18 Millionen. Dann setzt die Zeit der Abschließung durch die Tokugawa-Shogune ein, und es ergibt sich eine durch zahlreiche Zählungen zweifelsfrei feststehende und sehr merkwürdige Erscheinung. Die Bevölkerungsziffer wächst nämlich nur noch ganz langsam bis 1727, um dann für mehr als ein Jahrhundert so gut wie stationär um 26 Millionen liegen zu bleiben (Coulter '26, Jefferson

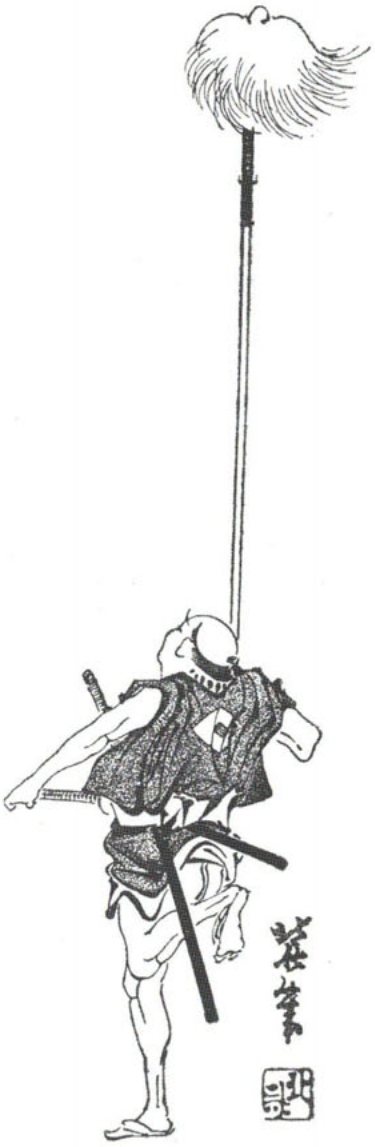


Abb. 194. Humoristische Darstellung eines Samurai. (Aus einem Gemälde von Hokusai bei J. Lauterer '02.)

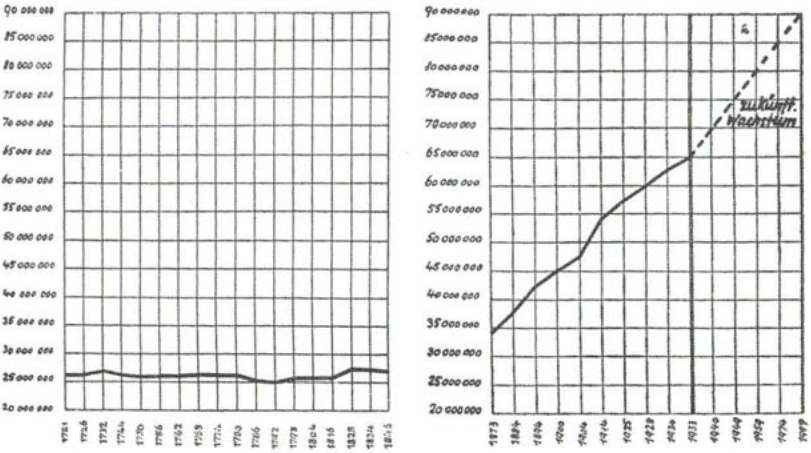


Abb. 195. Die gegensätzliche japanische Bevölkerungskurve: stationäre Einwohnerzahl während der Tokugawa-Periode, jähes Emporschnellen in der Meiji-Zeit (E. Schultze '35).

'16, Schultze '35, '15). Es war ein völliges bevölkerungsbiologisches Gleichgewicht erreicht, also ein Gleichgewicht zwischen Ernährungsbedarf und Ernährungsmöglichkeiten — eigentlich ein Idealzustand. Ein- und Auswanderung waren gesetzlich verboten, Ein- und Ausfuhr hielten sich in bescheidensten Grenzen.

Dann aber kommt eine zweite und womöglich noch größere Merkwürdigkeit: nach der gewaltsamen Öffnung von 1854 zog die Bevölkerungsziffer rasch an, war schon 1868 auf 29 Millionen gestiegen. Darunter befanden sich 2 Millionen stellenloser und unzufriedener Gefolgsleute von Gaufürsten (oder Daimyos), sogenannte Samurai, aus denen sich jetzt erst ein richtiger Bürgerstand zu entwickeln begann. Dann springt die Bevölkerungsziffer rapid höher, um Millionen in wenigen Jahren, auf das Doppelte in wenig mehr als zwei Generationen, und beträgt jetzt bei dem immer noch rasch wachsenden Stammland 70 Millionen (Crocker' 31, Dennery '29, Frumkin '38, Inoue '36, Schultze '35; s. Abb. 195). Aber mit Stolz wiesen

die japanischen Politiker schon zu Beginn des zweiten Weltkriegs darauf hin, daß Groß-Japan mit seinen Kolonien und Trabanten 125 Millionen Menschen umfasse. Diese Zahl ist schon heute bereits wieder weit überholt.

Die Ursache des scharfen Kontrastes zwischen langwährender bevölkerungsbiologischer Ruhezeit und jähem Emporschnellen kann nicht in einer Besserung der allgemeinen Lebensverhältnisse liegen, die deshalb etwa zu einer Nachfrage nach Arbeitskräften führte, denn die Lebensverhältnisse für die Masse — und diese stellt der kleine Reisbauer — verschlechterten sich im Gegenteil.

Sie kann auch nicht etwa durch die rasch einsetzende Beteiligung an der Weltwirtschaft und dem Entstehen eines reichlich verdienenden und reichlich zunehmenden Industrieproletariats liegen, denn der Wirtschaftseinsatz folgte erst der Bevölkerungssteigerung und hinkt immer sehr deutlich und bis heute trotz seiner verblüffenden Schnelligkeit noch immer um ein gutes Jahrzehnt hinter dem rasenden Bevölkerungstempo nach (Dennery '29, Meißner '33, Schultze '35). Die Wirtschaft bietet also weder vollwertige Entlastung noch ursächlichen Anreiz. Ein Gleichgewicht wird überhaupt nicht mehr erreicht, es ist ein wildes Hintereinanderherjagen, Schwanken und Lavieren. Landfluchtprobleme gesellen sich zu Proletariatsspannungen, Technisierung verbindet sich mit einem Sinken des bäuerlichen Lebensstandards, riesige Industrievermögen entstehen über Nacht bei Halbhunger kastenstolzer Samuraischichten.

Das Auswanderungsverbot wird, bereits vielfach durchlöchert, 1883 endgültig aufgehoben und ein Ventil damit geöffnet — aber es wird nur wenig benutzt und das Wenige auch noch von außen gedrosselt. Letzteres geschah vor allem nach dem siegreichen Russenkrieg, nachdem die Anrainer des Pazifik eine Gelbe Gefahr aufkommen sahen. Versuche von Kolonisierungen in nördlichen menschenleeren Gebieten, auch im eigenen Hokkaido, scheiterten am Klima. Und trotz dieses Taumels zwischen bitterer Entbehrung

und rapider Technisierung, trotz sozialer und wirtschaftlicher Spannungen, Not, Krisen und Fehlschlägen klettert die Bevölkerungsziffer immer rascher und immer höher empor. Trotz aller Not also besteht ein geradezu unbändiger Lebenswille.

Der Grund von alledem liegt offen zutage. Die Tokugawa-Periode mit ihrer Abgeschlossenheit bedeutete nationale Sammlung und Eingesponnenheit und brachte eine geistige und sittliche Kultivierung, die ein einsatzbereites Kräftereservoir mit latenter Spannung darstellte. Dann kam der Einbruch der Fremden, die Erkenntnis der Überlegenheit ihrer Waffentechnik, die Erzwingung von Verträgen, die Schleifung der Festungen von Gaufürsten. Das alles empfand die gesamte Nation als ungeheure Schmach. Das in der Kaiseridee mit geradezu religiöser Innigkeit verankerte Nationalempfinden — die stärkste tragende Basis des Volkstums überhaupt, wie wir sahen — war auf das tiefste getroffen. Nun bäumte sich die ganze Gemeinschaft in einhelliger Entschlußkraft auf und sah ihren Weg in völliger Klarheit, nämlich es den Fremden gleichzutun (Haushofer '33, Roß '40, Scharschmidt '42, Stead '04, Witte '28).

Dafür wurden alle sittlichen Kräfte eingesetzt, und diese waren nicht gering. Ist es doch für eine Nation weniger wichtig, was sie für eine Form von Ethik, also Kultur besitzt, ob schintoistischer oder konfuzianischer, christlicher oder welch anderer Art, als vielmehr, daß eine solche Ethik überhaupt fest wurzelt und konsequentelastisch durchgeführt wird.

Zu Kulturkraft und Nationalbewußtsein konnten die Japaner aber auch noch ihre glänzende Nachahmungsfähigkeit stellen, ihre Einschmelzungskraft, ihre Zähigkeit, ihren Lebenswillen. So eilten sie von Erfolg zu Erfolg, und der Lebenswille stieg damit, stieg viel rascher, als selbst ihr bewundernswerter wirtschaftlicher Aufschwung und ihre politischen Errungenschaften.

Es zeigt also auch Japan — und gerade dies ebenso durch seinen Gleichgewichtszustand in der Tokugawa-Aera wie sein Aufschnel-

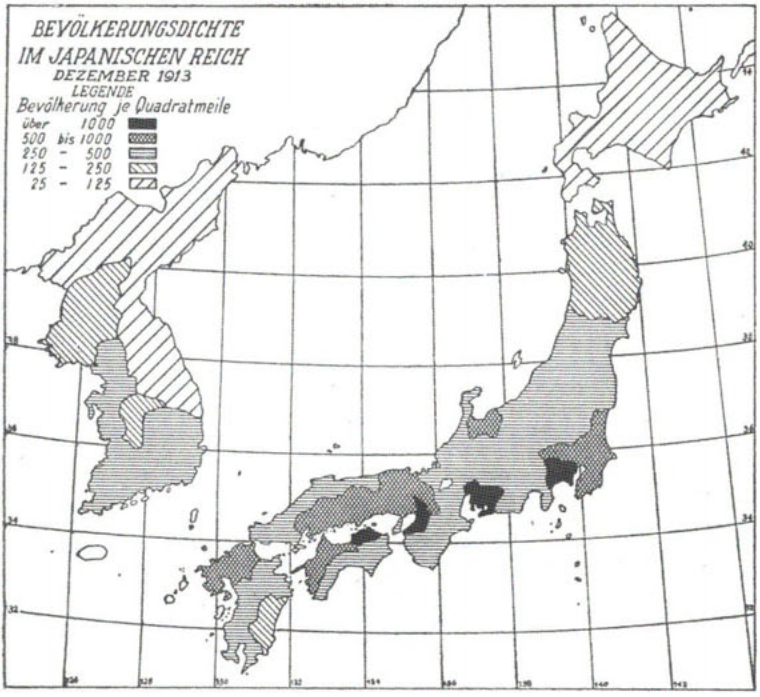


Abb. 196. Die Bevölkerungsdichte auf den japanischen Inseln. (Generalisierte Darstellung nach M. Jefferson '16.)

len nach der Öffnung — wie wenig nur Angebot und Nachfrage oder Arbeitslosigkeit für die wirklichen tieferen Ursachen einer Bevölkerungsdynamik ausmachen. Das sind mitwirkende Faktoren, sind äußerlich modelnde, auch gelegentlich auslösende Faktoren, aber die letzte Ursache liegt auf anderem Gebiet.

Für Japan war es das gesättigte, dann das gereizte und starke Nationalbewußtsein, das den inneren Motor für die Bevölkerungsdynamik lieferte. Wirtschaft, Kriegswesen, Politik, alles wurde durch ihn emporgerissen, und in dieser unbewußten Stimmung auch die

Bevölkerungsbewegung. Heute leitet Japan aus seiner Bevölkerungsziffer den rechtlichen Anspruch auf Lebensraum her. Es hat diesen Anspruch selbst geschaffen. Es ging nicht den Weg des inneren Ausgleichs durch Auswanderung oder Ausfuhr oder Senkung der Ansprüche oder womöglich gar der Geburtenziffer, was vielmehr leidenschaftliche Ablehnung fand. China darbt seit langem in einer Situation, die in Japan von Jahrzehnt zu Jahrzehnt sich selbst überholt. Denn China mit seinem — z. B. im Verhalten von Heerführern und Politikern — oft unglaublich geringen Nationalbewußtsein lehnt die Außenwelt ab, läßt nur inoffizielle Kolonisation weitersickern. Japan aber setzt alle aktiven Kräfte ein.

Das zeigt mit aller Klarheit: Volk ohne Raum ist ein Willenszustand, kein Sachzustand. Rassenseele und Kulturkraft entscheiden, nicht Angebot und Nachfrage, mindestens nicht in erster Linie.

Daher kann sich Japan in seiner Kolonisation auch in gar keiner Weise mit China messen, wie umgekehrt auch China nicht mit der politischen Aktivität von Japan. Menschenexport und Kultureinfluß auf der einen Seite stehen Warenexport und Machtausbreitung auf der anderen Seite gegenüber.

Die Unterschiede sind gewaltig. An sich hätte man angesichts der biologischen und wirtschaftlichen Situation in Japan auch ohne weiteres mit einem Überangebot von Arbeitskräften auf dem Weltmarkt rechnen können. Löhne und Lebensstandard — aber keineswegs der kulturell-sittliche Standard — sind recht niedrig, wenn auch nicht so niedrig, wie gelegentlich aus politischen Gründen gesagt wird. Die Entlastung aber wird immer wieder auf wirtschaftlichem und politischem Gebiet gesucht: im Tempo der Industrialisierung und durch Gewinnen von Absatzmärkten. Das war auch durch die chronische Devisennot und durch den Mangel an Rohstoffen auf das dringendste geboten.

Nächster Absatzmarkt ist Korea, dann Nordchina, schließlich das riesige China mit seinem rund 500 Millionen Käufern überhaupt. Deshalb entsteht bzw. entbrennt von neuem der uralte Kampf

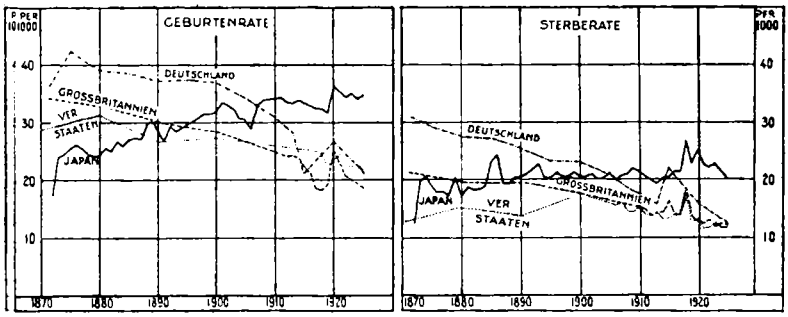


Abb. 197. Geburtenziffer und Sterbeziffer in Japan. Beachte den steilen Aufstieg der ersteren, während Deutschland, Großbritannien und Usamerika gleichzeitig ein Fallen zeigen (J. E. Orchard '28).

um Korea 1894—95, der russische von 1904—05 und das Ringen um die Mandschurei und Jehol, das schließlich in der Schaffung des Vasallenstaats Mandschukuo gipfelt. Und darnach wird keineswegs etwa eine Ausbreitung in den weiten leeren Raum Sibiriens versucht, wo nichts zu verkaufen ist und das kalte Klima Ansiedlungen verbietet. Aber der große Absatzmarkt China interessiert umso stärker. Und wie er sich sperrt, wird dem Kaufmann mit der Waffe in der Hand der Weg geöffnet. Seit sich mitten im Frieden 1937 die Kanonen der Chinesen und Japaner vor Shanghai aufeinander richteten (Strunk u. Rikli '34, Haushofer '41), ist dieser Krieg, der gar kein Krieg sein soll und nie erklärt wurde, über Jahre weitergegangen. Denn ohne Absatzmärkte wäre für Japan einfach keine Existenz mehr möglich gewesen. China darbt, aber schiebt sich weiter, Japan bleibt und heizt noch den Kessel. Und dieser Kessel ist denn ja auch wirklich geplatzt.

Erst wurde der gestaute Menschenüberschuß noch in Industrialisierung umgesetzt, und schon bevor man dem sperrigen Kunden China an die Gurgel fuhr, war die ganze Welt mit beispiellos billigen japanischen Waren überschwemmt. Dann aber mußten die Chine-

sen beschossen werden, wenn das auch eine merkwürdige Art der Kundenwerbung war, und dann mußten auch die Europäer aus dem Wirtschaftsleben Chinas und Asiens ausgeschaltet werden, aus Hongkong, Shanghai, Singapore (R. S. '39). Auch aus den Rohstoffgebieten: Malaya ist überreich an Rohstoffen, Niederländisch-Indien gleich wertvoll als Absatzgebiet wie Rohstoffgebiet.

Es versteht sich, daß bei dieser Lage die Möglichkeit einer Kolonisation nicht ganz außer acht gelassen werden konnte (Mukerjee '36, Ogishima '36, Orchard '28, Pelzer '37, Schmitthenner '28, Schultze '15, '35, Taft '36). Wiederholt hat die Regierung — wohlgemerkt, die Regierung, nicht wie bei den Chinesen die Masse der Kulis — die Initiative ergriffen und Ausschau gehalten. Usamerika wurde das unheimlich, und es hat die Tür verbarrikadiert (Adams '23, Pan '26, Strong '33, Wei '26). Aber in Australien lagen noch enorme leere Gebiete, die den europäischen Völkern durch den gemeinschaftsfeindlichen Klassenegoismus der Gewerkschaften verschlossen blieben. Kaum waren hier ein paar Japaner eingesickert, als auch diese Tür krachend zuschlug. Und dabei waren es nur wenige einzelne gewesen. Aber das Land, riesige weite Gebiete, liegt noch immer leer. Das vor den Toren von mehreren asiatischen Völkern, die nach Raum ausschauen!

In den letzten Jahrzehnten war schließlich für japanische Wanderlustige Brasilien offen. Die Brasilianer hatten selbst nach japanischen Plantagenarbeitern gerufen (Biehl '32, Domaniewski '37, Normano '34). Selbstverständlich nahm die Regierung die Angelegenheit in die Hände, denn solange es einen japanischen Staat gibt, ordnet, bewacht und organisiert die Regierung jede Einzelheit. Und hier stand Wichtiges auf dem Spiel: nicht ein japanischer Volksgenosse durfte verlorengehen, nicht ein Milreis im Ausland bleiben. Auch die Rückwanderung — hier genau so stark wie bei den Überseechinesen — mußte geleitet werden. Und es kamen fleißige, höfliche, tüchtige Menschen mit bewundernswerter Disziplin, größter Höflichkeit und verblüffender Geschicklichkeit (1929 waren es ins-

gesamt 100000). Nach einigen Jahren sind viele Plantagenarbeiter schon Kaufleute, einige auch Reisbauern geworden. Als es erwünscht erscheint, treten sie in Menge zum Katholizismus über. Das ist unwesentlich, denn wesentlich ist der Kaiser, Gott ist Privatsache. Die Regierung hat alles organisiert.

Da beginnt diese Organisation die Brasilianer zu erschrecken. Die minutiöse Gängelung durch autoritäre Staatsstellen wirkt wie der Aufmarsch eines bis in die kleinste Einzelheit und bis zu den Gewohnheiten der letzten Einzelperson organisierten Expansionsheeres. Das war nicht mehr eine Auswanderung, wie sie Europäer verstehen, die individualistisch denken. Das war eine organisierte Expansion, wie sie der Japaner versteht, der kollektivistisch denkt. Es war offensichtlich, daß aus diesen tüchtigen Menschen nie und nimmer Brasilianer werden konnten, und nun versuchte man die, die man gerufen hatte, wieder hinauszuquetschen.

Von besonderem Interesse ist es aber, daß die paar Japaner, die überhaupt auswanderten, keineswegs aus dem immerhin teilweise notleidenden Bauerntum der Hauptinsel stammen. Die Bauern und Kaufleute stammten vielmehr meist aus dem Süden, besonders Kiushiu mit seinen lebendigeren und tatkräftigeren Rassenelementen (Grünfeld '13). Und was aus den Großstädten abfloß, konnte überhaupt erst nach viel Propaganda kapitalbedürftiger japanischer Schiffahrtsgesellschaften gewonnen werden. Es war meist Bodensatz. Der durchschnittliche Japaner wandert eben nicht gern aus. Seine gefühlsmäßige, zutiefst wurzelnde Verbundenheit mit der heimatlichen Natur, die in Kunst und Dichtung immer wieder den schönsten Ausdruck findet, seine mit allem Denken, Wünschen und Handeln verwobene materielle Umwelt in Hausbau, Hausrat und Kleidung, die eben auf diese japanische Natur abgestellt sind (Stoye '43), seine Dorf- und Sippen-Zugehörigkeit, ja fast -Hörigkeit — sie alle müssen den Widerstand gegen die Ferne aufrufen und wachhalten. Das rassenpsychologische Moment tritt wieder ganz deutlich in Erscheinung. An Auslandjapanern gab es 1901

65000, 1907 250000 und 1941 359000. Das sind alles geringe Zahlen, prozentual sogar verschwindend geringe Zahlen. Sie genügten, die Herren des Pazifik zu beunruhigen, obwohl man von einer japanischen Wanderung dabei kaum schon sprechen konnte.

Es steht einer solchen in der Tat auch noch weiteres entgegen, was die Haltung der Japaner um so verständlicher erscheinen läßt. Mandschurei und Mongolei, auch die eigenen nördlichen Reichsteile, sind für den Durchschnittsjapaner, seine Häuslichkeit, Kleidung, Konstitution viel zu kalt (N. N. '31, Mukerjee '36, Soolich '28). Selbst die mit bewundernswerter Umsicht und erstklassiger staatlicher Fürsorge durchgeführten Kolonien im eigenen Norden, wie das vielgenannte Karafuto (Sachalin), haben zu glatten Mißerfolgen geführt (Bartz '41, Fochler-Hauke '36, Scheinpflug '35, Schwind '40, Semple '13). In den wärmeren, schon dicht besiedelten Gebieten, wo die chinesische Überseekolonisation so außerordentliche Erfolge erzielte, sind die Japaner aber bei Weiß und Braun nur als Konkurrenz angesehen und unbeliebt. Gegen die Chinesen mit ihrer noch größeren Anspruchslosigkeit, mit Klimahärte und scharfer Intelligenz kommen sie nicht auf, nicht einmal daheim, und der Gedanke pazifischer Rassenverwandtschaft zieht nicht.

Zudem können die Japaner, wo immer, überhaupt nicht vereinzelt siedeln, sondern wollen in geschlossener Gemeinschaft leben. Die individuelle Initiative fehlt, jener Individualismus, der Glück und Unglück, aber in jedem Falle eine rassenmäßige Stärke der Europiden ausmacht. Kollektivgeist und Empfindlichkeit sind so ausgeprägt, daß es immer nur ganz wenige sind, die den Sprung in die Fremde wagen. Und dann steht gewiß die Regierung hinter ihnen, die gängelt, hilft, organisiert und schützt.

Dabei ist zugegebenerweise der Japaner äußerst fleißig, äußerst höflich und äußert kultiviert. Seine Kultur steht gewiß der chinesischen nicht im geringsten nach, steht heute, wo das chinesische Volk in einen vielleicht in seiner ganzen Geschichte beispiellosen

Tiefstand seines Gemeinschaftslebens hineingeraten ist, sogar teilweise höher, so etwa in der Hygiene. Aber Kolonisation, das individualistische Ausschwärmen in fremde Länder nach europäischem Stil, fluktuierende Massenbewegungen im chinesischen Stil — das „liegt" ihm nicht.

Wir sind am Schluß. Das auffallendste Ergebnis der letzten Seiten dürfte in der Verschiedenheit, ja geradezu krassen Gegensätzlichkeit der Bevölkerungsdynamik der beiden großen ostasiatischen Nationen liegen. Das geschlossene Weiterwalzen der Chinesen löst sich bei den Japanern in ein loses Sprühen auf, und die einen tragen den biologischen, die anderen den politischen Erfolg davon. Das Wichtige dabei ist aber, daß diese Unterschiede in den anthropologischen Gegebenheiten wurzeln. Sie sind die Äußerungen von rassenseelischen Möglichkeiten und der Form, die diesen durch entsprechende Weckung und Verbindung in der kulturellen Wirklichkeit des Volkes gegeben wird.

Es sind zwar gewiß immer nur wenige, die eine volkseigene Kultur schöpferisch oder auch nur bewahrend weiterzuführen in der Lage sind. Aber diese wenigen sind in Siebungsprozessen erst aus den rassischen Wirkungskomponenten der ganzen Volksgemeinschaft herausgewachsen. Sie sind ihr unmittelbares Produkt. Es hängt sogar viel für Glück, Geltung und Größe einer Nation davon ab, ob sie zu einer gegebenen Zeit eine geeignete kulturfähige Oberschicht oder Führerschicht zu produzieren und — wichtiger noch — zu erhalten weiß oder nicht. Das ist im Osten nicht anders als im Westen. Und es wird heute niemanden mehr geben, der etwa daran zweifelte, daß die entscheidenden rassischen Wirkungskomponenten von Intellekt und Charakter im Osten nicht ebenso stark wie im Westen vertreten sind.

Die rassischen Anlagen für kulturelle Leistungen sind zwar andersartig, ja in sich wieder verschiedenartig hier wie da, aber das sind Artunterschiede, keine Wertunterschiede. Die Fähigkeit, kulturelle

Leistungsschichten als solche zu produzieren, kann also weder dem Westen noch dem Osten abgesprochen werden.

Aus der rassischen Andersartigkeit entspringt aber erst die kulturelle Andersartigkeit, wenigstens in erster Linie und in denjenigen Verschiedenheiten, die dauernd sind. Es wäre daher auch ungemein kurzsichtig, nun hier an Wertunterschiede denken zu wollen. Eigenart ist nicht Unart, Ost und West stehen auf gleich, soweit die Kulturkapazität in Frage kommt. Das China der Han bedeutete für den Osten, was Griechenland und Rom dem Westen waren, und es ist nicht geringer, wenn auch vieles anders empfunden, anders gedacht und anders eingesetzt wurde. Der Chinese begeistert sich noch heute hemmungslos an krachendem Feuerwerk, der Europäer schießt lieber Mauern ein; der Japaner beweist notfalls durch Harakiri, der Europäer durch Ideen.

Wohl aber gibt es ein wirtschaftliches oder politisches Schwanken in der Ausdrucksstärke von Kulturen. Mit der Tang-Zeit konnte sich die karolingische Renaissance nicht messen, mit der Goethe-Zeit nicht die ausklingende Mandschudynastie. In den Tagen des Hideyoshi und der Ming aber war der Osten gewiß um nichts hinter dem Westen zurück, dem heute Japan mit großen Schritten nachgeeilt ist, während China noch teilweise in mittelalterlichen Zuständen verharrt. In beiden Ländern hat es zwar beim Zusammenprall der Kulturen psychische Brüche gegeben. Ein unausgeglichenes Nebeneinander tritt noch oft in Japan, ein übersteigerter Amerikanismus in chinesischen Hafenstädten auf. Doch das geht vorüber. Das ist Ausdruck äußerer Rhythmen, nicht innerer Gesetzmäßigkeiten.

Auf letztere aber kommt es an, und das Entscheidende dabei ist, daß jeder seine aus eigenem Wesen natürlich gewachsene Kultur hochhält, nicht weil sie besser, sondern weil sie geeigneter, nicht weil sie wertvoller, sondern weil sie arteigen ist.

X. ZUSAMMENFASSUNG

Geschichte ist Ereignisforschung, und diese Ereignisse werden von Menschen ausgelöst, getragen und gewertet. So sind alle letzten historischen Ursachen auch unweigerlich mit biologischen Erscheinungen verbunden, und die biologische Menschenforschung und die geisteswissenschaftliche Ereignisdeutung begegnen sich bei den entscheidenden und tiefsten Fragen, die — für ihr Volk und für ihre Zeit — denkende Menschen immer von neuem zu lösen trachten.

I. Ur-Ost

Wie die Menschheit langsam aus dem Dämmern der Urzeiten im fernen Osten emporsteigt und erste Funde zwischeneiszeitlicher Hominiden zu Zeugen schier unendlich lange verklungener Ereignisse und Epochen werden, ist es überhaupt die Biologie so gut wie allein, die als Natur-Geschichte im wahrsten Sinne des Wortes zur Deuterin ältester Historie wird. Die körperliche Form des Sinanthropus aus den lichten Parklandschaften nordchinesischer Lößhügel sagt mehr über das Herausringen der Menschheit aus Urstufen, die geologischen Zeugen scharfer Klimaschwankungen sagen mehr über das Fluten aufeinander angewiesener Tier- und Pflanzenverbände einschließlich der Frühmenschen, als es alle andere Dokumentation zu tun in der Lage ist. Aber diese fehlt nicht: Asche und Werkzeuge belegen eindeutig, daß es sich schon um echte Hirnwesen, richtige Menschen und trotz aller körperlicher Primitivität nicht etwa um äffische Spitzenbildungen handelte.

Aber noch ist kein Aufbrechen in Rassentypen, erst recht noch nicht in hochspezialisierte kulturelle Gruppen festzustellen. Das erstere, die bodeneigene Rasse, bringt erst der jahrzehntausende-

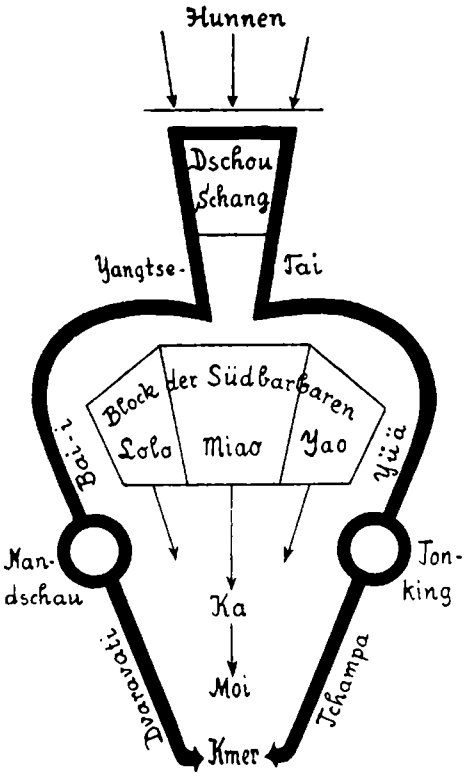


Abb. 198. Ein zusammenfassendes Schema der ostasiatischen Völkerdynamik. Druck von Norden, Überrennen des Südens, Barbarenblock, Spaltung der Stromlinien, Weiterfluten in Westtälern und an Ostküste und Zangengriff im fernen Süden.

lange Abschluß durch die transeurasiatischen Eisriegel, die Mensch von Mensch im Haß und vor allem der Liebe trennen. Mit den Oberhöhlenleuten von Dschou[1]-kou[3]-diän[4] treten die ersten eigentlich mongoliden, ja schon frühsiniden Formen auf. Sie münden geradenwegs in die echten Siniden aus dem nordchinesischen Endneolithikum von Yang[3]-schau[2] ein.

Und das zweite, die bodenständige und rassengeborene Kultur, folgt ihnen unmittelbar. Aber diese ist beweglicher. Sie schließt sich noch immer an weitgespannte Kulturgürtel an, die von Nordeuropa bis Ostasien und Amerika laufen, obwohl schon längst das eurasiatische Menschentum selbst in die Westform der Europiden und die Ostform der Mongoliden auseinandergebrochen ist. Schöpferische, rassenständige Kulturherde beginnen dann ihre Errungenschaften über jene uralten Wege auszusenden, die wie die Baikalpforte mit der transsibirischen Bahn oder die Seidenstraße römerzeitlichen Andenkens noch heute ihre Geltung behielten. Und jetzt gliedern sich im Verbinden von Eigenem und Fremdem rasch und bald mit enormer Wucht aus breitgelagerten Kulturkreisen auch engere und wirtschaftsgebundene Kulturzentren heraus.

Ihr Wirken, ein Wirken aus der spezifischen Haltung der rassischen Eigenart von Stämmen und Völkern und Wirken über Menschen und auf Menschen, wird nunmehr zu einem immer stärkeren Faktor auch des menschbiologischen Geschehens. Weithin ist jetzt das Schicksal der Rassen und Völker mit ihrer materiellen, sozialen und geistigen Kultur verknüpft, mit Wirtschaft, Gesellschaftsauffassungen, Geräten und Gedanken, und wie nun in der historischen Deutung die kulturelle Dokumentation der biologischen endgültig den Rang abläuft, so kann auch keine Biologie, keine Rassengeschichte mehr ohne bewußten und vollen Einsatz der Kulturgeschichte überhaupt rassenbiologisch arbeiten und deuten.

Gerade China — richtiger: der chinesische Raum — ist hierfür ein eindrucksvolles Beispiel. Erst das Hereinreichen südeuropäischer und südeuropider Kulturformen wie der bunten kunstvollen Bandkeramik von Yang[3]-schau[2] und der waffentechnischen Errungenschaften der Vorgänger der Schang[1] und selbst noch teilweise der Dschou[1], die abermals über Zentralasien und das wurzelecht indogermanische Westeurasien nach Europa selbst deuten — erst diese chinafernen Kulturströme sind es, die die kulturellen Grundmauern für das echte China legen. Denn sie fügen in die

alte und unbeirrbar kontinuierliche, mattenkeramische Kulturtradition jene stilhaften Akzente ein, die, je länger je mehr, zum Ausdruck echten Chinesentums werden.

II. Das Druckzentrum

Allerdings gilt das alles zunächst nur für den hirsebauenden Norden am mittleren Hoangho, der anfangs, klein genug, allein ein Ur-China bildete und allmählich erst zu dem Hauptträger des kulturellen und politischen Schwergewichts im ganzen nordchinesischen Umkreis und schließlich auch dieses unregelmäßigen, vielzerfaserten und zusammengestückelten Gebildes wurde, das wir in radikaler Vereinfachung kurzweg China nennen.

Mehr noch für dessen Werden, als jenes fernfremde Einströmen, mehr noch sogar, als das eigene immer erfindungsreichere Schaffen bedeutete aber das, was der nahe und nächstverwandte Süden im gleichen chinesischen Raum bot. Hier waren im ganzen Yangtsegebiet reisbaugetragene Kulturen aufgekommen, die das einheimische Metall glänzend zu bearbeiten verstanden und ihre Gaben dem Norden in reichstem Maße übermittelten. Der Glanz der mittleren Schang[1]-Zeit etwa von An[1]-yang[2] mit seiner köstlichen Bronzekunst, der keramischen Vollendung, dem registrierenden und orakelnden Knochenschrifttum und dem schon fast städterhaften Ausbau der beruflichen Organisation ist ohne Impulse des Südens nicht denkbar. Ohne seine wirtschaftlichen Errungenschaften aber, die sich nun mit der nördlichen militärischen Überlegenheit verbanden, war auch nicht jene kolossale Bevölkerungsvermehrung denkbar, die jetzt mit einer bis in die Einzelheiten hinein liebevollst betriebenen bäuerlich-kriegerischen Kultur ein großes biologisches Kräftereservoir heraufwachsen ließ.

So entstand aus nördlichen und südlichen Quellen und in Verbindung mit einer außerordentlichen Einschmelzungsfähigkeit jenes geistige Gebilde von ungeheurer Kraft, Geschlossenheit und Dauer,

das wir als die chinesische Kultur bezeichnen. Es sollte seinerseits zu dem entscheidendsten biologischen Faktor Ostasiens überhaupt werden. Denn ostasiatische Rassendynamik ist unweigerlich gleichzeitig chinesische Kulturdynamik.

Diesen Bewegungen des alten Chinesentums war aber der Weg nach Osten durch das Meer verlegt, nach Westen durch die tibetischen Berglande und nach Norden durch den wirtschaftsfremden Raum der zentralasiatischen Steppen. Die letzteren forderten als hominide Kulturanpassungsform den Nomadismus, und zwar natürlich ebenso bei Weiß wie Gelb. Sie reagierten als Kulturraum zudem empfindlich auf Dürrezeiten und Kälteeinbrüche, die das Vieh und damit die Basis der gesamten Existenz zerstören konnten. Dann lag die einzige Rettung im Ausbrechen nach Gegenden, wo sich noch Lebensunterhalt bot, und zwar natürlich ebenso bei Weiß wie Gelb. Keine anderen Völkermassen sind daher so unruhig und beweglich wie die Steppenvölker.

Haben schon die westlichen Indogermanen einen ganzen Erdteil erobert, so haben die östlichen Tungiden der Gobi und des Altai aus dem weiten Westsibirien östliche Europide hinausgeschoben, sind noch zahllose Male hinter ihnen her bis ins Herz von Europa vorgestoßen und haben aus dem blühenden Südsibirien nach Indien, bis Persien und sogar Vorderasien gegriffen, wo noch heute wenigstens ihre Sprache als türkisch herrscht. Ob Mongolen, Mandschu, Türken, ob Turuska, Hsiung[1]-nu[2] oder Hunnen — immer sind es rassisch Tungide, die sich mit Härte, Elan und List zu Herren von Teilen und gelegentlich fast dem ganzen Raum zweier Erdteile aufwerfen.

Für alle diese Völker aus dem Kreise der Hsiung[1]-nu[2] bedeutete allerdings ein Vorgehen in den Norden, Westen oder Osten für lange Zeit einen Stoß ins Leere, der Griff in den nahen ackerbauenden Süden aber Nahrung, Ruhm und Schätze, nicht nur Lebenserhaltung sondern Lebenssteigerung. So kamen von Norden die Dschou[1], vor ihnen die Schang[1] und so viele andere kleinere Dy-

nastien des werdenden China, auch die Tsin, die ihm den Namen gaben, die Yüan, die Ch'ing. Gegen diesen ewig unruhigen tungiden Norden waren daher über alle Jahrtausende hin die Abwehrkräfte des siniden China konzentriert — eines echten, nordchinesisch regierten China oder eines hunnisch oder mongolisch regierten halben oder ganzen China, das gar kein selbständiges Reich mehr war, aber nach wie vor die nachdrängenden Vettern der Steppen fürchten mußte.

So lag hier an den Nordsteppen der Rücken Chinas, war die Welt verbaut, kein Ausweg vorhanden. Die ungeheuere Dynamik der nordchinesischen Massen aus den Hoangho-Regionen und ihre glänzende, im weiten Umkreis alles Dagewesene souverän überragende Kultur konnten sich also in der Hauptsache nur nach Süden richten. Das mußte zum kardinalen Faktor der gesamten bevölkerungsbiologischen Dynamik von Ostasien überhaupt werden.

III. Alt-Tai

Der Strom flutete zunächst gegen die verwandten Völker in den Alluvialkammern der Yangtse-Niederungen. Dort lebten die Reis- und Bronzespender, die der Norden verächtlich als Man-Barbaren abtat, und deren angeblich häßliche zwitschernde Sprache das verwandte Tai bildete. Mehr als ein Jahrtausend währte der Kampf zwischen Hoangho-Norden und Yangtse-Mitte. Mehr als einmal gewann die Mitte auch die Oberhand, bis endlich, als Tschu[3] im 6. vorchristlichen Jahrhundert Präsidialmacht wurde, eben die verachteten Yangtse-Man als Herren von ganz China auftraten. Jetzt war China ein Taireich.

Aber in dem langen Kampf tat auch die Kultur des Nordens rastlos ihr Werk. Sie siegte immer, wenn auch die Waffen versagten, siegte über hunnische Eindringlinge wie taiische Oberherren, schob sich vor mit konfuzianischen Bänden, Ideogrammen, Seidenbrokat, Eßstäbchen und Titeln, die begierig und liebevoll aufgenommen,

ersehnt und oft geradezu erzwungen wurden. Nordchinesische Sprache, nordchinesisches Denken und nordchinesische Politik folgten. So verschwand der Kranz der halbbarbarischen Kleinstaaten im südlichen Grenzgebiet, wurde der Huaiyangschan überschritten und wurden die großen Taistaaten von Szechuan und Kiangsu, schließlich auch das mächtige Tschu[3] aufgesogen.

Das große Bevölkerungszentrum des Nordens hatte seine erste entscheidende Etappe erreicht. Nordsinide Rasse vom Hoangho und mittelsinide Rasse vom Yangtse verschmolzen seit der Zeitwende langsam zu einer Nation. Was aber von den Tai sich nicht beugen wollte, wurde verdrängt oder mußte fliehen. So begann die Dynamik der beiden großen bevölkerungsbiologischen Stromlinien gegen den weiteren Süden.

Ein Bevölkerungsstrom floß im Westen über das obere Yangtsegebiet nach Yünnan hinein. Etappe um Etappe ist hier das Sickern und Drängen zu verfolgen, bis sich die Tai in der Fremde und über Fremden noch einmal für ein halbes Jahrtausend konsolidieren. Das geschieht mit dem altyünnanischen Reich von Tali oder Nan[2]-dschau[4] (649—1253). Ihnen nach stößt die chinesische Kolonisation und Kultur. Der andere Bevölkerungsstrom der Tai aber floß im Osten an den Küstenstaaten entlang, taiisierte auch hier die ältere Bevölkerung der Liau[4] und Yao, kulminierte im 4. vorchristlichen Jahrhundert in dem Großstaat von Yüä[4], verrann in halbselbständigen Vizekönigtümern und hält sich noch heute im eigenwilligen Geist von Kanton. Und wieder auch stießen zäh und rastlos die chinesische Kolonisation und Kultur nach.

IV. Die Südbarbaren

Zwischen dem westlichen Strom und dem östlichen Strom aber, die beide erst von Tai und dann ihnen nach Chinesen oder sogenannten Chinesen, d. h. ehemaligen, sinisierten Tai gebildet werden, klafft eine gewaltige Lücke. Sie liegt anfangs noch völlig außerhalb der Reichweite der siniden Dynamik.

Ist doch noch heute das zentrale Südchina in rassischer und völkischer, wenn auch kaum noch nationaler Hinsicht die Domäne der drei großen Stammeskonglomerate der Südwest-Barbaren: der Miao, der Lolo und der Yao. Bis ins älteste China und an den Rand der Unruhegebiete der Steppengürtel lassen sich die Miao verfolgen. Jahrhundert um Jahrhundert sickerten sie weiter südwärts, wie der unruhige Norden drängte, und erreichten schon zur Blütezeit der Tai ihr heutiges Zentrum in Kueichow. Dabei begegneten sie den Chinesen oder Tai zunächst wenig oder überhaupt nicht. Diese sind als Reisbauern an die Niederungen gebunden. Den schweifenden viehzüchterischen Bergnomaden standen hier also weite Hochgebirgsräume frei, eine obere wirtschaftliche „Etage". Spät erst drängten auch die Chinesen nach, dann allerdings auch mit blutigen Kolonialkriegen. Um so mehr wanderten und flohen die Gehetzten gegen den Süden, wo noch immer nur schwach verteidigte oder leere Bergräume lagen, bis sie im letzten Jahrhundert das vereinsamte Hochland von Tran-ninh im annamitisch-laotischen Süden erreichten.

Als zweite kamen die Lolo. Abermals weiter östlich und parallel zu den Miao sickerten sie als Nomaden hoher Bergzonen aus den osttibetischen Hochflächen in die yünnanesischen Gebirge, assimilierten sich die ältere monkmerische Bevölkerung in sprachlicher Hinsicht, wurden aber überall selbst gründlich in rassischer Hinsicht assimiliert. Nur weiter im Norden, besonders um den Da^{4}-liang^{2}-schan^{1} im westlichen Szechuan, hielt sich nach ihrer politischen Vertreibung aus Yünnan noch ihre alte Schichtung in Schwarzknochen und Weißknochen. Hier regieren die stolzen, pferdezüchtenden Schwarzknochen noch heute als freie Herren teils über einst monkmerische Eingeborene und vor allem lolo-isierte chinesische Sklaven und in völliger politischer Unabhängigkeit von China.

Dieses Herrenvolk zeigt ausgesprochen europide Typen. Solche fehlen auch nicht ganz bei den Miao. Hier wie da sind sie Zeugnis

der rassischen Wirkungen aus der dynamischen Abstrudelungszone des östlichen Turkestan, wo die Reibung zwischen Ost und West, zwischen indogermanischen, handeltreibenden Ackerbürgern und hunnischen, unruhigen Viehzüchtern zu ewigen Kämpfen, bevölkerungsdynamischen Verschiebungen, Wirbeln und Abschleuderungen bis Europa, bis in den Orient und hier bis ins südliche China hinein geführt haben.

Am weitesten im Süden liegen die Yao. Sie, die alten Herren Südchinas, die heute „Fronknechte" heißen, waren im Norden von den Miao und im Süden von den Tai in die Klammer genommen worden. Dabei wurden die Miao selbst sprachlich fast zu Monkmeriern (Austroasiaten), aber gegenüber dem hochzivilisierten Tai mußte das Yao weichen. So verloren die Yao ihre Bergländer in Kweichow an die Eindringlinge von Norden und die fruchtbaren Küstenländer des Südens an die Tai.

Selbst ihr Rassentum, der südsinide Typus, wurde weitgehend verdrängt, und ihre ursprüngliche Heimat, das Sikiang-Becken, in seinem unteren Abschnitt großenteils von Mittelsiniden eingenommen. Doch sind die alten Zusammenhänge zwischen Lebensraum und Lebensform auch heute noch nicht völlig verwischt: nordsinider Typus und altchinesische Kultur in den Hoangho-Alluvionen, mittelsinider Typus und Urtai in den großen Yangtse-Wannen, südsinider Typus und Ur-Yao im bergumrandeten Sikiang-Becken — drei postglaziale Isolationsgebiete und drei Untertypen der siniden Rasse.

V. Abströmen im Westen

Während die Schichtungen und das Drängen in den Bergzonen des Südens das heutige Bild der Rassen- und Völkerverteilung ausformen, wird Tali, der Angelpunkt und Ruhepunkt der westlichen Stromlinie der Tai, von der chinesischen Macht erreicht. Unter Kubilai, dem Mongolenprinzen, fällt 1253 n. u. Z. das Reich von Nan[2]-dschau[4].

Jetzt gerät die weitere westliche Tai-Diaspora in Bewegung, und radial vom Zentrum von Tali aus schwärmt ein abenteuerndes Rittertum mit Gefolgsleuten und Siedlern in die Länder der teils primitiven, teils auch schon recht zivilisierten monkmerischen Palämongoliden. Ungemein erinnert das alles an indische Vorgänge. Die Richtung ist jedesmal vorgeschrieben — sie muß den südwärts sich spreizenden Talniederungen des Irrāwaddi, Mänam und Mäkong folgen. So setzen die Mao-Schan gegen Birma und Pegu an, die sie Schritt um Schritt erobern und für Jahrhunderte halten (1299 bis 1539), so gehen die südyünnanischen und birmanischen Tai gegen die monkmerischen Staaten des oberen Mänam-Gebiets im heutigen Nordsiam vor, erobern auch hier Reich um Reich und schließlich um 1350 das glänzende Lavapura (Lopburi), die Zelle des heutigen Siam. Und es sickern die Ost-Lao den Mäkong hinab in die Grenzgebiete von Tonking, wo sie auf Verwandte treffen, auf die Tai des sich an der Küste entlang vorschiebenden östlichen Rassenstroms.

Alle diese Kämpfe liegen aber schon außerhalb des chinesischen Kulturbereichs: die beteiligten Staaten tragen mehr-minder indobuddhistische Prägung. Birma im Westen befreite sich dann wieder, und in den tonkinesischen Bergländern mit ihren kleinen Talkesseln und dem östlichen Gegenstrom versackten die Bewegungen. Aber in der Mitte, in den breiten Mänamniederungen des heutigen Siam, hatte die schwärmende Diaspora der Tai den vollsten Erfolg: noch heute bezeichnen sich die einst kmerischen, mon-kmerischen Siamesen mit Stolz nach ihren Eroberern als Thai, und deren Sprache, die Sprache der längstverschwundenen Tschu^3, Schu^3 und Wu^2 im Yangtse-Tal, erklingt noch heute lebendig in den freundlichen Pfahlbauten siamesischer Städte und Dörfer.

Aber wie schon in Yünnan, erst recht in Birma und den Laostaaten, die palämongolide Rasse an Stelle der mittelsiniden zu Trägern des Tai und der indisierten Taikultur wurde, so jetzt sogar Weddide. So war das Ur-Tai, vom mittelsiniden Typus ge-

schaffen, von dem dynamischen Druck der Alluvialkammern Chinas über den palämongoliden Gürtel hinausgeschoben und bis zu den Ostweddiden mit ihren typologischen und kulturellen Anklängen an die südlichen Europiden gesickert. Der Ruhm der Tai, die Erinnerung an glanzvolle Erobererzeiten, lebt zudem als starkes nationales Ethos noch heute unter denen, die von ihnen unterworfen wurden. Es richtet den Expansionsdrang weiter, einmal gegen Malaya, das die Verlängerung der Stoßlinie nach Süden darstellt, dann gegen Kambodscha, das die letzten Reste des eigenen alten Kmer-Bluts birgt. Hier dauert der Kampf noch heute fort.

VI. Abströmen im Osten

Ganz anders sind die Schicksale, aber völlig gleich ist die dynamische Wucht, die die rassendynamische Stromlinie der Tai des Ostens zeigt. Sie stößt vom Unter-Yangtse her entlang der südchinesischen Küste gegen den ferneren Süden vor. Auch hier ließ das gewaltige Druckgebiet der vereinigten Nord- und Mittelsiniden den nach Yüä[4] weitergeschobenen Tai keine Ruhe. Und Yüä[4], allzu nah der nördlichen Großmacht, fiel schon bald, schon 333 v. u. Z. und lange vor dem Beginn von Nan[2]-dschau[4], dem Angriff erst der nördlichen Kultur, dann der nördlichen Politik und Militärmacht zum Opfer.

Immer wieder aber sickerten und flohen Leute von Yüä[4] in das Rotflußdelta von Tonking, taiisierten die dortigen Palämongoliden, schoben einen breiten Keil südsinider Rasse gegen das Gebirge vor, hofften auf Ruhe und wurden doch eingeholt, ehe sie sich konsolidiert hatten. Dann rang Tonking ein ganzes Jahrtausend lang vergeblich gegen die chinesische Übermacht, um sich ihr 939 tatsächlich doch zu entwinden. Aber schon war es kulturell völlig und rassisch nahezu völlig sinisiert worden. Gleichzeitig hatte die Bevölkerung auf fruchtbarstem Boden enorm zugenommen. So entstand hier wieder ein Angelpunkt und Ansatzpunkt in der Dynamik

der östlichen Stromlinie. Und wie Nan[2]-dschau[4] nach dem Fall von Tali auszuschwärmen begann, so Tonking nach der Befreiung von China.

Mit aller Macht setzte die junge Nation den Kampf in der einzigen Richtung fort, die zwischen Kordillere und Ozean und dem Druck von Norden noch blieb. Das war die Richtung nach Süden und gegen das indo-malayische Reich von Tchampa. Schroff prallten hier zwei ganz fremde Rassen und ganz fremde Kulturen aufeinander: braune Weddide oder goldbraune Malayo-Weddide mit prunkender indischer Piratenkultur und gelbe Südsinide oder gelbbraune Palämongolide mit fast rein chinesischer, künstlerisch und strategisch scharf durchgebildeter Hochkultur. So kreuzten West und Ost die Klingen im Kampf zwischen Tchampa und Tonking. Und unter dem Druck von Norden fiel Jahrhundert um Jahrhundert mit erschütternder Regelmäßigkeit eine der köstlichen bergumrahmten Reiskammern Tchampas nach der anderen in tonkinesische Hand.

Überschichtung und Assimilation war dabei nicht möglich. An ihre Stelle traten — ein äußerst seltenes Beispiel der Rassenweltgeschichte — Ausrottung und Vernichtung. So entstand Annam, das den Bevölkerungsüberschuß aus Tonking aufnahm. Es übersprang schließlich die Südkordillere und entriß dem jenseitigen Nachbarn Kambodscha im 18. Jahrhundert auch das untere Mäkongtal. Wieder enden die Ausläufer auch auf der zweiten dynamischen Stromlinie der Tai bei den Kmer am Mäkong.

VII. Der Zangenschluß

Jahrhundertelang hatte also von Osten wie Westen gleicherweise der Druck der beiden Stromlinien gegen die kmerischen Weddiden mit ihrer indischen Kultur gehämmert. Jetzt hatte sich die Zange geschlossen.

Es war ein großes und machtvolles Reich gewesen, das seit der Zeitenwende im unteren Mäkongbecken entstanden war, ein wahr-

haft glänzendes Reich, das fast die ganze Halbinsel umfaßte und außer Grenzhecheleien mit den Tcham keinen ernsten Feind vor den Tai kannte. Vom Glanz und Glück des hinterindischen Großreiches dieser Kmer legen noch zahllose verfallene Bauten aus einem glücklichen Jahrtausend und legt vor allem die Pracht des herrlichsten Ruinenfelds Zeugnis ab, das die Erde trägt — Angkor. Diese Hauptstadt fiel 1431 im Kampf gegen die taiisierten Kmer von Siam. Und immer östlicher mußte der Königssitz verlegt werden, immer wieder stießen die Siamesen nach, entrissen noch 1941 bei erster Gelegenheit den Kambodschanern wieder ihre Grenzprovinzen. Von Osten aber griffen auch die Annamiten aus Kotschinchina immer weiter vor. Das geschah allerdings nicht so sehr mit Waffengewalt, als mit überwältigenden Menschenmengen. Längst besitzt Kotschinchina eine weit dichtere Bewohnerschaft als der gequälte Rumpfstaat der Kmer.

Die Zerstörung von Angkor und der Zusammenbruch von Tchampa — beides im gleichen 15. Jahrhundert — bedeuten die beiden und jedesmal ungewöhnlich dramatischen Höhepunkte des Vorströmens der westlichen und der östlichen Dynamik. Dann folgt hier nur noch ein Ausrollen der biodynamischen Kräfte, um deren Abwehr heute die letzten Kambodschaner kämpfen.

VIII. Kolonisationsrythmen

Inzwischen aber hatte sich das gewaltige Druckzentrum im Norden, das letzte Ursache der vielbewegten südasiatischen Geschichte dreier Jahrtausende war, auch selbst weiter gefestigt und neue bevölkerungsbiologische Kräfte und Wirkungen entfaltet. Mit der Vereinigung der drei Rassendomänen von Hoangho, Yangtsekiang und Sikiang war es jedem Angriff gewachsen, erstickte durch seine Masse alle Feinde, schob den von ihm getragenen Volkskörper nach allen Richtungen weiter vor. Noch bildete er nur erst eine Kulturgemeinschaft, noch keineswegs eine eigene Volksgemeinschaft, aber gerade

diese Kultur schlägt spielend jeden Gegner des werdenden Volks, und dessen dreigeartete rassenphysiologische Kräfte sind jedem Klima gewachsen.

Im Norden — Mongolei, Mandschurei — wird erst mit Militärkolonien, dann siedelnden Bauern der Volksboden ausgedehnt. Im Süden sickern unabsehbare Scharen in die Berg- und Waldländer vor und besetzen mit einer teils freiwilligen, teils erzwungenen Kolonisation die fruchtbaren Länder der Barbaren. Sie sinisieren diese auch, saugen sie auf und schieben sich mit ihnen zusammen abermals weiter vor. Tai und Yao verschwinden weithin, Miao und Lolo werden verdrängt, zersprengt und fortgeschoben. Diese Kolonisation geschieht aber viel weniger in Form explosiver Stöße und etwa infolge der vielgenannten Hungersnöte nach Deichbrüchen und Dürren, als in langsamem und zähem Sickern und in engem Zusammenhang mit der eigenen Sippe. Nie, bis heute nicht, hat je sich der Sippenzusammenhang der großen chinesischen Familienverbände gelockert, den Ahnenkult und konfuzianische Ethik zusammenschließt. So ist das weitere Werden Chinas ein stilles und organisches Weiterwachsen, kein explosives Hervorbrechen, kein erobernder Imperialismus — und es ist daher umso erfolgreicher.

Dann folgt auch die Überseekolonisation. Sie wird fast ausschließlich von dem aktiveren Süden getragen. Schon während der Tang-Zeit finden sich über die ganze südasiatische Inselwelt verstreut chinesische Kaufmannskolonien in den Häfen und Hauptstädten der Kmer oder Malayen und Annamiten oder Koreaner, ja im Grunde genommen liegt der ganze ostasiatische Handel seit damals in chinesischen Händen. Der europäische Einbruch der letzten Jahrhunderte bedeutet nur eine vorübergehende Einschränkung, die japanische Expansion einen Lieferanten mehr. Alle Basare, also die Handelsviertel in Manila, Pnom-penh, Batavia, Singapore oder sonstwo sind chinesische Zentren.

Da Frauen meist fehlen, ist die Imprägnation der umgebenden Bevölkerung mit sinidem Rassentum keineswegs gering, und sie

ist zudem geschätzt, teilweise hochgeschätzt. Aber auch hier wird der enge Kontakt mit der Heimat, d. h. immer nur mit der Sippe und den Stätten des Ahnenkults, gehalten, und kaum je wird der Aufenthalt in der Fremde auf Dauer oder gar Generationen beabsichtigt.

Und schließlich bringt die moderne Zeit noch die sehr umfangreiche Kuli-Emigration. Sie geht wieder vom Süden, vom gequälten bäuerlichen Pächtertum aus und richtet sich in die von der europäischen Kolonialinitiative erweckten Gebiete von Malaya und Indonesien. Deren Erschließung ist ohne das nüchterne, rastlos fleißige Chinesentum nicht zu denken. Längst ist dort der chinesische Arbeiter unentbehrlich geworden — und konkurrenzlos. Wieder aber gehen die Arbeiter nach Ablauf der Kontraktjahre oder nach erfolgreichem Einsickern in den Klein- oder nicht selten auch Großhandel mit dem erworbenen Gewinst in die Heimat zurück. Hier liegt also eine fluktuierende und werteverschiebende Kolonisation und nur im Norden und Inneren eine bodenständige und werteschaffende Dauersiedlung vor. Ihre Art und Wirkung aber ist in beiden Fällen ausschließlich von der Rassenseele des Chinesentums her bedingt, die ebenso zäh und geschickt in der Arbeit wirkt, wie sie zäh und einseitig an der Sippe hängt.

IX. Das Inselreich

Blieb hier in der Ferne und im andersrassigen, palämongoliden Malayentum mit indo-mohammedanischer Geisteshaltung die chinesische Kultur fast ohne Einfluß, so war sie in der Nähe und bei den rassisch verwandten Völkern von umso nachhaltigerer Wirkung. Annam, Korea und Japan sind ihr gleicherweise und völlig verfallen. Das dynamische Schicksal dieser drei Kulturfolgestaaten ist allerdings sehr verschieden. Annam konnte nach Süden weitergreifen, Korea mußte alle Kräfte — und oft genug vergeblich — anstrengen, um sich zwischen den beiden Riesen China und Japan

zu halten, und Japan stieg nur langsam aus den Einzelstaaten seiner vielgekammerten Inselfluren zu einem einigen Reich empor.

Dann aber verband gerade in Japan ein nationales Empfinden von außerordentlicher Stärke die heterogenen rassischen Elemente auf tungo-palämongolider Basis und entfaltete ungewöhnliche Fähigkeiten in geschickter Übernahme und Weiterbildung. Die Ruhe der Abschließung zur Tokugawazeit brachte Vertiefung und Kräftespeicherung. In beispiellosem Anlauf stieg die Bevölkerungskurve seit dem Schock der gewaltsamen Öffnung von 1854, und zwar nicht als Folge, sondern als Träger des Aufschwungs der Neuzeit. Ihre Ursache lag allein in nationaler Willensbildung.

Jetzt mußten die quellenden Menschenmengen ernährt werden. Die Binnenkolonisation zeigte aber nur magere Erfolge, und die Türen zu den transozeanischen Staaten wurden vor einer friedlichen Expansion sogar zugeschlagen. Nur geringe Erleichterungen brachte die Erschließung der Mandschurei, noch geringere der Versuch einer staatlich organisierten Kolonisation in Brasilien. Damit wurden die Absatzmärkte der jungen Industrie zur nationalen Existenzfrage. Aber langsam verschlossen sich auch die überseeischen Rohstoffgebiete. Es blieb kein anderer Ausweg, als die Schaffung eines eigenen großasiatischen Wirtschaftsraumes unter Ausschluß der Vormachtstellung der Gegnerstaaten. Um ihn geht heute der Kampf.

So sind chinesische und japanische Kolonisation grundverschieden. Noch kaum hat China ein einheitliches Volk ausgebildet, aber seine Kultur ist von einer so überragenden Geschlossenheit und Stärke, daß sie ihren Trägern unbesiegbare biologische Impulse verleiht. Japan dagegen bildet zwar eine hervorragend geschlossene Nation und seine Expansion ist daher auch in erster Linie politischer Art, aber seine Ausbreitung ist von ökonomischen Impulsen getragen. So ist auch der politische Erfolg auf japanischer Seite, der biologische auf chinesischer Seite. Die beiden größten Nationen in Ostasien ergänzen sich in ihren Zielen, die auf verschiedenen Ebe-

nen liegen, und in ihrer Wesensart, die in verschiedenen Rassenanlagen ruht. Diese allein bieten den Schlüssel zum Verständnis der bevölkerungsbiologischen Abläufe im Osten.

X. Fazit

So ist auch das Fazit aus der Darlegung der gesamten Dynamik in Ostasien von der Urzeit bis heute, daß eine lebendige und lebensnahe Erfassung großer historischer Abläufe ebensowenig ohne die Berücksichtigung der rassenseelischen und anthropologischen Voraussetzungen überhaupt möglich ist, wie auch die Anthropologie, die Rassen- und Bevölkerungsbiologie, nicht ohne ein gründliches Studium der Geschichte ihre Aufgaben durchführen kann.

ANHANG

Anhang 1

BEMERKUNGEN ZUR UMSCHREIBUNG OSTASIATISCHER SPRACHEN

Eine einheitliche internationale Umschrift für chinesische Zeichen besteht leider nicht, obwohl sie an sich leicht zu schaffen wäre. Am verbreitetsten ist noch die Wadesche bzw. die von Giles verbesserte Wadesche Umschrift. Aber auch sie ist in mancher Hinsicht noch ein Musterbeispiel dafür, wie eine Transkription nicht vorgehen sollte. Wird doch bei den sogenannten aspirierten und nicht aspirierten Lauten wie p und b oder t und d zwar das p als p' oder t als t', aber b ausgerechnet als p oder d als t usw. wiedergegeben. Bei dem häufigen Fortfallen des Apostrophs im Alltagsgebrauch kann daher meist niemand mehr erraten, wie der Name richtig lautet. Dieser Fortfall aber ist längst üblich und seinerseits wirklich schon internationale Gepflogenheit geworden, soweit die daher gewöhnlich auch falsch ausgesprochenen häufigeren Eigennamen oder Städtebezeichnungen in Frage kommen. Das deshalb, weil es der offiziellen Handhabung der chinesischen Post entspricht. Die Bahn macht es jedoch meist schon wieder anders*. So ist es verständlich, daß fast jeder Sinologe von Rang und in jedem Land mehr-minder seine eigene Umschrift gebraucht. Wir haben die Umschreibungen im „coupierten" Wade-Giles-Stil trotzdem für die zeitungsgängigen Namen beibehalten, weil sie eben weithin verbreitet sind, eine zuverlässigere Aussprache jedoch in Klammern dahinter gesetzt und die Eindeutigkeit für jedes Wort dadurch gewährleistet, daß bei dessen erstem Auftreten das chinesische Ideogramm selbst beigefügt wurde.

Die für die sonstigen chinesischen Worte gewählte Umschrift schließt sich an das weitergebildete Lessing-Othmersche Verfahren in der von Rüdenberg in seinem ausgezeichneten Wörterbuch** verwandten Form des

* Otte, F.: Transkription der chinesischen geographischen Namen. Pet. Geogr. Mitt. LXXIII, 136—138, 1927.

** Rüdenberg, W.: Chinesisch-deutsches Wörterbuch. 6400 Schriftzeichen mit ihren Einzelbedeutungen und den gebräuchlichsten Zusammensetzungen. 686 S., II. Aufl. Hamburg 1936.

Guo²-yü³ 國語, dem modernen Hochchinesisch an, wie es sich neuerdings aus der Mandarin- oder Beamtensprache von Peiping (sprich Beping!), dem Guan¹-hua⁴ 官話, entwickelte. Sie kommt schon einer international brauchbaren Umschreibung recht nahe. Wir haben uns also (wenn auch mit Mühe) naheliegender Verbesserungen eigener oder sonstiger Herkunft enthalten. Auch die Tonhöhe, die mindestens dem betonten chinesischen Wort erst seine Bedeutung und damit auch seine Schreibweise verleiht, wurde im Anschluß an Rüdenberg beigefügt. Es bezeichnet also 1 den gleichbleibend hohen, 2 den ansteigend hohen, 3 den fragenden und 4 den fallenden Ton.

Man kann natürlich verschiedener Auffassung darüber sein, ob es überhaupt berechtigt ist, das Peipinger Guan¹-hua⁴ für die Wiedergabe etwa klassischer chinesischer Bezeichnungen zu verwenden. Da es aber heute als Guo²-yü³ oder Reichssprache überall vordringt und zweifellos die zukünftige allgemein verbindende Sprache in China sein wird, dürfte dann auch eine entsprechende Lesung selbst der klassischen Ideogramme möglich sein, wenn auch neben anderen. Im übrigen wurde von uns auch hier sowohl beim ersten Auftreten eines Wortes wie auf den Karten das entsprechende chinesische Zeichen beigefügt, um Sinologen mit anderer Umschrift und besonders den ostasiatischen Lesern die Gleichsetzung zu erleichtern.

Im Annamitischen und Japanischen sind bekanntlich gleichfalls die chinesischen Zeichen üblich, werden aber meist ganz anders ausgesprochen und bedürfen ihrer eigenen Umschrift. Für diese liegen die Dinge insofern wesentlich einfacher als im Chinesischen, als hier so gut wie allgemein übliche Transkriptionen vorhanden sind. Die annamitische geht noch auf die alten portugiesischen Missionare zurück*. Wenn auch nicht gerade sehr zweckmäßig, so ist sie doch eindeutig, und das gilt auch durchaus für die übliche japanische Umschreibung**. Ähnlich verhält es sich infolge der regen Tätigkeit der Ecole Française d'Extrême-Orient mit dem Kambodschanischen***. Daher konnten auch in unserer nicht speziell linguistisch

* Bulteau, R.: Cours d'Annamite. 292 pp. (Hanoi 1925.)

Dirr, A.: Theoretisch-praktische Grammatik der annamitischen Sprache. 164 S., Wien—Pest—Leipzig o. J.

** Trautz, F. M.: Zur Transkriptionsfrage der japanischen und der chinesischen Schrift. Mit Beiträgen von W. Gundert u. C. Scharschmidt. Ostasiat. Rdsch. IX, 101—104, 127—130, 185—190, 301—302, 1928.

Finot, M. L.: Notre transcription du Cambodgien. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient II, 1—15, 1902.

gerichteten Arbeit drucktechnisch schwierige diakritische Zeichen entfallen, ohne daß die Eindeutigkeit gelitten hätte.

Bei den gleichfalls weitgehend übereinstimmend transkribierten Worten aus dem Sanskrit wurde jedoch besonders auf die Beifügung der Dehnungszeichen nicht verzichtet, weil sie für eine richtige Aussprache unerläßlich erscheinen*. Werden doch selbst so häufige Worte wie Godāveri und Rāmāyana oft falsch ausgesprochen. Im Thailändischen liegen die Dinge insofern wieder etwas schwieriger, als im Lande selbst in rascher Folge verschiedene Schreibweisen üblich wurden, sodaß sogar die Straßennamen in Bangkok verschiedenen Umschriftsformen folgen. Wir haben uns, soweit es uns möglich war, an die zuletzt empfohlene Umschrift gehalten** Die neuerdings mit der Umbenennung von Siam aufgetauchte Frage des Wortes Tai haben wir grundsätzlich dadurch zu lösen versucht, daß mit Tai — also ohne das sprachlich immer stumme h — alle taisprechenden Völker als solche bezeichnet wurden, als Thai — also mit dem in der neuen offiziellen Umschreibung üblichen stummen h — aber die Bewohner des Staates Thailand und im engeren Sinne dessen führende siamesische Volksgruppe. Damit kommen sprachliche Richtigkeit, ethnische Unterscheidbarkeit und offizielle Gepflogenheit wohl gleicherweise zu ihrem Recht, und eine wissenschaftlich klare Trennung ist mindestens für die Leser des vorliegenden Buches gesichert.

Für die liebenswürdige Überprüfung der jeweiligen Wiedergaben sowie für sonstige Ratschläge bin ich den Herren Kollegen O. Franke und M. G. Pernitzsch für das Chinesische, L. Alsdorf für das Sanskrit, W. Gundert für das Japanische und W. Trittel für Tai zu Dank verbunden, für weitere freundliche Ratschläge oder Hilfen auch noch den Herren Prof. Dr. O. Hentze, Generaldirektor Prof. Dr. Kümmel, Dr. Prinz Lippe, Botschaftssekretär K. Miura, Prof. Dr. Ramming, Gesandten Exzellenz Shin Sakuma, Doz. Dr. E. Seuberlich und Generalkonsul Wang.

---

* Beythan, H.: Praktische Grammatik der Tamilsprache. 225 S., Leipzig 1943.

Bühler, G.: Leitfaden für den Elementarkursus des Sanskrit. Mit Übungsstücken und Glossar. 2. Aufl., Wien 1927.

** N. N.: Notification of the Royal Institute concerning the transcription of Thai characters into Roman. J. Thailand Res. Soc. XXXIII, 45—49, 1934.

Anhang 2

NAMEN VON RASSEN UND FÄCHERN IM CHINESISCHEN

I.

Für die Bezeichnung der wichtigsten anthropologischen Erscheinungen und Disziplinen gibt es im Chinesischen — und entsprechend im Japanischen, Koreanischen und Annamitischen — eine Reihe von sehr geeigneten Wortzeichen. Es lassen sich daher auch die beiden wichtigsten anthropologischen Untersuchungsgegenstände, nämlich Rasse und Volk, genauer: Rassentypus und Volkskörper, recht gut wiedergeben. Gleiches gilt entsprechend für die beiden Hauptzweige der Anthropologie, für Rassenbiologie und Völkerbiologie. Volle Einheitlichkeit besteht allerdings noch nicht immer, und indem die folgenden Zeilen die in Frage kommenden Wortzeichen und Fachsparten vorlegen, möchten sie gleichzeitig zu einer solchen beitragen und eine systematische Übersicht über die Teilgebiete der vergleichenden biologischen Menschforschung, der Anthropologie, geben. Dankbarst erinnert sich dabei der Verfasser der freundlichen Ratschläge, die er von japanischer, chinesischer und deutscher Seite, ganz besonders aber von Herrn Kollegen Prof. Dr. Gundert in Hamburg erhalten hat.

Unter den Wortbildern, die einen gruppenhaften Zustand kennzeichnen, kommt zunächst hsi^4 系 für biologische Bildungen nicht in Frage, wenn es auch Herkunft und Zusammenhang (und daneben auch Röhre oder Ader) bedeutet. Es wird im Sprachgebrauch vielmehr für linguistische Gruppen verwandt, so etwa die Tai-Sprachgruppe 秦語系. Auch hsing^2 型 (zusammengesetzt aus den Grundzeichen ordnungsgemäß-schneiden-Erde) kann noch sowohl belebte wie unbelebte Gegenstände benennen, da es soviel wie Form oder Muster bedeutet. Es wird aber in der Nebenbedeutung von Typus für die Anthropologie recht nützlich, wo es als min^2-hsing^2 民型 den Volkstypus oder als schö^4-hui^4-hsing^2 社會型 und di^4-fang^1-hsing^2 地方型 den Sozial- und Gautypus bezeichnen mag.

Auf einen biologischen und erbmäßigen Zusammenhang aber beziehen sich im wesentlichen heute die drei Wortbilder dsu^2 族, le^4 類 und dschung^4 種. So bezeichnet jetzt dsu^2 (das ursprünglich ein Bündel von 50 Pfeilen wiedergeben sollte) Menschengruppen von gleicher erbmäßiger Abstam-

mung, also Familien oder Blutsverwandte und als min²-dsu² auch das Volk, ja geradezu den biologischen Volkskörper. Allerdings sind bekanntlich nicht nur die Angehörigen einer Volksgemeinschaft von gemeinsamer erbmäßiger Herkunft, sondern im ferneren Sinne auch diejenigen eines gleichen Rassentypus. Dabei aber sind die ersteren, die Völker, gleichzeitig durch den biologischen Zusammenhang in mehr oder minder dem gleichen Fortpflanzungskreis, die letzteren, die Rassen, gleichzeitig durch eine weitgehende leib-seelische Ähnlichkeit gekennzeichnet. Dsu² bezeichnet demnach nur einen erbbedingten Erscheinungskreis im allgemeinen. So steht denn auch dem min²-dsu² als Volks-Erbgruppe noch ein dschung³-dsu³ als Rassen-Erbgruppe gegenüber. Die begriffliche Trennung ist also so klar, wie nur irgend zu wünschen ist.

Mit dem ebengenannten dschung⁴ setzen aber insofern Schwierigkeiten ein, als es eine sehr ähnliche Bedeutung wie le⁴ besitzt. Beide Wortzeichen sollen ohne Zweifel Gruppen von lebendigen Wesen kennzeichnen. Das aber können Arten, Unterarten, Rassen, Unterrassen oder gar nur Lokalformen sein. Man muß sich dabei daran erinnern, daß deren Trennung ausschließlich eine Frage des klassifikatorischen Übereinkommens darstellt: in der Natur gehen Arten (Species) und Rassen (Varietäten) ineinander über. Ja, alle Formenkreise überhaupt entwickeln sich gleitend und gehen auch in ihren Lebensräumen allmählich ineinander über. Eben daher ist es eine Frage des Übereinkommens, für welche klassifikatorische Kategorie das Wortbild dschung⁴ und für welche das Wortbild le⁴ verwandt werden soll. Dabei ist im Osten die Neigung zu bemerken, le⁴ für die größeren Gruppen, also mehr im Sinn von Species, und dschung³ für die kleineren, also mehr für Varietas zu verwenden.

Aber man wird immer dessen eingedenk bleiben müssen, daß damit nicht bei jeder Wortzeichenzusammensetzung eine taxinomisch eindeutige Trennung oder Fixierung beabsichtigt ist, sondern daß insbesondere bei le⁴ oft noch nebenher die ganz allgemeine Bedeutung von „irgend eine Art oder Sorte" mitklingen wird, die das Wort Art ja auch in den europäischen Sprachen besitzt. Der Unterbegriff Rassenbiologie kann also von dem Oberbegriff Anthropologie (= Rassen- plus Völkerbiologie) nicht mit der gleichen Schärfe wie im Deutschen abgesetzt werden.

Eine radikale Lösung würde es bedeuten, wenn man in der Klassifikation auf das vage le⁴ überhaupt verzichtete und stattdessen die folgende zoologische Gruppierung verwenden würde: Art = dsu², Unterart = ya⁴-dsu², Rasse = dschung⁴-dsu², Unterrasse = ya⁴-dschung³, Schlag = dschung³-le⁴. So geschieht es in japanischen Lehrbüchern der Zoologie (L. Krüger).

Es findet sich im Osten also nicht die Unklarheit, die sich gelegentlich in Europa zwischen den Begriffen Rasse und Volk auftut, weil beide Erscheinungskreise gleicherweise erbmäßigen Ursachen entspringen. Dafür aber tritt eine Schwierigkeit in der Behandlung von Rasse und Art auf, weil beide Erscheinungskreise gleitend ineinander übergehen. In allen Fällen wird aber bei sauberem biologischem Arbeiten eine klare taxinomische Trennung möglich sein. Diese wird in Europa bei gewissenhaften Autoren gewöhnlich bereits dadurch erreicht, daß das Wort Rasse im Sinne eines regionalen leib-seelischen Ähnlichkeitstypus, des Rassentypus allein, verwendet wird, nicht aber im Sinn von Fortpflanzungskreis oder allgemeiner Erbmasse. Im Osten wird die Verengung des Wortbildes dschung^3 auf die Varietät in gleicher Weise zu einer klaren Trennung führen können.

Das gilt umso mehr, als sich im Japanischen neuerdings eine weitere Bedeutung von le^4 durchzusetzen beginnt (W. Gundert). Bekanntlich bevorzugen taxinomisch sorgfältig vorgehende Arbeiten bei den menschlichen Rassennamen in den europäischen Sprachen mehr und mehr die zoologische Endung -id, um einer Verwechslung mit sprachlichen oder kulturellen Bezeichnungen vorzubeugen. So wird von einem orientaliden Rassentypus in festumrissenem biologischem Sinn im Gegensatz zu den orientalischen Völkern im allgemeinen kulturellen Sinn gesprochen. Dieses -id kann nun durch le^4 wiedergegeben werden, und zwar wird es dann im Japanischen üblicherweise der taxinomischen Benennung vorangesetzt, während es im Chinesischen nachgestellt werden muß, um einer Verwechslung mit seiner Nebenbedeutung „gleich wie" vorzubeugen (M. G. Pernitzsch). Es heißen also z. B. der europäische Rassenkreis und die sinide Rasse im Chinesischen am besten ou^2 jen^2-tjüan^1 le^4 歐人圈類 und hua^2 dschung^3-dsu^2 le^4 華種族類.

Nur gestreift sei in diesem Zusammenhang ein historisch-anthropologisch merkwürdiges Zusammentreffen. Das „Konkurrenzwort" von dschung^3, also le^4 (in den englischen Transkriptionen lei^4 geschrieben), wurde nämlich einst von v. Oken (1809 II, 354) im Deutschen vorgeschlagen, um die bereits damals störende Verwechslung von Rasse als Ähnlichkeitstypus und Volk als Fortpflanzungskreis zu verhüten: Lei mit Anklang an „allerlei". Daß dabei angesichts der allgemeinen Zeitstimmung eine gewisse Kenntnis des Chinesischen eine Rolle gespielt haben mag, kann nicht ganz von der Hand gewiesen werden.

Einige weitere Schriftbilder, die für den Aufbau einer klar bezeichneten und gegliederten Menschforschung noch wichtig sind, mögen diese kurze

Betrachtung beschließen: 1. Das soeben erwähnte tjüan[1] 圈 für Gruppe oder Kreis, also Rassenkreis jen[2]-dschung[3]-tjüan[1] 人種圈. 2. Dschu[3]-dschung[3]-dsu[2] 主種族 und ya[4]-dschung[3]-dsu[2] 亞種族 für Hauptrasse und Nebenrasse bzw. Unterrasse. 3. Ein angefügtes hsüä[2]-ming[2] zur Kennzeichnung nomenklatorisch gültiger Namen im Sinne des biologischen Prioritätsgesetzes, also z. B. le[4] hua[2] dschung[3] hsüä[2]-ming[2] 類華種學名 für Homo sapiens sinicus Bory 1825.

II.

Nach diesen Vorbemerkungen ergibt sich für die im Text dieses Buches erwähnten Rassentypen und Rassengruppen und für die Gliederung der anthropologischen Disziplinen die folgende zusammenfassende Übersicht:

1. Ostasiatische Rassennamen

A. Europider Rassenkreis ou[2] tjüan[1] le[4] 歐圈類
Volkstümlich bai[2] dschung[3] 白種

a) Turanide Rasse tu[3]-lan[2] dschung[3] le[4] 土攔種類

b) Indide Rasse yin[4]-du[4] dschung[3] le[4] 印度種類

c) Weddide Rasse we[2]-da[2] dschung[3] le[4] 維達種類

B. Mongolider Rassenkreis mëng[2]-gu[2] tjüan[1] le[4] 蒙古圈類
Volkstümlich huang[2]-dschung[3] 黃種

a) Tungide Rasse dung[1]-hu[2] dschung[3] le[4] 東胡種類

b) Sinide Rasse hua[2] dschu[3]-dschung[3] le[4] 華主種類
Nordsinide Unterrasse hua[2] be[3]-fang[1] ya[4]-dschung[3] 華北方亞種類
auch huang[2]-ho[2] hsing[2] 黃河型
Mittelsinide Unterrasse hua[2] dschung[1]-yüan[2] ya[4]-dschung[3] le[4]
華中原亞種類
auch tschang[1]-djiang[1] hsing[2] 長江型
Südsinide Unterrasse hua[2] nan[2]-fang[1] ya[4]-dschung[3] le[4]
華南方亞種類
auch hsi[1]-djiang[1] hsing[2] 西江型

c) Paläomongolide Rasse gu[3]-mëng[2]-gu[3] dschung[3] le[4] 古蒙古種類

2. Die Gliederung der Anthropologie

Anthropologie = vergleichende Biologie der Menschen (bildet mit Botanik und Zoologie den Kreis der biologischen Wissenschaften) jen²-le⁴-hsüä² 人類學 (人類比較生物學)

A	B
Rassenbiologie jen²-dschung³ schëng¹-wu⁴ hsüä² 人種生物學 mit	Völkerbiologie jen²-kou³ schëng¹-wu⁴ hsüä² * 人口生物學 mit
1. Stammesgeschichte jen² le⁴ hsi⁴ tung³ schï³ 人類系統史	1. Familienbiologie hsüä³ dsu² schëng¹-wu⁴ hsüä² 血族生物學
2. Rassenkunde jen² dschung³ hsüä² 人種學	2. Sozialbiologie schö⁴ hui⁴ schëng¹-wu⁴ hsüä² 社會生物學
3. Rassengeschichte jen² dschung³ schï³ 人種史	3. Bevölkerungsdynamik ** jen²-kou³ dung⁴ hsüä² 口動學人
Überleitung in die historischen Wissenschaften durch die Völkerkunde (Ethnologie, Volkskunde, Prähistorie) min²-dsu² hsüä² 民族學	Überleitung in die medizinischen Wissenschaften durch die Rassenhygiene (Erbpflege, Eugenik, Bevölkerungshygiene) min²-dsu² we⁴-schëng¹ hsüä² (yu¹ schëng¹ hsüä²) 民族衛生學 (優生學)

Man bemerke bei Vorstehendem, daß sich in den östlichen Begriffskreisen Rassenkunde und Rassengeschichte gut voneinander trennen lassen und für Völkerbiologie und Bevölkerungsdynamik sehr klare Ausdrücke bestehen. Auch läßt sich das wenig glückliche Wort Rassenhygiene, bei dessen Inhalt es sich gar nicht um die Rassen, sondern um die Bevölkerungen handelt, inhaltsgemäß richtig wiedergeben. Dagegen wurde bei Völkerkunde das irrige europäische Wort übernommen. Denn bei der Ethnologie handelt es sich ja keineswegs um ein Studium der Völker selbst, sondern

---

* oder auch min²-dsu² schëng¹-wu⁴-hsüä².

** oder auch min²-dsu² dung⁴-hsüä².

vielmehr ihrer Kulturen, also um eine Kulturkunde. Aber hier wie da hat sich das sinnwidrige Wort für eine sinnvolle Aufgabe bereits eingebürgert.

Neben der oben gebotenen Gliederung der vergleichenden Menschforschung nach den objektiven Erscheinungen läuft natürlich noch — wie in jeder beschreibenden Naturwissenschaft — diejenige nach den subjektiven Verfahren: die Methodik (mit Beobachtungslehre, Anthropometrie und Biostatistik) und die gruppenvergleichende Morphologie, Physiologie und Psychologie menschlicher Typen. Sie werfen jedoch keine Sonderfragen mehr hinsichtlich der Begriffe und Bezeichnungen auf.

Schrifttum für vorstehende Fragen

v. Eickstedt, E. Frhr.: Geschichte der anthropologischen Namengebung und Klassifikation (unter Betonung der Erforschung von Südasien). Z. Rassenk. V, 209—282, VI, 36—96, 151—210, 1937.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Forschung am Menschen. Eine Darstellung des Gesamtinhalts der allgemeinen vergleichenden Biologie der Menschen. Bisher 1512 S., Stuttgart 1937ff.

Fujisawa, R.: Taschenwörterbuch der japanischen Umgangssprache. 2 Bde., Berlin 1911—1914.

Gilbert, F. R.: Mnemotechnisches Taschenlexikon der Chinaschrift. 362 pp., Tokyo 1934.

Karlgren, B.: Analytic Dictionary of Chinese and Sino-Japanese. 436 pp., Paris 1923.

Katayama, M.: Großes deutsch-japanisches Wörterbuch. 14 Aufl. Tokyo 1935.

Kimura, K.: Großes japanisch-deutsches Wörterbuch. 2633 S., Tokyo 1931.

Kunze, R.: Praktisches Zeichenlexikon chinesisch-deutsch-japanisch. 6000 Zeichen etymologisch erklärt mit neuem praktischem Schlüssel. Nagoya 1938.

Liu, Ch. H.: A tentative classification of the races of China. Z. Rassenk. VI, 129—150, 1937.

N. N. (Katholische Mission Südschantung): Deutsch-chinesisches Wörterbuch, II. Aufl., 1091 S., Yenchowfu 1917.

Rüdenberg, W.: Chinesisch-deutsches Wörterbuch. 6400 Schriftzeichen mit ihren Einzelbedeutungen und den gebräuchlischsten Zusammensetzungen. 2. Aufl., 686 S., Hamburg 1936.

Sawai, Y. u. Tsuyi, Y.: Japanisch-deutsches Wörterbuch. 1073 pp., Tokyo 1935.

Soothill, W. E.: The Students Four Thousand Tzu[4] and General Pocket Dictionary. XVth Ed., 428 pp., London 1936.

Stenz, P. G. M.: Deutsch-chinesisches Wörterbuch. 2. Aufl., 773 S., Yenchowfu 1929.

Wieger, L.: Chinese Characters. Their origin, etymology, history, classification and signification. 820 pp., Hsien-hsien 1927.

Anhang 3

DIE DYNASTIEN IM CHINESISCHEN RAUM

° vorwiegend oder ganz chinesisch, + vorwiegend oder ganz nicht-chinesisch.

Wu-ti (Wu³-di⁴) 五帝	ca. 2852—2205	? (Die sagenhaften „Fünfkaiser", Anzahl 9)
Hsia (Hsia³)+ 夏	ca. 2205—1766	Vorwiegend im Nordwesten
Shang (Schang¹)+ 商	ca. 1766—1401	Vorwiegend im Norden
Yin (Yin¹) °+ 殷	ca. 1401—1122	Norden und zum Teil Mitte
W. Chou (Dschou¹) + 西周	ca. 1122—770	Norden und zum Teil Mitte
Ö. Chou (Dschou¹) °+ 東周	770—249	Norden und Mitte
Ch'in, Ts'in (Tjin²) °+ 秦	249—206	Norden, Mitte und zum Teil Süden
W. (Früh.) Han (Hsi⁴ Han⁴) ° 西漢	206 v.—9 n. Z.	Norden, Mitte u. z .T. Süden [1. *Glanzzeit*]
Ö. (Spät.) Han (Dung¹ Han⁴) ° 東漢	25—220	Norden, Mitte und zum Teil Süden „
San Kuo (San¹-guo²) °+ 三國	221—265	Shu, Wu, Wei (Schu³, Wu², We⁴)
		Die Drei Reiche: 蜀 吳 魏
W. Chin, Tsin (Djin⁴) ° 西晉	265—316	
Ö. Chin, Tsin (Djin⁴) ° 東晉	318—420 (383)	Gleichzeitig die Sechzehn Staaten (18 an Zahl):
Ch'eng (Dschĕng⁴., ab 338 Han) + 鄭	306—347	im W, Tai
Han oder frühere Ch'ow (Tjiän² Dschau⁴) + 前趙	308—319	im N, Hunnen
Spätere Ch'ow (Hou⁴ Dschau⁴) + 後趙	319—350	im N, Hunnen
Frühere Ts'in (Tjiän² Tjin²) + 前秦	351—394	im N, Tibeter
Spätere Ts'in (Hou⁴ Tjin²) + 後秦	384—419	im NW, Tanguten
Westliche Ts'in (Hsi⁴ Tjin²) + 西秦	385—431	im WNW, Sien-pi (Hsiän¹-be¹) 鮮卑
Frühere Yen (Tjiän² Yän¹) 前燕	349—370	im NO, Tungusen
Spätere Yen (Hou⁴ Yän¹) + 後燕	384—407	im NO, Sien-pi
Nördliche Yen (Be³ Yän¹) ° 北燕	407—436	im NO, Chinesen
Südliche Yen (Nan² Yän¹) + 南燕	398—410	im NO, Topa (To²-bo⁴) 拓跋
Frühere Liang (Tjiän² Liang²) + 前涼	314—376	im NW, Tibeter
Spätere Liang (Hou⁴ Liang²) + 後涼	386—403	im NW, Tanguten
Nördliche Liang (Be³ Liäng²) + 北涼	397—439	im NW, Hunnen

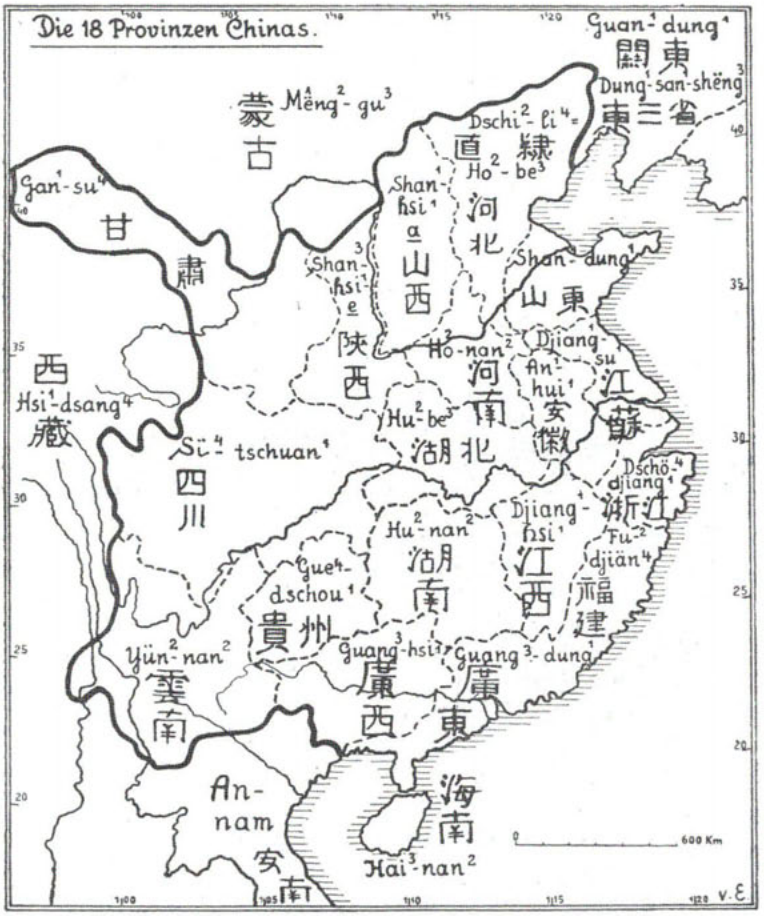
Südliche Liang (Nan² Liang²) + 南涼	397—414	im NW, Sien-pi			
Westliche Liang (Hsi⁴ Liang²) ° 西涼	400—427	im NW, Chinesen			
(Hsi Yen und Wei entfallen offiziell)					
Nan-p'ei-chao (Nan²-be³-dschau¹) 南北朝	420—589	Die Dynastien der Reichstrennung = Frühere Wu-tai (Tjiän² Wu³-dai⁴)			
Nördliche Wei (Be³ We⁴) + 北魏	386—535	im N, To-pa	Liu-Sung (Liu²-Sung⁴) ° 劉宋	420—479	im S
Westliche Wei (Hsi⁴ We⁴) + 西魏	535—557	im N To-pa	Südl. Ch'i (Tji²) ° 南齊	479—502	im S
Östliche Wei (Dung¹ We⁴) + 東魏	535—543	im N, To-pa	Liang (Liang²) ° 梁	502—557	im S
Nördliche Ch'i (Be³ Tji²) ° 北齊	550—577	im N, Chinesen	Ch'en (Tschën²) ° 陳	557—589	im S
Nördliche Chou (Be³ Dschou¹) ° 北周	557—581	im N, Chinesen			
Sui (Sui⁴) ° 隋	589—618				
T'ang (Tang²) ° 唐	618—907	[2. *Glanzzeit*]			
(Spätere) Wu-tai (Wu³-dai⁴) ° 後五代	907—960		Etwa gleichzeitig:		
Spätere Liang (Liang²) ° 後梁	907—923	im N	Spätere Shu (Hou⁴ Schu³) 後蜀		im N u. S
Spätere T'ang (Tang²) + 後唐	923—936	im N, Türken	Ch'u (Tschu³) 楚		im N u. S
Spätere Chin (Djin⁴) + 後晉	936—947	im N, Türken	Südl. T'ang (Nan² Tang²) 南唐		im N u. S
Spätere Han (Han⁴) 後漢	947—951	im N, Türken	Wu (Wu²) 吳		im N u. S
Spätere Chou (Dschou¹) ° 後周	951—960	im N, Türken	Südl. Han (Nan² Han⁴) 南漢		im N u. S
Sung (Sung⁴) ° 宋	960—1127, zugleich im Norden: Liao (Liau⁴) + 遼			937—1125	
			Khitan-Tungus (Tji¹-dan¹) 契丹		
Südl. Sung (Sung⁴) ° 南宋	1127—1280		Hsi Hsia (Hsi¹ Hsia³) + 奚夏	990—1227	
			Tanguten		
Yuan (Yüan²) + 元	1280—1368	Mongolen	Chin (Djin¹) + 金	1115—1227	
			Nu-chen-Tungus (Yu³-dschën¹) 女眞		
Ming (Ming²) ° 明	1368—1644	[3. *Glanzzeit*]			
Ch'ing, Ts'ing (Tjing¹) + 清	1644—1912	Mandschu			
Republik (Dschung¹-hua² Min²-guo²) ° 中華民國	seit 1912				

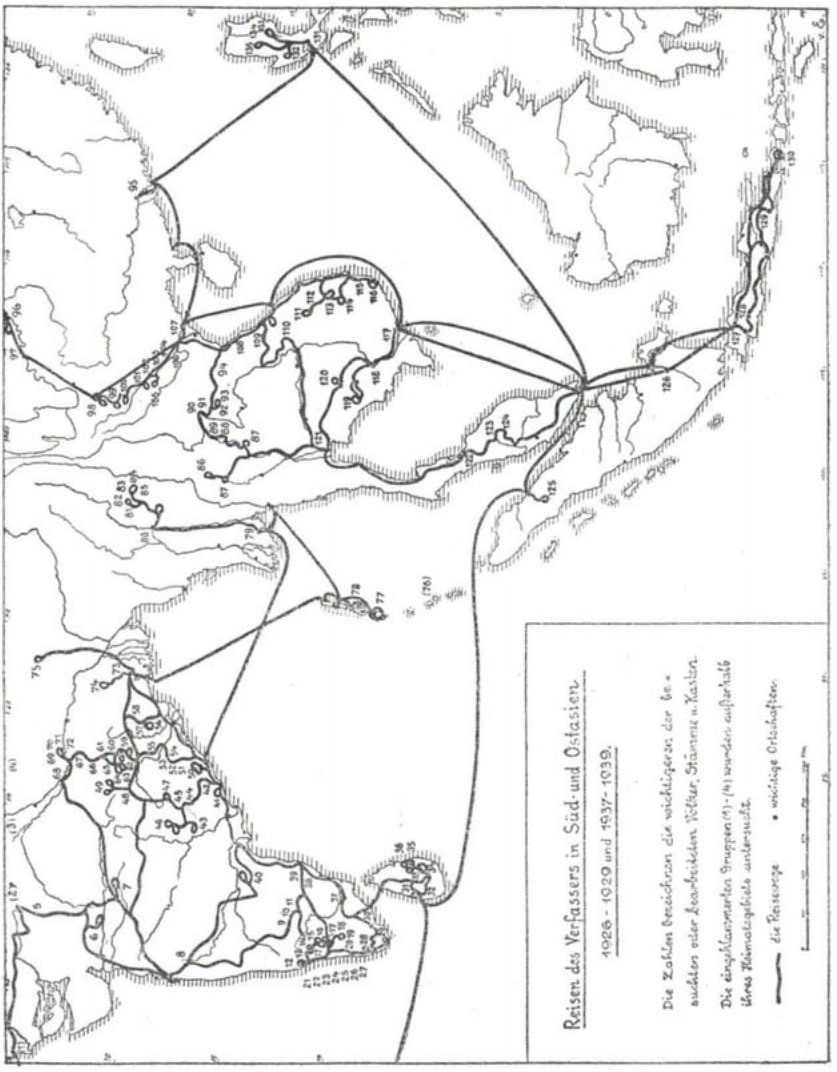
Anhang 4

DIE 18 PROVINZEN DES EIGENTLICHEN CHINA (vgl. Karte 199)

in zeitungsgängiger Wade-Umschrift (und Rüdenberg-Umschrift)

	Provinz		Hauptstadt
Norden	1 Kansu (Gan^{1}-su^{4}) 甘 肅		Lanchow (Lan^{2}-dschou^{1}) 蘭 州
	2 Shensi (Schan^{3}-hsi^{1}) 陝 西		Hsian (Hsi^{1}-an^{1}) 西 安
	3 Shansi (Schan^{1}-hsi^{1}) 山 西		Taiyüan (Tai^{4}-yüän^{2}) 太 原
	4 Hopeh (Ho^{2}-be^{2}) 河 北		Paoting (Bau^{3}-ding^{4}) 保 定
	früher Chili (Dschi^{2}-li^{4}) 直 隸		
Mitte	5 Honan (Ho^{2}-nan^{2}) 河 南		Kaifeng (Kai^{1}-fĕng^{1}) 開 封
	6 Hupeh (Hu^{2}-be^{3}) 湖 北	湖 廣 Hu^{2}-guang^{3}	Wuchang (Wu^{3}-tschang^{1}) 武 昌
	7 Hunan (Hu^{2}-nan^{2}) 湖 南		Changsha (Tschang^{2}-scha^{1}) 長 沙
	8 Szechuan (Sï^{4}-tschuan^{1}) 四 川		Chengtu (Tschĕng^{2}-du^{1}) 成 都
Osten	9 Shantung (Schan^{1}-dung^{1}) 山 東		Chinan (Dji^{4}-nan^{2}) 濟 南
	10 Kiangsu (Djiang^{1}-su^{1}) 江 蘇	兩 江 Liang^{3}-djang^{1}	Chiangning (Djang^{1}-ning^{2}) 江 寧
	11 Anhui (An^{1}-hui^{2}) 安 徽		Anching (An^{1}-tjing^{4}) 安 慶
	12 Kiangsi (Djiang^{1}-hsi^{1}) 江 西		Nanchang (Nan^{2}-tschang^{1}) 南 昌
	13 Chekiang (Dschö^{4}-djiang^{1}) 浙 江	閩 浙 Min^{2}-dschö^{4}	Hangchow (Hang^{2}-dschou^{1}) 杭 州
	14 Fukien (Fu^{2}-djiän^{4}) 福		Foochow (Fu^{2}-dschou^{1}) 福 州
Süden	15 Kuangtung (Guang^{3}-dung^{1}) 廣 東	兩 廣 Liang^{3}guang^{3}	Canton (Guang^{3}-dschou^{1}) 廣 州
	16 Kuangsi (Guang^{3}-hsi^{1}) 廣 西		Kueilin (Gue^{4}-lin^{2}) 桂 林
	17 Kueichow (Gue^{4}-dschou^{1}) 貴 州	雲 貴 Yün-guei^{4}	Kueiyang (Gue^{4}-yang^{2}) 貴 陽
	18 Yünnan (Yün^{2}-nan^{2}) 雲 南		Kunming (Kun^{1}-ming^{2}) 昆 明


Die 18 Provinzen Chinas.
Guan-dung
閩東
Dung-san-shëng
東三省
蒙古
Mëng-gu
Dschi-li
直隸
Ho-be
河北
Gan-su
甘肅
Shan-hsi a
山西
Shan-hsi e
陝西
Shan-dung
山東
Ho-nan
河南
Djiang-su
江蘇
An-hui
安徽
Hu-be
湖北
Hsi-dsang
西藏
Si-tschuan
四川
Dschö-djiang
浙江
Djiang-hsi
江西
Hu-nan
湖南
Fu-djiän
福建
Gue-dschou
貴州
Yün-nan
雲南
Guang-hsi
廣西
Guang-dung
廣東
An-nam
安南
海南
Hai-nan
600 Km


Reisen des Verfassers in Süd- und Ostasien
1926 - 1929 und 1937 - 1939.
Die Zahlen bezeichnen die wichtigeren der besuchten oder beobachteten Völker, Stämme u. Kasten.
Die eingeklammerten Gruppen (1) - (6) wurden außerhalb ihres Heimatgebiets untersucht.
die Reiserouten
wichtige Ortschaften

Einige besuchte oder bearbeitete Stämme

(1) Pathan
(2) Garhwali
(3) Sikh
(4) Nepalesen
5 Radschputen
6 Bhil
7 Korku
8 Mahratten
9 Holeya
10 Madiga
11 Vakkaliga
12 Adiyer (Yerua)
13 Kurumber
14 Kattu Nayker
15 Urali
16 Panyer
17 Badaga
18 Toda
19 Kadr
20 Malser
21 Tiyer
22 Mappla
23 Pulayer
24 Kurikcher
25 Nayir
26 Iyer
27 Juden
28 Kanikar
29 Paller
30 Vellaler
31 Singhalesen
32 Moormen
33 Rhodiya
34 Dschungel-Weddas
35 Dorf-Weddas
36 Küsten-Weddas
37 Kaller
38 Paria
39 Korava
40 Chenchu
41 Kapu
42 Gadaba
43 Koyi
44 Raut
45 Halba
46 Mardia
47 Muria
48 Satnami
49 Baiga
50 Sora
51 Pano u. Ghontora
52 Urya
53 Jatapu
54 Khond
55 Gauro
56 Juang
57 Bhuiya
58 Ho
59 Munda
60 Oraon
61 Nagesia
62 Asura
63 Birhor
64 Kharia
65 Rauiya
66 Nunya
67 Chero
68 Kurmi
69 Dom
70 Chamar
71 Bhar
72 Doabi
73 Bengali
74 Santal
75 Lepcha
(76) Nikobaresen
77 Klein-Andamanesen
78 Groß-Andamanesen
79 Mon
80 Birmanen
81 Palaung
82 Rumai
83 Li-su
84 Katschin
85 Nord-Schan
86 Schan
87 West-Lao
88 Zentral-Lao
89 Ka Tin
90 Ka Mu
91 Lü u. Ost-Lao
92 Miao
93 Man (Yao)
94 Muong
95 Kantonesen
96 Szechuanesen
97 Nord-Lolo
98 Yünnanesen
99 Tai
100 Süd-Lolo
101 Weiße Tai
102 Tho
103 Nhang
104 Nung
105 Man-da-ban
106 Theng
107 Tonkinesen
108 Annamiten
109 Moi Suoy
110 Boloven
111 Sedang
112 Bahnar
113 Dscharai
114 Radé
115 Raglai
116 Tcham
117 Kotschinchinesen
118 Kambodschaner
119 Porr
120 Kuoy
121 Thai
122 Malayen
123 Senoi
124 Semang
125 Battak
126 Sumatraner
127 Javaner
128 Sundanesen
129 Maduresen
130 Balinesen
131 Filipinos
132 Tagal
133 Aëta
134 Ilongot
135 Igorrot

Anhang 6

MERKMALSMESSUNGEN BEI RASSENTYPISCHEN BEVÖLKERUNGEN IN OST- UND SÜDASIEN

Eine Auswahl aus dem Material v. Eickstedt 1926—1929 und 1937—1939

		Körperhöhe	Gewicht	Pignet-Index	Rohrer-Index	Kopflänge	Kopfbreite	Jochbogenbreite	Physiognom. Ganzgesichtshöhe	Morphолog. Ganzgesichtshöhe	Nasenhöhe	Nasenbreite	Nasentiefe	Längenbreitenindex des Kopfes	Morphol. Ganzgesichtsindex	Nasenhöhenbreitenindex	Nasenbreitentiefenindex	Oberer Reliefindex	Unterarmfarbe	Wangenfarbe
Tungide Rasse																				
Kalmücken (Torguten)		163,9	61,1	18,4	1,38	192,9	156,9	149,5	187,2	126,7	57,5	36,8	26,1	81,7	84,9	64,1	71,6	—	9,1	—
Sinide Rasse																				
Szetschuanesen	52♂	159,7	52,2	27,3	1,28	186,4	151,6	141,2	—	117,2	51,6	37,2	23,7	81,7	82,9	72,5	64,3	20,3	10,6	10,5
	35♀	152,5	46,8	—	1,32	179,5	147,0	136,7	—	111,3	48,5	34,4	21,8	82,2	81,1	71,3	63,1	19,1	10,2	12,5
Yünnanesen	34♂	163,4	—	—	—	189,7	149,5	141,6	190,7	126,8	58,3	37,1	—	78,8	89,5	63,7	—	—	15,7	—
Miao	44♂	158,5	—	—	—	188,2	150,1	143,8	191,5	120,3	53,7	37,0	23,3	79,9	83,7	69,3	63,2	19,1	8,8	15,0
Südsinide Rasse																				
Tonkinesen	41♂	157,4	49,1	27,2	1,26	183,3	154,6	141,6	—	114,7	48,7	39,0	22,7	84,4	80,9	79,2	58,9	19,0	13,0	12,1
	33♀	147,2	42,7	—	1,34	176,4	147,4	135,9	—	106,4	45,1	35,3	20,0	83,9	78,6	79,0	56,7	18,1	12,0	13,6
Annamiten	41♂	159,9	—	—	—	182,9	154,3	140,0	185,7	118,3	52,5	37,7	23,7	84,5	84,9	72,4	62,8	—	16,1	15,6
Palämongolide Rasse																				
Katschin	60♂	161,5	—	—	—	187,7	148,1	139,8	189,1	120,8	54,9	37,4	—	79,0	86,4	68,3	—	—	20,9	—
	45♀	148,6	—	—	—	182,2	145,0	135,1	174,5	113,8	52,2	36,1	—	79,6	84,1	69,0	—	—	13,4	—
Palaung	111♂	158,0	—	—	—	183,8	152,6	139,6	191,7	122,3	55,2	38,5	—	83,1	87,7	69,8	—	—	16,8	—
	109♀	148,0	—	—	—	176,4	146,0	136,2	176,8	115,4	53,1	36,3	—	82,7	84,6	68,5	—	—	15,1	—
Oberbirmanen	106♂	163,7	—	—	—	183,7	151,2	139,5	187,2	122,1	54,3	37,9	—	82,0	87,6	70,0	—	—	17,4	—
	17♀	151,6	—	—	—	175,9	145,2	130,3	175,4	113,7	53,0	34,7	—	82,6	87,2	65,7	—	—	17,4	—

Schan	60♂	161,4	—	—	—	180.7	149.8	138,9	190,1	119,3	54,4	38,7	—	83,0	86,0	71,0	—	—	15,2	—
	61♀	149,8	—	—	—	172,6	144,5	133,1	179,0	112,2	51,5	35,3	—	83,7	84,3	68,5	—	—	13,7	—
Lü	31♂	160,4	51,5	26,2	1,25	174,9	152,7	136,8	—	114,8	51,3	38,3	22,7	87,6	83,0	74,7	59,0	—	13,7	16,1
Westlao	42♂	164,0	—	—	—	178,5	155,4	140,6	185,4	120,0	53,0	38,8	23,5	87,2	85,3	75,1	60,2	—	14,4	15,6
	46♀	153,8	—	—	—	170,1	148,2	135,1	177,4	109,0	48,0	36,4	20,3	87,5	80,3	76,4	56,1	—	14,0	13,8
Ostlao	56♂	155,7	—	—	—	180,3	148,8	135,9	180,7	115,1	50,2	38,6	22,1	82,7	84,9	77,3	57,6	20,5	13,4	14,3
	41♀	150,3	—	—	—	174,5	142,8	129,6	168,0	106,2	47,0	34,6	19,2	81,9	82,1	74,2	55,4	19,6	12,9	15,8
Malayen	94♂	164,8	52,9	29,6	1,18	184,4	151,4	138,4	185,4	121,4	52,9	38,1	25,5	82,3	87,6	72,4	67,0	22,9	17,4	19,1
	50♀	149,6	—	—	—	174,5	146,3	131,6	179,6	116,0	52,6	35,7	22,8	83,9	88,2	68,2	63,8	20,8	14,8	17,4
Ostweddide Rasse																				
Kambodschaner	41♂	161,8	56,1	21,7	1,32	180,4	151,8	139,8	184,1	117,3	50,7	39,3	24,5	84,3	84,5	78,1	62,6	21,9	19,5	18,2
	31♀	150,5	48,3	20,6	1,42	172,7	147,5	134,6	175,4	111,1	49,0	36,4	20,7	85,5	82,6	75,0	56,7	19,5	16,2	15,2
Porr	105♂	158,0	—	—	—	182,3	149,6	139,5	185,1	114,4	51,1	40,3	21,9	82,4	81,5	77,4	54,9	19,4	20,7	18,2
	114♀	150,6	—	—	—	175,7	144,5	134,0	168,3	106,0	47,8	37,7	18,3	82,2	79,1	79,8	49,2	18,2	18,8	18,0
Radé	41♂	161,8	56,7	19,9	1,33	190,5	145,0	139,4	185,1	117,7	51,1	39,9	23,3	76,2	84,5	78,3	58,7	21,8	16,2	18,0
	52♀	147,1	—	—	—	179,3	138,6	129,8	174,5	107,9	46,5	35,2	19,9	77,3	83,4	76,2	56,7	20,1	14,9	16,5
Bahnar	40♂	157,1	—	—	—	186,8	143,1	135,7	181,6	113,3	49,5	38,8	23,6	76,7	83,7	78,8	61,1	21,6	21,4	22,7
	42♀	149,2	—	—	—	181,4	138,8	129,9	169,0	106,4	44,8	35,3	19,1	76,4	82,0	79,8	54,4	18,7	17,2	18,5
Sedang	65♂	156,2	—	—	—	190,3	145,1	140,1	184,8	113,7	48,6	39,4	22,5	76,4	81,2	81,9	57,8	22,2	22,4	23,0
	40♀	145,3	—	—	—	180,4	138,0	130,2	164,6	102,6	43,1	36,0	18,6	76,7	78,9	84,0	51,8	19,9	21,7	16,6
Westweddide Rasse (Gondider Typus)																				
Khond	71♂	159,7	—	—	—	186,7	142,4	135,0	179,1	114,2	49,0	38,8	—	76,2	84,6	79,3	—	—	24,9	—
	65♀	148,6	—	—	—	178,9	136,6	128,7	161,4	106,3	44,5	35,0	—	76,4	82,6	78,7	—	—	24,1	—
Mardia	81♂	162,5	—	—	—	185,0	142,0	132,4	174,4	112,4	47,8	38,5	—	76,7	84,9	80,7	—	—	25,3	—
	80♀	149,5	—	—	—	176,3	136,8	124,7	158,0	104,1	44,5	35,0	—	77,7	83,5	78,9	—	—	25,5	—

		Körperhöhe	Gewicht	Pignet-Index	Rohrer-Index	Kopflänge	Kopfbreite	Jochbogen-breite	Physiognom. Ganzgesichts-höhe	Morphiolog. Ganzgesichts-höhe	Nasenhöhe	Nasenbreite	Nasentiefe	Längenbreiten-index des Kopfes	Morphol. Ganz-gesichtsindex	Nasenhöhen-breitenindex	Nasenbreiten-tiefenindex	Oberer Relief-index	Unterarmlänge	Wangenlänge
Oraon	56♂	160,6	—	—	—	187,0	137,6	129,7	171,0	112,6	47,6	39,1	—	73,5	86,9	82,5	—	—	25,9	—
	55♀	148,9	—	—	—	178,4	133,7	125,8	158,6	107,1	45,4	35,1	—	75,0	85,2	77,4	—	—	25,5	—
Juang	70♂	156,2	—	—	—	183,8	141,2	133,7	173,9	112,2	47,0	38,6	—	76,8	84,0	82,5	—	—	25,2	—
	70♀	143,6	—	—	—	173,5	137,9	127,9	159,7	104,6	43,5	35,0	—	79,3	81,8	81,1	—	—	25,4	—
(Malider Typus)																				
Kurumba	61♂	158,7	—	—	—	179,2	137,3	125,7	169,8	110,5	47,3	38,2	—	76,6	87,9	81,0	—	—	28,0	—
	64♀	147,5	—	—	—	170,3	132,5	119,8	156,4	103,1	46,6	34,4	—	77,8	86,2	74,3	—	—	27,4	—
Kanikar	72♂	152,7	46,4	27,4	1,30	182,8	136,2	127,2	168,5	106,9	45,3	38,6	25,0	74,7	84,2	85,7	64,1	26,2	28,8	—
	28♀	141,9	37,9	27,9	1,33	179,7	131,6	120,4	160,1	98,8	42,5	35,6	19,8	73,4	82,1	84,2	55,9	25,4	27,0	—
Panyer	101♂	156,5	—	—	—	187,4	137,5	130,6	165,4	107,9	46,8	39,5	—	73,3	82,5	84,5	—	—	27,3	—
	101♀	143,9	—	—	—	176,5	129,9	120,8	157,5	101,2	46,2	35,2	—	73,6	83,8	76,4	—	—	27,0	—
Wedda	31♂	156,1	—	—	—	186,9	138,1	128,8	173,8	110,0	48,4	38,3	—	73,7	85,4	79,2	—	—	27,1	—
	26♀	144,7	—	—	—	176,5	130,9	119,4	163,6	105,6	49,4	33,4	—	74,2	88,4	67,1	—	—	27,1	—
Indide Rasse																				
Sikh	76♂	172,1	—	—	—	195,5	144,9	136,7	189,4	123,2	55,6	35,5	—	73,8	90,0	64,8	—	—	13,8	—
Toda	73♂	171,9	—	—	—	197,8	147,7	131,8	183,1	123,6	55,9	38,2	—	72,2	93,8	68,3	—	—	26,7	—
	39♀	157,7	—	—	—	185,9	138,3	124,1	168,3	116,6	50,9	34,2	—	74,3	93,9	67,4	—	—	22,0	—
Kurmi	60♂	159,8	—	—	—	190,0	139,3	131,9	171,7	113,9	49,3	36,2	—	73,3	86,3	73,5	—	—	23,6	—
Kapu	51♂	161,3	—	—	—	186,8	142,5	131,6	172,8	113,8	50,0	34,9	—	76,3	86,4	69,7	—	—	25,6	—

Tiyer	63♂	160,9	—	—	—	187,3	141,6	130,6	175,0	115,5	51,4	36,2	—	75,6	88,4	70,4	—	—	21,8	—
	61♀	147,6	—	—	—	179,0	136,7	123,0	167,7	110,6	50,5	33,7	—	76,4	98,9	66,9	—	—	23,0	—
Melanide Rasse																				
Paller	52♂	162,4	—	—	—	181,1	143,8	129,7	168,4	112,9	48,3	36,9	—	76,6	87,0	76,6	—	—	29,1	—
Paria	33♂	162,1	—	—	—	189,3	139,5	131,1	171,2	113,6	49,1	37,9	—	73,6	86,6	77,3	—	—	26,4	—
Santal	63♂	159,4	—	—	—	184,2	140,4	130,1	173,1	112,1	48,2	39,5	—	76,2	86,2	82,2	—	—	29,3	—
	61♀	149,1	—	—	—	176,3	136,1	125,2	168,2	107,1	48,5	35,7	—	77,2	85,5	73,6	—	—	29,7	—
Munda	62♂	160,2	—	—	—	186,5	139,9	132,9	173,7	113,0	47,6	39,4	—	75,1	85,0	83,1	—	—	26,7	—
	60♀	149,3	—	—	—	177,9	135,0	126,8	159,9	106,4	44,6	34,6	—	75,9	83,9	77,3	—	—	25,9	—
Negrito																				
Semang	46♂	154,1	45,0	34,0	1,23	184,4	145,2	135,2	176,9	113,8	46,5	37,2	22,3	78,5	83,9	80,3	60,3	21,3	25,4	23,5
Ongi (Kl.-And.)	42♂	148,1	—	—	—	174,5	145,6	130,7	167,0	110,0	50,2	36,7	—	83,5	84,2	73,4	—	—	34,6	—
	38♀	138,4	—	—	—	167,6	139,3	124,9	152,2	100,7	47,0	35,1	—	83,1	80,6	75,0	—	—	34,5	—
Weddo-Palämongolide																				
Tcham	41♂	157,7	—	—	—	182,5	152,7	139,1	185,8	115,3	50,7	38,9	24,2	83,8	83,0	77,0	62,6	21,2	15,3	20,3
	39♀	147,7	—	—	—	174,1	147,1	133,4	169,8	109,6	47,5	36,1	20,4	84,6	82,0	79,2	56,6	20,1	14,4	18,4
Siamesen (Thai)	51♂	164,1	53,1	29,5	1,20	181,0	155,9	140,4	187,4	121,5	52,6	39,5	25,4	86,3	86,5	75,3	64,7	21,1	14,0	14,4
	51♀	154,8	47,6	28,3	1,28	173,3	149,4	137,0	173,1	114,9	50,1	36,3	21,4	86,3	83,6	73,4	58,8	19,4	13,9	13,6
Ka Mu	42♂	156,0	—	—	—	183,5	147,4	139,7	182,3	115,2	51,3	38,6	22,5	80,5	82,8	75,9	58,8	19,3	15,3	16,4
Sino-Palämongolide																				
Nhang	42♂	157,2	—	—	—	182,9	146,5	136,4	—	116,4	51,1	37,1	24,2	80,0	85,5	73,0	65,6	—	12,1	15,8

Anhang 7

EINE ZUSAMMENSTELLUNG DER OBEN ANGEFÜHRTEN WICHTIGSTEN LITERATUR ZUR RASSEN- UND BEVÖLKERUNGSDYNAMIK VON OST-ASIEN

a) Urzeit, Zentralasien und Hunnenproblem

v. Almasy, G. V.: Centralasien die Urheimat der Turkvölker. Keleti Szemle III, 179—207, 1902.

Ammianus Märcellinus: vgl. Gardthausen, V., 1874—1875.

Andersson, J. G.: The cave-deposit at Sha Kuo T'un in Fengtien. Palaeontologia Sinica Ser. D. I, Fasc. 1, 58 pp., Peking 1923.

Andersson, J. G.: Der Weg über die Steppen. Bull. Mus. Far Eastern Antiquities Stockholm I, 143—163, 1929.

Andersson, J. G.: Children of the Yellow Earth. Studies in prehistoric China. 345 pp. London 1934. (Ref. Befeo XXXIV, 664—700, 1934.)

Andrews, R. C., and Osborn, H. F.: On the Trail of Ancient Man. A narrative of the field work of the Central Asiatic Expeditions. 370 pp., New York 1926.

Andrews, R. C.: Explorations in the Gobi desert. Nat. Geogr. Mag. LXIII, 653—716, 1933.

Aiyangar, S. K.: The Hun problem in Indian history. Indian Antiquary XLVIII, 65—76, 1919.

Ayscough, F.: Travels of a Chinese Poet. Tu Fu, guest of rivers and lakes. 350 pp. London 1934.

Bachfeld, G.: Die Mongolen in Polen, Schlesien, Böhmen und Mähren. Ein Beitrag zur Geschichte des großen Mongolensturmes im Jahre 1241. 89 S., Innsbruck 1889.

v. Baer, K. E.: Die Makrokephalen im Boden der Krym und Österreichs, verglichen mit der Bildungsabweichung, welche Blumenbach Macrocephalus genannt hat. Mém. Acad. Imp. Sci. St.-Pétersbourg, Sér. 7, II, 1—80, 1860.

v. Baer, K. E.: Beschreibung der Schädel, welche aus dem Grab eines skythischen Königs ausgegraben sind. Arch. Anthrop. X, 213—231, 1878.

Barbour, G. B.: The loess of China. Ann. Rep. Smithsonian Inst., 279—296, 1926.

Barthold, W.: Der heutige Stand und die nächsten Aufgaben der geschichtlichen Erforschung der Turkvölker. Z. Morgenländ. Ges. VIII, 129—182, 1929.

Barthold, W.: Türken. S. 969—1049 in Houtsma, M. Th. (Hrsg.): Enzyklopaedie des Islam IV, 1345 S., Leiden-Leipzig 1934.

Barthold, W.: 12 Vorlesungen über die Geschichte der Türken Mittelasiens. 278 pp., Berlin 1935.

Bartucz, L.: Über die anthropologischen Ergebnisse der Ausgrabungen von Mosonszentjános, Ungarn. S. 83—96 in Fettich, N.: Bronzeguß und Nomadenkunst. Skythika II, 96 S., 1929.

Bartucz, L.: Die anthropologischen Ergebnisse der Ausgrabungen von Jutas und Öskü. S. 75—90 in Rhé, G. u. Fettich, N.: Jutas und Öskü. Zwei Gräberfelder aus der Völkerwanderungszeit in Ungarn. Skythika IV, 90 S., 1931.

Beazley, C. R.: The Texts and Versions of John de Plano Carpini and William de Rubruquis (Hakluyt 1598). 340 pp., London 1903.

Bechstein, K.: Der Mongolensturm. Vergangenh. Gegenw. XXXI, 113 bis 130, 1941.

Bishop, C. W.: The rise of civilization in China with reference to its geographical aspects. Geogr. Rev., 617—631, 1932.

Black, D.: The human skeletal remains from the Sha Kuo T'un cave deposit in comparison with those from Yang Shao Tsun and with recent North China skeletal material. Palaeontologia Sinica I, 3, 148 pp., 1925.

Black, D.: A note on the physical characters of the prehistoric Kansu race. Mem. Geol. Surv. China, Ser. A, V, 52—56, 1925.

Black, D.: On an adolescent skull of Sinanthropus Pekinensis in comparison with an adult skull of the same species and with other hominid skulls, recent and fossil. Palaeontologia Sinica VII, 144 pp., Peking 1930.

Black, D.: Interim report of the skull of Sinanthropus. Anthrop. Anz. VII, 117—118, 1931. — Vgl. VI, 358—359, 1930.

Bleichsteiner, R.: Das Volk der Alanen. Ber. Forsch. Inst. Osten Orient II, 4—16, 1918.

Bloch, A.: De l'origine des Turcs et en particulier des Osmanlis. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris VI, Sér. 6, 158—168, 1915. — Vgl. Diskussion C. Lejeune.

Bogdanov, A. P.: Kurganje čerepa Tarskago okruga, Tobolskoi gubernii. Izv. Obs. Ljub. Est. XXXI, 163—273, 1878—79.

Bogdanov, A. P.: O čerepach iz Krimskich mogil, Chersonesa i Inkermann, iz kurganov Voiska Donskago. Izv. Imp. Obš. Ljub. Est. XLIX, 123—146, 1886—1887.

Bogdanov, A. P.: Quelle est la race la plus ancienne de la Russie centrale? Congr. Int. Anthrop. II, 1—24, 1893.

Braun, F.: Die Urbevölkerung Europas und die Herkunft der Germanen. Japhetitische Stud. I, 91 S., Berlin-Leipzig-Stuttgart 1922.

Capelle, W.: Das alte Germanien. Nachrichten der griechischen und römischen Schriftsteller. 521 S., Jena 1929.

Capus, G.: Les migrations ethniques en Asie centrale au point de vue géographique. L'Anthrop. V, 35—53, 1894.

Carruthers, D.: Unknown Mongolia. A record of travel and exploration on Russo-Chinese Borderland. 2 Vols., London 1914.

Chavannes, E.: Documents sur les Tou-Kiue (Turcs) occidentaux recueillis et commentés, suivi de notes additionelles. 378 pp. et 110 pp., Paris 1903.

Chavannes, E.: Les mémoires historiques de Se-ma Ts'ien. 5 Vols., Paris 1895—1905.

Chavannes, E.: Mission archéologique dans la Chine septentrionale. 2 Vols., Paris 1909.

Christian, V.: Die Wurzeln des eurasischen Tierstiles. Ein Beitrag zur Frage nach dem Einfluß von Umwelt und Vererbung auf geistiges Geschehen. Rasse IV, 10—15, 1937.

Consten, H.: Weideplätze der Mongolen im Reiche der Chalcha. 2 Bde., Berlin 1919.

Cordier, H.: Origine des Chinois. Théories étrangères. T'oung Pao XVI, 575—603, 1915.

v. le Coq, A.: Auf Hellas Spuren in Ostturkistan. Berichte und Abenteuer der II. und III. deutschen Turkistan-Expedition. 166 S., Leipzig 1926.

Credner, W.: Siam. Das Land der Tai. 422 S., Stuttgart 1935.

Cunningham, Sir A.: Tochari, Kushans or Yue-ti ... Numismatic Chronicle Ser. 3, VIII, 268—311, 1889; X, 103—172, 1890; XII, 40—159, 1892.

Cunningham, Sir A.: Coins of the Tochari, Kushâns or Yue-ti (etc.). Numismatic Chron. Ser. 3, VII, 268—311, 1889; X, 103—172, 1890; XII, 40—159, 1892.

Czaplicka, M. A.: The Turks of Central Asia in History and at the Present Day. An Ethnological Inquiry into the Pan-Turanian Problem, and Bibliographical Material relating to the Early Turks and the present Turks of Central Asia. 232 pp., Oxford 1918.

Debetz, G.: Races néolithiques de la Sibérie orientale. Russ. Antrop. Ž. XIX, 7—48, 1930.

Debetz, G.: Encore une fois sur la question de la race blonde en Asie centrale. Sowjetskaja Asija V—VI, 195—209, 1931.

Deguignes: Histoire générale des Huns, des Turcs, des Mogols, et des autres tartares occidentaux, etc., avant et depuis Jésus-Christ jusqu'à présent. 5 Vols., Paris 1756—1758.

Dubois, E.: Pithecanthropus erectus. Eine menschenähnliche Übergangsform aus Java. 39 S., Batavia 1894.

Dürre, K.: Werden und Bedeutung der Rassen. S. 91—118 in: Die neue Propyläen-Weltgeschichte I, 579 S., Berlin 1941.

Eberhard, W.: Kulturtypen im alten Turkistan. Forsch. Fortschr. XVII, 129—131, 1941.

Eberhard, W.: Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas. 516 S., Leiden 1942.

Eberhard, W.: Lokalkulturen im alten China. I. Die Lokalkulturen des Nordens und Westens. T'oung Pao XXXVII, Suppl. 447 S., 1942.

Eberhard, W.: Die Kultur der alten zentral- und westasiatischen Völker nach chinesischen Quellen. Z. Ethnol. LXXVIII, 215—275, 1943.

Ebert, M. (Hrg.): Reallexikon der Vorgeschichte. XII, 466 S., Berlin 1928.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 936 S., Stuttgart 1934.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Wie sahen die Hunnen aus? Eine anthropologisch-historische Untersuchung. Z. Rassenk. XIII, 217—250, 1942.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Völkerbiologische Probleme der Sahara. Die Anthropologie der Tuareg und Tebu und die Rassengeschichte der antiken West-Äthiopier. Beitr. Kolon. Forsch., Tagungsband I, 169—240, 1943.

Edgar, J. H.: Prehistoric remains in Hsi-Kang or eastern Tibet. J. West China Border Res. Soc. VI, 56—61, 1933/34 (vgl. VII, 47—56, 1935).

Erkes, E. u. Schindler, B.: Der Ursprung der Chinesen. Eine Antwort an Henri Cordier. Ostasiatische Z. IV, 317—321, 1915/16.

Franke, O.: Beiträge aus chinesischen Quellen zur Kenntnis der Turkvölker und Skythen Zentralasiens. Abh. Berliner Akad. Wiss. I, phil.-hist. Abt. I—III, 1904.

Franke, O.: Geschichte des chinesischen Reiches. Eine Darstellung seiner Entstehung, seines Wesens und seiner Entwicklung bis zur neuesten Zeit. 3 Bde., Berlin 1930—1937.

Gardthausen, V.: Ammiani Marcellini rerum gestarum libri qui supersunt. 2 Bde., Leipzig 1874—1875.

de Groot, J. J. M.: Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens. I. Die Hunnen der vorchristlichen Zeit. II. Die Westlande Chinas in der vorchristlichen Zeit. 304 u. 233 S., Berlin u. Leipzig 1921 u. 1926.

Goroschtschenko, K. A.: Kurgannije tscherepa minusinskago okruga. Opisanie Minusinskago Museja II, 40 pp., 1900.

Graham, D. C.: Implements of prehistoric man in the West China Union University Museum of Archaeology. J. West China Border Res. Soc. VII, 47—56, 1935.

Grahmann, R.: Lag die Urheimat der nordischen Rasse in Sibirien? Bemerkungen zur Darstellung von Eickstedts. Rasse III, 337—346, 1936.

Grousset, R.: Histoire de l'Extrême-Orient. Ann. Mus. Guimet, Bibl. Etud. XXXIX—XL, 770 pp., Paris 1929.

Grousset, R.: L'empire des steppes. Attila, Gengis-Khan, Tamerlan. 639 pp., Paris 1939.

Grünwedel, A.: Altbuddhistische Kultstätten in Chinesisch-Turkistan. Bericht über archäologische Arbeiten von 1906 bis 1907 bei Kuča, Qarašahr und in der Oase Turfan. 370 S., Berlin 1912.

Günther, H. F. K.: Die nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. 247 S., München 1934.

Haenisch, E.: Die geheime Geschichte der Mongolen aus einer mongolischen Niederschrift des Jahres 1240 von der Insel Kode'e im Keluren-Fluß. 109 S., Leipzig 1941.

Haslund-Christensen, H.: Zajagan. Menschen und Götter in der Mongolei. II. Aufl. 277 S., Stuttgart 1907.

Haloun, G.: Seit wann kannten die Chinesen die Tocharer oder Indogermanen überhaupt? I. T'ai-hia in den chinesischen Quellen vor 126 v. u. Z. 207 S., Leipzig 1926.

Haloun, G.: Zur Üe-Tsi-Frage. Z. Dtsch. Morgenländ. Ges. XCI, 243 bis 318, 1937.

Hennig, R.: Der Begriff der Serer in der antiken Literatur. Z. Rassenk. II, 90—92, 1935.

Herrmann, A.: Die alten Seidenstraßen zwischen China und Syrien, nach Sse-ma Ts'ien und den Annalen der Han-Dynastie. 130 S., Berlin 1910.

Herrmann, A.: Die Westländer in der chinesischen Kartographie. In Hedin, S.: Southern Tibet VIII, 109—164, 1922.

Herrmann, A.: Die Gobi im Zeitalter der Hunnenherrschaft. Hyllningsskrift S. Hedin. Geogr. Ann. XVII, 130—143, 1935.

Herrmann, A.: Historical and Commercial Atlas of China. 112 pp., Cambridge, Mass. 1935.

Herrmann, A.: Die blonden Serer und die türkischen Wu-sun. Z. Rassenk. III, 200—201, 1936.

Herrmann, A.: Das Land der Seide und Tibet im Lichte der Antike. 158 S., Leipzig 1938.

Hirth, F.: Über Wolga-Hunnen und Hiung-nu. Sb. philos.-philol. hist. Kl. Akad. Wiss. München II, 245—278, 1899.

Hirth, F.: The Ancient History of China to the End of the Chou Dynasty. 383 pp., New York 1908.

Hirth, F.: The Story of Chang K'ien, Chinas Pioneer in Western Asia. Text and translation of chapt. 123 of Ssi-ma Ts'ien's Shi-ki. J. Amer. Orient. Soc. XXXVII, 89—152, 1917.

Hjortsjö. C. E. u. Walander, A.: Das Schädel- und Skelettgut der archäologischen Untersuchungen in Ost-Turkistan. Rep. Sci. Expedition North-Western Provinces of China of Sven Hedin VII, Archaeology, 89 S., Stockholm 1942.

Homán, B.: Geschichtliches im Nibelungenlied. Ungarische Bibliothek, 1. Reihe, 48 S., Berlin u. Leipzig 1924.

Howorth, H. H. : History of the Mongols. 4 Vols., London 1876—1927.

Huntington, E.: The Pulse of Asia. A Journey in Central Asia illustrating the geographical basis of history. 415 pp., London 1907.

Iordanis: vgl. Mommsen, Th., 1882.

Junge, J.: Frühgeschichte der ostindogermanischen Saken. Z. Rassenk. III, 68—77, 1936.

Kanter, H.: Der Löß in China. Mitt. Geogr. Ges. Hamburg XXXIV, 99—150, 1922.

Karutz, R.: Unter Kirgisen und Turkmenen. Aus dem Leben der Steppe. 218 S., Leipzig 1911.

Keith, A.: Human skulls from ancient cemeteries in the Tarim basin. J. Anthrop. Inst. LIX, 149—180, 1929.

Klaatsch, H.: Morphologische Studien zur Rassendiagnostik der Turfanschädel. Abh. Preuß. Akad. Wiss. Anhang phys.-math. Kl., 1—52, 1913.

Kießling, M.: Hunni. Pauly's Real-Encyclopaedie d. class. Altertums.-Wiss. VIII, 2583—2615, 1913.

Kozloff, P. K.: Les découvertes archéologiques de l'Expedition mongolo-tibétaine. Rev. Arts Asiat. VII, 15—19, 1931—32.

Kretschmer, K.: Scythae. S. 923—942 in Pauly-Wissowa: Real-Encycl. Class. Altertumswiss., 2. Reihe, R—Z, 3. Halbband, Stuttgart 1921.

Krumbiegel, I.: Das Rassenproblem in der Zoologie. Z. Rassenk. V, 27—38, 1937.

Kuczinski, M.: Steppe und Menschen. Kirgisische Reiseeindrücke und Betrachtungen über Leben, Kultur und Krankheit in ihren Zusammenhängen. 187 S., Leipzig 1925.

Kühn, A.: Physiologie der Vererbung und Artumwandlung. Die Naturwiss. XXIII, 1—10, 1935.

Lattimore, O.: The Mongols of Manchuria. Their tribal divisions, geographical distribution, historical relations with Manchus and Chinese and present political problems. 311 pp., New York 1934.

Lessing, F.: Mongolen, Hirten, Priester und Dämonen. 211 S., Berlin 1935.

Licent, E. et Teilhard de Chardin, P.: Le paléolithique de la Chine. L'Anthrop. XXXV, 201—234, 1925.

Li Ung Bing: Outlines of Chinese History. 644 pp., Shanghai 1914.

Marel, H.: Les campagnes mongoles au XIII. siècle. Paris 1922.

Marquart, J.: Ērānšahr nach der Geographie des Ps. Moses Xorenac'i. Mit historisch-kritischem Kommentar und historischen und topographischen Excursen. Abh. Kgl. Ges. Wiss. Göttingen, phil.-hist. Kl., N. F. III, 358 S., 1901.

Mänchen-Helfen, O.: Die Träger des Tierstils im Osten. Wiener Beitr. Kunst Kultur Asiens IX, 61—68, 1934.

McGovern, W. M.: The Early Empires of Central Asia. A study of the Scythians and the Huns and the part they played in world history. With special reference to the Chinese sources. 529 pp., New York 1939.

v. Merhardt, G.: The palaeolithic period in Siberia. Contributions to the prehistory of the Yenisei region. Amer. Anthrop. XXV, 21—56, 1923.

v. Mehrhardt, G.: Bronzezeit am Jenissei. Ein Beitrag zur Urgeschichte Sibiriens. 190 S., Wien 1926.

Menghin, O.: Weltgeschichte der Steinzeit. II. Aufl. 648 S., Wien 1940.

Minns, E. H.: Scythians and Greeks. A survey of ancient history and archaeology on the North Coast of the Euxine from the Danube to the Caucasus. 720 pp., Cambridge 1913.

Mommsen, Th. (Hrsg.): Iordanis, Romana et Getica. Monumenta Germaniae Historica V, 302 S., Berolini 1882.

Nelson, N. C.: The dune dwellers of the Gobi. Natural Hist. XXVI, 246—251, 1926.

Némäti, K.: The historico-geographical proofs of the Hiung-nu-Hun-identity. Asiat. Quart. Rev. XXIX, 352—369, 1910.

N. N.: History of the discovery and excavation of the Choukoutien site of Sinanthropus Pekinensis. Chinese Med. J. XLVIII, 1187—1193, 1934.

Obrutschew, W. A.: Geologie von Sibirien. Fortschr. Geol. Paläont. XV, 572 S., Berlin 1926.

Obrutschew, W. A.: Die Verbreitung der Eiszeitspuren in Nord- und Zentralasien. Geol. Rdsch. XXI, 243—283, 1930.

Old, W. G.: The Shu King or the Chinese Historical Classic being an authentic record of the religion, philosophy, customs and government of the Chinese from the earliest times, translated from the ancient text. 306 pp., London and Benares 1904.

Oxenham, E. L.: Historical Atlas of the Chinesian empire from the earliest times down to the present or great Ching Dynasty. 2. ed. London 1898 (45 Blätter).

Paris, M.: Historia Major (Juxta Exemplar Londinense 1640). 1175 pp., Londini 1686.

Parker, E. H.: A Thousand Years of the Tartars. 2. Ed., 288 pp., London 1924.

Plath: Die fremden barbarischen Stämme im alten China. Sb. Kgl. Bayer. Akad. Wiss. München, phil.-hist. Cl., I, 450—528, 1874.

Prawdin, M.: Das Erbe Tschingis-Chans. 288 S., Stuttgart-Berlin (1935).

Radloff, W.: Aus Sibirien. 2 Bde., Leipzig 1884.

Reinecke, P.: Über einige Beziehungen der Altertümer Chinas zu denen des skythisch-sibirischen Völkerkreises. Z. Ethnol. XXIX, 141—163, 1897.

Rensch, B.: Kurze Anweisung für zoologisch-systematische Studien. 116 S., Leipzig 1934.

Resch, F.: Johann de Plano Carpini. 405 S., Leipzig 1930.

v. Richthofen, F. Frhr.: China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien. 2 Bde., Berlin 1877—1882.

v. Rosthorn, A.: Die Hochburg von Zentralasien. Hirth Anniv. Vol. (Asia Mayor) 286—297, 1923.

Schmidt, P. W.: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Atlas, 14 Karten. Heidelberg 1926.

Schmitthenner, H.: Die chinesische Lößlandschaft. Geogr. Z. XXV, 308—332, 1919.

Schoetensack, O.: Der Unterkiefer des Homo Heidelbergensis aus den Sanden von Mauer bei Heidelberg. Ein Beitrag zur Paläontologie des Menschen. 67 S., 13 Taf., Leipzig 1908.

Schultz, A.: Altaische Restvölker Innerasiens. Volk u. Rasse VI, 65—80, 1931.

Schuster, M.: Die Hunnenbeschreibungen bei Ammianus, Sidonius und Iordanis. Wiener Stud. LVIII, 119—130, 1940.

Segalen, V., de Voisins, G. et Lartigue, J.: Mission archéologique en Chine (1914—1917). 2 Vols., Paris 1923.

Shiratori, K.: Über den Wu-sun-Stamm in Centralasien. Keleti Szemle III, 103—140. 1902.

Shiratori, K.: Sur l'origine des Hiong-nou. J. Asiatique CCII, 71—81, 1923.

Shirokogoroff, S. M.: Northern Tungus migrations in the Far East (Goldi and their ethnical affinities). J. North China Branch R. Asiat. Soc. LVII, 123—183, 1926.

Simrock, K.: Das Nibelungenlied. 19. Aufl. 775 S., Stuttgart 1868.

Smith, V. A.: The Oxford History of India. 2 Ed., 814 pp., Oxford 1923.

Soulié, G.: Les peuples de l'Asie centrale. Chronologie extraite du T'ong kien kang mou. Rev. Indochin. N. S. XIV, 556—564, 1910, XV, 33—39, 166—177, 245—277, 367—388, 482—498, 586—601, 1911, XVI, 46—59, 166—179, 286—298, 400—418, 509—517, 608—634, 1911.

Stein, A.: Innermost Asia: its geography as a factor in history. Geogr. J. LXV, 377—403, 473—501, 1925.

Stein, A.: On Ancient Central-Asian Tracks. 342 pp., London 1933.

Stein, A.: On the Monument of General Ho Ch'ü-Ping. In: Diss. in honorem E. Mahler, 1—14, Budapest 1937.

Strakosch-Graßmann, G.: Der Einfall der Mongolen in Mitteleuropa in den Jahren 1241 und 1242. 227 S., Innsbruck 1893.

v. Strauß, V.: Schi-king. Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt. 528 S., Heidelberg 1880.

Stresemann, E.: Über die europäischen Gimpel (mit einer Karte ihrer Verbreitung). Beitr. Zoogeogr. paläarktischer Regionen, H. 1, 25—56, 1919.

Szekfü, J.: Der Staat Ungarn. Eine Geschichtsstudie. 244 S., Stuttgart-Berlin 1918.

v. Takács, Z.: Chinesische Kunst bei den Hunnen. Ostasiat. Z. IV, 174—188, 1915—16.

v. Takács, Z.: Zur Kunst der hunnischen Völker. Ostasiat. Z. V, 138 bis 152, 1916.

v. Takács, Z.: L'art des grandes migrations en Hongrie et en Extrême-Orient. Rev. Arts Asiat. VII, 24—42, 57—71, 1931.

Teilhard de Chardin: Fossil man in China and Mongolia. Nat. Hist. XXVI, 238—245, 1926.

Teilhard de Chardin, P. and Pei, W. C.: The lithic industry of the Sinanthropus deposits in Chou-kou-tien. Bull. Geol. Soc. China XI, 315—358, 1932.

Thierry, A.: Histoire d'Attila et de ses successeurs jusqu'à l'établissement des Hongrois en Europe. 2 Vols., Paris 1872.

Torii, R. et Torii, K.: Etudes archéologiques et ethnologiques. Populations primitives de la Mongolie Orientale. J. Coll. Sci. Univ. Tokyo XXXVI, Art. 4, 100 pp., 1914.

v. Ujfalvy, C.: Mémoire sur les Huns Blancs. (Ephthalites de l'Asie Centrale, Huns de l'Inde et sur la déformation de leurs crânes.) L'Anthrop. IX, 259—277, 384—407, 1898.

v. Ujfalvy, C.: Anthropologische Betrachtungen über die Portraitköpfe auf den griechisch-baktrischen und indo-skythischen Münzen. Arch. Anthrop. XXVI, 45—70, 341—371, 1900.

de Ujfalvy, C.: Iconographie et anthropologie irano-indiennes. L'Anthrop. XI, 1—56, 193—224, 1900.

de la Vallée-Poussin, L.: L'Inde aux temps des Mauryas. 376 pp., Paris 1930.

Weidenreich, F.: Sinanthropus population of Choukoutien (Locality I) with a preliminary report on new discoveries. Bull. Geol. Soc. China XIV, 427—468, 1935.

Weidenreich, F.: The mandibles of Sinanthropus Pekinensis, a comparative study. Palaeontologia Sinica, Ser. D, VII, 162 pp., Peking 1936.

Weidenreich, F.: The new discovery of three skulls of Sinanthropus pekinensis. Nature CXXXIX, 269—272, 1937.

Weidenreich, F.: Bericht über die neuen Schädelfunde von Sinanthropus pekinensis. Anthrop. Anz. XIV, 65—70, 1937.

Weidenreich, F.: The relation of Sinanthropus Pekinensis to Pithecanthropus, Javanthropus, and Rhodesian man. J. R. Anthrop. Inst. LXVII, 51—65, 1937.

Weidenreich, F.: Fossil man in China. China Med. J. LV, 34—44, 1939.

Weidenreich, F.: The duration of life of fossil man in China and the pathological lesions found in his skeleton. Chinese Med. J. LV, 34—44, 1939.

Weinert, H.: Der Sinanthropus pekinensis als Bestätigung des Pithecanthropus erectus. Z. Morph. XXIX, 159—187, 1931.

Weinert, H.: Die Bedeutung der bisherigen Sinanthropusfunde von Chou Kou Tien bei Peking. Biologe VI, 209—216, 1937.

Weinert, H.: Eine Rekonstruktion des Sinanthropusschädels auf Grund der Calvaria Nr. 1 (Locus E) und des Unterkiefers (Locus A) gefunden 1929/30 bei Chou Kou Tien (Peking). Z. Morph. XXXVI, 359—361, 1937.

Wiesner, J.: Der Osten als Schicksalsraum Europas und des Indogermanentums. Germanien VI, 208—221, 1942.

Williams, E. T.: The origins of the Chinese. Amer. J. Phys. Anthrop. I, 183—211, 1918.

Woldstedt, P.: Das Eiszeitalter. Grundlinien einer Geologie des Diluviums. 420 S. Stuttgart 1929.

Wu, G. D.: Prehistoric Pottery in China. 180 pp., London 1938.

Yanai, K.: Tōyō doku-shi chi zu. 33 Kt., Tokyo 1941.

Yetts, W. P.: Links between ancient China and the West. Geogr. Rev. XVI, 614—622, 1926.

Yule, H. (Hrg.): Cathay and the Way Thither. Being a Collection of Medieval Notices of China. 4 Vols., London 1915—1916.

Zaborowski, S.: I. Huns, Ougres, Ouigours. II. Inscription de l'Iénisséi et de l'Orkhon, origine de l'alphabet vieux turc. Bull. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 4, IX, 171—179, 1898.

Zaborowski, S.: I. Les Kourganes de la Sibérie occidentale. Peuples anciens et modernes de cette région. II. 19 crânes des Kourganes sibériens rapportés par M. de Baye. III. Les Ostiaks et les autres Finnois. Leurs caractères et ceux des crânes des Kourganes. Bull. Soc. Anthrop. Paris Sér. 4, IX, 73—111, 1898.

b) Altchina und das Entstehen der chinesischen Kultur

Andersson, J. G.: An early Chinese culture. Bull. Geol. Survey China V, 1, 1—68, 1923.

Andersson, J. G.: Archäologische Studien in China. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LIV, 60—82, 1924.

Andersson, J. G.: Children of the Yellow Earth. Studies in prehistoric China. 345 pp., London 1934 (Ref. Befeo XXXIV, 664—700, 1934).

Arne, T. J.: Painted stone age pottery from the province of Honan, China. Palaeontologia Sinica, Ser. D, I, Fasc. 2, 40 pp., Peking 1925.

Bachhofer, L.: Der Zug nach dem Osten. Einige Bemerkungen zur prähistorischen Keramik Chinas. Sinica-Sonderausgabe, 101—128, 1935.

Bachhofer, L.: Zur Frühgeschichte Chinas. Die Welt als Geschichte III, 256—279, 1937.

Bishop, C. W.: The rise of civilization in China with reference to its geographical aspects. Geogr. Rev. 617—631, 1932.

Boerschmann, E.: Die Baukunst und religiöse Kultur der Chinesen. Einzeldarstellungen auf Grund eigener Aufnahmen während dreijähriger Reisen in China. Band III: Pagoden I, 428 S., Berlin 1931.

Bonifacy, A.: Etudes sur les langues parlées par les populations de la Haute Rivière Claire. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient V, 306—323, 1905.

zu Castell, W. D. Graf: Chinaflug. 172 S. Berlin (1938).

Chavannes, E.: Les mémoires historiques de Se-ma Ts'ien. 5 Vols., Paris 1895—1905.

Childe, C. G.: The Aryans. A study of Indo-European origins. 221 pp., London 1926.

Childe, C. G.: The Bronze Age. 258 pp., New York 1930.

Christian, V.: Die Wurzeln des eurasischen Tierstiles. Ein Beitrag zur Frage nach dem Einfluß von Umwelt und Vererbung auf geistiges Geschehen. Rasse IV, 10—15, 1937.

Cochrane, W. W.: The Northern Shans. Pp. 1—30 in Milne, L.: Shans at Home. 289 pp., London 1910.

Creel, H. G.: On the origins of the manufacture and decoration of bronze in the Shang Period. Monumenta Serica I, 39—96, 1935—36.

Cressey, G. B.: China's Geographic Foundations. A survey of the land and its people. 436 pp., New York and London 1934.

Czaplicka, M. A.: The Turks of Central Asia in History and at the Present Day. An ethnological inquiry into the Pan-Turanian problem, and bibliographical Material relating to the early Turks and the present Turks of Central Asia. 232 pp., Oxford 1918.

Diguet, E.: Etude de la langue tai, précedée d'une notice sur les races des hautes régions du Tonkin, comprenant: Grammaire, méthode, écriture tai et vocabulaire. Hanoi 1895.

Eberhard, W.: Eine neue Arbeitshypothese über den Aufbau der frühchinesischen Kulturen. Tagungsber. Ges. Völkerk. (Tagung Leipzig 1936) II, 90—107, 1937.

Eberhard, W. und Rumpf, F.: China und Japan von den Anfängen bis zur Berührung mit der abendländischen Welt. Die Neue Propyläen-Weltgeschichte I, 497—572, Berlin 1940.

Eberhard, W.: Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas. 506 S., Leiden 1942.

Erkes, E.: Menschenopfer und Kannibalismus im alten China. Der Erdball I, 1—6, 1926.
Erkes, E.: Die Anfänge des Taoismus, Sinica III, 124—133, 1928.
Erkes, E.: Die Sprache des alten Ch'u. T'oung Pao XXVII, 1—11, 1930.
Fochler-Hauke, G.: Das Waldkleid und die Pflanzenbezirke Süd-Chinas. Mitt. Geogr. Ges. Wien LXXVIII, 158—178, 1935.
Franke, O.: Der Ursprung der chinesischen Geschichtsschreibung. Sb. Preuß. Akad. Wiss. phil.-hist. Kl. 276—309, 1925.
Franke, O.: Geschichte des chinesischen Reiches. 3 Bde., Berlin-Leipzig 1930—37.
Fuchs, W.: Der Tod der Kaiserin Abahai im Jahre 1626. Ein Beitrag zur Frage des Opfertodes bei den Mandju. Monumenta Serica I, 71—81, 1935—36.
Graham, D. C.: Some strange customs in Szechwan Province. J. West China Border Soc. VIII, 141—144, 1936.
Grousset, R.: Histoire de l'Extrême-Orient. 2 Vols., 770 pp., Paris 1929.
Grousset, R.: Les civilisations de l'orient. III. Chine. 360 pp., Paris 1930.
Hänisch, E.: Chinesische Geschichtsliteratur. Ostasiat. Z. II, 141—152, 1923.
Haloun, G.: Contribution to the history of clan settlement in ancient China. I. Asia Major I, 76—111, 1924.
Haloun, G.: Die Rekonstruktion der chinesischen Urgeschichte durch die Chinesen. Jap.-Dtsch. Z. Wiss. Technik III, 237—270, 1925.
Handel-Mazzetti, H.: Naturbilder aus Südwest-China. 380 S., Wien-Leipzig 1927.
Handel-Mazzetti, H.: Die pflanzengeographische Gliederung und Stellung Chinas. Botanische Jb. Systematik, Pflanzengeogr. LXIV, 309—323, 1931.
Hentze, C.: Die Sakralbronzen und ihre Bedeutung in den frühchinesischen Kulturen. 2 Bde., Antwerpen 1941.
Hentze, C.: Frühchinesische Bronzen und Kultdarstellungen. 2 Bde., Antwerpen 1937.
Herrmann, A.: Die Westländer in der chinesischen Kartographie. In Hedin, S.: Southern Tibet VIII, Part 2, 89—406, Stockholm 1922.
Herrmann, A.: Lou-lan. China, Indien und Rom im Lichte der Ausgrabungen am Lobnor. 160 S., Leipzig 1931.
Herrmann, A.: Historical and Commercial Atlas of China. 112 pp., Cambridge, Mass. 1935.
Herrmann, A.: Das geographische Bild Chinas im Altertum. Sinica-Sonderausgabe, Forke-Festschr. 72—87, 1937.

d'Hervey de Saint-Denys: Ethnographie des peuples étrangers à la Chine, ouvrage composé au XIII. siècle de notre ère par Ma-Touan-Lin, traduit pour la première fois du chinois avec un commentaire perpétuel. 2 Vols., Paris 1876—1883.

Hirth, F.: Die chinesischen Annalen als Quelle zur Geschichte asiatischer Völker. S. 68—75 in Hirth, F.: Chinesische Studien I, 322 S., München-Leipzig 1890.

Hirth, F.: The Ancient History of China to the End of the Chou Dynasty 383 pp., New York 1908 (Ref. Befeo VII, 391—392, 1907).

Huntington, E.: The Pulse of Asia. A journey in Central Asia illustrating the geographical basis of history. 415 pp., London 1907.

Jaeger, F.: Über chinesische Miaotse-Albums. Ostasiat. Z. V, 81—89, 1916.

Karlgren, B.: Analytic Dictionary of Chinese and Sino-Japanese. 436 pp., Paris 1923.

Karlgren B.: The authenticity of ancient Chinese texts. Mus. Far Eastern Antiquities. Stockholm. Bull. I, 165—184, 1929.

Kelling, R.: Das chinesische Wohnhaus. 128 S., Mitt. D. ges. Natur- u. Völkerk. Ostasiens. Suppl. Bd. XIII., Tokyo 1935.

Köhler, G.: Der Hwang-Ho. Eine Physiogeographie. Peterm. Mitt. Erg.-H. 213, 104 S., Gotha 1929.

Koop, P. J.: Frühe chinesische Bronzen. 46 S., 110 Tafeln, Berlin 1924.

Koppers, P. W.: Die Frage des Mutterrechts und des Totemismus im alten China. Anthropos XXV, 981—1002, 1930.

Krause, F. E. A.: Geschichte Ostasiens bis zur politischen Berührung mit Europa. Propyläen-Weltgeschichte I, 171—288, Berlin 1931.

Kuhn, F. (Übers.): Chinesische Meisternovellen. 87 S., Inselbücherei 387, Leipzig o. J.

Latourette, K. S.: The Chinese. Their history and culture. 2 Vols., London 1934.

Laufer, B.: Jade. A study in Chinese archaeology and religion. Publ. Field Mus. Nat. Hist. Anthrop. Ser., X, Publ. 154, 370 pp., 1912.

v. Le Coq, A.: Auf Hellas Spuren in Ostturkistan. Berichte und Abenteuer der II. und III. Deutschen Turkistan-Expedition. 166 S., Leipzig 1926.

Legge, J.: The Chinese Classics, with a Translation, Critical and Exegetical Notes, Prolegomena, and Copious Indexes. 2 nd. Ed., 7 vols., Oxford 1893. Vol. I: Confucian Analects, the great Learning, and the Doctrine of the Mean, 503 pp.

Li Ung Bing: Outlines of Chinese History. 644 pp., Shanghai 1914.

Mänchen-Helfen, O.: Die Träger des Tierstils im Osten. Wiener Beitr. Kunst u. Kultur Asiens IX, 61—68, 1934.

Maspéro, G. (Hrg.): Un empire colonial français. L'Indochine. 2 Vols., Paris 1929.

Maspéro, H.: Contribution à l'étude du système phonétique des langues Thai. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XI, 153—169, 1911.

Maspéro, H.: Phonétique historique de la langue Annamite. Bull. Ec. Franc. Extrême-Orient XII, 1—127, 1912.

Maspéro, H.: Les origines de la civilisation chinoise. Ann. Géogr. XXXV, 135—154, 1926.

Maspéro, H.: La Chine antique. 624 pp., Paris 1927.

Maspéro, H.: La vie privée en Chine à l'époque des Han. Rev. Arts Asiat. VII, 185—201, 1932.

Mell, R.: Die ehemalige Waldverbreitung in China auf Grund der Verbreitung von Waldtieren. Z. Ges. Erdk. Berlin, 101—108, 1933.

Menghin, O.: Zur Steinzeit Ostasiens. S. 908—942 in Koppers, W.: Festschrift P. W. Schmidt, 977 S., Wien 1928.

Menghin, O.: Die ethnische Stellung der ostbandkeramischen Kulturen. Tocharer und Hettiter. Hruschewsky-Festschr. Ukrainska Akademija Nauk. Nr. 76, Intilejnij Zbirnik na posanu akademika Michajla Sergievica Grusevskogo I, 3—25, 1928.

Menghin, O.: Weltgeschichte der Steinzeit. II. Aufl. 648 S., Wien 1940.

v. Merhardt, G.: The palaeolithic period in Siberia. Contributions to the prehistory of the Yenisei region. Amer. Anthrop. XXV, 21—56, 1923.

Nelson, N. C.: Archaeological research in North China. Amer. Anthrop. N. S. XXIX, 177—209, 1927.

Old, W. G.: The Shu King or the Chinese Historical Classic being an Authentic Record of the Religion, Philosophy, Customs, and Government of the Chinese from the earliest Times. Translated from the Ancient Text. 306 pp., New York 1904.

Oxenham, E. L.: Historical Atlas of the Chinesian empire from the earliest times down to the present or great Ching Dynasty. 2 ed. London 1898 (45 Blätter).

Palmgren, N.: Kansu mortuary urns of the Pan Shan and Ma Chang groups. Geol. Surv. China Paleontol. Sinica, Ser. D, III, 204 pp., Peking 1934 (Ref. Befeo XXXIV, 700—703, 1934).

Patte, E.: Quelques points de comparaison fournis par la Chine protohistorique. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXXI, 25—38, 1931.

Pauthier, M. G.: Chine ou description historique, géographique et littéraire de ce vaste empire, d'après des documents chinois. Ire Partie, comprenant un résumé de l'histoire et de la civilisation chinoises depuis les temps les plus anciens jusqu'à nos jours. 493 pp., Paris 1837.

v. Pawlikowski-Cholewa, A.: Die Heere des Morgenlandes. Militärische Beiträge zur Geschichte des nahen und fernen Ostens. 298 S., Berlin 1940.

Reinecke, P.: Über einige Beziehungen der Altertümer Chinas zu denen des skythisch-sibirischen Völkerkreises. Z. Ethnol. XXIX, 141—163, 1897.

v. Richthofen, F. Frhr.: China. Ergebnisse eigener Reisen. 2 Bde., Berlin 1877—82.

v. Richthofen, B. Frhr.: Zur Frage der archäologischen Beziehungen zwischen Nordamerika und Nordasien. Anthropos XXXVII, 123 bis 151, 1932.

v. Rosthorn, A.: Die archäologische Forschung in China. Anthropos XXXII, 633—646, 1937.

Schmidt, H.: Prähistorisches aus Ostasien. Ein Beitrag zur vorzeitlichen Kunst Europa-Asiens. Z. Ethnol. LVI, 133—257, 1924.

Schmidt, P. W.: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Atlas, 14 Karten. Heidelberg 1926.

Schmidt, W.: The oldest culture-circle in Asia. Monumenta Serica I, 1—16, 1935—36.

Schmitthenner, H.: Nord- und Südchina. Peterm. Geogr. Mitt. LXXIII, 129—136, 1927.

Schmitthenner, H.: China im Profil. 129 S., Leipzig 1934.

Shirokogoroff, S. M.: Anthropology of Northern China. R. Asiat. Soc. (North China Branch) Extra Vol. II, 127 pp., Shanghai 1923.

Siren, O.: Histoire des arts anciens de la Chine. 4 Vols., Paris 1929—30 (Ref. Befeo XXXI, 240—244, 1931).

v. Strauß, V.: Schi-king. Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt. 528 S., Heidelberg 1880.

Terrien de Lacouperie: The Languages of China before the Chinese. Researches on the languages spoken by the pre-Chinese race of China proper previously to the Chinese occupation. 148 pp., London 1887.

Ting Wen-Kiang: Notizen von einer gemächlichen Fahrt in Südchina. Über die Einwohner von Yünnan, die Einwohner von Wu Ding, die Lo Wu von Huan Dschou. Anthropos XXIX, 659—677, 1934.

Voretzsch, E. A.: Altchinesische Bronzen. 335 S., Berlin 1924.

Wedemeyer, A.: Schauplätze und Vorgänge der chinesischen Geschichte gegen Ausgang des dritten und zweiten Jahrtausends vor Christus. Asia Major: Hirth Anniv. Vol., 456—559, London 1923.

Wieger, S. J.: Rudiments de parler et de style chinois. Textes Historiques. 3 Vols., o. O. 1905.

Wu, G. D.: Prehistoric Pottery in China. 180 pp., London 1938.

Yetts, W. P.: The George Eumorfopoulos Collection. Catalogue of Chinese and Corean bronzes, sculpture, jades, jewellery, and miscellaneous objects. 99 pp., London 1930 (Ref. Befeo XXXI, 246—247, 1931).

c) Die Südbarbaren: Bai-I, Lolo, Miao und Yao

Abadie, M.: Les races du Haut-Tonkin de Phong-Tho à Lang Son. 194 pp., Paris 1924.

Aurousseau, L.: La première conquête chinoise des pays Annamites. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXIII, 137—264, 1923.

Baber, E. C.: Travels and researches in the interior of China. R. Geogr. Soc. Suppl. Papers, I, 1, 201 pp., London 1882.

Bacot, J.: Les Mo-So. Ethnographie des Mo-So, leurs religions, leur langue et leur écriture. 215 pp., Leiden 1913.

Bernatzik, H. A.: Die Geister der gelben Blätter. Forschungsreisen in Hinterindien. 240 S., München 1938.

Betts, G. E.: Social life of the Miao tsi. J. North China Branch R. Asiat. Soc. II, 1—21, 1899—1900 (Ref. Befeo II, 215, 1902).

Bonifacy, A.: La légende de Pén Hu d'après les chants sacrés des Mans de Lam-Diẽn. Rev. Indochin. 637—642, 1904.

Bonifacy, A.: Les groupes ethniques du bassin de la Rivière Claire. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 5, VII, 296—326, 1906.

Bonifacy, A.: Etude sur les coutumes et la langue des Lolo et des La-qua du Haut-Tonkin. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient VIII, 531—558, 1908.

Brooks, C. E. P. and Simpson, G. C.: The Evolution of Climate. 173 pp., London 1922.

zu Castell, Graf W. D.: Chinaflug. 172 S., Berlin (1938).

Charria, S.: Les inscriptions Lolo de Lou-K'iuan. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient V, 195—197, 1905.

Chavannes, E.: Les mémoires historiques de Se-ma Ts'ien. 5 Vols., Paris 1895—1905.

Chiu, Chang-Kong: Die Kultur der Miao-Tse nach älteren chinesischen Quellen. Mitt. Mus. Völkerk. Hamburg XVIII, 31 S., 1937.

Chu, Co-Ching: Climatic pulsation during historic time in China. Geogr. Rev. XVI, 274—282, 1926.

Clapp, F. G.: Along and across the Great Wall of China. Geogr. Rev. IX, 221—249, 1920.

Clarke, S. R.: Among the Tribes in South-West China. 315 pp., London 1911.

Colquhoun, A. R.: Quer durch Chryse. Forschungsreise durch die südchinesischen Grenzländer und Birma von Canton nach Mandalay. 2 Bde., Leipzig 1884.

Colquhoun, A. R.: Amongst the Shans. 392 pp., London 1885.

Cook, T.: The independent Lolo of South-West Szechwan. J. West China Border Res. Soc. VIII, 70—81, 1936.

v. Le Coq, A.: Auf Hellas Spuren in Ostturkistan. 166 S., Leipzig 1926.

Cordier, H.: Les Lolos. Etat actuel de la question. T'oung Pao, Sér. 2., VIII, 597—686, 1908.

Couvreur, S.: Chou King. Texte chinois avec une double traduction en français et en latin, des annotations et un vocubulaire. 4ième éd., 464 pp., Sien Hsien 1934.

Credner, W.: Siam. Das Land der Tai. 422 S., Stuttgart 1935.

Davies, H. R.: Yün-nan, the Link between India and the Yangtse. 432 pp., Cambridge 1909.

Devéria, G.: La frontière sino-annamite. Description géographique et ethnographique d'après des documents officiels chinois traduits pour la première fois. 182 pp., Paris 1886.

Eberhard, W.: Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas. 506 S., Leiden 1942.

Edgar, J. H.: The Tibetan and his environment: an interpretation. J. North China Branch R. Asiat. Soc. LVII, 28—49, 1926.

Edkins, J.: The Miau Tsi tribes: their history. Chinese Recorder III, 33—36, 74—76, 1870—71.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Das Rassenbild des zentralen und westlichen Hinterindien. Anthrop. Anz. V, 176—187, 1928.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Im Rotflußdelta und bei den obertonkinesischen Bergvölkern. Z. Rassenk. X, 120—162, 1939.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Siam und Laos, das Tai-Problem und die Chinoisants. Z. Rassenk. X, 1—67, 1939.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Über Herkunft und Typus der Miau-Stämme in Westchina. Sinica XVII, 121—135, 1942.

Enriquez, C. M.: A Burmese Arcady. 282 pp., London 1923.

Erkes, E.: Die Sprache des alten Ch'u. T'oung Pao XXVII, 1—9, 1930.

Forke, A.: Der Ursprung der Chinesen auf Grund ihrer alten Bilderschrift. 31 S., Hamburg 1925.

Franck, H. A.: Roving through Southern China. 649 pp., New York 1925.

Franke, O.: Geschichte des chinesischen Reiches. Eine Darstellung seiner Entstehung, seines Wesens und seiner Entwicklung bis zur neuesten Zeit. 3 Bde., Berlin-Leipzig 1937.

Geil, W. E.: The great Wall of China. 350 pp., London 1909.

Girard, H.: Les tribus sauvages du Haut-Tonkin, Mans et Méos. Bull. Géogr. Hist. Desc. III, 1—81. 1903.

Graham, D. C.: The Lolos of Szechwan. J. West China Border Res. Soc. III, 108—111, 1926—29.

de Groot, J. J.: Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens. I. Die Hunnen der vorchristlichen Zeit. II. Die Westlande Chinas in der vorchristlichen Zeit. 304 u. 233 S., Berlin u. Leipzig 1921 u. 1926.

Hackmann, L. H.: Vom Omi bis Bhamo. Wanderungen an den Grenzen von China, Tibet und Birma. 382 S., Berlin 1907.

Haloun, G.: Zur Üe-Tsi-Frage. Z. Dtsch. Morgenländ. Ges. XCI, 243 bis 318, 1937.

Herrmann, A.: Die Westländer in der chinesischen Kartographie. In Hedin, S.: Southern Tibet VIII, 109—164, 1922.

Herrmann, A.: Atlas of China. 112 pp., Cambridge, Mass. 1935.

Herrmann, A.: Das geographische Bild Chinas im Altertum. Sinica-Sonderausgabe, Forke-Festschr. 72—87, 1937.

d'Hervey de Saint-Denys: Ethnographie des peuples étrangers à la Chine, ouvrage composé au XIII. siècle de notre ère par Ma-Touan-Lin, traduit pour la première fois du chinois avec un commentaire perpétuel. 2 Vols., Paris 1876—1883.

Hirth, F.: The Ancient History of China to the End of the Chou Dynasty. 383 pp. New York 1908.

Huntington, E.: The Pulse of Asia. A journey in Central Asia illustrating the geographical basis of history. 415 pp., London 1907.

Jack, R. L.: The Back Blocks of China. A narrative of experiences among the Chinese, Sifans, Lolos, Tibetans, Shans and Kachins, between Shanghai and the Irrawadi. 269 pp., London 1904.

Jäger, F.: Über chinesische Miaotze-Albums. Ostasiat. Z. IV, 266—283, 1915—16, V, 81—89, 1916—18.

Jäger, F.: Die Bedeutung der ethnischen Bezeichnungen „Yao" und „Man". Orient. Lit. Ztg. XXXVI, 223—226, 1933.

Koppers, W.: Der Hund in der Mythologie der zirkumpazifischen Völker. Wiener Beitr. Kulturgesch. Linguistik I, 359—399, 1930.

Koppers, W.: Tungusen und Miao. Ein Beitrag zur Frage der Komplexität der altchinesischen Kultur. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LX, 306—319, 1930.

Labarthe, E.: Dans les provinces du fond de la Chine. Tour du Monde N. S. XIV, 565—588, 1908, XV, 217—252, 1909.

Legendre, A. F.: Far West Chinois. Races aborigènes. Les Lolos. Etude ethnologique et anthropologique. T'oung Pao Sér. 2, X, 340—444, 603—665, 1909.

Legendre, A. F.: The Lolos of Kientchang, Western China. Ann. Rep. Board Regents Smithsonian Inst. 569—586, 1911.

Legendre, A. F.: Au Yunnan et dans les Massif du Kin-Ho (Fleuve d'or). 425 pp., Paris 1913.

Legendre, A. F.: Voyage d'exploration au Yunnan central et septentrional, Populations: Chinois et aborigènes. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris XL, Sér. 6, 447—457, 1913.

Legge, J.: The Chinese Classics, with a Translation, Critical and Exegetical Notes, Prolegomena, and Copious Indexes. III, Part 1, 279 pp., London 1865.

Leuschner, F. W.: Die Jautz in Südchina. Mitt. Geogr. Ges. Jena XXXI, 68—120, 1913.

Leuschner, F. W.: Von den Ureinwohnern Chinas. Erste Nachricht eines Sachkundigen über das Volk der Jautse in den Bergen der Provinz Kwangtung. 96 S., Berlin 1926.

Liétard, A.: Au Yun-Nan. Les Lolo p'o. Une tribu des aborigènes de la Chine méridionale. 272 pp., Münster i. W. 1913.

Liu, C. H.: The dog-ancestor story of the aboriginal tribes of southern China. J. Anthrop. Inst. LXII, 361—368, 1932.

Liu, C. H.: Preliminary study on the origin of the Li tribes of Hainan Island. Meridio-Occidentale Sinense I, 1—23, 1940.

Li Ung Bing: Outlines of Chinese History. 644 pp., Shanghai 1914.

Lunet de Lajonquière, E.: Ethnographie des territoires militaires, rédigée sur l'ordre du général Coronnat, d'après les travaux de M. le lieutenant-colonel Diguet, le commandant Bonifacy, le commandant Révérony, le capitaine Fesch, etc. 258 pp., Hanoi 1904.

Maspéro, H.: Phonétique historique de la langue Annamite. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XII, 1—127, 1912.

Meillet, A. A. et Cohen, M.: Les langues du monde. 811 pp., Paris 1924.

v. Moellendorf, O. F.: Die große Mauer von China. Z. Morgenländ. Ges. XXXV, 75—131, 1881.

Moninger, M. M.: The Hainanese Miao. J. North-China Branch R. Asiat. Soc. LII, 40—50, 1921.

d'Ollone, H.: Les derniers barbares, Chine, Tibet, Mongolie. 372 pp., Paris 1911.

d'Ollone, H.: Mission d'Ollone 1906—1909. VII, Ecritures des peuples non chinois de la Chine. 273 pp., Paris 1912.

v. Pawlikowski-Cholewa, A.: Die Heere des Morgenlandes. Militärische Beiträge zur Geschichte des nahen und fernen Ostens. 298 S., Berlin 1940.

Price, W. R.: Some aboriginal tribes of South-Eastern China. China J. X, 167—191, 1929.

v. Richthofen, F. Frhr.: China. Ergebnisse eigener Reisen und darauf gegründeter Studien. 2 Bde., Berlin 1877—1882.

Rocher, E.: La province chinoise du Yun-nan. 2 Vols., Paris 1879/80.

Rocher, E.: Histoire des princes du Yun-Nan et leurs relations avec la Chine d'après des documents historiques Chinois. T'oung Pao X, 1—32, 115—154, 337—368, 1899.

Rose, A. et Brown, J. C.: Lisu (Yawyin) tribes of the Burma China frontier. Mém. Asiat. Soc. Bengal III, 249—277, 1910.

Sainson, C.: Nan-tchao ye-che. Histoire particulière du Nan-tchao. 294 pp., Paris 1904.

Savina, F. M.: Monographie de Hainan. Cahiers Soc. Geogr. Hanoi XVII, 59 pp., Hanoi 1929 (Ref. Befeo XXX, 436—444, 1930).

Savina, F. M.: Dictionnaire Miao-Français précédé d'un précis de grammaire Miao-Tseu et suivi d'un vocabulaire Français-Miao-Tseu. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XVI, No. 2, 246 pp., 1916.

Savina, F. M.: Histoire des Miao. 304 pp., Hongkong 1924.

Savina, F. M.: Dictionnaire Français-Man précédé d'une note sur les Man Kim-i-Mun et leur langue. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXVI, 13—255, 1926.

Schmidt, P. W.: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Atlas, 14 Karten. Heidelberg 1926.

Schotter, A.: Notes ethnographiques sur les tribus de Kouy-tschou. Anthropos III, 397—425, 1908; IV, 318—353, 1909; VI, 318—344, 1910.

Soulié, G. et Tchang Yi-Tch'ou: Les barbares soumis du Yunnan. Chapitre du Tien hi. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient VIII, 149—176, 333—379, 1907.

Stein, A.: Innermost Asia: its geography as a factor in history. Geogr. J. LXV, 377—403, 473—501, 1925.

Stevenson, P. H.: Notes on the human geography of the Chinese-Tibetan borderland. Geogr. Rev. XXII, 599—616, 1932.

Strzoda, W.: Die Li auf Hainan und ihre Beziehungen zum asiatischen Kontinent. Z. Ethnol. XLIII, 214—236, 1911.

Stübel, H.: Die Li-Stämme der Insel Hainan. Ein Beitrag zur Volkskunde Südchinas. 338 S., Berlin 1937. — Vgl. Anhang S. 226—244.

Stübel, H. u. Li Hua-min: Die Hsia-min vom Tse-mu-shan. Ein Beitrag zur Volkskunde Chekiangs. Acad. Sinica Monogr. Inst. Sozialwiss. VI, 115 S., Nanking 1932. — Vlg. Stübel, H.: Ein Besuch bei den Hsia-min im südlichen Chekiang. Nachr. Dtsch. Ges. Nat. Völkerk. Ostasiens (22)—(24), 1931.

Thorel: Notes anthropologiques sur l'Indo-Chine. Pp. 289—334 in Garnier, F.: Voyage d'exploration en Indo-Chine effectué pendant les années 1866, 1867 et 1868 par une commission française présidée par M. le Capitaine de Frégate Doudard de Lagrée. II, 523 pp., Paris 1873.

Ting Wen-Kiang: Notizen von einer gemächlichen Fahrt in Südchina. Über die Einwohner von Yünnan, die Einwohner von Wu Ding, die Lo Wu von Huan Dschou. Anthropos XXIX, 659—677, 1934.

Ting, V. K.: Notes on the language of the Chuang in N. Kuangsi. Mus. Far Eastern Antiquities Stockholm I, 61—64, 1929.

Torrance, T.: Notes on the West China aboriginal tribes. J. West China Border Res. Soc. V, 10—24, 1932.

Tschepe, P. A.: Histoire du Royaume de Tch'ou. Variétés Sinologiques. 402 pp., Shanghai 1903.

Vial, P.: Les Lolos. Histoire, religion, moeurs, langue, écriture. Etudes sino-orientales, Facs. A, 71 pp., Chang-Hai 1898.

Williams, E. T.: The origins of the Chinese. Amer. J. Phys. Anthrop. I, 183—211, 1918.

Wist, H.: Die Yao in Südchina. Nach Berichten neuer chinesischer Feldforschungen. Baeßler-Arch. XXI, 73—135, 1938.

Young, Ching-Chi: L'ecriture et les manuscrits Lolos. Publ. Bibl. Sino-Int. Genève, IV, 70 pp., Genève 1935.

Young, Ching-Chi: Hypothèses sur les origines des Lolos. J. Hist. Res. I, No. 2, 133—162, 1936.

Yule, H. (Hrsg.): Cathay and the Way Thither. Being a Collection of Medieval Notices of China. 4 Vols., London 1915—1916.

Yule, H.: The Book of Ser. Marco Polo (3rd. ed., revised by H. Cordier), 2 vols., London 1921.

Zaborowski, S.: Photographies de femmes Lolo, Miao-Tsé et de natives de la ville de Yunnan. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris Sér. 5, II, 140—143, 1901.

Zaborowski, S.: Les Lolos et les populations du Sud de la Chine. Rev. Ec. Anthrop. XV, 86—95, 1905.

d) Taireiche und Taiwanderungen

Abadie, M.: Les races du Haut-Tonkin de Phong-Tho à Lang Son. 194 pp., Paris 1924.

Ahmad, H. M.: Thailand, Land der Freien. 264 S., Leipzig 1943.

Aymonier, E.: Le Cambodge. 3 Vols., Paris 1900—1904.

Baber, E. C.: Travels and researches in the interior of China. R. Geogr. Soc. Suppl. Pap. I, 1, 201 pp., London 1882.

Barth, A.: Stèle de Vat Phou près de Bassac (Laos). Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient II, 235—240, 1902.

Bernatzik, H. A.: Die Geister der gelben Blätter. Forschungsreisen in Hinterindien. 240 S., München 1938.

Bock, C.: Sur la population du Laos occidental. Bull. Soc. d'Anthrop. Paris Sér. 3, VI, 360—366, 1883.

Bock, C.: Notes sur les populations du Laos occidental. Mém. Soc. Anthrop. Paris Sér. 2, III, 104—136, 1888.

Bonifacy, A.: Etude sur les Tay de la Rivière Claire, au Tonkin et dans la Chine méridionale (Yun Nan et Kouang Si). T'oung Pao, Sér. 2, VIII, 77—98, 1908.

Le Boulanger, P.: Histoire du Laos français. Essai d'une chronologique des principautés laotiennes. 381 pp., Paris 1930 (Ref. Befeo XXX, 423—430, 1930).

Bourlet, A.: Les Thay. Anthropos II, 355—373, 613—632, 921—932, 1907.

Charignon, A. J. H.: Le livre de Marco Polo. 3 Vols., Pékin 1924—28.

Chavannes, E.: Les mémoires historiques de Se-ma Ts'ien. 5 Vols., Paris 1895—1905.

Chavannes, E.: Inscriptions et pièces de chancellerie chinoises de l'époque mongole. T'oung Pao, Sér. 2, VI, 1—42, 1905.

Clayès, J. Y.: L'archéologie du Siam. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXXI, 361—448, 1931.

Cochrane, W. W.: The Northern Shans. Pp. 1—30 in Milne, L.: Shans at Home. 289 pp., London 1910.

Cochrane, W. W.: The Shans. 227 pp., Rangoon 1915.

Coedès, G.: Documents sur l'histoire politique et religieuse du Laos occidental. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXV, 1—200, 1925.

Credner, W.: Siam. Das Land der Tai. 422 S., Stuttgart 1935.

Credner, W.: Völkerschichtung und Völkerbewegungen im mittleren Hinterindien. Geogr. Ann. (Sven-Hedin-Festschrift) 268—284, 1935.

Credner, W.: Kulturgeographische Beobachtungen in der Landschaft um Tali (Yünnan) mit besonderer Berücksichtigung des Tsao Problems. J. Siam Soc. XVII, 135—151, 1935.

Credner, W.: Hinterindien S. 327—452. F. Klute (Hrg.): Handb. Geogr. Wiss., in Vorder- u. Südasien, 569 S., Potsdam 1937.

Davies, H. R.: Yün-nan, the Link between India and the Yangtze. 431 pp., Cambridge 1909.

Devéria, G.: La frontière Sino-Annamite. Description géographique et ethnographique d'après des documents officiels chinois traduits pour la première fois. 182 pp., Paris 1886.

Diguet, E.: Etude de la langue tai, précédée d'une notice sur les races des hautes régions du Tonkin, comprenant: Grammaire, méthode, écriture tai et vocabulaire. Hanoi 1895.

Dodd, W. C.: The Tai Race, Elder Brother of the Chinese. Results of experience, exploration and research. 353 pp., Cedar Rapids, Jowa 1923.

Döhring, K.: Siam. 3 Bde., Darmstadt 1923.

Eberhard, W.: Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas. 506 S., Leiden 1942.

Edgar, J. H.: Prehistoric remains in Hsi-Kang or eastern Tibet. J. West China Border Res. Soc. VI, 56—61, 1933/34 (vgl. VII, 47—56, 1935.)

v. Eickstedt, E. Frhr.: Das Rassenbild des westlichen und zentralen Hinterindien. Anthrop. Anz. V, 176—187, 1928.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Im birmanischen Grenzgebirge. Umschau XXXII, 519—523, 1928.

v. Eickstedt, E. Frhr.: In Birma und den Schan-Staaten. Ethnol. Anz. II, (23)—(30), 1929.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Rassengeschichte von Indien unter besonderer Berücksichtigung von Mysore. Z. Morph. Anthrop. XXXII, 77—124, 1933.

v. Eickstedt, E. Frhr.: The position of Mysore in India's racial history. Pp. 3—80 in Iyer, A. K.: The Mysore Tribes and Castes I, 502 pp., Mysore 1927—1935.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die anthropologische Stellung von Indochina. Z. Morph. XXXIV, 79—93, 1934.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Arier und Nagas. Das historische Gegenspiel in der Kulturdynamik des indo-ceylonesischen Völkerkreises. S. 357—405 in Festschrift Hermann Hirt I, 436 S., Heidelberg 1936.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Geschichte der anthropologischen Namengebung und Klassifikation (unter Betonung der Erforschung von Südasien). Z. Rassenk. V, 209—282; VI, 36—96, 151—210, 1937.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Im Rotflußdelta und bei den obertonkinesischen Bergvölkern. Z. Rassenk. X, 120—162, 1939.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Siam und Laos, das Tai-Problem und die Chinoisants. Z. Rassenk. X, 1—67, 1939.

v. Eickstedt, E. Frhr. (übers. v. Tsung-tchi Tchou, ntiroduction by Shungshee H. Liu): Das Tai-Problem. Meridio-Occidentale Sinense I, 95—109, 1940.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Forschung am Menschen. Eine Darstellung des Gesamtinhalts der allgemeinen vergleichenden Biologie der Menschen (Anthropologie). Bisher 1512 S., Stuttgart 1937—1943.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Völkerbiologische Probleme der Sahara. Die Anthropologie der Tuareg und Tebu und die Rassengeschichte der antiken West-Aethiopier. Beitr. Kolon. Forsch., Tagungsband I, 169—240, 1943.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Das Angelproblem der ostasiatischen Völkerdynamik: Rolle und Rasse der Bai-I und Thai. Stud. Auslandskde. 1944.

Elias, N.: Introductory sketch of the history of the Shans in Upper Burma and West Yun-nan. 63 pp., Calcutta 1876.

Finot, L.: Recherches sur la litterature laotienne. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XVII, 1—218, 1917.

Finot, L.: Histoire ancienne, 1. Etats de l'est. 2. Etats de l'ouest. Pp. 61—73 in Levy, S.: Indochine. 2 Vols., Paris 1931.

Franke, O.: Geschichte des chinesischen Reiches. 3 Bde., Berlin-Leipzig 1930—37.

Frankfurter, O.: Beiträge zur Geschichte und Kultur Siams. Mitt. Sem. Orient. Spr. XXIII—XXV, 1. Abt. Ostasiatische Studien, 51—94, 1922.

Gait, E.: A History of Assam. 3. Ed., 388 pp., Calcutta 1926.

Garnier, F.: Voyage d'exploration en Indochine effectué pendant les années 1866, 1867 et 1868 par une commission Française présidée par M. le Capitaine de Frégate Doudart de Lagrée. 2 Vols., Paris 1873.

Graham, D. C.: A preliminary report of the Hanchow excavation. J. West China Border Res. Soc. VI, 114—131, 1934.

Graham, D. C.: The „white men's graves" of southern Szechwan. J. West China Border Res. Soc. VII, 84—89, 1935.

Graham, D. C.: Implements of prehistoric man in the West China Union University Museum of Archaeology. J. West China Border Res. Soc. VII, 47—56, 1935.

Graham, D. C.: Historic notes on the P'o Jën (Beh Ren). The last group of the Pre-Chinese Thai people to remain in Szechwan. J. West China Border Res. Soc. VIII, 82—87, 1936.

Graham, D. C.: An excavation at Suifu. J. West China Border Res. Soc. VIII, 88—105, 1936.

Graham, D. C.: Archaeology in West China. China J. XXVI, 172—174, 1937.

Guignard, Th.: Note sur une peuplade des montagnes du Quang-Binh: les Tac-cui. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XI, 201—205, 1911.

Guignard, Th.: Note historique et ethnographique sur le Laos et les Thay. Rev. Indochin. XV, 233—244, 1911.

Hackmann, L. H.: Vom Omi bis Bhamo. Wanderungen an den Grenzen von China, Tibet und Birma. 382 S., Berlin 1907.

Hallett, H. S.: Historical sketch of the Shans. Pp. 327—371 in Colquhoun, A. R.: Amongst the Shans. 392 pp. London 1885.

Halliday, R.: Les inscriptions Môn du Siam. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXX, 81—105, 1931.

Hansen, O.: The Kachins. Their Customs and Traditions. 225 pp., Rangoon 1913.

Harmand, J.: Les Laos et les populations sauvages de l'Indo-Chine. Tour du Monde XXXVIII, 1—48, 1879.

Harvey, G. E.: History of Burma. From the earliest times to 10 March 1824, the beginning of the English conquest. 415 pp., London 1925.

d'Hervey de Saint-Denys: Ethnographie des peuples étrangers à la Chine, ouvrage composé au XIII. siècle de notre ère par Ma-Touan-Lin, traduit pour la première fois du chinois avec un commentaire perpétuel. 2 Vols., Paris 1876—1883.

Hiranplücks, S.: Die Entwicklungsgeschichte Thailands (Königreich Siam), insbesondere die Geschichte der Beziehungen Siams zu den europäischen Nationen in den Jahren 1600—1700. 106 S., Dresden 1941.

Hosseus, C. C.: Durch König Tschulalongkorns Reich. 219 S., Stuttgart 1912.

Huard, P. et Bigot, A.: Les Giao-chi, ou hallux varus des Annamites. Trav. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine II, 51—67, 1937.

Huard, P. et Bigot, A.: Les Caractéristiques anthropo-biologiques des Indochinois. Trav. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine IV, 225 pp., 1938.

Huber, E.: Etudes indochinoises. V. La fin de la dynastie de Pagan. Bull. Ex. Franç. Extrême-Orient IX, 633—680, 1909.

Kerr, A.: Ethnologic notes. 1. The Lawa of the Baw Luang plateau. 2. The Chaobon to the south of Korat. 3. The Ka Tawng Luang. 4. On some rock paintings in eastern Siam. J. Siam Soc. XVIII, 135—152, 1924.

Kuhn, F. (Übers.): Die Drei Reiche. 540 S., Berlin 1940.

Leclère, A.: Les livres sacrés du Cambodge. Ann. Mus. Guimet, Bibl. Etud. XX, 1re part., Paris 1906.

Lefèvre-Pontalis, P.: L'invasion thaie en Indo-Chine, T'oung Pao, Sér. 2, VIII, 53—78, 1897; Sér. 2, X, 495—512, 1909.

Li, Chi: The Formation of the Chinese People. An anthropological inquiry. 283 pp., Cambridge 1928.

Liu, C. H.: A tentative classification of the races of China. Z. Rassenk. VI, 129—150, 1937.

Lowis, C. C.: Tribes of Burma. 109 pp., Rangoon 1919.

Luce, G. H.: Notes on the people of Burma in the 12th—13th century A. D.; pp. 296—302 (vgl. p. 300) in: Census of India 1931, XI, Burma I, 300 pp., Rangoon 1933.

Lunet de Lajonquière, E.: Ethnographie du Tonkin septentrional. 384 pp., Paris 1906.

Mänchen-Helfen, O.: The later books of the Shan-Hai-King (with a transaction of books VI—IX) Asia Mayor I, 550—586, 1924.

Maspéro, H.: Contribution à l'étude du système phonétique des langues Thai. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XI, 153—169, 1911.

Migliorini, E., Zampaglione, G., Vismara, M.: La Thailandia. Geografia, storia, politica e costituzione, economia e comunicazioni. 357 pp., Milano-Messina 1941.

Milne, L. and Cochrane, W. W.: Shans at home. 289 pp., London 1910.

Milne, L.: The Home of an Eastern Clan. A study of the Palaungs of the Shan states. 428 pp., Oxford 1924.

Morse, W. R. and Yen, Y.: Ancient historical aboriginal ethnic groups of Szechwan Province, West China. J. West China Border Res. Soc. VIII, 106—140, 1936.

Münsterberg, O.: Chinesische Kunstgeschichte. 2 Bde., 2. Aufl. Eßlingen 1924.

Notton, C.: Annales du Siam. 3 Vols., Paris 1926—32.
I: Chronique de Suvaṇṇa Khamdĕng. Suvaṇṇa K'ôm Khăm. Siṅhanavati.

II: Chronique de La: p'un, Histoire de la dynastie Chamt'evi.
III: Chronique de Xieng Mäi.
d'Ollone, H.: Les derniers barbares, Chine, Tibet, Mongolie. 372 pp., Paris 1911.
d'Orléans, H. Prince: Du Tonkin aux Indes. 442 pp., Paris 1898.
Osswald, A. u. Blumenschein, R.: Im Reislande Birma. 48 S., Dresden 1930.
Pavie, A.: Recherches sur l'histoire de Cambodge, du Laos et du Siam. In: Mission Pavie Indo-Chine 1879—1895, Etudes diverses II, Sér. 2, 488 pp., Paris 1898.
Pavie et Lefèvre-Pontalis, P.: Mission Pavie. Exploration de l'Inde-Chine. Mémoires et documents. 12 Vols., Paris 1894—1919.
Pelliot, P.: Deux itinéraires de Chine en Inde à la fin du VIIIme siècle. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient IV, 131—413, 1904.
Phayre, A. P.: History of Burma including Burma Proper, Pegu, Taungu, Tenasserim, and Arakan. From the earliest time to the end of the first war with British India. 311 pp., London 1883.
Raquez, A.: Pages laotiennes. 537 pp., Hanoi 1902.
Reichwein, A.: China und Europa. Geistige und künstlerische Beziehungen im 18. Jahrhundert. 179 S., Berlin 1923.
de Reinach, L.: Le Laos (Paris 1901). Revue et mis à jour par P. Chemin-Dupontés. 392 pp., Paris 1905.
Rocher, E.: La province chinoise du Yun-nan. 2 Vols., Paris 1879/80.
Rocher, E.: Histoire des princes du Yun-Nan et leurs relations avec la Chine d'après des documents historiques Chinois. T'oung Pao X, 1—32, 115—154, 337—368, 437—458, 1899.
Sainson, C.: Nan-tchao ye-che. Histoire particulière du Nan-tchao. 294 pp., Paris 1904.
Schulze, D.: Das politisch-geographische und geopolitische Kräfteverhältnis zwischen den drei chinesischen Südwest-Provinzen (Jünnan, Kwang-si, Kuang-tung), Britisch-Birma und Französisch-Indochina, im Spiegel der Geschichte. Diss. München. 214 S., Heidelberg 1940.
Scott, J. G., and Hardiman, J. P.: Gazetteer of Upper Burma and the Shan States. 5 Vols., Rangoon 1900.
Scott, J. G.: Burma. A Handbook of Practical Information. 3. Ed., 536 pp., London 1922.
Seidenfaden, E.: The Kha Tong Luang. J. Siam Soc. XX, 41—48, 1926.
Shakespear, L. W.: History of Upper Assam, Upper Burmah and North-Eastern Frontier. 272 pp., London 1914.
Siguret, J.: Territoires et populations des confins du Yunnan. Traduit du Chinois. 307 pp., Peiping 1937.

Soulié, G. et Tchang Yi-Tch'ou: Les barbares soumis du Yunnan. Chapitre du Tien-hi. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient VIII, 149—176, 333—379, 1907.

Terrien de Lacouperie: The cradle of the Shan race. Pp. XXI—LV in Colquhoun, A. R.: Amongst the Shans, 392 pp., London 1885.

Terrien de Lacouperie: The Languages of China before the Chinese. Researches on the languages spoken by the pre-Chinese race of China proper previously to the Chinese occupation. 148 pp., London 1887.

Ting, V. K.: Notes on the language of the Chuang in N. Kuangsi. Mus. Far Eastern Antiquities Stockholm I, 61—64, 1929.

Torrance, T.: Notes on the cave tombs and ancient burial mounds of western Szechwan. J. West China Border Res. Soc. IV, 88—105, 1930—31.

Torrance, T.: The early history of Chengtu. 20 pp., Chengtu 1936.

Torrance, T.: Notes on the West China aboriginal tribes. J. West China Border Res. Soc. V, 10—24, 1932.

Trittel, W.: Thailand (Kleine Auslandskunde XI). II. Aufl. 90 S., Berlin 1943.

Wehrli, H. J.: Ein Beitrag zur Ethnologie der Chingpaw (Kachin) von Ober-Burma. Int. Arch. Ethnol. XVI, Suppl. 1—83, 1904.

v. Wißmann, H.: Süd-Yünnan als Teilraum Südostasiens. Z. Geopol. XIX, 111—132, 1942.

Wood, W. A. R.: A History of Siam. 247 pp., London 1926.

Yule, H.: The Book of Ser Marco Polo (3rd. ed., revised by H. Cordier), 2 vols., London 1921.

e) Annam und Tchampa

Abadie, M.: Les races du Haut-Tonkin de Phong-Tho à Lang-Son. 194 pp., Paris 1924.

Aurousseau, L.: Georges Maspéro, le royaume de Champa (Ref.). Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XIV, No. 9, 8—43, 1914 (vgl. S. 15).

Aurousseau, L.: La première conquête chinoise des pays Annamites. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXIII, 137—264, 1923.

Aurousseau, L.: Sur le nom de Cochinchine. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXIV, 563—579, 1924.

Aymonier, E.: Légendes historiques des Chames. Excursions et Reconnaissances XIV, 145—206, 1890.

Aymonier, E. et Cabaton, A.: Dictionnaire Čam-français. Publ. Ec. Franç. Extrême-Orient. 587 pp., Paris 1906.

Besnard, H.: Les populations Moi du Darlac. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient VII, 61—86, 1907.

Bonifacy, A. L. M.: Etude sur les langues parlées par les populations de la haute Rivière Claire. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient V, 306—327, 1905.

Bonifacy, A. L. M.: Conférence sur les groupes ethniques du Haut Tonkin et du Fleuve Rouge. Soc. Géogr. Hanoi VI, 1—32, 1925.

Brodrick, A. H.: Little China. The Annamese Land. 332 pp., London 1942.

Cadière, R. P.: Les lieux historiques du Quang Binh. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient III, 164—205, 1903.

Cadière, L. et Pelliot, P.: Première étude sur les sources annamites de l'histoire d'Annam. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient V, 77—145, 1905.

Cadière, L.: Le mur de Dong-Ho'i. Etude sur l'établissement des Nguyên en Cochinchine. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient VI, 87—254, 1906.

Charignon, A. J. H.: Le livre de Marco Polo. 3 Vols., Pékin 1924—28.

Chavannes, E.: Les mémoires historiques de Se-ma Ts'ien. 5 Vols., Paris 1895—1905.

Chavannes, E.: Les deux plus anciens spécimens de la cartographie chinoise. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient III, 214—247, 1903.

Chavannes, E.: Le royaume de Wu et de Yüe. T'oung Pao XVII, 129—264, 1916.

Chéon, A.: Note sur les Muong de la province de Son-Tay. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient V, 328—348, 1905.

Clayès, J. Y.: Simhapura, la grande capitale Chame (VI.—VIII. s. a. D.). Rev. Arts Asiat. VII, 93—104, 1931.

Colani, M.: Recherches sur le préhistorique indochinois. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXX, 299—422, 1930.

Colani, M.: L'homme fossile. Résumé des études faites en 1936 (Chine, Péninsule malaise, Indonésie, Indochine). Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXXVI, 532—536, 1936.

Dumoutier, G.: Etude historique sur Trieu-vo-dê et sa dynastie (206—109 av. J.-C.). Fondation du royaume de Nam-viêt, après la destruction de Van-lang. T'oung Pao, Sér. 2, VII, 413—436, 1906.

Du'o'ng-Quang-Hàm: Leçons d'histoire d'Annam. 240 pp., Hanoi 1936.

Dussault, C.: Les populations du Tonkin occidental et du Haut Laos. Soc. Geogr. Hanoi V, 1—48, 1924.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Jm Rotflußdelta und bei den obertonkinesischen Bergvölkern. Z. Rassenk. X, 120—162, 1939.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Annamiten und der Untergang von Tchampa. Z. Rassenk. XI, 21—79, 1940.

Finot, M. L.: La religion des Chams d'après les monuments, étude suivie d'un inventaire sommaire des monuments chams de l'Annam. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient I, 12—26, 1901.

Finot, M. L.: Notes d'épigraphie. Deux nouvelles inscriptions de Bhadravarman I., roi de Champa. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient II, 185—191, 1902.

Finot, M. L.: Notes d'épigraphie. V. Pāṇduranga. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient III, 630—648, 1903.

Finot, M. L.: Les inscriptions de Mi-son. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient IV, 897—977, 1904.

Finot, M. L.: Les Etudes indochinoises. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient VIII, 221—233, 1908.

Fischer, A.: Die Herkunft der Shantrommeln. Z. Ethnol. XXXV, 668—669, 1903.

Foy, W.: Über alte Bronzetrommeln aus Südostasien. Mitt. Anthrop. Ges. Wien XXXIII, 390—409, 1903.

Foy, W.: Fr. Hirth, Chinesische Ansichten über Bronzetrommeln. Mitt. Anthrop Ges. Wien XXXVI, 44—50, 1906.

Fromaget, J. et Saurin, E.: Note préliminaire sur les formations cénozoiques et plus récentes de la Chaîne Annamitique septentrionale et du Haut-Laos. Bull. Serv. Géol. Indochine XXII, 48 pp., 1936.

Garnier, F.: Voyage d'exploration en Indo-Chine effectué pendant les années 1866, 1867 et 1868 par une commission française présidée par M. le Capitaine de Frégate Doudart de Lagrée. 2 Vols., Paris 1873.

Gaspardone, E.: Matériaux pour servir à l'histoire d'Annam. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXIX, 63—259, 1929.

Goloubew, V.: L'âge du bronze au Tonkin et dans le Nord-Annam. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXIX, 1—46, 1929.

Goloubew, V.: Sur l'origine et la diffusion des tambours métalliques. Praehistorica Asiae Orient. I, 1. Congr. Préhist. Extrême-Orient Hanoi, 137—150, 1932.

Granet, M.: Fêtes et chansons anciennes de la Chine. 2. Ed., 301 pp., Paris 1929 (Ref. Befeo XIX, 65, 1919).

Grousset, R.: Histoire de l'Extrême-Orient. Ann. Mus. Guimet, Bibl. Etud. XXXIX—XL, 770 pp., Paris 1929.

Guignard, Th.: Note historique et ethnographique sur le Laos et les Thay. Rév. Indochin. XV, 233—244. 1911.

Heger, F.: Alte Metalltrommeln aus Südostasien. 2 Bde., Leipzig 1902.

Heine-Geldern, R.: Ein Beitrag zur Chronologie des Neolithikums in Südostasien. S. 809—843 in Koppers, W.: Festschrift P. W. Schmidt, 977 S., Wien 1928.

Heine-Geldern, R.: Urheimat und früheste Wanderungen der Austronesier. Anthropos XXVII, 543—619, 1932.

Heine-Geldern, R.: Bedeutung und Herkunft der ältesten hinterindischen Metalltrommeln (Kesselgongs). Asia Major VIII, 519—537, 1933.

d'Hervey de Saint-Denys: Ethnographie des peuples étrangers à la Chine, ouvrage composé au XIII. siècle de notre ère par Ma-Touan-Lin, traduit pour la première fois du chinois avec un commentaire perpétuel. 2 Vols., Paris 1876—1883.

Himly, K.: Sprachvergleichende Untersuchungen des Wörterschatzes der Tscham-Sprache. Sb. Kgl. Akad. Wiss. München, phil. Kl. III, 322—456, 1890.

Hirth, F.: Über hinterindische Bronzetrommeln. T'oung Pao I, 137—142, 1890.

Hirth, F.: Chinesische Ansichten über Bronzetrommeln. Mitt. Sem. Orient. Sprachen Berlin VII, 200—262, 1904.

Huard, P.: Bibliographie sommaire des travaux indochinois concernant les sciences anthropologiques et ethnologiques. Travaux Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine (Section Anthropologique) II, 185—218, 1937.

Hutson, J.: Chinese ideas of antiques. J. North China Branch R. Asiat. Soc. LI, 51—80, 1920.

Leuba, J.: Un royaume disparu. Les Chams et leur art. 203 pp., Paris et Bruxelles 1923.

Li, Chi: The Formation of the Chinese People. An anthropological inquiry. 283 pp., Cambridge, Mass. 1928.

Louppe, A.: Muongs de Cua-Rao. 100 pp., Hanoi 1934.

Lunet de Lajonquière, E.: Ethnographie du Tonkin septentrional. 384 pp., Paris 1906.

Madrolle, C.: Indochine du Nord, Indochine du Sud. 2 Vols., Paris 1925/26.

Maître, H. M.: Les populations de l'Inde-Chine. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 6, III, 107—115, 1912.

Majumdar, R. C.: Ancient Indian Colonies in the Far East. I. Champa. 274 pp., Lahore 1927.

Mansuy, H.: Contribution à l'étude de la préhistoire de l'Indochine. Bull. Serv. Géol. Indochine VII, 14 pp., 1920; X, 24 pp., 1923; XI, 39 pp., 1924.

Mansuy, H. et Colani, M.: Contribution à l'étude de la préhistoire de l'Indochine VIII, Néolithique inférieur (Bacsonien) et néolithique supérieur dans le Haut-Tonkin (dernières recherches) avec la description des crânes du gisement de Lang-cuom. Mém. Serv. Géol. Indochine XII, 45 pp., 1925.

Marshall, H. J.: The Karen People of Burma; a study in anthropology and ethnology. 329 pp., Columbus 1922.

Maspéro, H.: Le protectorat général d'Annam sous les T'ang. Essai de géographie historique. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient X, 539—584, 665—682, 1910.

Maspéro, H.: Etudes sur la phonétique historique de la langue Annamite. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XII, 1—127, 1912.

Maspéro, H.: Le royaume de Champa. 374 pp., Leiden 1914.

Maspéro, H.: Etudes d'histoire d'Annam. IV. Le royaume de Van-lang. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XVIII, 1—10, 1918.

Maspéro, H.: La géographie politique de l'Indochine aux environs de 960 A. D. Etudes Asiat. II, 79—125, 1925.

Maspéro, G. (Hrg.): Un empire colonial français. L'Indochine, 2 Vols., Paris 1929/30.

des Michels, A.: Essai sur les affinités de la civilisation chez les Annamites et chez les Chinois. Rev. Ethnogr. I, 169—185, 1869.

des Michels, A.: Les annales impériales de l'Annam. Traduites en entier pour la première fois du texte chinois. 2 Vols., Paris 1889—1894.

Mondière, A. T.: Notes sur l'anthropologie, la démographie et la pathologie de la race annamite. Mém. Soc. Anthrop. Paris I, 233—259, 1873.

Mondière, A. T.: Les races de l'Indo-Chine. Rev. Anthrop. XI, 676—684, 1882; XII, 299—306, 1883.

Mus, P.: Cultes indiens et indigènes au Champa. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXXIII, 367—410, 1933.

Ner, M.: Rapport d'une mission en pays Moi. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXX, 533—576, 1930.

Parmentier, H.: Caractères généraux de l'architecture chame. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient I, 245—258, 1901.

Parmentier, H.: Le sanctuaire de Po-Nagar à Nhatrang. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient II, 17—54, 1902.

Parmentier, H.: Découverte de bijoux anciens à Mi-So'n. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient III, 665, 1903.

Parmentier, H.: Les monuments du cirque de Mi-son. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient IV, 805—897, 1904.
Parmentier, H. et Durand, E. M.: Le trésor des rois Chams. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient V, 1—46, 1905.
Parmentier, H.: Découverte d'un nouveau dépôt dans le temple de Pô Nagar de Nhatrang. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient IX, 347—351, 1909.
Parmentier, H.: Anciens tambours de bronze. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XVIII, 1—30, 1918.
Parmentier, H.: L'art d'Indravarman. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XIX, 1—114, 1919.
Patte, E.: L'Indochine préhistorique. Rev. Anthrop. XLVI, 277—314, 1936.
Przyluski, M. J.: Les populations de l'Indochine française. Pp. 45—60 in Lévi, M. S.: Indochine I, 502 pp., Paris 1931.
Reynaud, A.: Les Tsiams et les sauvages bruns de l'Indochine. 60 pp., Paris 1880.
Roux, H.: Deux tribus de la région de Phongsaly (Laos septentrional; I: A-Khas ou Khas Kôs, II: P'u-Noi). Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXIV, 373—500, 1925.
Schmidt, P. W.: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Atlas, 14 Karten. Heidelberg 1926.
Schnitger, F. M.: Die ältesten Schiffsdarstellungen in Indonesien. Arch. Anthrop. N. F. XXVIII, 141—145, 1943.
Silvestre: Les Thai blancs de Phong-Tho. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient, XVIII, No. 4, 1—56, 1918.
Verneau, R.: Les crânes humains du gisement préhistorique de Pho-Binh-Gia (Tonkin). L'Anthrop. XX, 546—559, 1909.

f) Angkor, Kmer und die Waldstämme

Aymonier, E.: Légendes historiques des Chames. Excursions et Reconnaissances XIV, 145—206, 1890.
Aymonier, E.: Le Cambodge. 3 Vols., Paris 1900—1904.
Aymonier, E.: Histoire de l'ancien Cambodge. 198 pp., Straßbourg (1918).
Ball, V.: On some stone implements of the Barmese type, found in Pargana Dalbhum, District of Singbhum, Chota-Nagpur Division. Proc. Asiatic Soc. Bengal, 118—120, 1875.
de Barthélemy, P.: Reconaissance chez les Mois-Stiengs et aux environs du mont Djambra. La Géogr. III, 489—498, 1901.

Barthélemy, R.: Un nouveau groupe de Négritos au Cambodge. L'Anthrop. XXXII, 602—603, 1922.

Bastian, A.: A visit to the ruined cities and buildings of Cambodia. J. R. Geogr. Soc. London XXXV, 74—87, 1865.

Bastian, A.: Reise durch Kambodja nach Cochinchina (Die Völker des östlichen Asien). 436 S., Jena 1868.

Baudenne, A.: Les Khas de la région d'Attopeu. Rev. Indochin. 260—274, 421—443, 1913.

Baudesson, A.: Chez les Mois et les Chams. 284 pp., Paris 1931.

Baudesson, A.: Au pays des superstitions et des rites. Chez les Mois et les Chams. 171 pp., Paris 1932.

Bernard, N.: Les Khas, peuple inculte du Laos français. Notes anthropologiques et anthropométriques. Bull. Géogr. Hist. Descript. XIX., 283—389, 1904.

Bernatzik, H. A.: Die Geister der gelben Blätter. Forschungsreisen in Hinterindien. 240 S., München 1938.

Besnard, H.: Les populations Moi du Darlac. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient VII, 61—86, 1907.

Beyer, H. O.: Recent discoveries in Philippine archaeology. Proc. third Pan-Pacific Sci. Congr. II, 2469—2491, 1926.

Blagden, C. O.: A Malayan element in some of the languages of southern Indo-China. J. Straits Branch R. Asiat. Soc. XXXVIII, 1—27, 1902.

de Blainville, C.: Les Mois de la région du Song-Ba et du Darlac. Rev. Géogr. LIII, 128—147, 229—253, 1903.

Bodding, P. O.: Ancient stone implements in the Santāl Parganas. J. Asiatic Soc. Bengal LXX, 17—22, 1901.

Bonifacy: Cours d'ethnographie Indochinoise. 110 pp., Hanoi 1919.

Bourlet, A.: Les Thay. Anthropos II, 355—373, 613—632, 921—932, 1907.

Brengues, J.: Note sur les populations de la région des montagnes des Cardamomes. J. Siam Soc. II, 19—40, 1905.

Brown, J. M.: Peoples and Problems of the Pacific. 2 Vols., London 1927.

Brunhes, J.: Observations sur les tribus à structure sociale de type matriarcal de l'Indochine. L'Anthrop. XXXV, 347—349, 1925.

Cabaton, A.: Dix dialectes indochinois recueillis par Prosper Odend'hal. J. Asiat. I, 265—334, 1905.

Cabaton, A.: Les jungles Mois. La Géogr. XXVII, 276—281, 1913.

Cabaton, A.: Les demi-civilisés de l'Indochine. Outre Mer, 9—21, 151—166, 1929.

Casey, R. J.: Four Faces of Siva. The detective story of a vanished race. 264 pp., London-Bombay-Sidney 1929.

Coedès, G.: Etudes cambodgiennes. XII. Le site primitif du Tchen-La. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XVIII, 1—9, 1918.

Colani, M.: L'âge de la pierre dans la province de Hoa-Binh (Tonkin). Mém. Serv. Géol. Indochine XIV, 126 pp., Hanoi 1927.

Colani, M.: Recherches sur le préhistorique indochinois. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXIX, 261—287, 1929.

Colani, M.: L'homme fossile. Résumé des études faites en 1936 (Chine, Péninsule malaise, Indonésie, Indochine). Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXXVI, 532—536, 1936.

de Coral Rémusat, G.: L'art Khmer. Les grandes étapes de son évolution. Etudes d'art et d'ethnol. Asiat. I, 136 pp., Paris 1940.

Coussot, A. et Ruel, H.: Douze mois chez les sauvages du Laos. 352 pp., Paris 1898.

Crawfurd, J.: History of the Indian Archipelago. 3 Vols., Edinburgh 1820.

Credner, W.: Siam. Das Land der Tai. 422 S., Stuttgart 1935.

Credner, W.: Hinterindien als Rassenwanderungsraum. Ein kulturgeographischer Beitrag zur Erklärung der Rolle der Weddiden im hinterindischen Rassengefüge. Z. Rassenk. XIII, 324—333, 1943.

Cupet: Voyages au Laos et chez les Sauvages de Sud-Est de l'Indo-Chine. In: Mission Pavie Indo-Chine 1879—1895. Vol. III, 428 pp., Paris 1900.

Dauffès, M.: Notes ethnographiques sur les Kòs. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient VI, 327—334, 1906.

Dixon, R. B.: Recent archaeological discoveries in the Philippines and their bearing on the prehistory of Eastern Asia. Proc. Amer. Philos. Soc. LXIX, 225—229, 1930.

Dourisboure, P.: Les sauvages Ba-Hnars (Cochinchine orientale). Souvenirs d'un missionnaire. 2. Ed. 316 pp., Paris 1875 (1. Ed. 1873).

Durand, P.: Le temple de Pò-Romé à Phanrang. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient III, 597—603, 1903.

Durand, P.: Les archives des derniers rois Chams. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient VII, 313—355, 1907.

Dye, D. S.: Some ancient circles, squares, angles and curves in earth and in stone in Szechwan, China. J. West China Border Res. Soc. IV, 97—105, 1930—31.

Earl, G. W.: The native races of the Indian Archipelago. 158 pp., London 1853.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Der Zentral-Dekkan und die Rassengliederung Indiens. Anthrop. Anz. VIII, 89—103, 1931.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Rassengeschichte von Indien unter besonderer Berücksichtigung von Mysore. Z. Morph. Anthrop. XXXII, 77—124, 1933.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 936 S., Stuttgart 1934.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Travancore, Cochinchina und Kambodscha. Z. Rassenk. VIII, 294—333, 1938.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Forschungen in Süd- und Ostasien. II. Siam und Laos, das Tai-Problem und die Chinoisants. Z. Rassenk. X, 1—67, 1939.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Untersuchungen bei der indochinesischen Urbevölkerung der Moi. Z. Rassenk. XI, 115—153, 1940.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Völkerbiologische Probleme der Sahara. Die Anthropologie der Tuareg und Tebu und die Rassengeschichte der antiken Westäthiopier. Beitr. Kolon. Forsch., Tagungsband I, 169—240, 1943.

Ferrand, G.: L'empire sumatranais de Çrivijaya. 190 pp., Paris 1922.

Finlayson, G.: Die Gesandtschaftsreise nach Siam und Hué, der Hauptstadt von Cochinchina, in den Jahren 1821 bis 1822. Aus d. Engl. v. Th. St. Raffles. (In Bertuchs Neuer Bibliothek der wichtigen Reisebeschreibungen, II. Hälfte, 44. Bd.) 394 S., Weimar 1827.

Finot, L.: Les origines de la colonisation indienne en Indochine. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XII, 1—4, 1912.

Finot, L.: Indo-China in the records of Chinese pilgrims. Indian Hist. Quarterly II, 250—261, 1926.

Finot, L.: S. M. Sisowath, Roi du Cambodge. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXVII, 519—523, 1927.

Friederici, G.: Malaio-polynesische Wanderungen. Vortrag, XIX. Geogr. Tag Straßburg. Brosch. 37 S., Leipzig 1914.

Fromaget, J. et Saurin, E.: Note préliminaire sur les formations cénozoiques et plus récentes de la chaine annamitique septentrionale et du Haut-Laos (Stratigraphie, préhistoire, anthropologie). Bull. Service Géol. Indochine XXII, S. A. 48 pp., 1936.

Garnier, F.: Voyage d'exploration en Indo-Chine effectué pendant les années 1866, 1867, et 1868 par une commission française présidée par M. le Capitaine de Frégate Doudart de Lagrée. 2 Vols., Paris 1873.

Goetz, H.: Epochen der indischen Kultur. 601 S., Leipzig 1929.

Groslier, G.: Recherches sur les Cambodgiens, d'après les textes et les monuments, depuis les premiers siècles de notre ère. 432 pp., Paris 1911 (Ref. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXII, 178—194, 1922).

Groslier, G.: La sculpture Khmère ancienne. 91 pp., Paris 1925 (Ref. Befeo XXVII, 350—359, 1927).

Grousset, R.: Histoire de l'Extrême-Orient. Ann. Mus. Guimet, Bibliothèque d'études XXXIX—XL, 770 pp., Paris 1929.

Guerlach, J. B.: Quelques notes sur les Sadets. Rev. Indochin. 184—188, 1905.

Guerlach, J. B.: L'oeuvre néfaste. Les missionnaires en Indo-Chine, Saigon 1906.

Halliday, R.: Les inscriptions Môn du Siam. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXX, 81—105, 1931.

Hamy, E.-T.: Sur l'anthropologie du Cambodge. Bull. Soc. Anthrop. Paris VI, 141—166, 1871.

Hamy, E. T.: Coup d'oeil sur l'anthropologie du Cambodge. Arch. Méd. Nav. XVII, 250—270, 1872.

Hamy, E. T.: Note complémentaire sur l'anthropologie du Cambodge. Arch. Méd. Nav. XX, 61—68, 1875.

Hamy, E. T.: Sur les Penongs Piaks. Bull. Soc. Anthrop. Paris Sér. 2, XII, 524—537, 1877.

Harmand, J.: Les Laos et les populations sauvages de l'Indo-Chine. Tour du Monde XXXVIII, 1—48, 1879.

Heine-Geldern, R.: Die Steinzeit Südostasiens. Sb. Anthrop. Ges. Wien LVII, 47—54, 1926/27.

Heine-Geldern, R.: Weltbild und Bauform in Südostasien. Wiener Beitr. Kunst u. Kultur Ostasiens IV, 28—78, 1930.

Heine-Geldern, R.: Urheimat und früheste Wanderungen der Austronesier. Anthropos XXVIII, 543—619, 1932.

Heine-Geldern, R.: Prehistoric research in Indonesia. Ann. Bibliogr. Indian Archaeol. IX, 26—38, 1936.

Herrmann, A.: Südostasien auf der Ptolemaeuskarte. Forsch. Fortschr. XIV, 398—400, 1938.

Holbé, T. V.: Quelques observations sur un groupe de Khas du Bas-Laos. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris Sér. 5, IV, 369—373, 1903.

Hoffet, J.-H.: Les Moïs de la Chaîne annamitique entre Tourane et les Boloven. La Géogr. LX, 1—43, 1933.

Huard, P.: Bibliographie sommaire des travaux indochinois concernant les sciences anthropologiques et ethnologiques. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine (Section Anthrop.) II, 185—218, Hanoi 1937.

Huard, P. et Bigot, A.: Les Giao-chi, ou hallux varus des Annamites. Trav. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine II, 51—67, 1937.

Huxley, T. H.: Letter on the human remains found in the shell mounds. Trans. Ethnol. Soc., N. S. II, 119—129, 1863.

Kelling, R.: Das chinesische Wohnhaus. 128 S., Mitt. Dtsch. Ges. Natur- u. Völkerk. Ostasiens. Suppl. Bd. XIII, Tokyo 1935.

Kemlin, J. E.: L'immigration annamite en pays Moi, en particulier dans la province de Kontum. 24 pp., Quinhon o. J.

Kemlin, R. P.: Les songes et leur interprétation chez les Reungao. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient X, 507—538, 1910.

Kemlin, R. P.: Rites agraires des Reungao. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient IX, 493—522, 1909, X, 131—158, 1910; vgl. XVII, 1—119, 1917.

Kemlin, R. P.: Les alliances chez les Reungao. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XVII, 1—119, 1917.

Kern, H.: Het stamland van der Maleisch-Polynesische volken. Tÿdschrift voor Nederlandsch Indïe, N. S. XVIII, 2, 1—9, 1889.

Lavallée, A.: Notes ethnographiques sur diverses tribus du Sud-Est de l'Indo-Chine. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient I, 291—311, 1901.

Leclère, A.: Les Pnongs. Mém. Soc. Ethnogr. (Section Orientale et américaine) V, 137—208, 1908.

Macey, P.: Etudes ethnographiques sur les Khas. Rev. Indochin. 241—249, 479—483, 540—552, 781—786, 868—874, 1907.

Madrolle, C.: Indochine du Nord, Indochine du Sud. 2 Vols., Paris 1925/26.

Maître, H.: Note sur la tour chame du Nam Lieu (Darlac septentrional). Bull. Ec. Franç. Extrême Orient VI, 342—344, 1906.

Maître, H.: Les jungles Moi. Exploration et histoire des hinterlands Moi du Cambodge, de la Cochinchine, de l'Annam et du Bas Laos. 578 pp., Paris 1912.

Maître, H.: Les régions Mois du Sud-Indochinois. Le plateau de Darlac. 332 pp., Paris 1909.

Maître, H. M.: Les populations de l'Indo-Chine. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 6, III, 107—115, 1912.

Maître, H.: Das südliche Indochina. Peterm. Geogr. Mitt. II, 266—270, 319—323, 1912.

Majumdar, R. C.: Ancient Indian Colonies in the Far East. 274 pp., Lahore 1927.

Malleret, L.: Groupes ethniques de l'Indochine française. Album de cent planches tirées en phototypie avec Fond Chine. 62 pp., Saigon 1937.

Mansuy, H.: Contribution à l'étude de la préhistoire de l' Indochine. I. L'industrie de la pierre et du bronze dans la région de Luang Prabang, Haut-Laos. Bull. Serv. Géol. Indochine VII, 14 pp., 1920.
II. Gisements préhistoriques des environs de Lang-son et de Tuyên-quang, Tonkin. Bull. Serv. Géol. Indochine VII, 10 pp., 1920.
III. Résultats de nouvelles recherches effectuées dans le gisement préhistorique de Somrong Sen (Cambodge). Suivi d'un résumé de l'état de nos connaissances sur la préhistoire et sur l'ethnologie des races anciennes de l'Extrême-Orient méridional. Mém. Serv. Géol. Indochine X, 1, 25 pp., 1923.
IV. Stations préhistoriques dans les cavernes du massif calcaire de Bac-Son, Tonkin. Mém. Serv. Géol. Indochine XI, 2, 1924.
V. Nouvelles découvertes dans les cavernes du massif calcaire de Bac-Son, Tonkin. Mém. Serv. Géol. Indochine XII, 1, 1925.
VI. Stations préhistoriques de Kéo-Phay (suite), de Khac-Kiem (suite) de Lai-Ta et de Bang-Mac, dans le massif calcaire de Bac-Son (Tonkin) Mém. Serv. Géol. Indochine XII, 2, 21 pp., 1925.

Mansuy, H. et Colani, M.: Contribution à la préhistoire de l'Indochine. VII. Crânes du gisement de Lang-cuom. Mém. Serv. Géol. Indochine XII, 1—47, 1925.

Mansuy, H.: La préhistoire en Indochine. Exposition Coloniale Internat. 26 pp., Paris 1931.

Marchal, H.: Guide archéologique aux temples d'Angkor. 217 pp., Paris et Bruxelles 1928.

Marchal, H.: Archeological Guide to Angkor. Angkor-Vat, Angkor-Thom and the Monuments along the Small and Big Circuits. New Ed., 272 pp., Saigon 1933.

Martin, R.: Die Inlandstämme der malayischen Halbinsel. Wissenschaftliche Ergebnisse einer Reise durch die Vereinigten Malayischen Staaten. 1052 S., Jena 1905.

Maspéro, H.: Le royaume de Champa. 374 pp., Leiden 1914.

Maspéro, G.: Les Langues de l'Indochine. Pp. 63—80 in Maspéro, G.: L'Indochine. 2 Vols., I, 354 pp. Paris 1929.

Maspéro, G.: Un empire colonial français. L'Indochine. 2 Vols., Paris 1929/30.

Massie: Catalogue des objets des âges de la pierre et du bronze recueillis dans la région de Luang Prabang. Pp. 10—15 in Mission Pavie Indochine 1879—1895. Etudes diverses. Vol. III Recherches sur l'histoire naturelle de l'Indo-Chine orientale. 549 pp., Paris 1904.

Maupetit, M.: Essai de psychologie laotienne. Rev. Indochin. 629—656, 1913.

Maurel, E.: Mémoire sur l'anthropologie des divers peuples vivant actuellement au Cambodge. Mém. Soc. Anthrop. Paris IV, 459—535, 1889—1893.

Meillet, A. A. et Cohen, M.: Les langues du monde. 811 pp., Paris 1924.

Menghin, O.: Weltgeschichte der Steinzeit. II. Aufl. 648 S., Wien 1940.

Menghin, O.: Zur Steinzeit Ostasiens. S. 908—942 in Koppers, W.: Festschrift P. W. Schmidt, 977 S., Wien 1928.

Mijsberg, W. A.: Recherches sur les restes humains trouvés dans les fouilles des abris-sous-roche de Goewa-Lawa à Sampoeng et des sites préhistoriques à Bodjonegoro (Java). Bull. Serv. Archéol. Indes Néerland. 1. Congr. Préhist. Extrême-Orient Hanoi, 39—54, 1932.

Monfleur, A.: Monographie de la Province du Darlac (1930). 48 pp., Hanoi 1931.

Mookerji, R.: A History of Indian Shipping and Maritime Activity from the Earliest Times. 284 pp., London 1912.

Mouhout, H.: Voyage dans les royaumes de Siam, de Cambodge, de Laos et autres parties centrales de l'Indo-Chine. 335 pp., Paris 1868 (vgl. a. Tour du Monde, VIII, 219—352, 1863).

Néis, P.: Rapport sur une mission scientifique faite chez les Mois de l'arrondissement de Baria, du 15. mai au 15. juin 1880. Excursions et Reconnaissances, 405—437, 1880.

Néis, P.: Voyage de Kratieh à Stung-Treng. Bull. Soc. Géogr. XI, 308—312, 1883.

Néis, P.: Explorations chez les sauvages de l'Indo-Chine. Bull. Soc. Géogr. XI, 481—504, 1883.

N. N. (Service Géogr. de l'Indochine): Atlas de l'Indochine, 46 Karten, o. O., o. J.

Nelson, N. C.: The dune dwellers of the Gobi. Natural Hist. XXVI, 246—251, 1926.

Ner, M.: Rapport d'une mission en pays Moi. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXX, 533—576, 1930.

Ner, M.: Les Moi du Haut-Donnai. Extrême-Asie, 336—350, 1933.

Le Nulzec: Le plateau des Cardamomes cambodgiens. La Géographie XLVI, 305—344, 1926.

Parmentier, H.: Cartes de l'empire Khmèr d'après la situation des inscriptions datées. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XVI, No. 3, 69—73, 1916.

Patte, P.: Hinterland Moi. 260 pp., Paris 1906.

Patte, E.: Note sur le préhistoire Indo-Chinois. III. Etude anthropologique du crâne néolithique de Minh-Cam (Annam). Bull. Serv. Géol. Indochine XIII, 1—27, 1925. — Vgl. XIV, 1—33.

Patte, E.: L'Indochine préhistorique. Rev. Anthrop. XLVI, 277—314, 1936.

Pavie, A.: Recherches sur l'histoire de Cambodge, du Laos et du Siam. In: Mission Pavie Inde-Chine 1879—1895, Etudes diverses II, Sér. 2, 488 p., Paris 1898.

Pavie et Lefèvre-Pontalis, P.: Mission Pavie. Exploration de l'Inde-Chine. Mémoires et documents. 12 Vols., Paris 1894—1919.

Pelliot, P.: Mémoire sur les coûtumes du Cambodge, par Tcheou Takouan, traduits et annotés. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient II, 123—177, 1902.

Pelliot, P.: Le Fou-Nan. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient III, 248—303, 1903.

Peri, N.: Un plan japonais d'Ankor Vat. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXII, 119—126, 1923.

Peri, N.: Essai sur les relations du Japon et de l'Indochine aux XVI. et XVII. siècles. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXIII, 1—137, 1923. — Vgl. S. 119—126.

Pleyte, C. M.: De praehistorische steenen wapenen en werktuigen uit den Oost-Indischen Archipel, beschouwd uit een archeologisch en ethnographisch oogpunt. Bijdragen tot de Taal-, Land- en Volkenkunde van Nederlandsch-Indië, 5. Volgr. II, 586—604, 1887.

Przyluski, M. J.: Les populations de l'Indochine française. Pp. 45—60 in Lévi. M. S.: Indochine I, 502 pp., Paris 1931.

de Quatrefages, A.: Histoire générale des races humaines. Introduction à l'étude des races humaines. 618 pp., Paris 1889.

Rivet, P.: Les Mélano-Polynésiens et les Australiens en Amérique. Anthropos XX, 51—54, 1925.

Rivet, P.: Le groupe océanien. Bull. Soc. Linguist. Paris XXVII, 141—168, 1927.

Robequain, Ch.: L'Indochine française. 224 pp., Paris 1935.

Roux, H. et Tran-Van-Chu, M.: Les Tsa Khmu. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXVII, 169—222, 1927.

Russier, M.: Histoire sommaire du Royaume de Cambodge. 135 pp., 1929.

Sarasin, F.: Recherches Préhistoriques en Siam. L'Anthrop. XLIII, 1—40, 1933.

Schmidt, P. W.: Die sprachlichen Verhältnisse Oceaniens (Melanesiens, Polynesiens, Mikronesiens und Indonesiens) in ihrer Bedeutung für die Ethnologie. Mitt. Anthrop. Ges. Wien XXIX, 245—258, 1899.

Schmidt, P. W.: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. Atlas mit 14 Karten. Heidelberg 1926.

Steiger, G. N.: A History of the Far East. 928 pp., Boston 1936.

Suter, H.: Angkor, eine Reise nach den Ruinen von Angkor. 19 S., Berlin 1912.

Teilhard de Chardin: Notes sur la paléontologie humaine en Asie Méridionale. L'Anthrop. XLVII, 23—33, 1937.

Thorel: Notes médicales du voyage d'exploration du Mé-Kong et de Cochinchine. Paris 1870.

Trinquet, Ch.: Notes sur la tribu des Djarai. Partie Sud-Ouest. Rev. Indochin., 309—317, 417—427, 1912.

Verneau, R.: Les âges de la pierre et du bronze dans les pays des Bahnars, des Sédangs, des Reungaos et dans l'arrondissement de Bienhoa. Pp. 27—40 in Mission Pavie Indo-Chine 1879—1895. Etudes diverses III, Anthropologie, Préhistoire. 549 pp., Paris 1904.

Verneau, R.: Les crânes humains du gisement préhistorique de Pho-Binh-Gia (Tonkin). L'Anthrop. XX, 546—559, 1909.

Verneau, R. et Pannetier: Contribution à l'étude des Cambodgiens. L'Anthrop. XXXI, 279—317, 1921.

Verneau, R.: Les récentes découvertes préhistoriques en Indochine. L'Anthrop. XXXV, 47—62, 1925.

Wales, H. G. A.: Towards Angkor in the Footsteps of the Indian invaders. 248 pp., London 1937.

Yersin: Les Mois de la Cochinchine et du Sud-Annam. Rev. Indochin. 42—51, 1893.

Zaborowski, S.: Origine des Cambodgiens, Tsiams, Mois, Dravidiens. Bull. Soc. Anthrop. Paris. Sér. 4, VIII, 38—59, 1897.

Zaborowski, S.: Les sauvages de l'Indo-Chine. — Caractères et origines. Bull. Soc. Anthrop. Paris. Sér. 4, VI, 198—211, 1895.

g) Chinesische Kolonisation

Ahmad, H. M.: Thailand. Land der Freien. 263 S., Leipzig 1943.

Amann, G.: Das chinesische Dorf. Z. Geopol. XV, 175—182, 1938.

Andersson, J. G.: Children of the Yellow Earth. Studies in prehistoric China. 354 pp., London 1934. (Ref. Befeo XXXIV, 664—700, 1934).

Andrew, E. J. L.: Indian Labour in Rangoon. 300 pp., Oxford 1933.

Arnold, J.: China. A Commercial and Industrial Handbook. 818 pp., Washington 1926.

Baker, O. E.: Agriculture and the future of China. Foreign Affairs VI, 483—497, 1928.

Biot, E.: Mémoire sur les colonies militaires et agricoles des Chinois. J. Asiatique, Sér. 4, XV, 338—370, 529—595, 1850.

Blumentritt, F.: Die Chinesen auf den Philippinen. 33 S., Leitmeritz 1879.

Brown, J. W.: World Migration and Labor. Report presented to the World Migration Congress. London 1926.

Campbell, P. C.: Chinese Coolie Emigration to the Countries within the British Empire, 263 pp., London 1924.

zu Castell, W. D. Graf: Chinaflug. 172 S., Berlin (1938).

Chavannes, E.: Les mémoires historiques de Sse-ma Ts'ien. 5 Vols., Paris 1895—1905.

Chen Chang-Heng: Some phases of Chinas' population problem. Bull. Inst. Int. Statist. XXV, 18—54, 1931.

Chen Kung-Po: The oversea Chinese and their economic position. Chinese Econ. J. XX, 370—378, 1937.

Chu, Co-Ching: Climatic pulsation during historic time in China. Geogr. Rev. XVI, 274—282, 1926.

Clarke, S. R.: Among the tribes in South-West China. 315 pp., London 1911.

Consten, H.: Weideplätze der Mongolen im Reiche der Chalcha. 2 Bde., Berlin 1919.

Credner, W.: Siam. Das Land der Tai. Eine Landeskunde auf Grund eigener Reisen und Forschungen. 422 S., Stuttgart 1935.

Cressey, G. B.: Chinese Colonization in Mongolia. Pp. 273—287 in Pioneer Settlement, Amer. Geogr. Soc., Special Publ., No. 14, 473 pp., New York 1932.

Cressey, G. B.: China's Geographic Foundations. A survey of the land and its people. 436 pp., New York and London 1934.

Dennery, E.: Foules d'Asie. Surpopulation japonaise, expansion chinoise, émigration indienne. 247 pp., Paris 1930.

Devéria, G.: La frontière sino-annamite. Description géographique et ethnographique d'après des documents officiels chinois traduits pour la première fois. 182 pp., Paris 1886.

Die, Ong Eng: Chineezen in Nederlandsch-Indië. Sociografie van een Indonesische Bevolkingsgroep. 279 pp., Assen 1943.

Eckert, G.: Die Zahl der Asiaten in der Südsee. Arch. Wanderungswesen VIII 94—99, 1936.

Eitel, E. J.: An outline history of the Hakkas. China Rev. II, 160—164, 1873—74.

Eitel, E. J.: Les Hak-ka. L'Anthrop. IV, 129—181, 1893.
Emerson, R.: The Chinese in Malaya. Pacific Affairs VII, 260—270, 1934.
Fitzgerald, C. P.: Historical evidence for the growth of the Chinese population. Sociol. Rev. XXVIII, 133—148, 1936.
Fitzgerald, C. P.: Further historical evidence for the growth of the Chinese population. Sociol. Rev. XXVIII, 267—273, 1936.
Fochler-Hauke, G.: Chinesische Kolonisation und Kolonialpolitik. Z. Ges. Erdk. Berlin, 108—122, 1933.
Fochler-Hauke, G.: Jüngere Wanderungsbewegungen und Umvolkungsvorgänge in Asien. Z. Geopol. XVIII, 547—559, 1941.
Fochler-Hauke, G.: Die Mandschurei. Eine geographisch-geopolitische Landeskunde. 448 S., Heidelberg 1941.
Franke, O.: Geschichte des chinesischen Reiches. 3 Bde., Berlin-Leipzig 1930—1937.
Franke, O.: Grundeigentum in China in ethischer und rechtlicher Bedeutung. 104 S., Berlin 1903.
Franke, O.: Grundzüge der chinesischen Kolonialpolitik. Jahrb. Wiss. Anst. Hamburg XXIX, 13—128, 1911.
Fu, Li Chang: Abriß der Geschichte der Kolonisation von Südasien durch die Chinesen. Sinica II, 44—49, 59—63, 1927.
Garnier, F.: Voyage d'exploration en Indochine effectué pendant les années 1866, 1867 et 1868 par une commission Française présidée par M. le Capitaine de Frégate Doudart de Lagrée. 2 Vols., Paris 1873.,
German, R. L.: Handbook to British Malaya. 233 pp., London 1930.
Gottwaldt, H.: Die überseeische Auswanderung der Chinesen und ihre Einwirkung auf die weiße und gelbe Rasse. 130 S., Bremen 1903.
Granet, M.: Fêtes et chansons anciennes de la Chine. 2. Ed. 301 pp., Paris 1929 (Ref. Befeo XIX, 65, 1919).
de Groot, J. J. M.: Chinesische Urkunden zur Geschichte Asiens. I. Die Hunnen der vorchristlichen Zeit. II. Die Westlande Chinas in der vorchristlichen Zeit. 304 u. 233 S., Berlin u. Leipzig 1921 u. 1926.
Hackmann, L. H.: Vom Omi bis Bhamo. Wanderungen an den Grenzen von China, Tibet und Birma. 382 S., Berlin 1907.
d'Hervey de Saint-Denys: Ethnographie des peuples étrangers à la Chine, ouvrage composé au XIII. siècle de notre ère par Ma-Touan-Lin, traduit pour la première fois du chinois avec un commentaire perpétuel. 2 Vols., Paris 1876—1883.
Ho, F. L.: Population movement to the northeastern frontier of China. Chinese Social and Polit. Sci. Rev. XV, 346—401, 1931.

Hsieh, T. Y.: The Chinese in Hawai. Chinese Social and Polit. Sci. Rev. XIV, 13—40, 1930.

Hsieh Kuo Ching: Removal of coastal population in early Tsing Period. Chinese Social and Polit. Sci. Rev. XV, 559—596, 1931/32.

Hwang-Tsong: Methode und Ergebnisse der neuesten Bevölkerungsstatistik Chinas. Erg.-H. Dtsch. Statist. Zbl. H. 13, 77 S., Leipzig-Berlin 1933.

Jamieson, C. E.: The Aborigines of Western China. J. Sci. Arts I, 376—381, 1923.

King, F. H.: Farmers of Forty Centuries or Permanent Agriculture in China, Korea and Japan. 379 pp., New York 1927.

Krause, F. E. A.: Geschichte Ostasiens bis zur politischenBerührung mit Europa. S. 173—288 in Goetz, W. (Hrsg.): Propyläen-Weltgeschichte I, 626 S., Berlin 1931.

Kuczynski, R. R.: Colonial Population. 101 pp., London 1937.

Kulp, D. H.: Country Life in South China. 367 pp., New York 1925.

Lattimore, O.: Chinese colonisation in Inner Mongolia: its history and present development. Pp. 288—312 in Pioneer Settlement. Cooperative studies. Amer. Geogr. Soc. Special Publ. No. 14, 473 pp., New York 1932.

Lattimore, O.: Chinese colonisation in Manchuria. Geogr. Rev. XXII, 177—195, 1932.

Legatus: Die Chinesen in Siam. Ein Ausschnitt aus dem chinesischen Problem der Gegenwart. Preuß. Jb. CCXV, 281—294, 1929.

Legge, J.: The Chinese Classics, with a Translation, Critical and Exegetical Notes, Prolegomena, and Copious Indexes. III, Part 1, 279 pp., London 1865.

Li Chi: The Formation of the Chinese People. An Anthropological Inquiry. 283 pp., Cambridge 1928.

Li Tschang Fu: Abriß der Geschichte der Kolonisation von Südasien durch die Chinesen. Sinica II, 44—49, 59—63, 1927.

Li Ung Bing: Outlines of Chinese History. 644 pp., Shanghai 1914.

Lien-En, T.: The method of Chinese colonization in Manchuria. Chinese Econ. J. VII, 831—852, 1930.

Ling, P.: Causes of Chinese emigration. Ann. Amer. Acad. Polit. Social Sci. XXXIX, 74—82, 1912.

Lowdermilk, W. C.: Forest destruction and slope denudation in the province of Shansi. China J. Sci. Arts IV, 127—135, 1926.

Lowdermilk, W. C. and Smith, J. R.: Notes on field erosion. Geogr. Rev. XVII, 227—235, 1927.

Mackepiece, G. E. B.: One Hundred Years of Singapore. Being an account of the capital of the Straits Settlements from its foundation by Sir Stamford Raffles on the 6th February 1819 to the 6th February 1919. 2 Vols., London 1921.

Mallory, W. H.: China, Land of Famine. 199 pp., New York 1928.

Mallory, W. H.: The northward migration of the Chinese. Foreign Affairs VII, 72—82, 1928.

Maspéro, H.: Etudes d'histoire d'Annam. III. La commanderie de Siang. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XVI, 49—55, 1916.

Maspéro, G.: Un empire colonial français. L'Indochine. 2 Vols., Paris 1929/30.

Mell, R.: Südchinesische Landschaftstypen und ihre Nutzung. Z. Ges. Erdk. Berlin 30—39, 1927.

Mell, R.: Mensch und Umwelt in Südchina. Nachr. Dtsch. Ges. Nat. Völkerk. Ostasiens (24) —(25), 1931.

Moll, J. Th.: De Chineezen in Nederlandsch-Indië. 38 pp., Utrecht 1928.

Mosolff, H.: Die chinesische Auswanderung (Ursachen, Wesen und Wirkungen). 518 S., Rostock 1932.

N. N.: History of Chinese migration to Manchuria. Chinese Econ. J. VII,. 745—769, 1930.

N. N.: L'Indochine Française, telle qu'elle est. 32 pp. (Saigon 1939).

Otte, F.: Eine neue Statistik der chinesischen Bevölkerung von Ch'en Hua-yin. Peterm. Geogr. Mitt. LXXV, 193—194, 1929.

Pavie et Lefèvre-Pontalis, P.: Mission Pavie. Exploration de l'Inde-Chine. Mémoires et documents. 12 Vols., Paris 1894—1919.

Pelliot, P.: Mémoire sur les coutumes du Cambodge, par Tcheou Ta-kouan, traduits et annotés. Bull. Ec. Franc. Extrême-Orient II, 123—177, 1902.

Pelzer, K.: Die Arbeiterwanderungen in Südostasien. Eine wirtschafts- und bevölkerungsgeographische Untersuchung. 126 S., Hamburg 1935.

Pilant, P.: L'Emigration jaune aux Etats-unis. La Géogr. LVII, 491—493, 1932.

Piton, Ch.: On the origin and history of the Hakkas. China Rev. II, 222 bis 226, 1873—74.

Ratzel, F.: Die chinesische Auswanderung. Ein Beitrag zur Cultur- und Handelsgeographie. 272 S., Breslau 1876.

de Rochas, M. V.: Naufrage et scènes d'anthropophagie à l'île Rossell dans l'archipel de la Louisiade (Mélanésie). Tour du Monde XXXVIII, 81—94, 1879.

Rockhill, W. W.: The 1910 census of the population of China. T'oung Pao XIII, 117—125, 1912.

Roxby, P. M.: The distribution of population in China. Economic and political significance. Geogr. Rev. XV, 1—24, 1925.

Sainson, C.: Nan-tchao ye-che. Histoire particulière du Nan-tchao. 294 pp., Paris 1904.

Schmitthenner, H.: Chinesische Landschaften und Städte. 304 S., Stuttgart 1925.

Schmitthenner, H.: Der geographische Typus der chinesischen Kolonisation. Geogr. Z. XXXV, 526—40, 1929.

Schmitthenner, H.: China im Profil. 129 S., Leipzig 1934.

Schulze, D.: Das politisch-geographische und geopolitische Kräfteverhältnis zwischen den drei chinesischen Südwest-Provinzen (Jün-nan, Kwang-si, Kwang-tung), Britisch-Birma und Französisch-Indochina im Spiegel der Geschichte. Diss. 213 S., Heidelberg 1940.

Schomberg, R. C. F.: The habitability of Chinese Turkistan. Geogr. J. LXXX, 505—511, 1932.

Seiffert, G.: Volk und Raum in China. Z. Geopol. XIV, 716—722, 1937.

Siang, Song-Ong: One hundred years of the Chinese in Singapore. London 1923.

Siemens, H. W.: Vererbungslehre, Rassenhygiene und Bevölkerungspolitik. 186 S., München 1934.

Smith, A. H.: Village Life in China. 360 pp., Edinburgh-London 1900.

v. Strauß, V.: Schi-king. Das kanonische Liederbuch der Chinesen. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt. 528 S., Heidelberg 1880.

Su, Sing Ging: The Chinese Family System. 112 pp., New York 1922.

Swettenham, F.: British Malaya. An account of the origin and progress of British influence in Malaya. 354 pp., London 1907.

Ta Chen: Chinese Migrations, with special reference to labour conditions. Bull. United Bur. Labour Statistics No. 340, 237 pp., Washington 1923.

Taft, D. R.: Human Migration. A study of international movements. 590 pp., New York 1936.

Tsao, Lien-nen: The method of Chinese colonization in Manchuria. Chin. Econom. J. VII, 831—852, 1930.

van Valkenberg, S.: Java: the economic geography of a tropical island. Geogr. Rev. XV, 563—583, 1925.

Vandenbosch, A.: A problem in Java. The Chinese in the Dutch East Indies. Pacific Affairs III, 1001—1017, 1930.

Vaughan, J. D.: The Manners and Customs of the Chinese of the Straits Settlements. Singapore 1879.

Wagner, W.: Die chinesische Landwirtschaft. 668 S., Berlin 1926.

Wegener, G.: China. Eine Landes- und Volkskunde. 233 S., Leipzig und Berlin 1930.

Wu, C. C.: Chinese Immigration in the Pacific Area. Chinese Social and Polit. Sci. Rev. XII, 543—560, 1928.

Young, C. W.: Chinese immigration and colonization in Manchuria. Pp. 330—359 in: Pioneer Settlement, Cooperative Studies. Amer. Geogr. Soc., Special Publ. No. 14, 473 pp., New York 1932.

h) Indische Rassengeschichte

Ahmed, S. and Solomon, W. E. G.: The Women of the Ajanta Caves. 23 pp., Bombay 1928.

Aiyangar, S. K.: Some Contributions of South India to Indian Culture. 429 pp., Calcutta 1923.

Alsdorf, L.: Indien und Ceylon. (Kl. Auslandskde. XXIX/XXX.) 161 S., Berlin 1943.

Baines, A.: Ethnography. Encyclopaedia of Indo-Aryan Research XI, 5—211, 1912.

Ball, V.: On some stone implements of the Barmese type, found in Pargana Dalbhum District of Singbhum, Chota-Nagpur Division. Proc. Asiatic Soc. Bengal, 118—120, 1875.

Beythan, H.: Was ist Indien? 187 S., Heidelberg/Berlin 1942.

Bhandakar, R. G.: Early History of the Deccan down to the Mahometan Conquest. 117 pp., Bombay 1884.

Biasutti, R. : I tipi somatici nelle popolazioni dell'Alto Indo. Esame delle osservazioni eseguita da G. Dainelli. Sped. ital. de Filippi dell' Himalaia IX, 179-229, Bologna 1925.

Bloch, J.: Sanskrit et dravidien. Bull. Soc. Linguist. XXV, 1—21, 1924.

Bloch, J.: Indo-Aryen du Véda aux temps modernes. 335 pp., Paris 1934.

Blunt, H. T.: Narrative of a route from Chunarghur to Yertnagoodum, in the Ellore Circar. Asiat. Res.: or Transact. Soc. Instituted in Bengal VII, 57—169, 1803.

Bodding, P. O.: Ancient stone implements in the Santāl Parganas. J. Asiatic Soc. Bengal LXX, 17—22, 1901.

Bradley-Birt, F. B.: Chota Nagpore, a little-known province of the empire. 310 pp., London 1903.

Bradley-Birt, F. B.: The Story of an Indian Upland. 534 pp., London 1905 (Santal).

de Brett, E. A.: Chhattisgarh Feudatory States. Central Provinces Gazetteers. 354 pp., Bombay 1909.

Campbell, J.: A Personal Narrative of thirteen Years Service amongst the Wild Tribes of Khondistan for the Suppression of Human Sacrifice. 320 pp., London 1864.

Chanda, R.: The Indo-Aryan Races. A study of the origin of Indo-Aryan people and institutions. Part I, 274 pp., Rajshahi 1916.

Chatterton, E.: The Story of Gondwana. 228 pp., London 1916.

Christian, V.: Untersuchungen zur Paläoenthologie des Orients. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LIV, 1—50, 1924.

Cipriani, L. : Su alcuni gruppi umani del Curg (Curg, Kurubà, Jeravà ed altri). Arch. Antrop. Etnol. LXV, 87—124. 1936.

McCrindle, J. W.: Ancient India as described by Megasthenes and Arrian; being a translation of the fragments of the Indika of Megasthenes collected by Dr. Schwanbeck, and of the first part of the Indika of Arrian. 227 pp., Calcutta 1926.

Cumming, Sir, J. (Hrg.): Revealing Indias Past. A co-operative record of archaeological conservation and exploration in India and beyond. 374 pp., London 1939.

Dalton, E. T.: Descriptive Ethnology of Bengal. 327 pp., Calcutta 1872.

Dutt, M. N.: The Ramayana. 3 Vols., Calcutta 1892/93.

Dutt, N. K.: The Aryanisation of India. 164 pp., Calcutta 1925.

Dutt, R. C.: Early Hindu Civilisation B. C. 2000 to 320. 319 pp., Calcutta 1927.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenelemente der Sikh. Z. Ethnol. LII—LIII, 317—368, 1920—21.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Results of descriptions and measurements of 68 Muhammedans from the Punjab. Man in India III, 183—189, 1923.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Zur Anthropologie der Garhwali im Himalaja. Mitt. Anthrop. Ges. Wien LXV, 173—183, 1926.

v. Eickstedt, E. Frhr.: The Races and Types of the Western and Central Himalayas. Man in India VI, 237—276, 1926.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassengeschichte einer singhalesisch-weddaischen Adelsfamilie. Arch. Rass. Ges. Biol. XIX, 369—388, 1927.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Sora. 2. Anthropologischer Bericht der Deutschen Indien-Expedition. Anthrop. Anz. V, 68—75, 1928.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Sora. 2. Ethnographischer Bericht der Deutschen Indien-Expedition. Ethnol. Anz. I, 376—382, 1928.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die historische Stellung der Weddas und die Frühbesiedlung Ceylons. Ethnol. Studien I, 40—74, 1929.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Anthropologische Forschungen in Südindien. Anthrop. Anz. VI, 64—85, 1929.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Überblick über Verlauf und Arbeiten der Deutschen Indien-Expedition 1926—29. Tagungsber. Ges. Völkerk. 63—84, 1930.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Reisen in süddrawidischen Ländern. Ethnol. Anz. II, 133—140, 1930.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Mongolen in Inner-Indien. Ein wichtiges Ergebnis der D. I. E. Umschau XXXV, 1034—1038, 1931.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Die geographischen Bedingungen meiner rassenkundlichen Expeditionen in Südasien (1926—29). Anthropos XXVI, 193—215, 1931.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Der Zentral-Dekkan und die Rassengliederung Indiens. Anthrop. Anz. VIII, 89—103, 1931.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Die nordindischen Dschungelstämme: ein somatoskopischer Entwurf. (6. Anthropologischer Bericht der Deutschen Indien-Expedition.) Anthrop. Anz. VII, 266—285, 1931.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Rassengeschichte von Indien unter besonderer Berücksichtigung von Mysore. Z. Morph. Anthrop. XXXII, 77—124, 1933.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Arier und Nagas. Das historische Gegenspiel in der Kulturdynamik des indo-ceylonesischen Völkerkreises . Festschr. Hermann Hirt, Germanen und Indogermanen I, 357—405, Heidelberg 1936.
Elwin, V.: The Baiga. London 1939.
Fabricius, B.: Der Periplus des Erythräischen Meeres. 188 S., Leipzig 1883.
Friederichs, H. F.: Zur Kenntnis der frühgeschichtlichen Tierwelt Südwestasiens. Unter besonderer Berücksichtigung der neuen Funde von Mohenjo-Daro, Ur, Tell Kalaf und Maikop. 45 S. Leipzig 1933.
Friederichs, H. F. und Müller H. W.: Die Rassenelemente im Indus-Fal während des 4. und 3. vorchristl. Jahrtausends und ihre Verbreitung. Anthropos XXVII, 383—406, 1933.
Frobenius, L.: Indische Reise. 195 S., Berlin 1931.
Foote, B.: Indian Prehistoric and Protohistoric Antiquities. Madras 1914.
Forsyth, J.: The Highlands of Central India. Notes on their forests and wild tribes, natural history and sports. 387 pp., London 1919.
Geiger, W. and Bode, M. H.: The Mahavamsa. 300 pp., London 1912.
Ghurye, G. S.: Caste and Race in India. 209 pp., London (1932).

v. Glasenapp, H.: Indien. 124 S. 248 Taf. in: Döhring, K.: Der indische Kulturkreis in Einzeldarstellungen. München 1925.

Goetz, H.: Epochen der indischen Kultur. 601 S. Leipzig 1929.

Goloubew, V.: Documents pour servir à l'étude d'Ajanta. Les peintures de la première grotte. 48 pp., Ars Asiatica X, Paris 1927.

Gopalani, R.: The Pallavas of Kanchi. 245 pp., London 1929.

Grierson, G. A.: Linguistic Survey of India. Vol. II. Mōn-Khmēr and Siamese-Chinese Families (including Khassi and Tai). 233 pp., Calcutta 1904.

Grierson, G. A.: Linguistic Survey of India. 517 pp., Calcutta 1927.

Grigson, W. V.: The Maria Gonds of Bastar. 350 pp., London 1938.

Grousset, R.: Historie de l'Extrême Orient. 2 Vols. Paris 1929.

Günther, H. F. K.: Zur Rassengeschichte des indischen Volkes. Die Sonne VI, 346—355, 1929.

Guha, B. S.: Racial affinities of the peoples of India. Census of India 1931, Vol. I, Part III A, LXXI S., Simla 1935.

Häfker, H.: Gilgamesch, Eine Dichtung aus Babylon. 90 S., München 1924.

Hallett, M. G.: Ranchi. Bihar and Orissa District Gazetteers. 261 pp., Patna 1917.

Havell, E. B.: Indian Sculpture and Painting, Illustrated by Typical Masterpieces. With an explanation of their motives and ideals. 2 nd. ed., 288 pp., London 1928.

Heine-Geldern, R.: Die Steinzeit Südostasiens. Sb. Anthrop. Ges. Wien LVII, 47—54, 1926/27.

Heine-Geldern, R.: Ein Beitrag zur Chronologie des Neolithikums in Südostasien. S. 809—843 in Koppers, W.: Festschrift P. W. Schmidt, 977 S., Wien 1928.

Heine-Geldern, R.: Orissa und die Mundavölker im „Periplus des Erythräischen Meeres". S. 157—171 in Mžik, H.: Beiträge zur historischen Geographie, Kulturgeographie, Ethnographie und Kartographie, vornehmlich des Orients. Leipzig 1929.

Heine-Geldern, R.: Urheimat und früheste Wanderungen der Austronesier. Anthropos XXVII, 543—619, 1932.

Heine-Geldern, R.: Zur Chronologie der arischen Einwanderung in Indien. Z. Rassenk. I, 209—210, 1935.

Heine-Geldern, R.: Zur Rassen- und Urgeschichte Indiens. Z. Rassenk. III, 248—252, 1936.

Heine-Geldern, R.: Archaeological Traces of the Vedic Aryans. J. Indian Soc. Orient. Art, S. A., 29 pp., 1936.

Held, G. J.: The Mahabharata. An Ethnological Study. 348 pp., London-Amsterdam 1935.

Heras, H.: Tree worship in Mohenjo-Daro. Pp. 31—39 in Anthrop. Soc. Bombay Jubilee Volume. 292 pp., Bombay 1938.

Hislop, St.: Papers on the Aboriginal Tribes of the Central Provinces. 136 pp., Nagpur 1866.

Hrozný, B.: Die älteste Geschichte Vorderasiens und Indiens. 2. Aufl., 259 S., (Prag 1943).

Hürlimann, M.: Indien. Baukunst, Landschaft und Volksleben. XXXVII S., 304 Taf., Berlin 1928.

Iyengar, P. T. S.: History of the Tamils. From the earliest time to 600 A. D. 635 pp., Madras 1929.

Iyer, A. K.: The Cochin Tribes and Castes. 2 Vols., Madras 1909—1912.

Iyer, A. K.: The Mysore Tribes and Castes. 4 Vols., Bangalore 1928—35.

Iyer, L. A. K.: The Travancore Tribes and Castes. 5 Vols., Trivandram 1937ff.

Jensen, P.: Das Gilgamesch-Epos in der Weltliteratur. 2 Bde. Straßburg 1906 u. Marburg 1928.

Joppen, Ch.: Historical Atlas of India for the use of High Schools, Colleges and private Institutions. 3 rd ed., 33 Kt. auf 14 Bl., Bombay-London 1923.

Keith, A.: Report on two human crania of considerable but uncertain antiquity. J. Anthrop. Soc. Bombay XI, 663—672, 1917.

Koppers, W.: Meine völkerkundliche Forschungsreise zu den Primitivstämmen Zentralindiens, 1938—1939. Int. Arch. Ethn. XLI, 141—152 1942.

Krebs, N.: Vorderindien und Ceylon. Eine Landeskunde. 382 S., Stuttgart 1939.

Lassen, Ch.: Indische Altertumskunde. 4 Bde. London 1847—61.

Lapicque, L.: Le problème anthropologique des Parias et des castes homologues chez les Dravidiens. Bull. Soc. Anthrop. Paris VI, 400—419, 1905.

Lapicque, L.: Les nègres d'Asie et la race nègre en général. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris VII, 233—249, 1906.

Law, B. Ch.: Ancient Indian Tribes. 191 pp., Lahore 1926.

Lévi, S., Przyluski, J. u. Bloch, J.: Pre-Aryan and Pre-Dravidian in India. Translated from French by Prabodh Chandra Bagchi. 182 pp., Calcutta 1929.

Lévi, S.: Pré-Aryen et Pré-Dravidien dans l'Inde . J. Asiatique CCIII, 1—57, 1923.

Logan, A. C.: Old Chipped Stones of India. Founded on the collection in the Calcutta Museum. 85 pp., Calcutta 1906.

Mackay, E.: Sumerian connexions with ancient India. J. R. Asiatic Soc. 697—701, 1925.

Mackay, E.: The Indus Civilisation. 120 pp., London 1935. (Deutsch: Die Induskultur. 152 S., Leipzig 1938.)

Macpherson, W.: Memorials of Service in India. From the correspondence of the late Major Samuel Charters Macpherson. C. B. 400 pp., London 1865.

Majumdar Sastri, S.: Cunningham's Ancient Geography of India. 770 pp., Calcutta 1924.

Majumdar, D. N.: Physical Characteristics of the Hos of Kolhan. Man in India V, 83—114, 1925. (Vgl. folgende Aufsätze dortselbst.)

Majumdar, D. N.: A Tribe in Transition. A study in culture pattern. 216 pp., Calcutta 1937 (Ho).

Marshall, J.: Mohenjo-Daro and the Indus-Civilisation. 3 Vols., London 1931.

Mitra, P.: Prehistoric India. Its place in the world's cultures. 2nd ed. 512 pp., Calcutta 1927.

Niggemeyer, H.: Totemismus in Vorderindien. Anthropos XXVIII, 408—619, 1933.

Oldham, C. F.: The Sun and the Serpent. A contribution to the history of serpent-worship. 207 pp., London 1905.

Oppert, G.: The Original Inhabitants of Bharatavarsa or India. 711 pp., Westminster-Leipzig 1893.

Oppert, G.: Die Ureinwohner Indiens in ethnologischer, religiöser und sprachlicher Hinsicht. Globus LXXII, 53—59 u. 77—82, 1897.

Przyluski, J.: Emprunts anaryens en Indo-Aryen. Bull. Soc. Linguist. Paris XXIV, 118—123, 1923, XXV, 66—71, 1924, XXVI, 98—103, 1925.

Ramadas, B. A.: The aboriginal tribes in Ramayana. Man in India V, 28—55, 1925.

Rangacharya, V.: History of Pre-Musalmān India. I. Pre-Historic India. 247 pp., Madras 1929. II. Vedic India I. The Aryan Expansion over India. 566 pp., Madras 1937.

Rapson, E. J.: The Cambridge History of India. Vol. I. Ancient India. 736 pp., Cambridge 1922.

Raven-Hill: An Indian Sketch-book. 103 pp., London 1920.

Rea, A.: Prehistoric antiquities in Tinnevelly. Ann. Rep. Archaeol. Surv. India, 111—140, 1902—03.

Régamey, C.: Bibliographie analytique des travaux relatifs aux éléments anaryens dans la civilisation et les langues de l'Inde. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXXIV, 429—566, 1934.

Rice, B. L.: Mysore, a Gazetteer compiled for Government. Rev. Ed. 2 Vols., 1897.

Risley, H. H.: The Tribes and Castes of Bengal. 4 Vols., Calcutta 1892.

Risley, H. : The People of India. 472 pp., London 1915.

Roy, S. Ch. : The Oraons of Chota Nagpur. Their history, economic life and social organisation 491 pp., Ranchi 1915.

Roy, S. Ch.: The Mundas and their country. 546 u. 83 pp., Calcutta 1912.

Roy, S. Ch.: The Kharias. 2 Vols., Ranchi 1937.

Roy, S. N.: The Savaras of Orissa. Man in India VII, 277—336, 1927.

Russell, R. V. a. Lal, H.: The Tribes and Castes of the Central Provinces of India. 4 Vols, London 1916.

Sarasin, F. u. P.: Die Weddas von Ceylon und die sie umgebenden Völkerschaften. 2 Bde. Wiesbaden 1892—93.

v. Schlagintweit-Sakünlünski, H.: Reisen in Indien und Hochasien. Eine Darstellung der Landschaft, der Cultur und Sitten der Bewohner, in Verbindung mit klimatischen und geologischen Verhältnissen. 4 Bde. Jena 1869—80.

Schlangintweit, E.: Indien in Wort und Bild. Eine Schilderung des indischen Kaiserreiches. 2 Bde. Leipzig 1880—81.

Schmidt, E.: Die Anthropologie Indiens. Globus VI, 7—22, 38—43,. 1892.

Schmidt, E.: Vorgeschichte Nordamerikas im Gebiet der Vereinigten Staaten. 216 S., Braunschweig 1894.

Schmidt, E.: Reise nach Südindien. 314 S., Leipzig 1894.

Schmidt, E.: Beiträge zur Anthropologie Südindiens. Arch. Anthrop. N. F. IX, 90—158, 1910.

Schmidt, E.: Indien. S. 351—530 in Helmolt, H. F.: Weltgeschichte, Bd. I, 650 pp., Leipzig-Wien 1913.

Schmidt, P. W.: Die Mon-Khmer-Völker, ein Bindeglied zwischen Völkern Zentralasiens und Austronesiens. Arch. Anthrop. N. F. V, 59—109, 1906.

Seesodia, Th. S. J.: The Rajputs: a fighting race. A short account of the Rajput race, its warlike past, its early connections with Great Britain, and its gallant services at the present moment at the front. 164 pp., London 1915.

Senart, E.: Les castes de l'Inde. Les faits et le système. 245 pp., Paris 1927.

Sewell, S. and Guha, B. S.: Report on the bones excavated at Nal. Mem. Archaeol. Surv. India No. XXXV, App. V, 56—80, 1932.

Slater, G.: The Dravidian Element in Indian Culture. 191 pp., London 1924.

Smith, V. A.: The Oxford History of India. From the earliest times to the end of 1911. 814 pp., Oxford 1923.

Swettenham, F.: British Malaya. An account of the origin and progress of British influence in Malaya. 354 pp., London 1907.

Taylor, M.: Descriptions of Cairns, Cromlechs, Kistvaens, and other Celtic, Druidical, or Scythian Monuments in the Dekhan. With sixtyfour illustrations from his original sketches and surveys. Trans. R. Irish Acad. XXIV, 329—362, 1873.

Thurston, E. and Rangachari, K.: Castes and Tribes of Southern India. 7 Vols., Madras 1909.

Tod, J.: Annals and Antiquities of Rājasthān or the Central and Western Rajput States of India. 3 vols., London 1920.

de la Vallée-Poussin, L.: L'Inde aux temps des Mauryas et des Barbares, Grecs, Scythes, Parthes et Yue-Tchi. In: Histoire du Monde VI (1), 376 pp., Paris 1930.

Virchow, R.: Die Weddas von Ceylon und ihre Beziehungen zu den Nachbarstämmen. Abh. Kgl. Akad. Wiss. Berlin. Abh. 1, 1—143, 1881.

Viswanatha, S. V.: Racial Synthesis in Hindu Culture. 233 pp., London 1928.

Vogel, J. Ph.: Indian Serpent Lore or the Nagas in Hindu legend and art. 318 pp., London 1926.

Watters, Th.: On Yuan Chwang's Travels in India. 2 Vols., London 1904—05.

Wills, C. U.: The Raj-Gond Mahārājās of the Sātpurā Hills. A local history mainly based on Mahomedan authorities. 238 pp., Nagpur 1923.

Weidner, E.: Die Urstämme des Nordostdekan (Ranchi-Distrikt, Chota Nagpur, Britisch-Indien). Eine Studie über die Zusammenhänge zwischen Rasse, Raum und Kultur. Petermanns Geogr. Mitt. LXXXII, 133—136, 170—182, 1936.

Wüst, W.: Über die neuesten Ausgrabungen im nordwestlichen Indien. Z. Dtsch. Morgenl. Ges. VI, 259—277, 1927.

Zuckermann, S.: The Adichanallur Skulls. Bull. Madras Gov. Mus. N. S. II, 1—24, 1930.

i) Japan und Korea

Adams, R.: Some statistics on the Japanese in Hawaii. Foreign Affairs II, 300—318, 1923.

Baelz, E.: Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. Mitt. Dtsch. Ges. Natur- u. Völkerkd. Ostasiens III, IV, 1883—1885. (Vgl. a. „Das Tätowieren in Japan" 1885.)

Baelz, E.: Menschen-Rassen Ost-Asiens mit specieller Rücksicht auf Japan. Z. Ethn. (Verh. Berliner Ges. Anthrop.) XXXIII, (166)—(174), 1901.

Ballard, G. A.: The Influence of the Sea on the Political History of Japan. 311 pp., New York 1921.

Bartz, F.: Karafuto — ein Beispiel japanischer Kolonisation im subarktischen Nadelwaldgürtel. Z. Geopol. XVIII, 83—92, 1941.

Batchelor, J.: Ainu Life and Lore. Echoes of a departing race. 448 pp., Tokyo o. J.

Biehl, M.: Brasilien als japanisches Kolonisationsgebiet. Z. Geopol. IX, 280—286, 1932.

Bishop, C. W.: The historical geography of early Japan. Geogr. Rev. XIII, 40—63, 1923. — Vgl. a. Annual Rep. Smithsonian Inst. 547—568, 1925.

Bouterwek, K.: Asien als Erdteil. S. 1—124 in Klute, F. Handb. Geogr. Wiss. Nordasien, Zentral- und Ostasien. 591 S., Potsdam 1937.

v. Brandt, M.: China, Japan, Korea und neueste Geschichte Ostasiens. S. 102—241 in Helmolt, H. F.: Weltgeschichte Bd. I, 650 S., Leipzig und Wien 1913.

Brinkley, F. and Kikuchi, Baron: A History of the Japanese People. From the earliest times to the end of the Meiji era. 784 pp., London 1915.

Cattani, P.: Das Tatauieren. 88 S., Basel 1922.

Chavannes, E.: Les mémoires historiques de Se-ma Ts'ien. 5 Vols., Paris 1895—1905.

Coulter, W.: A dot map of distribution of population in Japan. Geogr. Rev. XVI, 283—284, 1926.

Conrady, A.: Zu der Frage nach Alter und Herkunft der sog. japanischen Dolmen. Ostasiatische Z. IV, 229—247, 1915—16.

Crocker, W. R.: The Japanese population problem. 240 pp., 1931.

Dennery, E.: La surpopulation japonaise. Ann. Géogr. XXXVIII, 148—68, 1929.

Domaniewski, Z.: Japanische Einwanderung in Brasilien. Z. Geopol. XIV, 25—30, 1937.

Eberhard, W.: Kultur und Siedlung der Randvölker Chinas. 516 S., Leiden 1942.

Eckardt, P. A.: Geschichte der koreanischen Kunst. 225 S., 168 Tafeln, Leipzig 1929

v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 936 S., Stuttgart 1934. — Vgl. S. 271.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Forschung am Menschen. Eine Darstellung des Gesamtinhalts der allgemeinen vergleichenden Biologie der Menschen. Bisher 1512 S., Stuttgart 1937ff.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Verfahren der Forschung am schlesischen Menschen. In v.Eickstedt-Schwidetzky: Die Rassenuntersuchung Schlesiens. Rasse, Volk, Erbgut in Schlesien H. 1, 1—46, Breslau 1940.

Fischer, O.: China und Japan. Eine psychologische Erörterung auf dem Gebiet der Malerei. Ostasiatische Z. VI, 161—179, 1918.

Fochler-Hauke, G.: Die japanischen Versuchssiedlungen in der Nordostmandschurei. Z. Geopol. XIII, 99—111, 1936.

Frumkin, G.: Japan's demographic expansion in the light of statistical analysis. Sociol. Rev. XXX, 1—20, 1938.

Goldschmidt, R.: Neu-Japan. Reisebilder aus Formosa, den Ryukyuinseln, Boninseln, Korea und dem südmandschurischen Pachtgebiet. 303 S., Berlin 1927.

Grünfeld, E.: Die japanische Auswanderung. Suppl. Mitt. Dtsch. Ges. Natur- u. Völkerk. Ostasiens XIV, 157 pp., Tokyo 1913.

Gundert, W.: Die japanische Literatur. 136 S., Potsdam 1929.

Gundert, W.: Japanische Religionsgeschichte. Die Religionen der Japaner und Koreaner in geschichtlichem Abriß dargestellt. 267 S., Tôkyô u. Stuttgart 1935.

Hasebe, K.: Report upon archaeological research in the department of literature. Kyoto Imperial Univ. IV, 1919/20 (Ref. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXII, 316—320, 1922).

Haushofer, K.: Japans Werdegang als Weltmacht und Empire. 151 S., Berlin 1933.

Haushofer, K.: Japan und die Japaner. Eine Landes- und Volkskunde. 2. Aufl., 240 S., Leipzig-Berlin 1933.

Haushofer, K.: Japan baut sein Reich. 330 S., Berlin 1941.

d'Hervey de Saint-Denys: Ethnographie des peuples étrangers à la Chine, ouvrage composé au XIIIe siècle de notre ère par Ma-Touan-Lin, traduit pour la première fois du chinois avec un commentaire perpétuel. 2 Vols., Paris 1876—1883.

van Hinloopen Labberton, D.: Preliminary results of researches into the original relationship between the Nipponese and the Malay-Polynesian languages. J. Polynes. Soc. XXXIII, 244—280, 1924.

Hulbert, H. B.: The History of Korea. 2 Vols., Söoul 1905.

Inoue, S.: Die Bevölkerungsverteilung Japans 1930. Wiss. Veröff. Dtsch. Mus. Länderk. Leipzig, N. F. IV, 159—66, 1936.

Jefferson, M.: The distribution of people in Japan in 1913. Geogr. Rev. II, 368—372, 1916.

Joest, W.: Tätowieren, Narbenzeichnen und Körpermalen. 128 S., Berlin 1887.

Kämpfer, E.: Geschichte und Beschreibung von Japan. 2 Bde., Lemgo 1777—1779.

ten Kate, H.: Anthropologisches und Verwandtes aus Japan. Int. Zbl. Anthrop. u. verwandte Wiss. VII, 259—265, 321—329, 1902.

Klenke, W.: Zur Anthropologie japanischer Wettkämpfer. Z. Rassenk. VIII, 151—161, 264—293, 1938.

Koganei, Y.: Zur Frage der Abstammung der Aino und ihre Verwandtschaft mit anderen Völkern. Anthrop. Anz. IV, 201—207, 1927.

Koganei, Y.: Zur Frage des „südlichen Elementes" im japanischen Volke. Z. Rassenk. V, 123—130, 1937.

Koya, Y.: Rassenkunde der Aino. 269 S., Tokyo 1937.

Koya, Y., Mukai, T. Y. und Suzuki, S.: Physisch-anthropologische Forschungen über die Hokuriki-Japaner. Rassenbiol. Unters. Kanazawa, No. 4, 276 S., 1937.

Koya, Y. und Takabatake, T.: Beitrag zur Untersuchung des konstitutionellen Befindens der Schulkinder Japans. Rassenbiol. Untersuchungen Univ. Kanazawa VII, 123—136, 1939.

Krause, F. E. A.: Geschichte Ostasiens bis zur politischen Berührung mit Europa. S. 173—288 in Goetz, W. (Hrsg.): Propyläen-Weltgeschichte I, 626 S., Berlin 1931.

Kümmel, O.: Das Kunstgewerbe in Japan. 3. Aufl., 200 S., Berlin 1922.

Kuhn, F. (Übers.): Die Drei Reiche. 540 S., Berlin 1940.

Kurth, J.: Die Geschichte des japanischen Holzschnittes. 3 Bde., Leipzig 1929.

Lautensach, H.: Forschungsreisen in Korea. Z. Ges. Erdk. Berlin, 352—359, 1934.

Lauterer, J.: Japan. Das Land der aufgehenden Sonne einst und jetzt. 407 S., Leipzig 1902.

Lee, H. K.: Korean migrants in Manchuria. Geogr. Rev. XXII, 196—204, 1932.

Li Ung Bing: Outlines of Chinese History. 644 pp., Shanghai 1914.

Matsumoto, N.: Notes on the stone age people of Japan. Amer. Anthrop. N. S. XXIII, 50—76, 1920.

Matsumoto, N.: Le japonais et les langues austroasiatiques. Etude de vocabulaire comparé. 117 pp., Paris 1928 (Ref.: Béfeo XXX, 170—172, 1930).

Matsumoto, N.: Recherches sur quelques thèmes de la mythologie japonaise. 133 pp., Paris 1928 (Ref.: Béfeo XXX, 170—172, 1930).

Matsumura, A.: On the cephalic index and stature of the Japanese and their local differences. J. Fac. Sci. Imperial Univ. Tokyo, Sec. 5, I, 1—312, 1925.

Matsumura, A.: The fifty years' history of the Anthropological Society of Tokyo. Z. Rassenk. IV, 173—194, 1936.

Mecking, L.: Japans Siedelungsräume. Mitt. Geogr. Ges. München XXIV, 193—210, 1931.

Meißner, H. G.: Das Bevölkerungsproblem, der Angelpunkt der Expansionspolitik in Japan. Erde u. Wirtschaft VI, 73—78, 1933.

Miyake, S.: Bericht über die anthropologische Forschung in Japan 1934. Z. Rassenk. III, 82—84, 1936.

Montandon, G.: Au pays des Ainou. Exploration anthropologique. 241 pp., Paris 1927.

Mukerjee, R.: Migrant Asia. 312 pp., Roma 1936.

Munro, N. G.: Prehistoric Japan. 705 pp., Yokohama 1911.

Murata, S.: Rassenbiologische Untersuchung über die Tokai-Japaner. Rassenbiol. Unters. Kanazawa, No. 2, 1—164, 1936.

Murdoch, J.: A History of Japan. 2. Ed., 2 Vols., New York 1926.

Nachod, O.: Geschichte von Japan. 3 Bde. Gotha 1906 und Leipzig 1929—30.

Nakaya, J.: Contribution à l'étude de la civilisation néolithique du Japon. Rev. Arts Asiatiques VI, 151—167, 1929—30.

N. N.: Japanese migration into Manchuria. Chinese Econ. J. IX, 1215—1223, 1931.

Normano, J. F.: Japanese emigration to Brazil. Pacific Affairs VII, 42—61, 1934.

Ogishima, T.: Japanese emigration. Int. Labour Rev. XXXIV, 618—651, 1936.

Orchard, J. E.: The pressure of population in Japan. Geogr. Rev. XVIII, 374—401, 1928.

Oyama, K.: Vorläufiger Bericht über die Chronologie der Jomon-Kultur der Steinzeit in Kanto (Mitteljapan). Praehistorica Asiae Orient. I, 1. Congr. Préhist. Extrême-Orient Hanoi, 77—90, 1932.

Oyama, K.: Yayoi-Kultur. Eine prähistorische Kultur der japanischen Inseln. Jubiläumsband Dtsch. Ges. Nat. Völkerk. Ostasiens I, (127) bis (134), 1933.

Pelzer, K. J.: Japanese migration and colonization. In: Limits of land settlement, p. 94—155, New York 1937.

v. Pflugk-Harttung, J.: Weltgeschichte. Die Entwicklung der Menschheit in Staat und Gesellschaft, in Kultur und Geistesleben. 6 Bde., Berlin (1907—10).

de Quatrefages, A.: Observations sur une note du docteur Maget relative aux races japonaises. Bull. Soc. d'Anthrop. Sér. 3, VI, 651—657, 1883.

Ramming, M.: Japan-Handbuch. 741 S., Berlin 1941.

Rosinski, H.: Das japanische Kaiserreich. Handb. Geogr. Wissensch. Nordasien, Zentral- und Ostasien, 435—557, Potsdam 1937.

Roß, C.: Das neue Asien. III. Aufl., 287 S., Leipzig 1940.

R. S.: Die japanische Expansion. Z. Geopol. XVI, 617—622, 1939.

Rumpf, F.: Die historische Auswertung der ältesten chinesischen Berichte über Japan. Nippon II, 136—154, 1936.

Scharschmidt, C.: Japan. 160 S., Berlin 1942.

Semple, E. C.: Japanese colonial methods. Bull. Amer. Geogr. Soc. XLV, 255—275, 1913.

v. Siebold, P. F.: Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan. 2 Bde., Amsterdam 1832 (II. Aufl., Würzburg 1897).

Scheinpflug, A.: Die japanische Kolonisation in Hokkaido. Mitt. Geogr. Ges. Erdk. Leipzig LIII, 5—132, 1935.

Schmidt, P. W.: Die Sprachfamilien und Sprachenkreise der Erde. 595 S., Heidelberg 1926.

Schmidt, P. W.: Die Beziehungen der austrischen Sprachen zum Japanischen. Wiener Beitr. Kulturgesch. Linguist. I, 239—251, 1930.

Schmitthenner, H.: Die japanische Expansion und Kolonisation in Ostasien. Geogr. Z. XXXIV, 1—22, 1928.

Schnee, H.: Völker und Mächte im Fernen Osten. Eindrücke von der Reise mit der Mandschurei-Kommission. 365 S., Berlin 1933.

Schultze, E.: Die japanische Auswanderung. Peterm. Geogr. Mitt. LXI, 129—133, 175—179, 270—276, 301—308, 1915.

Schultze, E.: Die weiße und die gelbe Gefahr. Japans gewaltsame Erschließung und wirtschaftliche Entwicklung. Japan als Weltindustriemacht I, 553 S., Stuttgart 1935.

Schurtz, H.: Urgeschichte der Kultur. 658 S. Leipzig-Wien 1900.

Schwind, M.: Japanische Raumnot und Kolonisation. Mitt. Dtsch. Ges. Natur- u. Völkerk. Ostasiens XXXII, C, 23 S., 1940.

Soolisch, E.: Das Besiedlungsproblem der Mandschurei. Z. Geopol. V, 854—862, 1928.

Stead, A.: Unser Vaterland Japan. Ein Quellenbuch geschrieben von Japanern. 2. Aufl., 736 S., Leipzig 1904.

Sternberg, L.: The Ainu problem. Anthropos XXIV, 755—799, 1929.

Stratz, C. H.: Die Körperformen der Japaner in Kunst und Leben. 4. Aufl. 234 S., Stuttgart 1924.

Strong, E. K.: The Japanese in California. 188 pp., Stanford University 1933.

Strunk, R. und Rikli, M.: Achtung, Asien marschiert! Ein Tatsachenbericht. 221 S., Berlin 1934.

Taft, D. R.: Human Migration. A study of international movements. 590 pp., New York 1936.

Torii, R.: Etudes archéologiques et ethnologiques. Populations préhistoriques de la Mandchourie méridionale. J. Coll. Sci. Univ. Tokyo XXXVI, Art. 8, 80 pp., 1915.

Torii, R.: Les origines du peuple japonais. Rev. Anthrop. XXVII, 444—451, 1917.

Tsudzumi, T.: Die Kunst Japans. 341 S., Leipzig 1929.

Tschepe, P. A.: Japans Beziehungen zu China seit den ältesten Zeiten bis zum Jahre 1600. 328 S., Jentschoufu 1907.

v. Urach, A. Fürst: Das Geheimnis japanischer Kraft. 124 S., Berlin 1943.

Wedemeyer, A.: Japanische Frühgeschichte. Untersuchungen zur Chronologie und Territorialverfassung von Altjapan bis zum 5. Jahrh. n. Chr. 346 S., Tokyo 1930.

Wei, Pan Nai: L'immigration asiatique aux Etats-Unis d'Amérique. 164 pp. Lyon 1926.

Weisbach, A.: Körpermessungen verschiedener Menschenrassen. 336 S., Berlin 1878.

Wirth, A. u. Dirr, A. (Hrg.): Die Erschließung Japans. Erinnerungen des Admirals Perry von der Fahrt der amerikanischen Flotte 1853/54. 375 S., Hamburg 1910.

Witte, J.: Japan. Zwischen zwei Kulturen. 505 S., Leipzig 1928.

Yanai, K.: Tōyō doku-shi chi zu. 33 Kt., Tokyo 1941.

Yule, H.: The Book of Ser Marco Polo. 2nd ed. 2 Vols., London 1875.

Anhang 8

SCHRIFTTUM ZUR RASSENTYPOLOGIE VON OSTASIEN

α) Allgemeines

Annandale, N. and Robinson, H. C.: Fasciculi Malayenses. 2 Vols., London 1903/04.

Annandale, N. (Hrg.): Craniological Data from the Indian Museum, Calcutta. 70 pp. 1909.

Biasutti, R.: Le razze e i popoli della terra. 3 vols., Torino 1941.

v. Bonin, G.: Mongolism and Mongolian traits. Man XXVII, 27—29, 1927.

Buxton, G. L. H.: The peoples of Asia. 271 pp., London 1925.

Bryn, H.: Die Entwicklung der Menschenrassen. Anthropos XX, XXI, 1053—1092, 435—461, 1925/26.

Davis, J. B.: Thesaurus Craniorum. 374 pp., London 1876.

Deniker, J.: Les races et les peuples de la terre. 2. éd. 750 pp., Paris 1926.

Dixon, R. B.: The racial history of man. 583 pp., New York and London 1923.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Rassenkunde und Rassengeschichte der Menschheit. 936 S., Stuttgart 1934.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Forschung am Menschen. Bisher 1512 S., Stuttgart 1937ff.

Frommolt, G.: Rassefragen in der Geburtshilfe und Gynäkologie. 96 S., Leipzig 1936.

Giuffrida-Ruggeri, V.: The first outlines of a systematic anthropology of Asia. 110 pp., Calcutta 1921.

Girard, H.: Contribution à l'étude des proportions du tronc chez les jaunes et les noirs. Assoc. Franç. Avancement Sci. Sér. 30, II, 766—789. 1901.

Günther, H. F. K.: Die Nordische Rasse bei den Indogermanen Asiens. 247 S., München 1934.

Haddon, A. C.: The races of man and their distribution. 84 pp., Cambridge 1924.

Hamy, E. T.: Considérations générales sur les races jaunes. L'Anthrop. VI, 241—256, 1895.

Hamy, E. T.: The yellow race. Rep. Smiths. Inst., 505—517, 1896.

Klimek, S.: Weitere Studien über Kraniologie Asiens. Kosmos LV, 93—126, 1930.

Lebzelter, V.: Konstitution und Rasse. S. 749—858 in Brugsch, Th. u. Lewy, F. H.: Die Biologie der Person. Ein Handbuch der allgemeinen und speziellen Konstitutionslehre I, 1051 S., Berlin-Wien 1926.

Legendre, A. F.: Les races de l'Extrême-Orient, leurs caractères morphologiques et psycho-sociologiques. Rev. Anthrop. XXXV, 101—119, 1925.

Legendre, A. F.: Il n'y a pas de race jaune. Inst. Int. Anthrop. Sess. III (Amsterdam), 248—254, 1928.

Legendre, A. F.: Le mythe d'une race jaune ou race mongole. Presse méd. I, 421—422, 1936.

Lombroso-Ferrero, G.: Il n'y a pas de race jaune. Bull. Soc. Etude Form. Hum. II, 388—389, 1924.

Lowell, P.: Die Seele des Fernen Ostens. 177 S., Jena 1911.

Martin, R.: Lehrbuch der Anthropologie in systematischer Darstellung. Mit besonderer Berücksichtigung der anthropologischen Methoden. 3 Bde., Jena 1928.

Metchnikof, E.: Über die Beschaffenheit der Augenlider bei den Mongolen und Kaukasiern. Z. Ethnol. VI, 153—160, 1874.

Montandon, G.: L'ologenèse humaine. 477 pp., Paris 1928.

Montandon, G.: La race, les races. Mise au point d'ethnologie somatique. 299 pp., Paris 1933.

Mühlmann, W.: Rassen- und Völkerkunde. Lebensprobleme der Rassen, Gesellschaften und Völker. 596 S., Braunschweig 1936.

Mugnier: Etude sur la main et la taille d'indigènes asiatiques. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 2, III, 391—429, 1883—1888.

N. N.: Die Anthropologischen Sammlungen Deutschlands. 16 Bde. Leipzig 1887—1902.

Pittard, E.: Les races et l'histoire. 629 pp., Paris 1932.

de Quatrefages, A. et Hamy, E. T.: Crania ethnica. Les crânes des races humaines. 2 vols., Paris 1882.

Reicher, M.: Untersuchungen über die Schädelform der alpenländischen und mongolischen Brachyzephalen. Z. Morph. XV, 421—562, XVI, 1—64, 1913/14.

Rivet, P. (Hrg.), Neuville, H., u. a.: L'espèce humaine (Encycl. Française VII). Paris 1936.

de Rosny, L.: De la méthode ethnographique pour servir d'introduction à l'étude de la race jaune. Act. Soc. Ethnogr. III, Sér. 2, 41—60, 1871.

Schottky, J.: Rasse und Krankheit. 468 S., München 1937.

Steffan, P. (Hrg.): Handbuch der Blutgruppenkunde. 669 S., München 1932.

Stratz, C. H.: Die Rassenschönheit des Weibes. XX. Aufl., 580 S., Stuttgart 1927.
Topinard, P.: Eléments d'anthropologie générale. 1157 pp., Paris 1885.
Vallois, H. V.: Les races de l'empire français. S. A. aus La Presse Médicale 1939/40, 88 pp., Paris 1940.
Weidenreich, F.: Rasse und Körperbau. 187 S., Berlin 1927.
Weisbach, A.: Körpermessungen verschiedener Menschenrassen. 336 S., Berlin 1878.

β) Zentralasien

Bacot, J.: Anthropologie du Tibet. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 5, IX, 462—473, 1908.
Beger, B.: Das Rassenbild des Tibeters in seinen Stellung zum mongoliden und europiden Rassenkreis. Asien-Ber. H. 21, 29—53, S. A. o. J.
Biasutti, R.: I tipi somatici nelle popolazioni dell'alto Indo. 299 pp., Bologna 1913/14.
Bloch, A.: De l'origine des Turcs et en particulier des Osmanlis. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris Sér. 6, VI, 158—168, 1915.
Bogdanov, A. P.: Čerepa Burjatskie, Čerep Mongolskij. Izv. Imp. Obšč. Ljub. Est. XXXI, 413—417, 1878—79.
Bogdanov, A. P.: Tunguskie čerepa. Izv. Imp. Obšč. Ljub. Est. XXXI, 418—420, 1878—79.
Bogdanov, A. P.: Antropometričeskija zametki otnositelno turkestanskich inorodzev. Izv. Imp. Obšč. Ljub. Est. XXXIV/5, 1—92, 1888.
Buxton, L. H.: The inhabitants of Inner Mongolia. J. Anthrop. Inst. LVI, 143—161, 1926.
Consten, H.: Weideplätze der Mongolen. 2 Bde., Berlin 1919.
Debetz, G.: Encore une fois sur la question de la race blonde en Asie-Centrale. Sowjetskaja Asija, V—VI, 195—209, 1931.
Delisle, F.: Sur les caractères physiques des populations du Tibet sud-oriental. Bull. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 5, IX, 473—486, 1908.
Deniker, J.: Sur les Kalmouks au Jardin d'acclimatation. Bull. Soc. Anthrop. Paris. Sér. 3, VI, 754—785, 1883.
Deniker, J.: Etudes sur les Kalmouks. Rev. Anthrop., Sér. 2, VI, 671—703, VII, 277—310, 493—501, 640—679, 1883.
Dutreuil de Rhins, J. L. et Grenard, F.: Mission scientifique dans la Haute-Asie 1890—1895. Vol. 2: Le Turkestan et le Tibet. Etude ethnographique et sociologique. 476 pp., Paris 1898.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Anthropologische Untersuchungen an Kalmücken. Z. Rassenk. (M. S.)

v. Eickstedt, E. Frhr. und Schwidetzky, I.: Typendiagnostische Studien an turkistanischen Völkern (Kirgisen, Kasachen, Usbeken, Tadschiken, Turkmenen, Aserbeidschaner). Z. Rassenk. (M. S.)

Fridolin, J.: Burjäten- und Kalmückenschädel. Arch. Anthrop. XXVII, 303—316, 1901/02.

Herrlich, A.: Beitrag zur Rassen- und Stammeskunde der Hindukusch-Kafiren. S. 168—246 in: Deutsche im Hindukusch. Bericht der Deutschen Hindukusch-Expedition 1935 der Deutschen Forschungsgemeinschaft. 351 S., Berlin 1937.

Hildén, K.: Anthropologische Untersuchungen über die Eingeborenen des russischen Altai. 138 S., Helsingfors 1920.

Hildén, K.: A contribution to the physical anthropology of some peoples in Central Asia. Based on records collected by C. G. Mannerheim. S.-A. aus C. G. Mannerheim, „Across Asia from west to east in 1906—08", 47 pp., Helsinki 1940.

Iwanowskij, A.: Zur Anthropologie der Mongolen. Arch. Anthrop. XXIV, 65—90, 1897.

Ivanowskij, A.: Kirgizy srednej ordy. Russk. Antrop. Ž. IV/2, 54—77, 1903.

Iwanowskij, A.: Ob antropologičeskom sostavě naselenija Rossii. Izv. Imp. Obšč. Ljub. Est. Trud. Antrop. Otd. XXIII, 288 pp., 1904.

Jaekel, O.: Über den hunnenartigen Kopf einer Bronze aus China und seine Bedeutung für die Rassenforschung. Z. Ethnol. LIX, 186—194, 1927.

Jochelson, W.: The peoples of Asiatic Russia. 277 pp., New York (Amer. Mus. Nat. Hist.) 1928.

Jochelson-Brodsky, D.: Zur Topographie des weiblichen Körpers nordostsibirischer Völker. Arch. Anthrop. N. F. V, 1—58, 1906.

Joyce, T. A.: On the physical anthropology of the oases Khotan and Keriya. J. Anthrop. Inst. XXXIII, 305—324, 1903.

Joyce, T. A.: Notes on the physical anthropology of Chinese Turkestan and the Pamirs. J. Anthrop. Inst. XLII, 450—484, 1912.

Joyce, T. A.: Note on the physical anthropology of the Pamirs and Amu-Daria basin. J. Anthrop. Inst. LXI, 105—133, 1926.

ten Kate, H. F. C.: Zur Craniologie der Mongoloiden. Diss. Phil. 58 S., Berlin 1882.

Keith, A.: Human skulls from ancient cimeteries in the Tarim Basin. J. Anthrop. Inst. LIX, 149—180, 1929.

Karuzin, A. N.: Kirgizy bukejevskoj ordy (Antropologo-etnologičeski očerk). Izv. Imp. Obšč. Ljub. Est LXXII/LXXIII, 2, 8, 1889—1891.

Karuzin, A. N.: Kirgizy bukevskoj stepy. Izv. Imp. Obšč. Ljub. Est. LXIV, 103—118, 1890.

Karuzin, A. N.: Drevnia mogily Gorufa i Gugucha na juznom beregu Krimu. Izv. Imp. Obšč. Ljub. Est. LXIV, 1—102, 1890.

Klaatsch, H.: Morphologische Studien zur Rassendiagnostik der Turfanschädel. Anh. Abh. Preuß. Akad. Wiss. 1912, 52 S., Berlin 1913.

Kollmann, J.: Kalmücken der Klein Doerbeter Horde in Basel. Verh. Nat. Ges. Basel VII, 623—647, 1885.

Korolev, S.: Astrachanskie Kalmyki. Russk. Antrop. Z. IV/1, 25—47, 1903.

Lissauer, A.: Die Schädel aus Turfan. Z. Ethnol. XXXVII, 421—432, 1905.

Majnov, I. I.: Dwa tipa tungusow. Russk. Antrop. Ž. II/2, 1—16, 1901.

Majnov, I. I.: Jakuty. Russk. Antrop. Ž. III/4, 35—62, 1903.

Mochi, A.: Crani di popolazioni turco-mongole. Arch. Antrop. Etnol. XXXV, 71—83, 1905.

Montandon, G.: Craniologie paléosibérienne (Néolithiques, Mongoloides, Tchouktchi, Eskimo, Aléoutes, Kamtchadales, Ainou, Ghiliak, Negroides du Nord). I. L'Anthrop. XXXVI, 210—296, 1926.

Morant, G. M.: A study of certain oriental series of crania including the Nepalese and Tibetan series in the British Museum (Natural History). Biometrika XVI, 1—105, 1924.

Ochanin, L. V.: Materialy po antropologii srednej Azii. Uzbeki Korezma (Matériaux pour l'anthropologie de l'Asie centrale. Les Ousbékes de Khorezme). Bull. Univ. Etat Asie centrale, 171—185, 1927.

de Rialle, G.: Mémoire sur l'Asie centrale. Son histoire et ses populations. Rev. Anthrop. II, 436—454, 644—672, 1873.

Seeland, N.: Les Kirghis. Rev. Anthrop. I, Sér. 3, 25—92, 757, 1886.

Shima, G.: A contribution to the physical anthropology of the Mongols and the Tunguses. Jinrui Z. L. Suppl. 1—22, 1935 (Ref. Jap. J. Med. Sci. I. Anatomy VI (271), 1937).

Ssergeew, W. I.: Beiträge zur Konstitution und Anthropologie der Mongolen. Z. Konst. XVIII, 52—76, 1934—35.

Tal-ko Gr-incewič, J.: K'antropologii Zabajkalja Mongolij. Russk. Antrop. Ž. III/2, 34—67, 1902.

Tal-ko-Gr-incewič, J.: K'antropologii tungusow-irojskij Kamegani. Trud. Troitsk.-Kjach. Otd. Imp. Russk. Geogr. Obšč. VII, 66—193, 1904.

Tal-ko-Gr-incewič, J.: Materialy i antropologii i etnografi centralnoj Azii. Mém. Acad. Wiss. Leningrad XXXVII, 1—96. 1926 (Karte!).

Tarenetzky, A.: Beiträge zur Craniologie der Ainos auf Sachalin. Mém. Acad. Imp. Sci. Saint-Pétersbourg, Sér. 7, XXXVII, 1—55, 1890.

Tarenetzky, A.: Weitere Beiträge zur Craniologie der Bewohner von Sachalin, Aino, Giljaken und Oroken. Mém. Acad. Imp. Sci. Saint-Pétersbourg, Sér. 7, XLI, 1—45, 1893.

Topinard, P.: Description et mensuration d'une série de crânes Kirghis offerts par le Dr. Seeland. Rev. Anthrop. II, Sér. 3, 445—475, 1887.

Troll, J.: Individual-Aufnahmen centralasiatischer Eingeborener. Z. Ethnol. XXII, 227—249, 1890.

Turner, W.: A contribution to the craniology of the natives of Borneo, the Malays, the natives of Formosa and the Tibetans. Trans. R. Soc. Edinburgh XLV, 781—818, 1907; vgl. auch XLIX, 705—734, 1913.

Ujfalvy de Mezö-Kövesd, Ch. E.: Les Kachgariens, Tarantchis et Dounganes. Rev. Anthrop., 2ème Ser., II, 489—495, 1879.

de Ujfalvy, Ch. E.: Expédition scientifique française en Russie, en Sibérie et dans le Turkestan. 3 vols., Paris 1878—1880. I: Le Kohistan, le Ferghanah et Kouldja avec un appendice sur la Kachgarie. II: Le Syr-Daria, le Zérafchâne, le Pays des Sept-Rivières et la Sibérie Occidentale. III: Les Bachkirs, les Vêpses et les antiquités finno-ougriennes et altaïques, précédés des résultats anthropologiques d'un voyage en Asie centrale.

Vaillant, L.: Les Turkestan Chinois. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris. Sér. 6, I, 8—17, 1910.

Wastl, J.: Baschkiren. Arch. Rassenbilder. Bildaufs. 2, Archivkarte 11—20, 1926.

Wastl, J.: Baschkiren. Ein Beitrag zur Klärung der Rassenprobleme Osteuropas. Rudolf Pöchs Nachlaß V, 109 S., Wien 1938.

Javorskij, I. L.: Antropologičeskij očerk Turkmen. Trudy Antrop. Obšč. Imp. Woenno-Medic. Akad. II, 145—207, 1897.

Yokoh, Y.: Anthropologische Untersuchung der Schilingol-Mongolen. Jap. J. Med. Sci. I. Anat. VII, 219—228, 1939.

Zaborowski, S.: Trois crânes de kourganes des environs de Tomsk. Rev. Anthrop. VIII, 352—358, 1898.

γ) China

Anonymous: Pignet's standard and Chinese students. Boston Med. Surg. J. CXCIV, 329—330, 1916.

Appleton, V. B.: Further study of the growth of Chinese. China Med. J. XL, 259—264, 1926.

Appleton, V. B.: Growth of Chinese children in Hawai and in China. Amer. J. Phys. Anthrop. X, 237—253, 1927. — Vgl. a. China Med. J. 1924 u. XL, 259—264, 1926.

Appleton, V. B.: Growth of Kwangtung Chinese in Hawai. Amer. J. Phys. Anthrop. XI, 473—500, 1928.

Atgier, E.: Craniométrie comparée de crânes mongoloïdes (Chine et Annam). Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 5, V, 391—395, 1904.

Basler, A.: Die Nasenform bei Chinesen. Z. Morph. XXX, 559—563, 1932.

Birkner, F.: Zur Anthropologie der Mongolen. Arch. Rass. Ges. Biol. I, 809—821, 1904.

Birkner, F.: Haut und Haare bei sechs Chinesenköpfen. Arch. Anthrop. N. F. V., 142—148, 1906.

Boudin, M.: Crânes chinois. Bull. Soc. Anthrop. Paris III, 438—442, 1862.

Cadbury, W. M.: Height, weight and chest measurements of Mongolian people, with special reference to South Chinese. Philip. J. Sci. XXV, 733—758, 1924.

Cordier, H.: Les Lolos. Etat actuel de la question. T'oung Pao, Sér. 2, VIII, 597—686, 1908.

Crook, A. H.: Measurements of the Chinese. Nature LXXVIII, 78, 1908.

Dormanns, E.: Anthropometrische Untersuchungen an einer Studentengruppe der Sun-Yatsen-Universität mit besonderer Berücksichtigung ihrer Bedeutung für den Sport. Abh. Med. Fak. Sun Yatsen-Univ. Canton II, 1. H., 1—17, 1930.

François, M. Ch.: Notes sur les Lo-Lo du Kien-Tchang. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris V, 637—647, 1904.

Frommolt, G. und Shirokogoroff, S.: Anthropologische und gynäkologische Beobachtungen an Chinesinnen der Provinz Kwantung. Z. Geburtsh. Gynäkol. XCIX, 395—442, 1931.

Gaupp, H.: Vorläufiger Bericht über anthropologische Untersuchungen an Chinesen und Mandschuren in Peking. Z. Ethnol. XLI, 730—734, 1909.

Girard, H.: Notes sur les Chinois du Kuang-Si. L'Anthrop. IX, 144—170, 1898.

Haberer, K. A.: Schädel und Skeletteile aus Peking I. Ein Beitrag zur somatischen Ethnologie der Mongolen. 165 S., Jena 1902.

Hagen, B.: Über Körpergröße und Wachstumsverhältnisse der Süd-Chinesen. Verh. Versl. Meded. Kgl. Akad. Wetensch. Amsterdam. Afdeel. Natuurk. 2. Sér., XX, 236—246, 1884.

Hagen, B.: Anthropologische Studien aus Insulinde. Verh. Kgl. Akad. Wetensch. Amsterdam XXVIII, 149 S., 1890.

Hagen, B.: Die Körpergröße chinesischer Frauen. Arch. Anthrop. XXVII, 265—266, 1902.

Hagen, B.: Kopf- und Gesichtstypen ostasiatischer und melanesischer Völker. 43 S. Stuttgart 1906.

Harrower, G.: A study of the crania of the Hylam Chinese. Biometrika XX B, 245—278, 1928.

Harrower, G.: A study of the Hokien and the Tamil skull. Trans. R. Soc. LIV, Part III, (573)—(599), 1926.

Henry, A.: The Lolos and other tribes of Western China. J. Anthrop. Inst. XXXIII, 96—107, 1903.

Ho, Y. T., Manly, M. and Cunningham, G. S.: Measurement of Chinese female pelvis and fetal heads in relation to labor. Chinese Med. J. XLVIII, 47—55, 1934.

Keys, N. and Cadbury, W. W.: Age-height-weight study of Cantonese school boys. China Med. J. Shanghai XL, 14—26, 1926.

Kiewiet de Jonge, G. W.: Over het lichaamsgewicht van Europeanen, Indo-Europeanen en Chineezen in Nederlandsch-Indie. Geneesk. Tijdschr. Nederl. Indie LXIV, 83—100, 1924.

Koganei: Kurze Mitteilung über Messungen an männlichen Chinesen-Schädeln. Intern. Centralblatt Anthrop. verwandte Wiss. VII, 129—133, 1902.

Koganei, Y.: Messungen an chinesischen Soldaten. Mitt. Med. Fac. Kais. Japan. Univ. Tokio VI/1, 123—145, 1903.

Kogeourov, G.: Contributions to the Anthropology of North China. Bull. East. State Univ. Vladivostok II, 64—69, 1925.

Kurz, E.: Untersuchungen über das Extremitätenskelett des Chinesen. Z. Anat. Entwicklungsgesch. LXVI, 465—557, 1922.

Laufer, B.: Sex transformation and hermaphrodites in China. Amer. J. Phys. Anthrop. III, 259—262, 1920.

Legendre, A. F.: Les Lolos. (Far-West Chinois. Kientchang.) Rev. Ec. d'Anthrop. XX, 185—205, 1910. Vgl. S. 520—522.

Legendre, A. F.: Etude anthropologique sur les Chinois du Setchouen. Anthropometrie. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 2, VI, 102—124, 1911.

Legendre, A. F.: Les races d'Extrême-Orient, leurs caractères morphologiques et psycho-sociologiques. Rev. Anthrop. XXXV, 101—119, 1925.

Li, Chi.: The formation of the Chinese people. An anthropological inquiry. 283 pp. Cambridge 1928.

Liu, Ch.: Raciological observations of the Chinese people. Pp. 160—169 in: Thescien tific rejuvenation of the Chinese nation. 284 pp., Shanghai 1937.

Liu, Ch. H.: A tentative classification of the races of China. Z. Rassenk. VI, 129—150, 1937.

Liu, Ch. H.: Hainan. The Island and the people. China J. XXIX, 236—246, 302—314, 1939.

Mac-Auliffe, L.: Types morphologiques de formation en Chine. Bull. Soc. Etude Form. Hum. VII, 139, 1929.

Martin, Ch. E.: Chinois et Miaotze. Bull. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 2, VIII, 301—313, 1873.

Maoka, K., Ito, N. and Namba, M.: Contribution to the physical anthropology of opium eaters in Manchukuo. Jinrui Z. Tokyo LII, 410—421, 454—465, 1937 (Ref. Jap. J. Med. I. Anatomy VII (296), 1939).

Matignon, J. J.: Stigmates congénitales et transitoires chez les Chinois. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 4, VII, 524—528, 1896.

Merrins, E. M.: Anthropometry of Chinese students. China Med. I, XXIV, 318—324, 1910.

Michalski, I.: Składniki rasowe Chinczyków. (Les éléments raciaux des Chinois.) Inst. Nauk Antrop. Etnol Towarzystwa Naukowego Warszawskiego 3, 73 pp. (Résumé 64—73), Warszawa 1938.

Miyake, S., Ysimi, T. u. Namba, M.: Über die menschlichen Skelettfunde in den Gräbern von Hung-shan-hou bei Ch'ih-fêng in Dschehol, Mandschukuo. Archaeologia orientalis VI, „Hung-shan-hou, Ch'ih-fêng", S. A. 24 pp., 1938.

Mochi, A.: Crani cinese e giapponesi. A proposito delle forme craniensi di Homo sinicus, Sergi. Arch. Antrop. Etnol. XXXVIII, 299—328, 1908.

Morse, W. R.: Anthropological data on tribesmen of eastern Thibet. J. West China Border Res. Soc. I, 65—68, 1922—1923.

Morse, W. and Yoh, A.: Measurements and observations on certain aboriginal tribes of Szech'uan province. Chinese. Med. J. XLVIII, 1267—1281, 1934.

Pyle, W. H.: A study of mental and physical characteristics of the Chinese. School and Soc. VIII, 264—269, 1918.

Naniwa, M. u. Shimamoto, M.: Physische Anthropologie der Chinesen in Manchukuo. 2. Proportionen und Indizes. Jinrui Z. Tokyo LIII, 442—460, 1938 (Ref. Jap. J. Med. Sci. Anat. VIII (111), 1940).

v. Richthofen, F. Frhr.: Über die Ursachen der Gleichförmigkeit des chinesischen Racentypus und seiner örtlichen Schwankungen. Z. Ethnol. V, (37)—(48), 1873.

Samburg, H.: Enquête sur la question des métis. Notes et documents. Rev. Indochinoise 201—209, 1915.

Samejima, M.: Beitrag zur physisch-anthropologischen Untersuchung einiger Norweger und Chinesen. Rassenbiol. Unters. Med. Fak. Kanazawa No. 7, 227—232, 1939.

Scheyer, H. E.: Anthropological and roentgenological observations on the pelvis of Chinese women. Chinese Med. J. XLVIII, 1228—1234, 1934.

Shirokogoroff, M. S.: Anthropology of Northern China. Royal Asiatic Soc. (North China Branch) II, 1—27, 1923.

Shirokogoroff, M. S. and Appleton, V.: Growth of Chinese. China Med. J. XXXVIII, Nr. 6, 357—362, 1924.

Shirokogoroff, M. S.: Anthropology of eastern China and Kwantung province. 162 pp. London 1925.

Shirokogoroff, M. S.: Process of Physical Growth among the Chinese. The Chinese of Chekiang and Kiangsu measured by Dr. V. Appelton. 137 pp., Shanghai 1925.

Stevenson, P. H.: Collected anthropometric data on the Chinese. Being a report on the anthropometric data, collected by the research committee of the China Medical Missionary Association between the years 1915—1925; and an analysis of the heights and weights of the Chinese of North, Central, and South China based there on. China Med. J. XXXIX, 44 pp., 1925.

Stevenson, P. H.: On racial differences in stature. Long regression formulae, with special reference to stature reconstruction formulae for the Chinese. Biometrika XXI, 303—318, 1929.

Stevenson, P. H., Sung, S. M., Pai, T. and Lyman, S.: Chinese constitutional differentiation and Kretschmerian typology. Human Biol. IX, 451—482, 1937.

Stübel, H.: Völkerphysiologie und Völkerpsychologie in China. Tungchi Med. Wschr. Shanghai II, 325—346, 1926/27.

Stübel, H. u. Li Hua-min: Die Hsia-min vom Tse-mu-shan. Ein Beitrag zur Volkskunde Chekiangs. Acad. Sinica, Monogr. Inst. Sozialwiss. VI, 115 S., 1932.

Takamure, I., Nishioka, R. und Ebara, M.: Physisch-anthropologische Untersuchungen an Kulis (chinesischen Tagelöhnern) und an Prostituierten in Dairen. Kaibô Z. Tokyo VI, 959—974, 1933.

Takeya, S.: Anthropologische Studien an Chinesen. I. Mitt. J. Orient. Med. XXIII, Nr. 4, 643—659, 1935.

Tao, Y. K.: Chinesen-Europäerinnen-Kreuzung (Anthropologische Untersuchung an F_1-Mischlingen). Z. Morph. XXXII, 349—408, 1935.

Torii, R.: Etudes anthropologiques. Les Mandchous. J. Coll. Sci. Univ. Tokyo XXXVI, Art. 6, 35 pp., 1914.

Vaillant, L.: Contribution à l'étude anthropologique des Chinois Hak-Ka de la province de Moncay (Tonkin). L'Anthrop. XXX, 83—109, 1920.
Virchow, H.: Altchinesischer Schädel. Z. Ethnol. XLV, 640—644, 1913.
Wagenseil, F.: Rassiale, soziale und körperbauliche Untersuchungen an Chinesen. Z. Morph. XXXII, 132—213, 1933.
Weißenberg, S.: Die zentralasiatischen Juden in anthropologischer Beziehung. Mitt. Anthrop. Ges. Wien XLIII, 257—272, 1913/14.
Westbrook, C. H., Lai, D. G. and Hsiao, S. D.: Some physical aspects of adolescence in Chinese students. Chinese Med. J. XLVIII, 36—46, 1934.
Wilhelm, R.: Chinesische Wirtschaftspsychologie. 120 S., Leipzig 1930.
Wood, E. E.: Notes on oriental babies. Amer. Anthrop. N. S. V, 569—666, 1903.
Whyte, G. D.: Notes on the height and weight of the Hoklo people of the Kwantung Province, South China. J. Royal Anthrop. Inst. XLI, 278—300, 1911.
Whyte, G. D.: Physical measurements of Chinese. Nat. Med. J. China III, 101—113, 1917.
Whyte, G. D.: The height, weight and chest measurements of healthy Chinese. China Med. J. XXXII, 210—216, 322—328, 1918.
Yen Fu-li und Shang Ch'êng-tsu: Bericht über die Erforschung der Yao und Ling-yün in der Provinz Kuang-hsi. Z. Ethnol. LXI, 386—391, 1929.
Young, Ch. C.: Observations sur les trois grandes races de la province du Yunnan. Rev. Anthrop. XLIII, 1—8, 1933.
Zaborowski, M.: Sur cinq crânes d'Hakkas et les origines chinoises. Bull. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 3 II, 557—578, 1879.
Zaborowski, M.: La Chine et les Chinois. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Sér. 5, I, 544—560, 1900.

δ) Südostasien

Andrews, J.: Siam, 2. rural economic survey. 396 pp., Bangkok 1935 (Ref. L'Anthrop. 1938, 140).
de Aranzadi, T.: De una relacion antropométrica tradicional en Indo-China y Alcarria. Bol. Real Soc. Española Hist. Nat. XII, 501—503, 1912.
Babut, E.: Le métis franco-annamite. Rev. Indochinoise 897—908, 1907.
Baudenne: Les Khas de la région d'Attopeu. Rev. Indochin. 200—274, 421—443, 1913.

Bigot, A. et Malaterre: Poids et taille chez des Tonkinois du Delta. Trav. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine (Sec. Anthrop.) II, 157—160, 1937.

Bigot, A.: Recherches sur la croissance des Eurasiens au Tonkin. Trav. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine (Sec. Anthrop.) III, 233—237, 1938.

Bigot, A., Terramorsi, A. et Marilleau, R.: Mensurations de montagnards du nord du Tonkin. Trav. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine (Sec. Anthrop.) III, 248—260, 1938.

Bigot, A.: et Veyre: Etude générale de 464 Tonkinois de la province de Bac-Ninh. Trav. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine (Sec. Anthrop.) III, 239—247, 1938.

Bloch, A.: Quelques remarques d'anthropologie sur les Cambodgiens actuellement à Paris. Bull. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 5, VII, 354—365, 1906.

Bonifacy, A.: Les groupes ethniques du bassin de la Rivière-Claire (Haut-Tonkin et Chine méridionale). Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris Sér. 5, VII, 296—330, 1906.

Bonifacy, A.: Les Kiao-tche, étude étymologique et anthropologique. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 5, IX, 699—705, 1908.

Bonifacy, A.: Sur le mouvement de la population métisse au Tonkin. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris Sér. 7, I, 136—139, 1920.

Bonifacy, A.: Le laquage des dents en noir chez les Annamites. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 5, IX, 437—440, 1908.

Bonifacy, A.: La palethnologie de l'Indochine et les races actuelles. Bull. Gén. Instr. Publ. 1—8, 1927.

Breton: Sur les mensurations de 15 femmes et de 53 hommes Tonkinoises. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 3, II, 592—597, 1879.

de Claubry, G.: Sur les races habitant la Cochinchine française. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris V, 377—392, 1882.

Deniker, J. et Laloy, L.: Les races exotiques à l'exposition universelle de 1889. L'Anthrop. I, 257—294, 513—546, 1890.

Deniker, J. et Bonifacy: Les Annamites et les Cambodgiens (Etude anthropométrique). Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 5, VII, 354—365, 1906.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Im birmanisch-chinesischen Grenzgebirge. Umschau XXXII, 519—523, 1928.

v. Eickstedt, E. Frhr.: In Birma und den Schan-Staaten (3. ethnographischer Bericht der Deutschen Indien-Expedition). Ethnol. Anz. II, 23—30, 1929.

v. Eickstedt, E. Frhr.: Die anthropologische Stellung von Indochina. Z. Morph. XXXIV, 79—93, 1934.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Travancore, Cochinchina und Kambodscha. Z. Rassenk. VIII, 294—333, 1938.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Siam und Laos, das Tai-Problem und die Chinoisants. Z. Rassenk. X, 1—67, 1939.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Im Rotflußdelta und bei den obertonkinesischen Bergvölkern. Z. Rassenk. X, 120—162, 1939.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Untersuchungen bei der indochinesischen Urbevölkerung der Moi. Z. Rassenk. XI, 115—153, 1940.
v. Eickstedt, E. Frhr.: Die Annamiten und der Untergang von Tchampa. Z. Rassenk. XI, 21—79, 1940.
d'Enjoy, P.: Les „lèvres de minium" et les „lèvres de plomb". Contribution à l'ethnologie des Mongols. L'Anthrop. VIII, 439—444, 1897.
Farinaud, M.-E.: La répartition des groupes sanguins chez les Banhars, les Djarais et les Sedangs, population primitive de l'Indochine méridionale. C. R. Soc. Biol. Paris CXXXI, 1236—1238, 1939.
Farinaud, M.-E.: Nouvelles recherches sur la distribution des groupes sanguins parmi les populations de l'Indochine méridionale. C. R. Soc. Biol. Paris CXXXI, 1238—1240, 1939.
Ferrars, M. H. u. v. Heine-Geldern, R.: Typen aus Birma. Arch. Rassenbilder, Bildaufsatz IV, Archivk. 31—40, 1926.
Galuski: Enquète sur la question des métis au Tonkin. Rev. Indochinoise 402—408, 1913.
Giran, P.: Psychologie du peuple annamite. Paris 1904.
Girard, H.: L'indice céphalique de quelques populations du nord-est de l'Indochine. Assoc. Franç. Avancement Sci. Sér. 28, I, 287, 1900.
Girard, H.: Notes sur les Méos du Haut-Tonkin. L'Anthrop. XII, 761—762, 1901.
Girard, H.: Les tribus sauvages du Haut-Tonkin: Man et Méo. Notes anthropométriques et ethnographiques. Bull. Géogr. Hist. Descriptive III, 1—81, 1903.
Gravelle, Ch.: Enquète sur la question des métis. Les métis et l'oeuvre de la protection de l'enfance au Cambodge. Rev. Indochinoise 31—43, 1913.
Groslier, G.: Recherches sur les Cambodgiens. 432 pp., Paris 1921.
Guignard, Th.: Note sur une peuplade des montagnes du Quang-binh: Les Tac-cui. Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XI, 201—205, 1911.
Hamy, E. T.: Rapport sur l'anthropologie du Cambodge. Bull. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 2, VI, 141—166, 1871.

Hamy, E. T.: Note sur les travaux de Janneau relatifs à l'anthropologie du Cambodge. Bull. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 2, VII, 668—667, 1872.

Harmand, J.: Sur les recherches craniométriques en Indochine et sur l'emploi d'un nouvel instrument. Bull. Soc. Anthrop. Paris Sér. 2, XII, 598—601, 1877.

Hastings, E. S.: Exhibition of the skulls of a Burmese dacoit and of a rebel Chinese mandarin. J. Anthrop. Inst. XIX, 94—96, 1890.

Hirschfeld, L. et H.: Caractéristiques sérologiques du sang des Indochinois. L'Anthrop. XXIX, 530—537, 1918/19.

Holbé, T. V.: Quelques observations sur un groupe de Khas du Bas-Laos. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 5, IV, 368—373, 1903.

Holbé, T. V.: Somatique extrême-orientale. Rev. Anthrop. XXXIII, 217—258, XXXIV, 1—37, 1923/24.

Huard, P. et Bigot, A.: Les Giao-Chi ou hallux varus des Annamites. Trav. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine (Sec. Anthrop.) II, 51—67, 1937.

Huard, P., Do-Xuan-Hop et Hach: Données pondérales et métriques concernant 39. 352 nouveau-nés des différantes races de l'Indochine. Trav. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine II, 129—147, 1937.

Huard, P.: Les Mnongs. Trav. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine (Sec. Anthrop.) III, 261—268, 1938.

Huard, P., Nguyen-Xuan Nguyen et Hach: Recherches sur l'oeil des Indochinois et sur ses annexes. L'Anthrop. XLVIII, 29—54, 1938.

Huard, P., Saurin, E. et Nguyen-van-Duc: Recherches craniologiques chez les Indochinois. Bull. Serv. Géol. Indochine XXIV, 1938.

Huard, P. et Bigot, A.: Les caractéristiques anthropo-biologiques des Indochinois. Trav. Inst. Anat. Ec. Sup. Méd. Indochine (Sec. Anthrop.) IV, 225 pp., 1938.

Knosp, G.: Annamitische Volkstypen. Globus LXXXI, 123—126, 1902.

Kromer, H.: Notes sur quelques populations de Birmanie. Rev. Anthrop. XXIII, 358—360, 1913.

Lannelongue: Une fonction supplémentaire du pied dans la race jaune. L'Anthrop. XXI, 373—374, 1910.

Machado de Sousa, O.: Les types morphologiques constitutionnels chez les Indochinois et les Malgaches. Etude sur la possibilité d'une application générale des méthodes typologiques humaines et sur la concordance race-constitution. L'Anthrop. XLIV, 525—556, 1934.

Madrolle, C.: Indochine du Nord, Indochine du Sud. 2 Vols., Paris 1925/26.

Maître, L.: Groupes ethniques de l'Indochine française. 63 pp., 100 pl., Saigon 1937.

Maurel, E.: Etude anthropologique du peuple Khmer. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris IX, 416—425, 1886.

Maurel, E.: Etude anthropologique et ethnographique du royaume de Cambodge. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 2, III, 442—468, 1888.

Maurel, E.: Mémoire sur l'anthropologie des divers peuples vivant actuellement au Cambodge. Mém. Soc. Anthrop. Paris IV, Sér. 2, 459—535, 1893.

Maupetit, G.: L'homme, type laotien. Rev. Indochin. 316—318. 1913.

Maupetit, G.: Essai de psychologie laotienne. Rev. Indochin. 629—656, 1913.

Michaut: Du pied préhensile chez le Japonais et l'Annamite. Bull. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 4, V, 241—254, 1882.

Mondière: Sur l'anthropologie, la démographie et la pathologie de la race annamite. Bull. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 2, IX, 117—121, 1874.

Mondière, M.: Sur la monographie de la femme de la Cochinchine. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris III, 250—261, 1880.

Mondière, A. T.: Les races de l'Indo-Chine. Rev. Anthrop., Sér. 2, V, 676—684, 1882.

Monod, G. H.: Comment ils pensent: les Cambodgiens. 95 pp., Paris 1931.

Morice, A.: Sur l'Anthropologie de l'Indochine. Bull. Soc. Anthrop. Paris Sér. 2, X, 139—154, 1875.

Néis, P. et Septano: Rapport sur un voyage d'exploration aux sources du Dong-Nai. Excursions et Reconnaissances No. 10, 15—80, 1881.

Néis, P.: Mensurations de sept crânes de sauvages Mois (Cochinchine). Bull. Soc. Anthrop. Paris Sér. 3, XV, 531—535, 1882.

N. N.: Nuove ricerche antropologiche del Barone Eickstedt. Boll. R. Soc. Geogr. Italiana. Ser. V, IV, 415—416, 1939.

N. N. (Service Géogr. de l'Indochine): Atlas de l'Indochine. 46 Karten, o. O., o. J.

Paris, C.: L'Annamite, ses caractères ethniques. L'Anthrop. II, 185—200, 1891.

Patte, E.: Etude d'un squelette humain de Dông-Son (Annam). Bull. Ec. Franç. Extrême-Orient XXXIV, 617—637, 1934.

Petri, H.: Siamesenschädel. Anthrop. Anz. XI, 253—259, 1934.

Pouvourville, A.: Les métis en Indochine. Congr. Colonial Franç. 1908, 522—528, 1908.

Pouvourville, A.: Comment ils pensent: l'Annamite. Praehist. Asiae Orient. 155 pp., Hanoi 1932.

Raffegeand: Remarques sur les types indochinois. Bull. Soc. Ethnol. Indochin. Saigon Sér. 2, 105—109, 1888.

Robert, C.: Mensurations d'indigènes du Haut-Tonkin. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris Sér. 6, IX, 33—35, 1918.

Roux: Contribution à l'étude anthropologique de l'Annamite tonkinois. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 5, VI, 321—350, 1905.

Sambuc, H.: Enquête sur la question des métis. Rev. Indochin. 201—209, 1913.

Seidenfaden, E.: The races of Indochina. J. Siam Soc. XXX, 1, 57—59, 1937.

Sergi, G.: Crani Siamesi. Bull. R. Accad. Med. Roma VI—VII, 274—286 1890.

Tildesley, M. L.: A first study of the Burmese skull. Biometrika XIII, 176—262, 1921.

Thorel: Notes anthropologiques sur l'Indo-Chine, pp. 289—334 in Garnier, F.: Voyage d'exploration en Indo-Chine effectué pendant les années 1866, 1867 et 1868 par une commission française présidée par M. le Capitaine de Frégate Doudard de Lagrée. II, 523 pp., Paris 1873.

Turner, W.: Contributions to the craniometry of the people of the Empire of India. I. The hill tribes of the northeast frontier and the people of Burma. Trans. Royal Soc. Edinburgh XXXIX, 703—747, 1899.

Turner, W.: Contributions to the craniometry of the people of the Empire of India. IV. Bhils, Frontier tribes of Burma, Pakokku tribes, South Shan tribes, Tibetans. Trans. Royal Soc. Edinburgh XLIX, 705 bis 734, 1913.

Verneau, R.: Note sur la collection de crânes siamois de M. Bel. Bull. Mus. Hist. Nat. III, 8—10, 1897.

Verneau, R. et Pannetier: Contribution à l'étude des Cambodgiens. L'Anthrop. XXXI, 279—317, 1921.

Zaborowski, S.: Les sauvages de l'Indochine. Caractères et origines. Bull. Soc. Anthrop. Paris Sér. 4 VI, 198—212, 1895.

Zaborowski, S.: Mensurations de Tonkinois. Les dolichocéphales chinois de l'Indochine. Crânes tonkinois et annamites. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris I, Sér. 5, 319—328, 1900.

Zaborowski, S.: Origine des Cambodgiens. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 4, VIII, 38—59, 1897.

ε) Japan

Akabori, E.: Crania nipponica recentia. I. Analytical inquiries into the nonmetric variations in the Japanese skull according to age and sex. Jap. J. Med. Sci. Anat. IV, 61—315, 1933.

Ando, S.: Rassenbiologische Untersuchungen über die Stadt-Bewohner sowie Dorfbewohner im Hokuriku-Distrikt Japans. Rassenbiol. Untersuch. Hyg. Inst. Med. Fakultät Kanazawa V, 217—236, 1938.

Ayrton, M. C.: Recherches sur les dimensions générales et sur le développement du corps chez les Japonais. Diss. 46 pp., Paris 1879.

Baelz, E.: Die körperlichen Eigenschaften der Japaner. Messungen und Beobachtungen an Lebenden. Mitt. Dtsch. Ges. Nat. Völkerk. Ostasiens III, IV, 330—359, 35—103, 1883/85.

Baelz, E.: Die Riukiu Insulaner, die Aino und andere kaukasierähnliche Reste in Ostasien. Corr. Bl. Dtsch. Ges. Anthrop. XLII, 187—191, 1911.

Baelz, E.: Die Menschenrassen Ostasiens mit spezieller Rücksicht auf Japan. Z. Ethnol. XXXIII, 166—190, 1901.

Baelz, E.: Anthropologie der Menschenrassen Ostasiens. Z. Ethnol. XXXIII, 202—222, 1901.

Baelz, E.: Über die Todesverachtung der Japaner. 46 S., Stuttgart 1936.

Chantre, E. et Bourdaret, E.: Esquisse anthropologique des Coréens. Bull. Soc. Anthrop. Lyon XXI, 222—238, 1902.

Choi, M. H.: The head measurement in living Koreans. (In relation to age, weight and stature.) J. Severance Union med. Coll. Keijo II, 63—72, 1935 (Ref. Jap. J. Med. Sci. I. Anatomy VI (268), 1937.)

Collignon, R.: Etude sur la couleur des yeux et des cheveaux au Japon. L'Anthrop. II, 676—680, 1891.

Doenitz, W.: Bemerkungen über Ainos. Mitt. Dtsch. Ges. Naturk. Völkerk. Ostasiens I, 61—67, 1874.

Doenitz, W.: Über die Abstammung der Japaner. Mitt. Dtsch. Ges. Naturk. Völkerk. Ostasiens I, 39—41, 1875.

Elderidge, S.: Notes on the crania of the Botans of Formosa. Trans. Asiatic Soc. Japan V, 158—169, 1877.

Fürst, L.: Die Rassenschönheit der Japanerinnen. Pol. Anthrop. Rev. II, 328—330, 1903/04.

Gundert, W.: Der japanische Nationalcharakter (im Anschluß an das Buch von Prof. Y. Haga: Kokuminsei Jûron). Mitt. Dtsch. Ges. Naturk. Völkerk. Ostasiens XXVI, Teil E. S. A. 21 S., 1934.

Haberer, K. A.: Die Menschenrassen des Japanischen Reiches. Z. Ethnol. XXXVII, 941—944, 1905.

Härtel: Die in Großjapan lebenden Menschenrassen nach ihrer biologischen Einstellung. Nova Acta Leopoldina N. F. I, H. 2/3, S.-A. 10 S., o. J.

Hamy, E. T.: Les négritos à Formosa et dans l'archipel japonais. Bull. Soc. Anthrop. Paris Sér. 2, VII, 843—858, 1872.

Hamy, E. T.: Documents sur l'anthropologie de la Corée. Bull. Mus. Hist. Nat. Paris II, 129—131, 1896.

Ishii, Sh.: The island of Formosa and its primitive inhabitants. Trans. Jap. Soc. XIV, 38—60, 1917.

ten Kate, H.: Zur Psychologie der Japaner. Globus LXXXII, 53—56, 1902.
ten Kate, H.: Anthropologisches und Verwandtes aus Japan. Int. Centralbl. Anthrop. verwandte Wiss. VII, 259—329, 1902.
ten Kate, H.: Notes détachées sur les Japonais. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris IX, Sér. 5, 178—195, 1908.
Kato, Y.: Physisch-anthropologische Untersuchung über die Hida-Bewohner. Rassenbiol. Unters. Hyg. Inst. Med. Fakultät Kanazawa VII, 1—105, 1939.
Kato, Y. u. Samejima, M.: Physisch-anthropologische Untersuchung über die Satuma-, Osumi-, Anamiôsima- und Riyûkyû-Insulaner. Rassenbiol. Unters. Hyg. Inst. Med. Fakultät Kanazawa VII, 107—122, 1939.
Kämpfer, E.: Geschichte und Beschreibung von Japan. 2 Bde., Lemgo 1777, 1779.
Klenke, W.: Zur Anthropologie japanischer Wettkämpfer. Z. Rassenk. VIII, 151—161, 264—293, 1938.
Koganei, J.: Über die Bewohner von Japan. Globus LXXXIV, 101—106, 1903.
Koganei, Y.: Über Schädel und Skelette der Koreaner. Z. Ethnol. XXXVIII, 513—535, 1906.
Koganei, Y.: Zur Frage der Abstammung der Aino und ihre Verwandtschaft mit anderen Völkern. Anthrop. Anz. IV, 201—207, 1927.
Koganei, Y.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Aino. 1. Untersuchungen am Skelett. 2. Untersuchungen am Lebenden u. Nachtrag zu 1. Mitt. Med. Fak. Kais. Jap. Univ. II, Sér. 1, 249 S., II, Ser. 2, 251—404, 1893—1894.
Koike, M.: Zwei Jahre in Korea. Int. Arch. Ethnogr. IV, 1—44, 1891.
Koya, Y.: Rassenkunde der Aino. 269 S., Tokyo 1937.
Koya, Y., Mukai, T., Aoki, Y. u. Suzuki, S.: Physisch-anthropologische Forschungen über die Hokuriku-Japaner. Rassenbiol. Unters. Hyg. Inst. Med. Fakultät Kanazawa IV, 1—276, 1937.
Koya, Y. u. Takabatake, T.: Beitrag zur Untersuchung des konstitutionellen Befindens der Schulkinder Japans. Rassenbiol. Unters. Hyg. Inst. Med. Fakultät Kanazawa VII, 123—136, 1939.
Kubo, T.: Beiträge zur physischen Anthropologie der Koreaner. I. Metrischer Teil. Mitt. Med. Fak. Kais. Jap. Univ. Tokio XII, 686 pp., 1913.
Kubo, T.: Physical anthropological study of the Korean people. China Med. J. XXXI, 523—550, 1917.
Lefèvre, H. et Collignon: La couleur des yeux et des cheveaux chez les Ainos. Rev. Anthrop. Sér. 3, IV, 129—141, 1889.

Matsumura, A.: On the cephalic index and stature of the Japanese and their local differences. A contribution to the physical anthropology of Japan. J. Facul. Sci. Imp. Univ. Tokyo V, Anthrop. I, 1—312, 1925.

Matsumura, A.: Further notes on anthropometric measurements of the aborigines of Formosa. Proc. Imp. Acad. IV, 408—409, 1928.

Matsumura, A.: The aborigines of Formosa with a note on alleged crisp-haired people in the island. Proc. Fourth Pacific Sci. Congr. S.A. 1 S., 1929.

Montandon, G.: Ainou, Japonais, Bouriates. L'Anthrop. XXXVII, 97—124, 329—354, 1927.

Montandon, G.: Au pays des Ainou. Exploration anthropologique. 240 pp., Paris 1928.

Mori, O. und Kameko, U.: Über die Hautfarbe der erwachsenen Japaner. Nihon Ika. Daig. Z. Tokyo VI, 1125—2247, 1935 (Ref. Jap. J. Med. Sci. I. Anatomy VI, (255), 1937.)

Murata, S.: Rassenbiologische Untersuchung über die Tokai-Japaner. Rassenbiol. Unters. Hyg. Inst. Med. Fakultät Kanazawa II, 1—164, 1936, III, 1—136, 1937.

Nagai, S.: Die Körperkonstitution des Japaners. S. 425—509 in Brugsch, Th. u. Lewy, F. H.: Die Biologie der Person. Bd. II, 1114 S., Berlin-Wien 1931.

Ohta, K.: Die Indexberechnung der drei Körpertypen Kretschmers be japanischen Frauen. Seishin-Shinkei Z. Tokyo XXXVIII, 487—515, 1935 (Ref. Jap. J.Med. Sci. I, Anatomy VI, (271), 1937).

Ohyama, I.: Normaltypus und Variationsbreite des Japaners. Lebensversicherungs-Ges. Fukujiu, 10 Tafeln, Nagoya 1926.

de Quatrefages, M.: Obervations sur une note du docteur Maget relative aux races japonaises. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 3, VI, 651 bis 657, 1883.

Roux, M.: La prostituée japonaise au Tonkin. Bull. Mém. Soc. Anthrop. Paris, Sér. 5, VI, 203—216, 1905.

Rożdestvenskij, A. G.: K'antropologii japoncev. Russk. Antrop. Ž. VIII/1, 43—54, 1912.

Satō, M. u. Kohama, M.: Anthropologische Studien über die Süd-Koreaner. Jinrui Z. LIII, 419—428, 1938. (Ref. Jap. J. Med. Sci. I. Anat. VIII (112), 1941.

Scheube, B.: Die Ainos. Mitt. Dtsch. Ges. Naturk. Völkerk. Ostasiens III, 220—249, 1882.

v. Schrenk, L.: Reisen und Forschungen im Amurland in den Jahren 1854 bis 1856. Teil 3: Die Völker des Amurlandes. St. Petersburg, Kais. Akad. Wiss. 2 Bde., 1881—1895.

v. Siebold, P. F.: Nippon, Archiv zur Beschreibung von Japan. 2 Bde., Amsterdam 1832 (2. Aufl. Würzburg 1897).

Spier, L. A.: The growth of Japanese children born in America and in Japan. Univ. Washington Publ. Anthrop. III, 1—30, 1929.

Stratz, C. H.: Die Körperformen in Kunst und Leben der Japaner. 196 S., Stuttgart 1902.

Suzuki, P. M.: The body build of American-born Japanese children. Biometrika XXV, 323—352, 1933.

Takabatake, T.: Forschung über die Wachstumsvariationen der Rassenform und deren Eigenart. Rassenbiol. Unters. Med. Fak. Kanazawa III, 223—246, 1937.

Tarenetzky, A.: Weitere Beiträge zur Craniologie der Bewohner von Sachalin. Aino, Giljaken und Oroken. Mém. Acad. Imp. Sci. St. Petersburg, Ser. 7, XLI, 1—45, 1893.

Thunberg, K. P.: Reise durch einen Teil von Europa, Afrika und Asien, hauptsächlich in Japan in den Jahren 1770—1779, 3 Bde. o. J.

Török, A.: Über den Yézoer Ainoschädel aus der ostasiatischen Reise des Herrn Grafen Béla Széchenyi und über den Sachaliner Ainoschädel des königlich zoologischen und anthropologisch-ethnographischen Museums zu Dresden. Arch. Anthrop. XXVI, 95—315, 1900.

Toldt, C.: Die Japanerschädel des Münchener anthropologischen Instituts. Arch. Anthrop. XXVIII, 143—183, 1903.

Torii, R.: Etudes anthropologiques. Les aborigines de Formose. J. Coll. Sci. Univ. Tokyo XXXII, Art. 4, 1—75, 1912.

Yagasaki, T.: Zur Konstitutionsforschung der Landbewohner von Hokuriku. Rassenbiol. Unters. Hyg. Inst. Med. Fak. Kanazawa II, 165—253, 1936.

KURZES STICHWORTVERZEICHNIS

Achiki 505
Aditanallur 302, 416
Agastya 427
Ai^{1}-lau^{2} 200, 220
Ainu 483, 495, 497, 502, 504
Ajanta 410, 412
Amaterasu 509
Ammianus 62
Āndhra 412, 418, 419, 420, 431
Angkor 213, 318, 319, 321, 324
Angkor Thom 328
Angkor Vat 328
Annamiten 249, 253, 267, 274, 362, 558
An^{1}-yang^{2} 79, 92, 99
Aoshima-Typus 485, 495
Arier 350, 422, 424, 447
Assam 207, 209, 231
Attila 34, 51, 55
Au Lac 261, 262
Austroasiatisch 299, 414
Austronesisch 299, 304
Ava 212
Awaren 53
Ayuthia 213, 319, 337

Ba^{1} 117, 119, 189, 198
Bacsonien 79, 295, 302
Bahnar 277, 344, 351, 354, 557, 559
Baiga 401
Bai^{2}-i^{2} 197, 374
Bai^{3}-Yüä^{4} 247
Bandkeramik 84
Barsur 439
Bastar 439
Bau^{1}-sï^{4} 103
Bayon 328, 330
Bellary 302
Bhārata 412, 422, 423
Bhāratavarṣa 423
Bia Than Chan 361
Birma 212, 224, 231, 468, 558
Bo^{2}-jen^{2} 189, 194
Boloven 277, 344, 353, 557
Bracho-indider Typus 411, 412
Brasilien 520
Bronzeguss 75
Bronzetrommeln 248

Cao Bang 261
Carpini 63
Cattigara 318
Chaban 269, 284
Chāḷukya 418, 419
Chê-bông-nga 284
Chema 277, 344, 348
Chengtu 174, 190, 193
Chēra 418, 419, 429
Chhattisgarh 417, 434
Chieng-mai 213, 223
Chieng-rai 213
Choḷa 418, 429
Choshiu-Typus 492, 494
Chota Nagpur 352, 418, 431, 433, 440, 441
Cuddapah 302, 398

Da^{4}-hsia^{3} 43
Daimyos 487, 507, 514
Dakṣiṇāpatha 422, 429, 431
Da^{4}-liang^{2}-schan^{1} 162, 375
Dan^{3}-fu^{4} 40, 59, 101, 379
Dang^{3}-Hsiang^{4} 136
Dāsa 423
Dasyu 423, 431
Da^{4}-wan^{3} 45
Di^{2} 38, 116
Diän^{1} 121, 196, 204, 207
Djiän^{4}-tschang^{4}-Tal 162, 164
Djiaü^{1}-dschï^{3} 263, 266, 285, 315
Djing^{1} 109, 115, 116
Dong-thuoc-Typus 296, 302
Drawidisch 350, 410, 448
Druckzentrum 7, 69, 290, 302, 306
Dschang^{1}-tjiän^{1} 44

Dscharai 277, 342, 346, 348, 356, 557
Dschengeli 341, 430
Dschën[1]-la[4] 313, 315
Dschingiskhan 34, 59
Dschou[1] 41, 96
Dschou[1] Da[2]-guan[1] 329, 463
Dschou[1]-kou[3]-diän[4] 16, 79
Dschuang[4] 151
Dschu[1]-go[2]-liang[4] 203, 248
Dschung[4]-djia[1] 189
Dung[1]-hu[2] 42, 55
Dvāravatī 213, 315, 319

Eiszeit 25

Fan[1] 135, 137
Fang[3]-yän[4] 71
Fu[2]-nan[2] 312, 315, 316

Gaṅga 418, 419
Gia Long 285
Gilgamesch 407, 408
Goewa Lawa 296, 302
Go[2]-lo[2]-föng[4] 208
Gond 420, 433, 440, 441
Gondider Typus 559
Gondwana 419, 442
Gou[1] Djän[4] 125
Grazil-indider Typus 410, 412
Gupta 419

Hakka 387, 462
Hallux varus 263
Hanuman 430
Harappa 302, 408
Haripunjaya 213, 319
Herodot 50
Hippokrates 51
Ho 401, 415, 420, 557
Hoabinhien 295, 302
Hsia[3] 91, 115, 116, 137
Hsia[4]-min[2] 149, 159, 245
Hsi[2]-fan[2] 229
Hsing[1]-hsing[1] 200, 280
Hsi[4]-nu[2]-lo[2] 206
Hsiung[1]-nu[2] 32, 42
Hsüan[2]-Dschuang[3] 418, 428
Hu[2] 42
Huai[2]-I[2] 105, 116
Huang[2]-di[4] 39, 98
Hué 255, 277, 286, 346
Hunnen 43, 61, 412, 438
Huo[4] Tjü[4]-bing[4] 58
Hypergamie 424

I[2] 133, 483
Indianer 354, 356
Indide 394, 404, 406, 444
Indogermanen 31, 48, 96
Indrapura 207
Ise 501, 502
Ivo 63

Jagdalpur 433
Japhetitisch 32
Java 293, 301, 302, 306, 472
Jimmu-Tenno 500, 501
Ji[4]-nan[2] 279, 315
Jomon 485
Jordanis 61, 66
Juang 557, 560
Jung[2] 38, 46, 116

Ka 201, 250, 255, 257, 346, 391
Kadr 402, 557
Kalmücken 558
Kän 206
Kambodscha 277, 313, 337, 342, 464, 559
Kāmboja 412, 422, 423
Kampong Cham 277, 285
Ka Mu 228, 557, 561
Kāncīpuram 427
Kanikar 402
Kanker 440
Kapu 557, 560
Karafuto 502, 522
Ka Tong Liang 228
Katschin 224, 558
Kaudinya 313
Kāvirippūmbaṭṭinam 428
Khond 407, 420, 557, 559
Kirāta 362, 420, 422
Kien-tschang-Tal 117
Kirgisen 48, 290
Kitan 504
Kiushiu 495, 501, 521
Kmer 319, 284
Kokurye 504
Kolonisation 196, 210, 365, 417, 461, 520
Korea 476, 504, 518
Korku 401, 414, 415, 557
Korye 480
Kotschinchina 269, 285, 286, 342
Krischna 427
Kṣatriyas 317, 437
Kubilai 209, 506
Kumaso 490, 502, 504

Kun[1] 41, 116
Kung[3]-fu[1]-dsï[3] 100
Kuoy 277, 309, 333, 338, 557
Kuṛaver 399, 422
Kurikcher 431, 557
Kurmi 557, 560
Kuroshio 490, 498
Kurumber 402, 557, 560
Kurye 502
Kuschan 46, 55

Lan-Xan 207, 215
Lao 200, 220, 226, 234, 239, 260, 392, 557, 559
Laokay 255
Lavapura 213
Lawa 223
Le-van-Hu'ü 252
Li 83
Li[2] 156
Liang[2] 109, 116, 117
Liau[4] 123, 124, 138, 152, 161, 300
Liau[4]-ho[2] 29, 30, 37, 83, 91
Lin[3]-djün[2] 189, 192
Lin[2]-i[4] 280, 282, 316
Li[4]-su[4] 162, 167, 224, 557
Lolo 162, 165, 170, 374, 416, 557
Luang Prabang 215, 226, 255, 287, 301
Lü 223, 557, 559
Luk Tschin 464
Lung[2]-schan[1] 90
Ly By 264

Madhyadēśa 422, 423
Ma[3] Duan[1]-lin[1] 110, 122
Magadha 419, 424, 437
Mahābhārata 423
Mahārāṣṭra 412, 419, 425
Malaya 301, 469, 472, 559
Malayo-Polynesisch 275, 277, 358
Malabar 418, 426, 431
Malakuṭa 419, 421
Malide 396, 560
Man 38, 106, 154, 255, 557
Man[2]-i[2] 371, 379
Mandschurei 461, 477, 519, 522
Mao-schan 204, 207, 212
Marco Polo 173, 193, 209, 279, 506
Mardia 557, 559
Mattenkeramik 82
Mau[4]-dun[4] 44, 55, 56
Megasthenes 437
Melaneside 295
Melanesien 305
Melanide 396, 400, 425, 561
Mëng[2] 205, 208
Menschenopfer 87, 101, 432
Meria 432
Miao 52, 73, 130, 137, 152, 255, 416, 557, 558
Mikronesien 305
Mimana 480, 502, 504
Min[2]-djia[1] 229
Min-huong 464
Min[3]-Yüä[4] 150, 315
Mison 269, 278, 283, 284
Miyato-Typus 485, 496
Mohenjo Daro 302, 405
Moi 257, 276, 277, 287, 341
Mongolen 59, 60, 62, 67, 209, 461, 496
Monkmerier 122, 154, 201, 225, 298, 414, 415
Mo-so 162
Mou[4]-dun[4] 34
Munda 299, 350, 401, 409, 415, 420, 441, 557, 561
Muong 255, 256, 258, 341, 557

Nāgas 314, 422, 423, 424, 427, 428, 440, 449,
Nala 408
Nan[2]-dschau[4] 170, 206, 207, 315
Nan[2]-dschung[4] 40
Narbada 409, 411
Neanderthaler 17
Negrito 317, 338, 349, 402, 561
Nhang 214, 255, 256, 259, 557, 561
Nhatrang 277, 279, 286
Nibelungenlied 66
Niśadha 422, 431
Nordrasse 31, 47
Nosu 171
Nou[3]-wu[2]-tu[4] 72
Nung 214, 255, 256, 259, 557
Nung-tri-cao 264

Oberhöhle 20
Örl[2]-ya[3] 71
Okayamatypus 488, 496
Ongi 557, 561
Oraon 557, 560
Orissa 418, 420

Pagan 212, 319
Palämongolide 185, 289, 291, 489
Palaung 201, 393, 415, 557, 558
Pallava 418, 419, 428
Paller 557, 561
Pāṇḍya 418, 429
Pan²-hu²-Man² 122, 123, 160, 384
Panduranga 269, 273
Panyer 557, 560
Paraśurāma 427
Paria 557, 561
Parlakimedi 433, 435
Pegu 212, 315
Peiktsche 480, 502, 504
Pëng² 188
Phanrang 273, 285, 359
Philippinen 303, 305, 463, 466, 490
Pho-binh-gia-Typus 296, 302
Pithecanthropus erectus 293, 302
Pnom Penh 313, 337, 464
Pnong 338, 344
Po Nagar 269, 276, 279
Po Romé 207, 361
Porr 277, 309, 338, 344, 557, 559
Porte d'Annam 268, 269, 284
Priscus Rhetor 51
Proto-Melanide 290, 291
Proto-Melaneside 290, 291
Pu⁴-man² 201, 415
Punti 462
Radé 276, 277, 346, 348, 356, 557, 559
Rajputen 437, 441, 557
Raglai 277, 346, 348, 557
Rāma 427, 439
Rāmāyaṇa 427, 439
Ranchi 433
Rassendynamik 3, 7
Rautiya 431, 557
Rāvaṇa 427
Rishi 427

Saiśunāga 424
Samudragupta 429
Samurai 496, 511, 514
San Miao 133, 135, 137, 143
Sanskrit 427, 428, 447
Santal 401, 414, 415, 420, 557, 561
San¹-We² 133, 136
Sarmaten 50, 55
Satsuma-Typus 492, 494, 502
Schan 204, 219, 239, 319, 393, 557, 559
Schang¹ 37, 92, 97, 115
Schan²-Yü² 44, 58
Schnurkeramik 83
Schrift 98, 164, 217, 273, 406
Schu³ 117, 119, 189, 192
Schu³-Han⁴ 192, 204
Schulterbeil 298, 302, 401, 414
Schuo¹-wën² 71
Schwarzknochen 163
Sedang 277, 343, 344, 352, 557, 559
Seidenstraße 37
Semang 557, 561
Siamesen 561
Siangyang 122
Sibirien 31, 49, 96, 142, 483
Sikh 408, 557
Silla 480, 502, 504
Sï¹-ma³ Tjiän¹ 54, 110, 111
Simhapura 272, 282, 284
Sinanthropus 16
Singapore 471
Singanpur 399
Sinide 21, 71, 80, 182
Skythen 32, 46, 55, 96, 412
Somrong-sen 302, 310
Song-ba 276, 346
Sora 401, 414, 415, 557
Śrīvijaya 275, 302, 306, 318, 358, 471
Steppenkorridor 35, 68, 143, 146, 178, 290, 292, 398
Südwaldsperre 73, 290, 292, 302, 303, 304, 338
Suifu 190, 193, 194
Sukotai 213, 319
Suoy 277, 345, 557
Supan 213
Szechuanesen 557, 558

Tai 71, 105, 179, 219, 239, 266, 306, 498
Tali 205
Tamil 411, 426
Tam-pong 296
Tapti 409, 411
Tatauieren 246, 499

Taunggu 207, 212
Tcham 272, 277, 319, 334, 346, 358, 557, 561
Tchamtürme 271
Telugu 412, 426
Tenno 509
Thailand 212, 213, 335, 465
Tho 214, 255, 256, 258, 557
Tibet 142, 174, 208, 461
Tiergeflechtmuster 93, 96
Ting 83
Tiyer 557, 561
Tjiang[1], 41, 101, 135, 137, 142, 191
Tji[3] Lau[3] 136
Tocharer 32, 37, 43, 47, 175
Toda 483, 560
Tokugawa 513, 516
Tonking 155, 231, 252, 269, 558
Tonlé-Sap 269, 308, 318
Tran-ninh 142, 146, 155
Tritsu 412, 422, 423
Triu-da 262
Trung 249, 264
Tschu[3] 71, 117, 118, 120
Tsin 117, 120, 126
Tsuan[4] 166
Tsukumo-Typus 485, 496, 497
Tuareg 168
Türkvölker 42, 48, 290
Tungide 29, 92, 181, 488, 496
Turfan 29, 47, 55
Tu[3]-yü[4]-hun[4] 142

Unruhezentrum 34, 69
Uryā 435, 557
Van-Lang 262
Vientiane 215, 255
Vierkantbeil 300, 302
Viet 260
Viet-Nam 262, 315
Vijaya 269, 272, 284
Viśvāmitra 431

Wa 201, 415
Wadjak 293, 302
Walzenbeil 297, 302, 401
Wani 505
Weddide 186, 241, 288, 296, 306, 352, 396, 557, 560
Weißknochen 163
Wei-Tal 105
We[1]-ning[2] 138
Wën[2]-Wang[2] 41
Wirtschaft 10, 28, 140, 176, 307
Wo[1] 498
Wo-ni 162
Wu[2] 72, 117, 119, 125, 379, 499, 504
Wu[1]-man[2] 123, 138
Wu[1]-sun[1] 32, 46, 55

Yä[4]-lang[2] 204, 207, 384, 389
Yakonintypus 491, 495
Yámato 486, 501, 502, 504
Yang[2] 109, 116, 118
Yang[3]-schau[2] Tsun[1] 20, 79, 84, 86, 89, 311
Yao 119, 122, 123, 148, 149, 373, 557
Yayoi 488, 497
Yüä[4] 117, 125, 244, 384, 499
Yüä[4]-schï[4] 32, 52, 55, 142, 412
Yü[3]-gung[4] 74, 108, 116
Yü[4]-mën[2] 21, 29, 30, 37, 84, 104
Yünnanesen 557, 558